Univ. of
Toronto
Library

Deutsche Rundschau

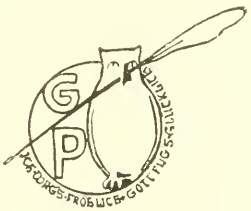
Herausgegeben

von

Julius Rodenberg

Band CLV

(April — Mai — Juni 1913)



Berlin

Verlag von Gebrüder Paetel

(Dr. Georg Paetel)

130816
24/1/14

Amsterdam, A. Dupont. Meulenhoff & Co. — **Athen**, Eleftheroudakis & Barth. — **Barcelona**, Libreria nacional y extranjera. — **Basel**, Basler Buchhandlung Ad. Geering. Georg & Co. — **Boston**, Castor & Co. — **Budapest**, Grills Hofbuchh. Friedr. Kilians Nachfolger. — **Buenos-Aires**, J. Peuser. van Woerden & Cia. — **Bukarest**, Socec & Co. — **Chicago**, A. Kroch & Co. — **Cincinnati**, The A. E. Wilde Co. — **Dorpat**, J. G. Krüger. — **Genf**, Georg & Co. — **Johannesburg** (Süd-Afrika), Herrmann Michaelis. Postfach Nr. 2664. — **Kairo**, F. Diemer Nachf. — **Kapstadt**, Herrmann Michaelis. — **Konstantinopel**, Otto Keil. — **Kopenhagen**, A. F. Hoest & Sohn. Lehmann & Stage. C. A. Reitzel. — **Kristiania**, Cammermeyers Boghandel. — **Liverpool**, Charles Scholl. — **London**, Dulau & Co. D. Nutt. Siegle & Co. K. Paul, Trench, Trübner & Co. Williams & Norgate. — **Luzern**, Prell & Eberle. Räber & Co. — **Lyon**, H. Georg. — **Madrid**, Libreria nacional y extranjera. — **Mailand**, U. Hoepli. — **Moskau**, J. Deubner. Industrie- und Handelsgesellschaft M. O. Wolff. Alexander Lang. Sutthofffsche Buchh. — **Neapel**, Detken & Rocholl. F. Furchheims Nachf. (Emil Praff). — **New-York**, The International News Company. G. E. Stechert & Co. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. — **Odessa**, Emil Berndts Buchh. — **Paris**, W. Fischbacher. Haar & Steinert. H. Le Soudier. F. Vieweg. — **Petersburg**, Industrie- und Handelsgesellschaft M. O. Wolff. A. Isler. K. L. Ricker. — **Philadelphia**, Schaefer & Koradi. — **Porto-Alegre**, Krahe & Cia. — **Reval**, Kluge & Ströhm. Ferd. Wassermann. — **Riga**, E. Bruhns. J. Deubner. Jonck & Poliewsky. N. Kymmels Buchh. W. Mellin & Co. — **Rom**, Loescher & Co., Hofbuchh. — **Rotterdam**, W. J. van Hengel. H. A. Kramers & Sohn. — **Schanghai**, Max Nößler & Co. — **Stockholm**, C. E. Fritzesche Hofbuchh. — **Valparaiso**, C. F. Niemeyer. — **Warschau**, E. Wende & Co. — **Wien**, Beck'sche Hofbuchh. (A. Hölder). Wilh. Braumüller & Sohn. Wilh. Frick. Gerold & Comp. Manz'sche k. k. Hof- u. Univ.-Buchh. Moritz Perles. Zeitungsbureau H. Goldschmiedt. — **Yokohama**, Max Nößler & Co. Winckler & Co. — **Zürich**, Adolf Bürdeke. C. M. Ebell. Meier & Ehrat. Rascher & Cie. Schultheß & Co. E. Speidel.

Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

AP
30
D4
Bd. 155

Inhaltsverzeichnis

zum

Hundertfünfundfünfzigsten Bande (April — Juni 1913).

		Seite
I.	Stephana Schwertner. Ein Steyrer Roman. Von **E. von Handel-Mazzetti.** (Fortsetzung.) V.	1
II.	Lebenserinnerungen. Aus dem Nachlaß von **Rochus Freiherrn v. Liliencron.** II.	31
III.	1813. Von **Gustaf Dickhuth.** II.	60
IV.	Disraeli im Parlament. 1837—1846. Von **Charlotte Lady Blennerhassett**	83
V.	Spanisch-portugiesische Burgen und Gärten. Von **Marie von Bunsen.** I.	109
VI.	Der Kampf wider die Konsumvereine	132
VII.	Die Edda. Von **Otto Pniower**	146
VIII.	Alfred Huggenberger. Von **Heinrich Moser** (Zürich)	149
IX.	Literarische Notizen	156
X.	Literarische Neuigkeiten	160
XI.	Stephana Schwertner. Ein Steyrer Roman. Von **E. von Handel-Mazzetti.** (Fortsetzung.) VI.	161
XII.	Lebenserinnerungen. Aus dem Nachlaß von **Rochus Freiherrn v. Liliencron.** (Schluß.)	192
XIII.	1813. Von **Gustaf Dickhuth.** III.	215
XIV.	Die Eisverhältnisse des Meeres. Von **Otto Baschin**	235
XV.	Spanisch-portugiesische Burgen und Gärten. Von **Marie von Bunsen.** (Fortsetzung.)	250
XVI.	Wichtige Probleme der Weltanschauung. Von **J. Reinke**	274
XVII.	Die parlamentarische Regierung in den britischen Tochterstaaten. Vom Vizeadmiral a. D. **P. G. Hoffmann**	289
XVIII.	Briefe aus alter und neuer Zeit. Von **M. B.**	312
XIX.	Eschenberg. Von **J. R.**	314
XX.	Literarische Notizen	316
XXI.	Literarische Neuigkeiten	318
XXII.	Fünfundzwanzig Jahre. Zu des Kaisers Regierungsjubiläum. Von **Gottlob Egelhaaf**	321

(Fortsetzung umstehend.)

		Seite
XXIII.	Stephana Schwertner. Ein Steyrer Roman. Von **E. von Handel-Mazzetti.** (Schluß.) VIII./IX.	328
XXIV.	An den Herausgeber dieser Zeitschrift	384
XXV.	Erich Schmidt. Von **Bruno Hake**	386
XXVI.	1813. Von **Gustaf Dickhuth.** V./VI.	394
XXVII.	Spanisch-portugiesische Burgen und Gärten. Von **Marie von Bunsen.** (Schluß.)	418
XXVIII.	Vom Wesen der Kunst. Von **Heinrich Bulle**	433
XXIX.	Quer durch Bulgarien. Vom **Grafen Vay von Vaya und zu Luskod.** E.A.S.M. A.P.	449
XXX.	Anton v. Werner. Von **M. B.**	468
XXXI.	Pro Graecia. Von **A. Thumb**	470
XXXII.	Die Meister des Farbenstichs. Von **Mela Escherich**	473
XXXIII.	Literarische Notizen	475
XXXIV.	Literarische Neuigkeiten	479

Stephana Schwertner.

Ein Steyrer Roman

von

E. von Handel-Mazzetti.

(Fortsetzung.)

V.

Zur gleichen Stunde, als Händel auf dem Ratssaal das erste Todesurteil seines Richterjahrs fällte, war in seinem Haus zu Vogelsang ein glänzender Konveniat von Anverwandten und Freunden, die alle aus der Stadt heraufgekommen waren, um dem jungen Hauptmann von Steyr zu seiner Erhöhung Glück zu wünschen.

Das Tafelzimmer mit dem güldnen Gevögel an den Wänden und der herrlichen hundertfarbigen Leuchtkrone aus Glas und Bronzo an der schwer eichenen Decke ward schier zu klein für die hochgebrämten Männer und die hochgegürteten und hochtoupierten Frauen und für die zarten Jungfräulein, deren Zahl auch gar nicht gering war. Da der Tag sich plötzlich so finster anließ, hatte Frau Helena die Leuchterkrone anzünden lassen, und im gelbschimmernden Licht von fünfzig Wachskerzen hatte die Prunkstube mit ihren in Samt und Seide, Gold und Perlen erstrahlenden Gästen ein Aussehen wie ein Fürstensaal, in dem die Sippschaft des Königs dem Königssohn huldigt.

Der Königssohn, oder vielmehr Händels Sohn, saß inmitten der ihn bewundernden und umschmeichelnden Sippe in seinem Schützenrock, doch noch ohne Hauptmannsbinde, da er sich nicht mit der verwetterten, blutgetränkten des Giefling schmücken will; er will keine fremden Federn zur Zier; er läßt sich eine Binde ganz in weißer Seide und Silber sticken, den Händlischen Hahnen auf den drei grünen Bergen darauf, und diese Binde wird er in einer Aktion einweihen, und er hofft, daß die soll ein Tag von Buda und Agria[1]) und nicht ein Putsch zu Steyr sein.

Herr Wolfgang zu Aichet, der ehrwürdige greise Senior des Hauses Händel, nickte mit dem großbärtigen bleichen Haupte; mit dem Hahnen, das wär fein Idea. „Hastu Heinrich ein fein gerissen oder gemalt Bild des Hahnen für zum Nachsticken, ich habe ein solches vom Gundelach machen lassen, du kannst es haben, und weißt du dir auch ein Weibsbild, die derlei Arbeit fein und künstlich genug macht, sie mueß zarte Finger darzu haben."

[1]) Ofenpest und Erlau.

Als dies Herr Wolfgang sagte, rückten die jungen Mägdlein aus dem Hause Händel, deren fast jede eine kleine Schönheit war, an ihren starrseidnen Röcken.

Sprach Maridl, Michel Händels Töchterlein: „I han der Muetter ein Gürtelband gestickt. Und der Maim ein gülden Rosen-Brustlatz.“ O wer doch dürft dem Heinrichen den Hahnen sticken, o den Hahnen sticken! Alle fünf zarten Finger wie gern zerstechet sie sich die.

„Meine Goldstickerin in Linz kann solche Sachen leidentlich,“ spricht Heinrich zum Großoheim. „Übrigens ist nit der Hahn, sundern die Aktion die Hauptsach.“

Und in seinem jungen Herzen denkt er: zarte Finger! die zartesten! Weiß, weiß wie der Schnee, aber so kühl. Kühl und zart seind die fromben Händ und ist die ganze frombe Stephana.

Michel Händel, dessen das große Haus ist, da Herr und Frau von Rainach einmal durch den Boden fielen, sprach im Donnerbaß: „Jawoll! Die Aktion ist die Hauptsach.“

Und Herr Adam Händel rief: „Laß wir die Aktion und den Helden leben.“

Die Frau Helena, die in sittichgrüner Seiden prunkte und mit einer ganzen Brigantina von Filigranschmuck überhangen war, stand mit rotblühendem Gesicht bei der Anricht und goß aus gebauchten Silberkrügen Wein in die Pokale für die Herren und häufte Mandelherzchen und Aneishütchen auf kristallene Schüsselein für das Mädchenvolk. Den bösen Morgen, was Übles sie redete und wie sie ihren Stiefsohn kränkte, hat sie ganz vergessen, und auch den Schrecken wegen der papistischen Rebellion hat sie fast schon überwunden, und jetzt sonnt sie sich im Glanz und in den Ehren des Heinrich, wie wenn sie seine rechte liebe Mutter wäre, und läßt sich von den fürnehmen Händlischen Comitiva bewundern, nämlich von den Männern. Die Frauen machen scheele Augen auf ihre Schönheit und Modepracht, und auch das ist schön; nur eines kränkt sie sehr: daß ihr Herr nicht zugegen ist, sie zu sehen, da er jetzt über die Rebellen zu Gericht sitzen muß. Jesus wenns nur schon aus wär und er wär bei uns.

Als sie den Wein zierlich in die Humpen, rote, weiße, grüne, ausschenkte, tat sich die Tür, die heute schon so oft gegangen war, wieder groß auf, und der alte Rotbart, der Berthold, torkelte herein und sprach: „Grueß zuvor, Herren Vettern und Frauen Maimen, i bi so frei und setz mi aa dazua. Gueten Heunt!“

Die ganze Gesellschaft rümpfte die Nasen, und Helena drehte ihm ihren mit grünem Atlas prall bespannten Rücken zu. Nur das kleine Lisel, das unter den Gästen umherlief, ihre zwei Buchsbaumdocken, Doktor und Harlekin, ans Herzlein gepreßt, schoß auf ihn zu und piepte: „Gueten Heunt, Onki, Mamma i hol ihn Kaiserbecher.“

Und der neue Hauptmann von Steyr kam über den Saal ihm mit einem Lächeln, davon dem Alten das Herz weit wurde, entgegen und bot ihm die Hand und rief: „Das ist schön, das du kombst, wir müssen uns ja noch schlagen, weißt du's? Setz dich zu uns und trink meine Gesundheit.“

Der alte Mann lachte und zwinkerte: „Bua, was alls fürbeigangen ist inmittels gestert und heunt.“ Er setzte sich an den mächtigen Eichtisch, wo schon viel Gläser funkelten und die Zuckerschälchen schimmerten, rechts zu Heinrich, wie dieser wollte. Heinrichs bisher verträumter und ernster Blick ward einen Augenblick fröhlich. Dagegen sahen die Vettern und Cousinen wie sieben Tag Regenwetter drein. Doch sieh, nun tanzte schon das kleine Lisel mit dem Kaiserhumpen herbei, die Mutter hatte ihr liebliches Betteln erhören und ihn füllen müssen; und ehe noch einer der stolzen Herren, an Ehren und Titeln reich, einen mit Latein und Bibelworten aufgeputzten Trinkspruch sich zurecht gelegt hatte, hob Berthold in der zottigen roten Zyklopenfaust seinen Humpen so hoch empor, daß sich alle Flammen des Kronleuchters im funkelnden Fichtelberger Glase brachen, und schrie mit mächtiger Stimme: „Dem steyrischen Hauptmann, unserm liaben Bueben, tapfern Mann und großen Helden bring i das. Der Heinrach soll leben!“

„Der große Held mueß erst ankommen, der Heinrach dankt dir schön; sollst auch leben!“ erwiderte der junge Hauptmann, und sein Glas klingte mit dem Humpen des Alten zusammen. Das gab einen Ton wie klares Silber; weil der Alte der einzige gewesen ist, der für die arme Stephana auf dem Rathaus ein gutes Wort sprach, darum klingt des jungen Hauptmanns Glas so hell wider das seine.

Die Vettern aber, bei denen der Alte in Acht und Bann war, seit er auf dem Rathaus für die Papistin geredt und dem Joachim widersprochen hatte, mußten jetzt auch wohl oder übel dran, ihm Bescheid zu tun, er hatte ihnen den Guten Morgen abgewonnen. — „Der frech ist, malt alleweil zuerst,“ sprach Michel seinem Sohn Hieremia ins Ohr.

Nachdem Berthold um den ganzen Tisch angestoßen hatte, setzte er sich wieder an Heinrichs Seite und strich sich den Rotbart, die Vettern boshaft anzwinkernd, über die wuchtige Nase hinauf, tät einen Zug aus seinem Humpen und fragte den Heinrich: „Herr Hauptmann zu Steyr, was vor ein Pferd werden Hochdero zu beschreiten belieben, wenn Sie nacher Wien reuten?“

Antwortet der lose Heinrich: „Kein futtergeiziges, item keins mit Spat.“

„Fratz, infamer! Spat!“ zeigte Berthold grimm und lustig seine Hauerzähne. „I han do koan Spat nöt! O Susanna, o Susanna, wann i krumpe Haxen hab, kann i nöt schiabn wie du mit deine Elfer.“

„Wer redt denn von dir?“

„Was vor ein Schwert wirstu aber führen, wenn du nach Wien reutst, Hauptmann von Steyr? Maßen dein Savoyer — rhm!“

Heinrich sah ihn an, froh und trotzig, und sah dann vor sich hin und zeichnete auf den Tisch.

Dann forderte er den Alten voll Übermut heraus und sagte: „Keinen Roßschinder nimb ich mir nach Wien nit mit und auch kein altes Sabel-Hackmesser, krumpes.“

„Herst nöt auf mitn Frozzeln, du —! Wart, i wir dir —“ griente der Alte und schlug sich auf die Knie. Dann sagte er, die Äuglein füchsisch

zuzwinkernd: „I han krumpe Haxen — ahan — aber dir hat sie das schönste Schwert brocha — ahan? —"

Heinrich kräuselte die schönen Lippen und zeichnete auf den Tisch.

Der Alte rückte schmunzelnd ganz nah an ihn: „Heinrach!" murmelte er, während die Vettern ringsum hoffärtig redeten. „Heinrach! I hob ghört, du warst heunt bei ihr, ihr Sacherl zruckgebn? — Hastu sie gesehn?"

Heinrich nickte und zeichnete auf dem Tisch.

„Ahan!" schnaufte Berthold, das ganze Gesicht voll Neubegier. „Wia hastu sie denn gfunden? Is's recht armsalig, schwachi, schwachi, gel," murmelte er mitleidsvoll, „as armi Mäuserl!"

Ein eigentümliches Leuchten war in Heinrichs Blick, als er trotzig abweisend sagte: „Dummes Zeug! Krank ist sie wohl noch, und das ist gar natürlich. Aber schwach und armsalig ist sie nicht, harb ist sie!"

„Wia? Harb ist sie?" raunte der Alte mit grell funkelnden Augen. „Wie so war sie harb, Heinrach?"

„Das wer i dir grad sagen."

„Asoda!" murmelte sanft der Alte.

„Ah, i woaß scho, da kimbt da Heinrach, hats gesagt, dem han i an Taucher geben und as Schwert war hin."

Heinrich schoß ihm einen lachenden schwarzen Blitz unter den schrägen Brauen hervor zu und trampelte mit den Füßen.

„Oho Heinrich!" rief Michel, „der wird ja gar schon marschierend, darf man fragen, wemb die Fehde giltet?"

„Der newen Vereinigunge päpstlicher Kammerdiener sunder Zweifel, die sich unter dem Namen Liga mit den katholischen Ochsenknechten von Steyr zum Schutze der heiligen unfehlbaren Kirche zusambengetan haben!" stellte Michaels Sohn, Hieremia Adam, der junge Gelahrt, der zweihundert Zitate aus Luthers Geschriften auswendig kann, seinen hochevangelischen auf den Leuchter.

„Päpstliche Kammerdiener und katholische Ochsenknecht kannst du bekriegen, wenn du willst, ich werde mir, wenn es zu einem Religionskrieg kombt, einen Juan d'Austria oder Herzogen von Medina als Gegenparten auswählen, oder die Schweizer des Papstes, welche landberühmte Helden seind," ließ Heinrich den Gelahrt abfahren, da stieß ihn Berthold vor Wonne unterm Tisch derb mit seinem Rosettenschuh an und kicherte: „oder die Schwertner Steffi, han."

„Aber ich denk fürs erst, nach allem was man hört, an den Türken!" fuhr Heinrich fort und gab seinem Oheim den Fußstoß unterm Tisch kräftig zurück. „Ich denke zuerst nach Buda, dann nach Kostantinopoli zu reuten und die Hagia Sophia evangelisch zu machen."

„Ahaaa? Ei, so, so!" riefen die martialischen Herren. „Das ist ein Hauptmann von Steyr, schaugts den an, jo den laß mer uns gfalln."

Die Fräulein aber quiekten angsthaft: „O, o, Kostantinopoli, das ist aber arg weit, lieber Cousän, und die Türken seind soviel grausamb und martern die Christenheit." Dann schwiegen sie alle still, denn Wolf der Händel,

der alte Weißbart, redete laut für sich hin mit sich selber: „Ja woll es ist recht, ein evangelischer Held auszieht ins Heidenland, dem Kaiser zu zeigen, was wir können.

Zu meines Vaters Zeit war der Türk in Losenstein, und viel steyrisches Blut haben die Brenner und Renner vergossen, von dazumals ist Brauch, daß die Schützen den Huy Kasim blasen. Damals habend evangelische Lanzknecht den Erbfeind bei Waidhofen geschlagen und 400 Türken ins Sattelhag gejagt, allwo die Bauern mit ihren Sengsten die Brut bis auf den letzten Mann vertilgten.

Auch Schwarzenberg, der Raab wiedergewann, ist ein Evangelischer gewesen; Gottes reines Wort gibt nit bloß Licht dem Geiste, sundern auch Kraft der Faust; wie Raab ist wiedergewunnen worden, warend auch Steyrer Schützen im Feld, und daher kombt auch dieses Lied, vom Zug nach Raab, das in die Neunzigerjahr soviel gesungen worden ist, i moan, Heinrich, du kannst es auch, es ist ein schön Lied und gemein bei den Schützen."

Heinrich fragte: „‚Nun wölln wir wider' — meint ihr das?"

„Ja, das meine ich," sprach der Alte. „Kannstu es singen?"

Heinrich zuckte seinen schönen Mund: „Wie halt ich singen kann. . ."

„Ja, ja, was denn, er kanns sehr gut!" fuhr mit ihrer mädchenhellen Stimme die Stiefmutter dazwischen. „Er singt sehr hübsch, er soll nur singen und aufspielen, das gibt ein gute Unterhaltung; Lisel, hol die Quintern, die alt, vom Pappa seinem Kasten drüben."

Heinrich stand auf und sagte: „Auf der Laute meiner Mutter spiel ich da nicht auf. Lisel, hol mir meine Baßlauten von oben."

Das Lisel sprang geschwind wie ein Eichkatzel davon.

„Jetzt weiß i nit, warumb er auf der Quintern nit spielen will!" sagte Helena verärgert zu einer Mahm. „Der Bursch wird immer eigener mit seine Fadessen."

Die Herren schoben schon erwartend ihre Glas- und Silberhumpen weg und die Damen ihre Tellerlein mit Konfekt, und alles freute sich auf das Lied vom Marsch auf Raab.

„Aber heunt hats draußt wirklich a ägyptische Finsternis," sagte Berthold.

Plötzlich schrie Maridl: „Jes Maria, mir fallen durch!" Es hatte der Estrich einen Buckel gemacht, alle Glasglöcklein am Leuchter stießen zusammen und dicke Platschen gelben Wachses warf es auf die Seidenschoßen der Damen herab. Der ganze Saal schrie und kreischte, nur Heinrich saß, das Haupt in die Hand gestützt, sinnend und hatte, er allein, auf den Allarm nicht acht; denn er gedachte an eine schöne holde Magd . . .

Lisel kam mit der Baßlaute gerannt.

„Mamma, Mamma!" zwitscherte sie, „auf der Stiegen hats mi tani draht! Was war denn das?"

„I moan, es war oan Erdbidem," sagte Berthold zu den geschreckten Frauen. Das Lisel schupfte die Laute dem Bruder auf den Tisch: „Was is denn das, Erdbidem?" fragt es den Ohm. Er streichelte ihr sanft das

liebliche Grübchengesichtlein: „Das is, wann der Himmelvater greint, und ön sündigen Menschen sagt: ‚I bi aa no da‘.“ Lisi sah ängstlich von ihm zum großen Bruder. „Heinrich,“ bettelte sie, „därf i auf deine Schoß? I fürcht mi. Is der Himmelvater auf d’ Liserl auch bösi?“

„Nein, Mädi, gar sicher nicht.“ Behendig krallte das Kleine auf sein Knie und duckte sein holdes Köpflein an seine kraftvolle Brust, während er seine Ringe umsteckte und die Theorbe stimmte. Es war kein Mägdlein im Saal, die jetzt nicht hätte mögen Lisel sein . . .

Heinrich riß die ersten Marschtakte auf der Theorbe an. Es war ein seltsames Summen und Klopfen, als komme Landsknechttritt von fernher; der Takt fuhr den Herrn in die Füße, sie fingen mit ihren Prunkschuhen zu trappeln an, mit den geisterhaften Knechten um die Wett.

Aber nun hob der neue Hauptmann von Steyr seine klangvolle Stimme, nun sah alles mit Begier auf seinen Mund, und manch schöne Hand zitterte an einem holden Herzen, als er zornig die Brauen zuckend sang:

Nun wöllen wir wider den Türken gahn,
Und Raab die Veste wölln wir wieder han.

Wir wöllen den Türken erhaun und erstechen,
Ihr Burg und Pasteien zerrennen und zerbrechen.

Verlier ich meinen Leib; was ist sein dann?
Sterb ich ein tapfrer steyrischer Mann.

Beschützt mich aber Gott, daß ich bleib im Leben,
So will ich ausm Sattel den Ali Beg heben.

Den Mond ich reiß von der Türken Fahn,
Zum Schimpf dem Propheten, dem grausamen Mann.

Mehr den güldenen Stern auf des Großvesiers Zelt,
Den nimb ich und reute mit ihm in die Welt.

Raab und der Beg solln dem Kaiser gehörn,
Wemb schenk ich den Mond und den güldenen Stern?

Die schönste Jungfrau von Steyr muß heran,
Den Mond und den Stern und mein Herz soll sie han.

Bei dem Wort: Die schönste Jungfrau, sahen die Lukretia und Potentiana, die Afra und Kunigunde so bescheiden und sittsam drein, als wüßte eine jede, daß sie’s ist und wollt es nit verraten. Das Kind auf Heinrichs Knie aber, als er sang: mein Herz, tupfte mit ihrem Händlein an die linke Seite des Bruders, wo er sein tapferes Herz sitzen hat, und tat das so hold und pfiffiglich, als sei sie der kleine Liebesgott in Person und suche sich das Ziel für ihren güldenen Pfeil aus. — Berthold der Alte hatte Vers für Vers der kriegerischen Romanze gleich den andern Händelschen Helden mit dem Pfundschuh ausfordernd mitgestampft, bis auf den letzten Vers; den stampfte er nicht, sondern sprach ihn ganz leise mit, und als die Theorbe zitternd ausklang, und die ganze Vetternschaft die bloßen und behandschuhten Hände zu wuchtigem Beifall schwang, raunte er dem ernst vor sich hinschauenden Heinrich ins Ohr: „He, Sior Kapitän, und wer ist diese Schönst? Bei Gott, die kann sich laben.“

Heinrich schürzte den Mund.

„Von diesen da keine," sagt er hoffärtig und lacht und streicht den Kopf des kleinen Amorkindes auf seinem Knie, und denkt: so schön wie die Papistin am Wieserfeld ist keine Jungfrau, nicht zu Steyr, noch zu Linz, noch in der ganzen Welt; und wenn ich ihr könnte statt des Elendbündleins einen Mond und Stern von Gold in den Schoß legen mit meiner Hand, aber dann dörft sie nit bloß sagen: Ich wünsch Euch die Gnad Gottes, nein, sie müßte mir ihr Hand reichen und in meiner lassen ruhen, und wenn meine heiß ist, und sie eitel weißer Schnee, sie wird doch nit zergehen?

Die Kerzen auf dem Kronleuchter brannten plötzlich hochmächtig in die Höhe.

Die flämische Decke neben der Tür flog vom Zugwind hochauf und warf einen großen Schatten. Als sie wieder zusammenfiel, war plötzlich unter den Prunkherren und Seidenfrauen ein gelbweiß umkrauster und schwarzbemäntelter Kanzleimann zu sehen.

Ha, das ist ja der Schäbiak, der das Prangerurtel verlesen hat, und der dem Befreier der armen Stephana zuschrie: „Es steht Euch nit zu — sie hat die Strafe auszuhalten."

Was bringt der? Gutes schon sicher nicht. Ach, einen Brief? Er reicht ihn übern Tisch dem jungen Heinrich hin. Es ist des Vaters Handschrift. Heinrich riß den Umschlag auf, da ward sein blühendes Antlitz bleich, und sein junges Blut rann kalt. Die kleine Schwester ritt auf seinem Knie und langte kosend nach dem Briefe, er stieß ihr Händlein von sich; er stieß die Laute zornig den Tisch entlang, auf der er das Kriegslied gespielt hatte. Die Vettern sahen von allen Seiten auf ihn. Berthold fragte, was denn geschehen sei. Heinrich steckte den Brief seines Vaters in den Rock unter den Panther und kurzatmig mit arbeitendem Herzen erwidert er: „Mein Vater schreibt mir, der Zeller wird gehenkt."

„Oh, soda?" Berthold glotzte. „Wann?"

„Heunt."

„Wia?" Die Staatsmäntel und Seidenschweife rauschten und weberten.

„Der Zeller? Kapitalverbrecher? Ah—h ff!" atmete Helena auf. „Das ist ja gut. Das war ein entsetzlicher Kerl, und er hätt uns alle ermordet."

Hinter Heinrichs Stuhl stand der Schreiber Händels und sprach: „Hat Herr Hauptmann an den Ehrenvesten Herrn Richter ein Post?"

Heinrich herrschte, ohne nach dem Mann umzuschauen: „Nein." Symprecht neigte seine gelbe Fratze und ging.

Heinrich sprach zu den Vettern: „Die Herren entschuldigen, ich habe leider keine Zeit über, ich werde stracks auf das Rathaus müssen." Er zog den Zettel herfür und las ihn abermal mit gerunzelten Brauen: „Hauptmann von Steyr, ich bedarf deines Beistandt mit Wehrmacht beim Vollzug der Straf an dem Meuchelmörder Zeller und seinen drei Genossen, die kraft einstimmigen Urtels heunt umb die Vesperzeit in Steyrdorf mit dem Strangkh gerichtet werden.

„Neumayr wird die vier Buaben mit einer Halbkompanie hinausführen, und du rüste dich kriegsmäßig mit zweenen Kompanien, die Vorstadt Steyr-

dorf, zumal den Platz des Gerichtes währender execution in Zucht zu halten. Händel J. St."

„Ich werde mich kriegsmäßig rüsten nicht eher," pochte es in Heinrichs stolzer Brust, „und werde die Militia hinunterführen nicht eher, als bis ich weiß, was Zeller neuerdings verbrochen hat, denn umb die paar frechen Wort, die er im Zorn schrie, läßt man einen Mann nicht henken. Ich werde auf das Rathaus gehn und mir den Akt zeigen lassen, und ich werde mir den Zeller vorführen lassen."

Es sind nicht zween Tag, da war Heinrich noch seinem Vater blind zu Willen und Befehl, wenns nur wider die verhaßten Papisten ging; er ist ihm noch heut mit aller Kraft seiner Seele treu und mit seinem Arm zu Willen, aber nicht blindlings. Ein ungerechtes Urtl zu vollziehen, dazu gibt er sich nicht her; es wird auch der Vater das nit von ihm begehren...

Die Lichter flammten abermal hochauf, die Tür spielte geräuschlos in den Angeln. Die flämische Decke schwebte in die Höhe, der Mann, der jetzt hereinschritt, groß und breit, war kein andrer als der Richter Händel selbst.

Die Prunkherren schrien martialisch: Siete il Benvenuto! Die Seidendamen girrten: Je! der Ehrenvest!

Der Mann hatte keines Menschen acht.

„Heinrich!"

Der stand inmitten der Prachtgesellschaft, bleich und finster, legte den gefaltenen Zettel für sich hin neben die Laute.

„Heinrich," sprach der Vater abermal und schritt vor und stand ihm gegenüber, daß nur die Eichtafel zwischen beiden war. „Hastu meinen Zettel oder nicht? Ich habe nicht vermeint, dich noch hier zu treffen? Ich habe dir gesagt, du sollst dich schleunig rüsten?"

Die Vettern und ihre Frauen waren, während des Gewaltherrn dumpf gebietende Stimme schallte, vom Tisch zurückgewichen und bildeten von fern einen Kreis um ihn und seinen Sohn. Nur das kleine Dirnlein, das neben Heinrich auf dem Stuhl stand, und der Rotbart, der sich hinter ihm hielt, und die Frau Helena, die ihres Gemahls Arm mit sanften Händen umspannte, stunden inner dem Zauberkreis.

„Ich habe Ewern Zettel bekomben," sagte Heinrich. „Gerüstet ist alsogleich. Was hat denn Zeller noch an Schandtaten gemacht, umb den Tod zu verdienen? Ich wollte auf das Rathaus, das noch zu erfahren, bevor ich diesen schweren Dienst tue."

Die Stirnader des Richters strotzte, in seiner Brust fing dumpf der Grimm von heut zunacht zu pochen an, er fühlte die kommende Auflehnung in der Bläße und im Zögern seines Sohnes, und sie reizte ihn unerhört.

„So! Ist es dir schwer?" fragte er rauh. „Zeller hat im Sinn gehabt, mich zu ermorden, und dir wird schwer, dem Vollzug der Straf an diesem Menschen beizuwohnen, das wundert mich."

Es schien aber der Tag plötzlich aus den wildgeballten Wolken und umstrahlte die Prachtgestalt des jungen Händel wie eine Glorie, das Leichenlicht der Kerzenleuchter aber verging, daß der Richter im tiefen Schatten stand;

und der junge Hauptmann sprach ruhig und fest zu seinem Vater: „Herr, ich bin Hauptmann von Steyr und muß Euch zu Diensten sein und bin es auch. Wenn Zeller ein Meuchelmörder ist, muß er freilich sterben; aber mir wär es immer hart, daß ich als Hauptmann von Steyr beim Galgen den ersten Dienst tun soll, da ich als Leutnant beim Pranger den letzten tat."

„Zeller ist ein Meuchelmörder! Ich schwöre es bei meinem Leben! Neue Zeugnisse sind in meiner Hand!" sprach dumpf der Richter. „Ich hab dir aber schon gesagt, wir wollen vergessen, was gestern war, warum beschwörst du das Geschehene wieder herauf?"

Wolf der Händel rief: „Heinrich, als Tasch gerichtet wurde, waren wir alle beiwesend, und es gab keinen, der weibisch gewesen wär und sich geschent hätte, dem blutig, aber rechten Gericht beizuwohnen, denn es galt die Ehr von Steyr."

„Tasch," sprach Heinrich laut mit bleichen Lippen, „das war der, der zum Scharfrichter gesagt hat, das Leben ist heilig."

„Ja, und ich habe dieses Wort als meinen Wahlspruch genommen, daran hastu jetzt gedacht, oder nicht?" Händels Faust preßte den Eichtisch gewaltig nieder, daß die kunstvoll eingelegte Galerie krachte.

„Jawohl! Ich nehme das Wort zu meinem Sinnspruch. Aber die Schandtaten der Papisten haben mich gezwungen, ihm einen neuen Verstand zu geben. Das ist nicht meine Schuld! Als mir das Schwert übertragen wurde, da ahnte mir nicht, daß Taten solcher Niedertracht, solcher Erbärmlichkeit und verruchten Unmenschlichkeit in Steyr würden binnen kurzem begangen werden. Ich wand den Ölzweig umb die Schärfe meines Stahls, und dachte nicht, daß es noch eine Rasse von Mordbuben zu richten geben würde."

Während Händel diese Worte in harter Selbstherrlichkeit sprach, haftete sein Blick an den Augen seines Sohnes, die dieser gegen den Boden wandte . . . Ja, der Richter hat recht, wie immer, solang er spricht, aber dennoch ist nicht alles wahr, was er spricht, nicht alle Papisten sind Mordbuben, und erbärmlich war Zeller, der die Jungfrau schützen wollte, bestimmt nicht . . .

„Ist es meine Schuld," fuhr Händel gegen seinen Sohn zu fort, „daß ich Steyr für reif hielt, ein goldenes Zeitalter zu erleben, da doch die elende Zeit des Papismus, die alles adelige Wesen im Volk erdrückt und ertötet hatte, kaumb zwei Menschenalter lang überwunden war? — Ich habe die Zeit beflügeln wollen, weil ich meine Stadt so liebte. Verdiene ich dafür Vorwurf? Im katholischen Steyr floß das Blut in Strömen; das der Adamiten, der Wiedertäufer, von armen sündigen Mädchen, von verzweifelten unterdrückten Hörigen; Hunderte sind es, die im katholischen Steyr gerichtet wurden, deren Sünde nicht gar groß war; ich richte vier Mordgesellen, elende Verbrecher, die das Leben der Republik bedräut haben und deren wüstes Treiben andere zu denselben Taten reizte, wenn sie nit der gerechten Strafe ausgeliefert würden. Wer wagt es, mir zu sagen, ich sei mir untreu, wenn ich gerecht bin?"

Heinrich rührte mit bebender Hand an die Laute.

„Ist man sich untreu, wenn man einmal gnädig ist?" fragte er.

„Kennstu die Stell in Calvins deines Ahnherrn Buch, die von der unzeitigen Milde der Richter handelt?“ herrschte der Vater.

Berthold aber tätschelte sanft des Jünglings Hüfte und sprach: „Als Gott über den Leichen der Sündflut ließ den Regenbogen scheinen, ward er nit ein andrer Gott!“ —

Joachim faltete die breite Stirn und maß den Roten, den er bislang nicht beachtet hatte: „Ich weiß nit recht, wo Leute, denen ich das Haus verboten habe, den Mut hernehmen, es wieder zu betreten?“

„I bitt umb Entschuldigung; ich habe deinem Sohn nur zum Hauptmann Glück wünschen wollen,“ erwiderte der Alte ruhig. „Ich hätt es aber nit getan, hätte ich gewußt, daß der newe Hauptmann alsogleich müesset einer Hinrichtung beiwohnen. I wird mi glei davonheben, Herr, verschwendet nit Euren göttlichen Zorn an mich armen Krauterer. I möcht Euch nur sagen, daß die Wiedertäufer zur Zeit, da Steyr schon evangelisch war, gerichtet wurden. Und daß auch Eure übrige Logika ad hoc zugerichtet ist. — Ich mach mich nit zum Anwalt des Zeller, i bi koa Papistenfreund, dös wissend alli Leut in Steyr, aber Ihr, Herr, nehmt doch keine Larva für, es steht Euch nit gut, und seit gestern ist es ganz eitel. Wenn der Zeller Pfaffen erschlagen hätt, das Leben wär heilig. Wenn er ein Kloster anzunden hätt, das Leben wär auch noch heilig. Aber weil ein katholischer Mann wider Euch, den evangelischen Richter, sich hätt erhebt, ist er eine Mordbestie, und das Leben ist gar nit heilig mehr. — Und zwaren es ist Euer Recht, zur Grundveste Eurer Republica den Haß gegen die katholische Kirche zu machen; und an diesem eisern Grundsatz nichts handeln und markten zu lassen; aber dann redet nichts mehr von Gerechtigkeit für alle, die Ihr nit geben wollt und mögt, Herr Joachim. Ihr seid mir gar viel lieber als Leut, die ihre Grundsätz auf den mons pietatis tragen, wie der Herr Karl in Garsten; aber wenn Ihr ein Larva für Euer Gesicht steckt, seid Ihr mir nicht lieb; sie steht Euch nicht. Und seit gestert, wo Ihr die Jungfrau an den Diebs- und Dirnenort geschickt habt — wissen wir ja doch alle, wer und wie Ihr seid. — Ich auch. — Sagts Euch, Berthold!“

„Ihr gewiß habt keine Larva, Ihr seid ein offener aufgelegter Narr,“ lächelte der Richter in zorniger Verachtung. Sein Sohn aber, an den Rüger, dessen jedes Wort ihn wie ein Schlag getroffen hatte, sich wendend, rief, über und über errötend, in zornigem Weh: „Nein, Herr Berthold, Ihr kennt meinen Vater nicht, wenn Ihr so redet. Mein Vater hat seine letzten strengen Befehle gar gewiß nicht aus Haß, der eines Legislatoren unwürdig wär, ausgeben, auch jenen Befehl nicht, dem ich trotzte, als ich das Mägdlein errettete, sundern weil die Zeiten furchtbar ernst sind, war mein Vater also furchtbar strenge . . . die Pest ist ja vor den Toren, wie Ihr wißt. Mein Vater hat den Zeller gewiß nit geurteilt, weil's ein Katholik ist, sundern weil Zeller glaublich böse Taten, die mir selbst noch nicht wissend sind, in Absicht hatte . . . Und es ist auch nit wahr, daß mein Vater für einen Katholiken keine Gnade kennt, denn er — kann ja — den Zeller — noch begnadigen — wenn er will. Ich kenne meinen Vater.“

Ein Engel der Barmherzigkeit warb in der stockenden Stimme des Jünglings um Milde und Gerechtigkeit und Gnade, aber der Vater gab sich nicht gefangen.

„Allerdings habe ich den Zeller nicht als Katholiken, sondern als katholischen Schurken verurteilt," sagte er hart. „Begnadigen kann ich ihn, aber ich tue es nicht, weil ich meiner Autorität nicht ins Gesicht schlagen will. Übrigens kann einen zu Recht zum Tode Geurteilten nur der Kaiser begnadigen. Lieber Heinrich, ich brauche keinen Anwalt wider Ankläger von der Qualität eines Berthold; wohl aber brauche ich einen Hauptmann von Steyr, der seine Pflicht kennt und dieselbe klaglos ausführt. Die Zeit drängt, umb fünf Uhren ist die Exekution. Ich zwinge den Hauptmann von Steyr nicht, auch selbst nicht zu seiner Pflicht; wenn du nicht reuten willst, bleib daheim; ich werde in solchem Fall auf das Schloß schicken und den Burggrafen ersuchen, mir seinen Hauptmann, den Schäbel, zu schicken samt seinen Knechten, damit dieser der Sicherheit in Steyrdorf wahrnehme; und ich werde mich nicht zu schämen haben, wenn an Stelle der Stadtmiliz die burggräfische Miliz in Steyrdorf aufzieht; wohl aber wird sich ein anderer schämen müssen."

Da sprach Heinrich schroff, indem ihm ein ohnmächtiger bohrender Schmerz durch das Herz ging: „Ihr braucht umb den Schäbel nicht zu schicken. Ich kenne meine Pflicht und ich werde sie üben."

Der Richter ging um den Tisch zu ihm und reichte ihm die Rechte: „Anders habe ich es nicht von dir erwartet."

Ganz leis brummte Berthold: „Ich aber. Denn gestert hastu mehr Menschlichkeit gehabt, als wir alle zusamben."

Den sah Heinrich mit fahlblitzendem, dunkelumschattetem Auge an: „Oheimb, wehrhafte Mannen, die ihre Waffen wider das Leben des Richters von Steyr erheben, und ein armes Mägdlein, die in ihrer kindischen Einfalt ein Gebot des Richters übertrat, seind zweene; meine Pflicht aber ist meine Pflicht."

Und mit finsterer Stirn und traurigem verdüsterten Herzen schritt er, nicht rechts noch links grüßend, aus dem Saale, in seine Kammer hinauf, sich da kriegsmäßig anzulegen.

Indes er aber seine Rüststücke aus den Schränken nahm, zuckte und zitterte es in ihm weh. Warumb muß Zeller sterben? Was hat er getan? Für Stephana wollte er Genugtuung haben, wer aber hat ihre Qual ansehen können, ohne wider ihren Peiniger zu entbrennen. Er stand inmitten seiner Kammer, den Grätenküraß im Arm, und vor seinem wirren Blicke neigte sich der dunkelgoldige Kopf süß und ernst auf ihren Busen, für sie hat er gelitten und seines Vaters Zorn getragen — für sie — es ist Lug und Heuchelwerk andres zu sagen — ja für sie würde er jetzt wieder, wenn der Vater sie versehren wollte, wider ihn und alle stehen und sie schützen; — und nun führt er seine Knechte nach Steyrdorf, den Galgen verwachen, wo ein andrer, der auch für sie litt und stritt, das Leben lassen soll? — O pfui — o pfui.

Und es mueß doch sein! Es ist doch ein Mörder, der Vater hat's doch gesagt, er hat neue Zeugnisse über neue Schandtaten, die Zeller begehen

wollte. Und der Vater sprach wahr, daß Gnade einem solchen Elenden — nicht gebührt.

Stephana, du fromme, sanfte Magd! Du hast mit Mördern nichts zu schaffen. Kehr dein liebes Angesicht nicht von mir weg, weil ich diesen Ritt tue, der wird mir sauer genug. Wenn es nicht ein Mörder wäre, mein Vater es nicht bei seinem Leben geschworen hätte — Stephana, ich beschritte mein Pferd nimmer, um zum Galgen zu reuten, wo Katholiken hangen müessen . . . lieber würfe ich meinen Hauptmann weg und wollte mich unter die gemeinen Knechte stoßen lassen in Schand und Spott . . .

Er hatte die Karbinerstiefel und den Grätenküraß, seines Vaters kostbares Geschenk, und hatte das doppelt hohlgeschliffene Schwert in der Hand und den Hut mit grünschillernden Elsterfedern neben sich auf dem Tische; von der exsekrierten katholischen Kirche schlug es dumpf dreimal und aber dreimal, dreiviertel vier, fünf ist die Stunde. Ihm ist schwer, als ginge er zu seinem eignen Gericht und Tod. Und doch, und doch. Mueß sein. Er raffte sich zusammen, und mit trotziger Faust griff er nach der Institutio. Das Buch des Hasses und des Zornes muß ihn entflammen, denn die zarte Jungfrau, bei der immer und immer wieder seine Gedanken landen, macht ihn zu einem schwachen, weichen Mann . . .

Er blätterte fieberhaft, indes die Uhrzeiger der exsekrierten Kirche vorwärts rückten und unten im Haus bang erwartende Stille war und der schwarze Tag sich langsam mit einem seltsamen sterbenden Lichte erhellte, und am wilden, zerrissenen Sturmhimmel allerlei Wundergestalten und Erscheinungen in Leichenfarbe und Blutfarbe sich zeigten.

Heinrich las mit fiebernbem Herzen und stürmenden Pulsen im vierten Buch, zwanzigsten Kapitel, du gouvernement civil.

Mais ici s'esmeut une question haute et difficile: assavoir s'il est poinct defendu à tous chrétiens d'occir. Car sy Dieu par sa loi le défend (Ex. 20, 13; Deut. 5, 17; Matth. 5, 21) et si ce prophète predit de l'Eglise de Dieu qu'en icelle on n'affligera point . . . comme peuvent les magistrats sans offense de piété espandre sang humain?

Und er las weiter, was der Mann des Hasses und der eisernen Gerechtigkeit spricht:

„Vray est que la Loy de Dieu defend d'occir. Aucontraire aussy, afin que les homicides ne demeurent impunis, le Souverain Legislateur met le glaive en la main de ses ministres, pour en user contre les homicides.

„En considérant cela nous ne trouverons rien à reprendre en la vengeance publique sinon que nous veuillons empecher la justice de Dieu de punir les malefices. Or s'il nous est licite de luy imposer loy, pourquoy calomnions-nous les ministres d'icelle? Ils ne portent point le glaive sans cause, dit sainct Paul."

Indes aber Heinrich stand und die Worte des düstern Mannes, dessen Herz nie geliebt und dessen Augen nie geweint hatten, las, und sein junges Herz mit Gewalt in den Bann dieser ungesegneten Gerechtigkeit zwang,

kamen Schritte im hallenden Marmorstiegenhause hinauf; unsichere Schritte, und eine dumpfe Mannsstimme redete beklommen; Heinrich hörte den Ton, nicht die Worte. Und Heinrich las, die Hand auf seinem Schwerte:

„Certainement Moyse estoit esmeu de cette affection, quand il mit à mort l'Egyptien . . . Derechef quand il punit l'idolatrie du peuple par la mort de 3000 hommes . . .

David aussi estoit mené de tel zèle, quand sur la fin de ses jours il commanda à son fils Salomon de tuer Joab et Semei (1 Rois 2, 5).

In den Prunksaal unten, wo Händel der Richter mit finstern Brauen, die Ankunft des Hauptmanns erwartend, inmitten der Vetternschaft schweigend auf und ab schritt, führte ein Diener einen Menschen, der mit dem Richter zu sprechen begehrte. Der Mann war ohne Hut, leichenblaß und ganz verstört, Händel erkannte sogleich den Luz, Schwager des verurteilten Zeller.

Und Händel rief: „Wer läßt mir diesen Menschen herein? Er soll gehn, woher er komben ist. Es gibt keine Gnade."

Luz erwiderte: „Ich komb auch nicht um Gnade bitten, ich weiß, es wäre umbsonst."

Der Richter fragte: „Was habt Ihr sonst?"

Luz sprach: „Das Urtel über meinen Schwager ist mir kundbar worden; was mein armer, unglückseliger Schwager verbrochen hat, und ob er den Tod verdient, ist Gott wissend."

„Er verdient ihn!" reckte sich Händel empor. „Der elende Bube! Der gemeine, erbärmliche, verruchte Mörder."

„Er ist das in einem Tag worden, glaubt man Euch!" rief Luz. „Sundern früher war er immer ein wackerer Mann, sunst hätten wir ihm auch meine Schwester nit geben . . ." Der Unglückliche faßte sich mit beiden Händen am Halse, Jammer und Weh erwürgten ihn fast.

„Geschehn ist geschehn! Aber Herr von Händel, ich bin mit einem letzten Wunsch meines Schwagers und seiner Gesellen da, den werdet Ihr mir wohl nicht weigern."

„Was ist der Wunsch?" fragte Händel kalt. Aus dem Kreise der Vettern trat Berthold hervor und reichte dem Luz die klobige Hand und sagte kummervoll: „Mir is lad." Händel erstach ihn mit einem Zornblick. Berthold aber sprach abermal laut: „Mir is lad umb Ewern Brueder, Herr Luz, aber da laßt si nix macha."

Luz drückte mit schlotternden Fingern, die sogleich erlahmten, Bertholds Hand.

„Mein Schwager und seine Genossen," sprach er hierauf zu Händel, dem Richter, „habend wohl die Ankündigung des Todes bekomben, aber bis jetzt haben sie noch keinen Besuch eines Priesters gehabt, der ihnen geistlichen Beistand geleist hätt, sie bitten umb einen solchen, eigentlichen brauchten sie nicht zu bitten, denn nach dem Gesetz ist jeder Gerichtsherr verpflichtet, dem Verurteilten einen Beichtiger zu versorgen."

„Wer ist verpflichtet?" fragte Händel. „Ich nicht! Ich habe mit Euren Pfaffen nichts zu schaffen."

„Joachim!“ beschwor Berthold, „ein letzter Wunsch eines elenden Armen! Erhör ihn! Du mueßt!“

„Nein!“ rief Händel, der Richter, mit wutblitzenden Augen, und stampfte mit dem Fuß auf den Estrich, daß seine Gemahl zitternd hinter die silber- und kristallbeladene Kredenz floh und alle Vettern erbleichten. „Ich mueß nicht. Schlangengezücht, ich kenn dich gut! Zeller will einen Priester haben, vielleicht einen von Garsten, wia? Der soll ihn Beicht hören, und mit ihm in der Beicht wider mich konspirieren; der soll ihn zum Galgen führen und da eine Predigt improvisieren, ecce lignum crucis, in quo salus mundi pependit? — Der soll unterm Galgen das Volk aufreizen, den Galgen abzubrechen, den unschuldigen Zeller zu retten und den Erzketzer Händel zu erschlagen? — Nein!“ donnerte er mit fürchterlicher Stimme, „solang ich Leben habe, kombt kein Pfaff zu einem papistischen Mordbuben, der seinen Dolch gegen mich erhoben hat! — Wenn Zeller bereut, so soll er es Gott beichten, und Gott wird ihn begnadigen; bereut er nicht, so soll er zum Teufel fahren, wohin er gehört. Die vier Mörder werden ohne Priester gehenkt. Und wenn hier der Kaiser statt dem Luz stünde, ich steh auf meinem Willen.“

„Das ist schreckbar,“ lallte Berthold, bleich wie ein Geist.

Luz aber rief mit verzerrtem Antlitz: „Ja, die haben recht gehabt, die uns sagten, traut dem Wolf in Schafskleidern nicht! Nicht einmal einen Priester für einen Armen, den Ihr zum Tod verdammt habt! Und zwaren ungerecht! — Händel, wir komben alle einmal zum Sterben, bei Eurem Tod möcht ich nit dabei sein, aber einer, den ich nicht nenne, wird dabei sein.“

„Schon gut,“ schnitt ihm Händel die Rede ab. „Habt Ihr hier noch etwas zu suchen? Wo nicht, so entfernt Euch.“

Als sich Luz, Tränen des Jammers in den Augen, zögernd zum Gehen wandte, lief das kleine Lisel, das mit dem Fingerchen im Mund bei seiner Mutter gestanden und gelauscht hatte, auf den Vater zu, hob die gefaltenen Händchen zu ihm auf und flehte innig: „Pappa, nit die armen Manner henken! Die Lisel bitt viel schön! Nit Pappa! Das Henken tuat weh! Pappa, der Himmiwater greint und tut erbidmen, müssend wir guet sein, daß er wieder lieb is . . .“

So bat das Kind inniglich, da wurde allen, die es hörten, wundersam, Gott der Herr redet durch den Mund dieser Unschuld wie vor tausend Jahren, da ein Knabe rief: Ambrosius episcopus . . .

Aber Händel gab sich nicht gefangen, obgleich Gott an sein Herz pochte, er tat nicht auf . . . Er schob das Kind von sich weg und schoß einen Wutblick erst nach dem roten Vetter, dann nach seinem Weib und herrschte heiser: „Wer hat das Kind abgerichtet?“

„Mein hoher Herr —“ stammelte Helena tödlich erschrocken.

„I net,“ sagt Berthold. „Sie hat's aus ihr selben. Jetzt gehe i aber mei Straßen,“ sprach er verstört für sich hin, „wo einer ein unschuldiges Kind, das ihn vom Blutvergießen abmahnet, nit hören will, da gehts g'feit.“ Er streichelte das weinende Dirnlein mit seiner dichtbehaarten wuchtigen Hand

und torkelt heraus. — Oben aber in der Bodenkammer las Heinrich, indem die wilden Stimmen unter ihm schwirrten, die schrecklichen Worte:

„Celuy qui justifie l'inique est abominable à Dieu.

„Celuy qui est rebelle attire la calamité sur soy: et le message de mort luy est envoyé.

„Les peuples et les nations maudissent celuy qui dit à l'inique: Tu es juste."

„Qu'on sépare l'escume de l'argent, et l'orfevre fera le vaisseau qu'il demande: qu'on oste l'homme pervers de devant la face du Roy, et son throne sera establi en justice.

„Or je dis au Magistrat qu'il se garde que par folle est superstitiense affectation de clemence, il ne soit cruel en son humanité . . ." Il y a telle region qui seroit incontinent desolée par meurtre et brigandages, si elle n'exerçoit horribles supplices sur ses homicides.

Il y a tel temps qui requiert que les punitions soient augmentées. Tout seroit confus en temps de peste ou de famine sy on n'usoit de sévérité plus grande."

Hart und schwer, wie Stöße mit rostigem Eisen, durchschnitten die schaurigen Versikel, deren jedes Wort auf seinen Vater zuzutreffen schien, das junge Herz des Händelsohnes, und unter dem Mordeisen zuckte und blutete das Mitleid und erstarb.

Es schlug vier Uhr von der exsekrierten Kirche, dumpf und drohend. Heinrich griff seinen Hut und schritt entschlossen aus der Kammer davon; straff aufgerichtet, im goldflimmernden Grätenküraß, den Hut mit wallenden Elsterfedern in der Hand, trat er im Prunksaal vor seinen Vater.

Sein Mund ist finster, sein Auge ist wild, und seine junge Stimme klingt rauh und zornig, als er dem Vater meldet: „Ich reite also jetzt nach Steyrdorf, mit den zween Kompanien, Eurem Befehl nachzuleben."

Der Vater spricht: „Es ist gut. Ich würde auch hinausreuten, aber ein Eilbote aus Hermannstadt vom Fürsten Gabriel ist angelangt. Ich weiß nicht, was er bringt, und mueß ihn wohl oder übel jetzt empfangen."

Heinrich senkte grüßend sein Schwert. Im Saal wimmerte ein Kind, und ein Mann stand, das Haupt in beide Hände vergraben, bei der Tür und weinte. Heinrich fragte, wer der Mann sei, da erwiderte dieser: „Herr Hauptmann von Steyr, ich frage Euch, ist das schon erhört, daß man einem zum Tod Verdammten die geistliche Hilf verweigert?" Mächtig aber hob der Richter seine Zornstimme: „Ist er noch da? Fangt er wieder an?

Ist das schon erhört, daß ein Bube noch unterm Galgen wider seinen Richter mit dem Beichtmönch zu konspirieren versucht? — Darumb hab ich die Bitte verweigert, die nur eine Fußangel für mich war. Wenn Zeller ohne Hilf nicht sterben kann," rief er mit lodernden Wutaugen, Luz messend, „so geht und holt ihm einen unserigen teutschen braven Priester, es sind deren zur Stund fünf an der Schulkirch; aber der feisten römischen Mönch mit ihren Katzenaugen und ihren schandlichen feloniſchen Herzen lasse ich keinen, weder zu meinen Gefangenen noch überhaupt in meine Stadt."

Heinrich fühlte einen kalten Schauer durch seinen Körper rinnen.

„Vater!“ sagte er, „kann denn das sein, ich mag es gar nicht glauben, daß der arme Schelm mit dem Beichtiger wider Euch Anschläg schmieden will? Wer sagte es Euch denn?“

„Ich weiß es!“ sprach Händel, trat an seinen Sohn heran und faßte seine Hand. „Glaubst du mir nicht? Mein Kind, glaube es, die Papisten sind Ättern und Schlangen! Du glaubst mir immer nicht, du bist viel zu guet und zu weich, du wirst es aber an deinem eignen Leib erfahren.“

„Ich bin nit gut noch weich,“ sprach der Jüngling schroff.

„Das zahlt sich heutzutage gar nicht aus! — Und ich habe jetzt Zeit, die Kompanie zusammbberufen.“ Er grüßte seinen Vater mit stolzer Förmlichkeit und verließ den Saal, und als er an Luz vorbeikam, biß er die Lippen zusammen und kämpfte gewaltig das Mitleiden, das wieder in seinem Herzen zuckte, nieder; was sein muß sein; „celuy qui justifie l'inique est abominable — abominable . . .“ summte der blutige Spruch in seinem Ohr, und das sagt nicht Calvin — nein, das sagt der Herr Zebaoth in der Bibel.

Die ganze Stadt war in der Höhe, aber trotzdem war kein Lärm zu hören; die Leute standen zu Hunderten schweigsam in den Straßen und zu Tausenden unten am Stadtplatz, der ganz voll Menschen starrte, und fast niemand sprach ein Wort; aber in vielen Augen funkelten Tränen und glutete ohnmächtiger Zorn. Auf dem Stadtplatz hielt Heinrich Händel auf seinem Rotroß, neben ihm der Fähnrich, dessen Banner im Sturm haushoch flog, vor ihm der Trommeter, der das Sammelsignal für die andere und dritte Kompanie blies; da kamen die Steyrerbuben mit Bombarden mächtig in Haufen angerannt vom Ennstor, Gilgtor, Steyrtor, vom Grünmarkt, Pfarrgassel, aus der Enge; der ganze Stadtplatz reiste von Litzenröcken, blitzte von Donnerbüchsen, man hätte meinen können, der Türke rücke an. Statt dessen sollten nur vier Steyrer Bürger am Galgen sterben, und die Steyrer Wehrmacht hat zu wachen, daß kein Steyrer sich untersteht, zu sagen, das ist nicht wohlgetan . . .

In der Berggasse rollten, während sich Heinrich Händels Mannschaft in Viererreihen ordnete und das Marschsignal erklang, dumpf und greulich Trommeln und kündigten an, daß die Geurteilten eben ausgeführt wurden. Da schwirrte durch das Volk, das auf dem Platz schweigend und im Sack die Wutfäuste ballend, stand, ein Knirschen, ein Seufzen, wie eines geblendeten und gebundenen Riesen in letzter Pein; ein Mann sprach: „So. Dahin seind wir komben! Die Katzengruberin, die er begnadigt hat, zieht mit ihrem rauchen Buhler froh umbeinand; vier brave, unbescholtene Manner, die nichts getan, als daß sie die Wahrheit gesagt haben, muessen sterben.“ Ein anderer antwortet, dessen Stimm der des Eisenpräfekter gleicht: „Es ist eure Schuld; der heunt in Garsten gefangen liegt, hat's euch oft genug gesagt: Wann der Feind vorm Tor ist, so sollen sich die Streiter sammeln, und selbst die Stein auf der Straßen soll man aufschreien zum Kampf; Steyr, hastu das

getan? Daß du deine Pflicht so übel getan, wider deinen und Gottes Feind, siehe dessem das blutige Mailzeichen . . ."

Darauf ward wieder Totenstille; man sah aber rauhe Fäuste an Mannsbrüste schlagen und gefurchte Stirnen sich scheu gegen Boden kehren; jawol das Mailzeichen, es brennt wie Feuer und Bluet . . .

Heinrich gab vom Roß herab seine Befehle, die klangen schaurig in der angsthaften Stille, wie der Schrei eines Adlers über einem Kirchhof . . . Der Sturm hatte die Wolken auseinandergejagt, sie rasten taborwärts und türmten sich böheimzu zu einer ungeheuerlichen pechschwarzen Wolkenveste, aus deren Fenstern Feuer schoß. Die vielhundert Schützen marschierten im Takt, es stampften ihre Pfundschuh das Pflaster:

Mir sand steyrische Mann,
Hascha, kombts an . . .
Mir pracken enk z'somm
Dro drom, dom dom.

Als die Heermacht Heinrichs durch die Enge sich entwickelte, fing irgendwo ein Siebnerglöckel dünn zu läuten an. Heinrich schauderte zusammen, das war das Sünderglöckel. Aber fürwahr, er war ein Narr; war er verzaubert und gebannt, daß ihm immer wieder dieses dalkische Erbarmen, eines evangelischen Ritters unwürdig, kam? Celuy qui justifie l'inique est abominable, knirschte er wild in die Zähne.

Nun war er aber mit seiner Macht am Ausgange der Enge und ritt ans Tor, über dessen Wölbung zween Ungeheuer das 1800 tragen. Und gleichzeitig stampften dumpfe Schritte taktfest den Schloßberg herab, und die Trommeln rauschten unter Flören, wie Schollen, die auf Gräber rollen . . . Neumayr donnerte: „Habt acht, rechts schaut," und ein paar Takte des Steyrermarsches erdröhnten. Des jungen Hauptmanns Blick irrte zerstreut über die Rotte, die ihm Ehrenbezeigung leistete und in das Tor passierte, hin; plötzlich gab es ihm einen Stich; er zwang sich, seine Augen nicht abzuwenden; inmitten der Rotte schritten die vier Aufständler einher; zuerst zwei junge und ein älterer, deren Hände mit einer langen Kette zusammengefesselt waren; der ältere stierte gegen Boden, und sein bleiches Gesicht war verweint, halblaut redete er irr mit sich selber: Nöt amal an Priester vergunnt er uns. Wia Heidenmenschen muessend wir sterben. Von den jüngeren sah der eine hohlen, schreckhaften Blickes allweg in der Richtung, wo, vom Ennstor noch versteckt, der Galgen stand; der andere schaute immer nach einer Jungfrau, die, ihre Schürze vor den Augen, neben ihm einherlief, durch die Bombarden von ihm getrennt, und ihn schluchzend mit den zärtlichsten Namen nannte. Außer dieser begleiteten noch andere Leute, weinende Frauen und Kinder, ein alter Mann, der am Stabe humpelte, und ein mühseliges altes Weiblein, außerhalb der Bombarden einhergehend, die drei Unglücklichen; es waren Gattinnen, Bräute, Geschwistige und Eltern der Geurteilten. Ihre Jammerrufe und Klagen übertönten das Rollen der Trommel, und viele aus dem Volke, das dem Zug über den Berg herunter nachdrang, weinten mit.

Hinter den drei geringeren Übeltätern ging der Rädelführer, der zuerst

das Schwert ausgezogen und der den Richter beschimpft und das Todesurtl heraufbeschworen hatte, der Zeller, allein und besonders bewacht. Er ragte über alle um Haupteslänge hervor und ging stolz und aufrecht und in die Brust geworfen und lachte verschmähend aufs Volk. Das Sterben kümmert ihn einen Pappenstiel, hat er oben dem Neumayr gesagt; aber das verwindet er nit, daß wieder vier katholische Mann weniger in Steyr sein sollen, den Händel, diesen falschen Satan, zu bestehen.

Acht Bombardiere führen den Wilden — achte einen, gemeine lutherische Band! Mit vier hanfenen Stricken haben sie ihn gebunden, sie fürchten ihnen noch jetzt, er kombt ihnen aus und schlagt ihren Händel tot. Es folgt ihm der Henker von Steyr auf dem Fuß, an den Enden der Stricke ihn führend; der Henker aber hat ein blaugeschwollenes Aug, dem ward es nit leicht, den stärksten Mann von Steyrdorf zu binden, und wenn der mächtige Mensch sich höhnisch nach ihm umschaut, dann gibt's dem Henker einen Riß, und er pfeift seine Gesellen, die an den Fenstern bei den Mädchen stehen bleiben, herbei . . .

„Alstern jetzt kumma ma glei zan Galing," sprach der Zeller laut, als das Steyrtor in Sicht kam. Die Menge starrte von allen Seiten auf den Wilden, loste und schauerte. „Wo hastn denn aufgricht, du alter Kracher?" wandte er sich dem Nachrichter zu, der ihn führte. „Am Wiesenfeld, hat der Händel gsagt. Aber da gehn i dir nit aufi! Das tuats dem armen Kind nit an, daß sie das mueß für ihrem fromben Fenster sehen. Kannst mi im Spitteltor aa henka."

Der Tosl sprach scheusam: „I han ön eh fürm Spittel aufgstöllt. Am Berg is's z' hal."

„Hat dir nöt epper die Magd derbarmt? Tua's b'stehn, es is koa Schand!" sprach Zeller mit heiserem Lachen. Neben ihm wankte ein totenbleiches junges Weib, die ein Tragkind auf dem Arm hatte. Jedesmal, wenn er sprach, wimmerte sie in sich hinein, dann sandte er ihr einen Blick zu, und sie verbiß das Weinen.

Der Zug passierte das Steyrtor. Die Schützen präsentierten die Bombarden vor dem Hauptmann, der auf seinem Rotroß hielt, hinter ihm in der Enge seine Hauptmacht.

„Aha," rief Zeller, und stand, in seinem zerrissen und zerfetzten Gewand, einen Nun still vor dem prächtigen Hauptmann, den der goldene Küraß schmückte und dem das Schwert zur Seite blitzte, und rückte seine Arme mächtig in den Fesseln, die ihm das Fleisch zerschnitten, „Herr Heinrich Händel, seid Ihr da? — Gestert habt Ihr das arme Mägdlein vom Pranger erlöst; i moan, i hab das nur getraumbt? Ja woll, so mueß es sein, Ihr seid das Blut vom einen Wolf, da könnt Ihr nichts sein denn dieselbe Art; und das müesset ein kalter Winter sein, wo ein Wolf den andern frißt."

„Johann!" klagte innig die arme Zellerin. „O Johann, nöt schimpfa, tu'n liaba bitta!"

Zeller fletschte die Zähne: „Ehender den Satan bitta. Moanst, i fürcht mi vorn Sterbn?"

Die Frau hatte sich durch die Bombarden gezwängt und jetzt hing sie sich dem gefesselten Riesen um den Hals, und ihre Wehrufe: „Johann, Johann, nöt sterben, nöt sterben," widerzitterten im Torbogen, als schrien arme Seelen mit . . .

Heinrich preßte die Lippen zusammen und rang mit sich und rang es abermal nieder, und es schwoll wieder empor und wollte ihn ersticken und ertränken, das heilige Erbarmen mit diesen Männern, die für Stephana gestritten hatten — warum ist er Händels Sohn, warum nit ein gemeiner Schütz, wes Namens immer, er würde in den Zug brechen und die Fesseln des Zeller zerschneiden und ihn seinem Weib zurückgeben, wennschon der Zeller . . . Gott sei uns allen gnädig! den Richter von Steyr ermorden wollte . . .

Neumayr und seine Rotte marschierten über die Brücke, und die Wehrmacht des Hauptmanns entfaltete sich in düsterer Pracht hinter dem Henkerzug.

Als Heinrich auf die Brücke hinausritt, erblickte er mit Schaudern zwischen dem Bürgerspital und dem Tabor-Wachthaus den Galgen, der auf seinen zween weißen riesigen Totenbeinen schändlich in die Höhe stieg; der Sturm bewegte die vier Schlingen, die vom Querholz baumelten, und rechts und links lehnte je eine Leiter an den Säulen, und auf jeder Leiter hockte ein Scheusal von Knecht, wie die Teufel auf den Schächerkreuzen in alten greulichen Gemälden sitzen.

Es war eine ungeheure Menschenmenge da; der Spittelplatz konnte sie nicht fassen; sie stand in allen Gassen bis zum Messererkreuz hinauf, bis zum Bad zurück und bis zur Örtelschule hinan, und sie bedeckte wie ein schwarzer lebendiger Wald die kahlen Abhänge des Tabor bis zum Wachthaus.

Es war ein unterirdisches Brausen, es war ein dumpfes, verhaltenes Fragen und Klagen, aber auch hier kein lautes Wort. Eine fürchterliche Hand lag wie ein tödlicher Bann auf dem Volke; der gütige und gerechte Richter hat sich in einen grausen Tyrannen verwandelt, vor dessen Schwert die Schwachen zittern, die Starken knirschen, aber keiner das seine zu entblößen wagt — die ihm ihr Schwert und die Fäuste zeigten, sie müessen schon sterben, seht, da sind sie . . . wer will das gleiche Schicksal haben, der steh wider Händel auf . . .

Gegenüber der rohgezimmerten Todesbühne, über der das Richtholz sich erhob, stand eine kleinere, schwarz behangene, auf der einige Ratspersonen standen, in deren Mitte mit bösem Katzenlächeln Madlseder, der den Stadtrichter zu vertreten hatte. Und als der Hauptmann mit seiner Macht, gesenkten Hauptes und traurigen Blickes, geritten kam, da grüßten ihn alle diese Ratsherren, doch sein Haupt blieb gesenkt und sein Blick starr und unbeweglich, lässig deutete er mit dem Schwert den zwei Kompanien an, wie sie sich zu ordnen hätten und als seine Mannschaft in stolzer Ordnung den Platz umsäumte, ritt er zum Spitteltor, wo noch ein Geißelkreuz aus alter katholischer Zeit aufragte, dort hielt er und wandte seine Augen gen das Wieserfeld, und in seinem wirren Sinnen herrschte plötzlich nur ein Gedanke: daß nur Stephana, die holde Kleine, nichts hören und sehen und wissen sollte, was

hier geschieht an Männern, die ihres Glaubens sind . . . und die für sie schuldig geworden sind . . .

Die vier Männer unterdessen hatten das Strafgerüst erstiegen, und als sie alle vier unter dem Richtholze stunden, da hob sich ein banges Murmeln aus der zahllosen Volksmenge. Doch dieses verstummte alsobald, da Madlseder an den Rand der Richterbühne trat, vom Symprecht, der einen Haselstab in einer, eine Rolle in der anderen Hand trug, letztere in Empfang nahm und das Urtl laut und ausdrücklich gen das Wieserfeld zu herunterlas:

„In Herrn Joachim von Händels Nam, dessem alle bürgerliche Gewalten, und die Gewalt, das Blut der Menschen zu richten, in Steyr: Hier zugegen gestellte vier Malefizperson, namentlich Johann Zeller, Lienhart Cordin, Thomas Luckner und Franz Aigner, seind von besetztem Gericht, namentlich dem Richter von Steyr und dem Innern und Äußern Rat zu Steyr in criminibus exceptis schuldig erfunden; die letztgenannten drei der Landverräterei, Sedition und Zusammenrottierung, der Johann Zeller aber außerdem noch des an der heiligen und ehrwürdigen Person des Richters geplanten und gewollten Mordes; sohin sind diese vier katholischen elenden Verbrecher zum Strang verurteilet, und zwar dergestalten, daß die drei mindern Schurken zuerst, der Hauptschelm als der Johann Zeller aber als letzter gehenkt werden soll. Gott wolle Herrn Händel für allen Insidien schirmen und behueten, zum Wol und Frommen unsrer Stadt."

Bei diesem Wort, das er anstatt der uralten Formel, Gott wolle des armen Sünders Seel gnädig und barmherzig sein, mit großer Stimme über den Platz rief, brach Madlseder den Haselstecken, den Symprecht ihm reichte, entzwei und warf die Stücke unters Volk; sodann rief er den Henker an: „Freimann, bei deinem Eid befehle ich dir die Geurteilten, die gegeben Urtl getreulich zu vollziehen, ich hebe das Gericht."

Der Henker trat auf der Strafbühne an den ersten der vier heran und sagte: „Weil's befohlchen ist."

Aber Zeller sprach: „Noch nit, wir habend auch noch etwas zu sagen, wir werdent nachhereh lang genug schweigen."

Und er trat an den Rand der Bühne, und alle Augen wandten sich empor zu ihm, viel Tausende; er war riesig groß, sein verwegenes Antlitz hatte der nahe Tod nur ein weniges entfärbt, und seine Augen loderten wie zwei blaue Feuer. Sein Weib stand unter der Bühne und schmiegte ihr blondfarbiges Haupt an das Gerüst zu seinen Füßen und wimmerte und schluchzte, und ihr Säugling schrie; er sah sie erbarmend an und murmelte scheu: „Nit, Rosel;" dann aber blitzte sein Blick über sie hinweg zur Richtertribüne und er rief: „Madlseder, du falsche Katz, hör es und hinterbring's deinem Händel, der uns geurteilt hat ohne Verhör, und der sich versteckt und seinen Sohn zum Galgen schickt, der soll's auch hören, sein Vater ist wohl der edelste und großmütigste Mann von Steyr oder was. Geurteilt sind wir, wir muessens tragen. Aber Schurken sind wir nit!

Ein Schurke ist, wer sich seines Geldes und seiner Macht braucht, umb die Gewissen zu unterdrücken, der aber soliche Fron zerbricht, der ist kein Schurke nit, nein!

Ein Schurke ist, wer die Unschuld verfolgt, und ihr mit seiner Tatzen in Gesicht schlagt, und eine fromme Jungfrau wie eine H... ausstellt, der ja ist ein Schurke, wer aber einen solchen zur Rechenschaft zeucht, der ist kein Schurke!"

Eine ungeheure Woge von Menschenstimmen lief über Tabor herab und von Örtl her und dem Wasser her: „Es is eh wahr."

Madlseder war von seinem Samtsitz aufgesprungen. „Macht die papistische Kanaille schweigen! Hauptmann von Steyr!" donnerte er, wutentbrannt mit der Handschuhfaust fuchtelnd. „Lasset trommeln! Steyrermarsch!"

Heinrich saß fahl und bleich zu Pferde und litt eine Qual, fast jener gleich, als die Jungfrau vor ihm in Eisen hing, und rief mit heiserer Stimme zum Madlseder hinüber: „Wider einen sterbenden Mann brauch ich mich keiner Gewalt, redt er unrecht, so steht er doch in dieser Stund vor Gott!"

„Laß trummeln!" schrie wild der Mann unterm Galgen. „Hörst, Heinrich Händel, du bist no a rechter Fratz! Du machst dei Sachen schlecht, du mueßt bei dein'n Vater no in d' Lehr gehn! Du willt ein sterbendem Mensch nit Gewalt antun, aber i sag dir's hier unterm Galgen, wir Katholiken seind ja koani Menschen nöt! Mir sand wilde Viecher! Wie das Vieh hat uns dein Vater gehetzt! Unser Handlung hat er uns verstört! Unser Schulen hot er uns genummen! Unser Kirchen versperrt und unser Priester in die Keich gesetzt! Und jetzt stehen wir zum Tod verdampt hier für allem Volk, so soll es alles Volk hören! Ohne Landesfürst, obschon wir sollen exzepte Krimina begangen haben, was wider das Gesetz ist, ohne daß das Urtl ratifiziert wird —"

Madlseder schrie, purpurrot vor wildem Zorn: „Standrecht!"

Der Zeller dehnte sich empor in seiner Kraft und schüttelte sein Haupt wie ein gereiztes Tier, des Henkers Gesellen sprangen herbei, ihn zu halten; Zeller rief: „Schandrecht! Ohne Anklager und ohne Verhör gerichtet und ohne Priester, dessen wir begehrt haben, zum Tod erstellt, so richtet Herr Händel, das ist die evangelische Gerechtigkeit und Freiheit!"

Die drei Freunde Zellers hoben ihre Hände in den Fesseln auf und sprachen: „Freiheit, Freiheit, jawoll."

Da kehrte sich Zeller zu ihnen, da packte ihn der Jammer so gewaltig an, daß er mit knirschenden Zähnen und keuchender Brust stand; mit erstickter Stimme versuchte er sie zu trösten: „Kränkts euch nit Manner! Ihr müßts sterben, dos is mir lad, aber sunst nichts! Schaugts nit gegen Boden. Ihr leidet es unschuldig wie ich. Aber es ist nit aller Tag letztes End! Euer braves Bluet und meins —", da schwoll wieder seine Bärenstimme und schütterte in der stillen Luft und über die zu Stein erstarrte Menge, „komb über den, der es verdampt hat, über den Händel, den lutherischen Bluethund, den gemeinen Jungfrauenmörder, den Heuchler mit der doppelten Zungen!" Er stand gegen den Händelbuben gekehrt und schrie es diesem hin; der war totenbleich, und schwarze Schatten zogen vor seinen vergehenden Augen, und sein Atem ging in krampfigen Stößen.

„Über den Antechrist von Steyr, über den Hund, der uns ohne Priester sterben laßt, den Hund —"

Es kam in die entsetzte, versteinerte, starrende und horchende Menschenmenge ein leises Regen, es schritten drei Frauen von der Höhe der Gleinkerstraße herab, und vor ihnen rann wie eine sich ringelnde Riesenschlange die Menge davon und auseinand; Zeller aber schrie vom Galgengerüst weiter in rasender Wut: „Der Händel, der alles Recht und Gesetz in Steyr ertreten hat, der uns will zu sein Affenevangelium zwingen. Der Händel, der uns, weil wir wahren Glaubens seind, Mörder nennt, er luegt! Uns lasset wie das Viech ohne Priester krepieren, hier steh ich, meine Händ seind gebunden, aber ich reck sie toter aus der Gruben wider ihn auf und schrei auf ihn, den Bluetmörder, der Steyr und uns zugrund gerichtet hat, er sei ver—"

Heinrich Händel griff mit dem Goldhandschuh nach dem Herzen, das Pferd und der Boden wankte unter ihm. Sein Vater! Es ist sein Vater! Leugt Zeller, leugt er nicht, es ist der Vater! Doch ehe von den Lippen des Todgeweihten der Fluch, der grause fiel, horch, was war das, kam aus dem Volke, von links dem Berglein her eine Stimme, fromme, klare eines Mädchens: „Lasset uns beten! Im Namen Gott des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes." — Heinrich erzitterte. Glut schoß in seine leichenfahlen Wangen — Stephana, Stephana, es ist Stephana.

Ja, es ist Stephana. Dort steht sie, in Höhe des Brunnens, wie ein Engel Gottes steht sie da, das Weißtüchlein überm Kopf, und den Rosenkranz umb den Hals; sie ist aus ihrem Bett aufgestanden und mühsam des Wegs zum Galgen gekommen, als sie vernahm, die vier Männer würden jetzt wegen ihr gehenkt und müßten auf Händels Befehl ohne Priester sterben, und seien zum Tod gar nicht vorbereitet; die Gebete ihnen fürzusprechen, Armen, die sie an ihres Vaters frommem Sterbelager sprach, kam sie her; umsonst hatte die Mutter in Verzweiflung sie vom tödlichen Wagnis abzuhalten versucht; Stephana sprach: „Gott will es also haben." Die Mutter, die schon soviel um sie gelitten, litt auch noch das und begleitete mit der Dina ihr Kind, damit es wenigstens am Schreckensort nicht allein sei.

Das war, als spreche nicht eine Magd Stephana, sondern ein Engel, als durch die lautlose Menge gegen das grause Strafgerüste zu, wo jetzt die vier Männer auch stumm und bebend standen, ruhig mit ihrer kindlichen Stimme fürbeten anhub:

„Mein Gott, ich glaube an dich, weil du die ewige Wahrheit bist; ich glaube alles, was du geoffenbaret hast, und was die heilige katholische Kirche zu glauben vorstellet. In diesem Glauben will ich leben und sterben.

„Mein Gott, ich hoffe auf dich, weil du unendlich barmherzig bist; o Gott stärke meine Hoffnung.

„O mein Gott ich liebe dich, von ganzem Herzen und über alles, weil du das höchste Gut, weil du unendlich gütig und aller Lieb würdig bist. In dieser Liebe will ich leben und sterben.

„Mein Gott, alle meine Sünden seind mir von Herzen leid, weil ich dich, das höchste Gut, betrübt habe. Verzeihe mir, verschone mich!"

„Hauptmann von Steyr!“ rief Madlseder in höchster Aufregung, von der Ratstribüne mit einem Blicke entwahr, daß nicht bloß die Geurteilten, daß auch das Volk von der Zauberstimme gebannt war; schon lagen Reihen zu Hunderten auf den Knien und beteten mit. „Das ist wider alles Recht und Gericht! Soliche Pfaffenkomödie! Von einer *solchen* Person! Hauptmann, laßt trommeln, bei Euers Vaters Ehr! — Trommler, schlag Generalmarsch!“

Heinrich reckte sich auf seinem Gaul hoch empor. „Wer verletzt sie?“ rief er, von Schauern des Schmerzes und der Empörung geschüttelt.

„Hier gebieten Menschen nicht mehr, hier gebiet Gott. Trommler, bei deinem Hals rühr den Schlägel nit an!“

Stephana aber betete weiter, und die Mannen unterm Galgen brachen in die Knie, der Zeller schüttelte sich und zuckte einem zerschossenen Raubtier gleich, dem eine linde Hand die Wunden streichelt; sie ist es, sie ist es, die Jungfrau, umb deren Ehr und süßen reinen zerquälten Leib es ging; sie bringt den heiligen Trost, so will er auch nimmer fluchen; beten will er, und man hörte nun mit der Mädchenstimme, der klarsilbernen, die vier gebrochenen Männerbässe mitgehen, daß alle, die das hörten, schauerten:

„Die Seele Christi heilige mich,
Das Leiden Christi stärke mich,
O gütigster Jesu, erhöre mich,
In deinen Wunden verberge mich!“

„Freimann von Steyr!“ schrie Madlseder vom Rand der Ratstribüne. „Jetzt 's genug! Es ist Zeit! Nimm sie an, die drei zuerst, den Hauptschurken zuletzt.“

Zeller biß sich die Lippen blutig und trank diese Schmach und schwieg. Das fromme Kind und ihr Gebet hatte diesen Löwen bezwungen.

Der Henker begann sein grauses Geschäft. Der erste und der andre beschritten die Leiter und starben, erwürgt zwischen Himmel und Erde; und Stephana betete unter dem Greuel so fromm und heilig wie an ihres Vaters friedlichem Sterbebett.

„Aus Liebe zu dir, o Jesu, lebe ich;
Aus Liebe zu dir, o Jesu, leide ich;
Aus Liebe zu dir, o Jesu, sterbe ich;
Nichts soll mich von deiner Liebe scheiden, o Jesu.“

Unterweils bestieg der dritte die Leiter und starb zwischen Himmel und Erde; drei Leichen hingen schlapp und schwer am Richtholze; nun war der einzige, Zeller, mehr übrig, und als er die Leiter bestieg und oben stand, den Strang um den Hals, sank sein Weib mit einem Schmerzensschrei unter dem Gerüste um, ihr Kindlein im Arm; er aber redete sanft zu ihr hinunter: „Rosl, nit weinen, ich wandre ins Himmelreich.“ Danach wandte er seinen fahlen Todesblick gen die Gleinkerstraße und sprach: „Gott vergelte dir es, heilige Jungfrau.“

Sie sprach laut und hell: „Zeller, tua nur aushalten.“ Dann betete sie laut und klar und langsam:

„Jesus! Jesus! Jesus! Jesus!
Sei mir ein Jesus in diesem Leben!
Sei mir ein Jesus im andern Leben!
Vater vergib uns unsre Schuld, als auch wir vergeben unsern Schuldigern!
Herr, dein Wille geschehe!"

Der unglückliche Zeller sprach alle Anrufungen nach; und als er mit einem Schluchzen seiner mächtigen Brust die letzten Worte aus dem Gebet des Herrn wiederholte, er, der vorhin seinen Würger hatte verfluchen wollen, da verbarg der Sohn des Händel sein totenbleiches Gesicht im goldenen Handschuh, so zerriß es ihm das Herz, daß er nicht Gnade geben konnte ... Der Henker unterdes tat seine Pflicht; und als Heinrich wieder aufsah, hing des armen Zellers riesiger Körper leblos am Galgen: das grausame Recht war vollzogen. Jetzt aber hob sich ein Jammern und Erbarmen und Weinen im Volke, als seien es die Leute erst inne geworden, daß hier vier rechte Männer waren gerichtet worden, herzhaftige, wie deren Steyr nicht viele hatte. Zellers Weib rang ihre Hände zum Galgen empor und raufte sich das Haar wie Magdalena unterm Kreuze, und die Frauen und Mütter der andern Männer jammerten herzzerreißend mit ihr; nicht hatte Steyr solchen Schmerz gesehen seit den Tagen, als die Königin Elisabeth in Steyr um ihren erschlagenen Kaiser klagte; der Jude Abraham stand in der Badgasse mit seinen Söhnen und sprach zu ihnen: „Eine Stimme wird gehört zu Rama, viel Schreiens und Heulens. Es ist Rachel, die da weinet über ihre Kinder, und sich nicht will trösten lassen über ihre Kinder."

Rachel aber war das katholische Steyr.

Doch über das wilde Jammergeschrei der so teuren Blutes beraubten Stadt erhob sich ein letztesmal wundersam und heilig die Stimme der frommen Stephana: wie die Taube, die über dem Sündgewässer schwebt und in der Hand des Patriarchen ruht; Stephanas Herz aber ruht in Jesu Händen:

Herr, erbarme dich ihrer!
Christe, erbarme dich ihrer!
Herr, erbarme dich ihrer!
Herr, gib ihnen die ewige Ruhe,
Und das ewige Licht leuchte ihnen.
Von den Pforten der Hölle
Errette, Herr, ihre Seele.
Laß sie ruhn in Frieden! Amen.

In frommer Verzauberung lauscht das erschütterte Volk; der junge Hauptmann von Steyr lauschte mit gefaltenen Händen. Ein Luthrischer ist er, der arme Bub, und glaubt nicht an Heilige; aber von Stund glaubt er an Eine Heilige ... Als ihre fromme Stimme verklungen war, redete und raunte der ganze Platz nur ihren holden Namen. Aber sie war nicht mehr zu sehen. Sie ging auf verborgenem Weg durch Höfe und Gärtlein hinter der Kirchengasse heim. Sie wollte sich nicht ausfragen noch beloben lassen; umb Menschenlob hat sie's nicht getan, sundern für die armen Seelen. Sie ging in sich versunken, mit einem heimlichen Lächeln auf ihren bleichen Lippen

ihren Weg, während das Judenmädchen vor Entsetzen über das Geschaute über und über zitterte, und die Mutter in sich hinein weinte. Da sprach Stephana ruhig: „Muetterl, warumb weinst denn, zwegen die arm Manner, gel? Seind wir froh, daß sie guet gestorben sind und ihre Seelen gerettet sind; o mir wäre so leid umb ihre Seelen gewesen.“ Mit einemmal brachen ihr aber auch die zarten Kräfte, und sie setzte sich in einem wilden Gartel auf einem wüsten Beete nieder. Und der Garten trug eine weiße Lilie mitten in Dornen und mitten im Unkraut.

Indes die kleine Stephana, die an den Seelen der vier Gerichteten Barmherzigkeit getan, müde auf dem Grashügel saß, kam von der Stadt her auf pechschwarzem Rosse der Richter von Steyr, auf dessen furchtbaren Spruch hin die vier waren vom Leben zum Tode gebracht worden, über die Steyr zum Galgen geritten.

Der Sturm blies stark und wehte seinen spanischen schwarzen Mantel in die Höhe, daß dieser wie eines schwarzen Engels Fittiche an seinen Achseln aufflog; sein Pferd schlug mit den wilden Hufen Funken aus dem Boden und schnaubte feurigen Odem aus, denn es schmeckte den Tod, der seinen scheußlichen Thron in der geängstigten Stadt aufgeschlagen hatte. Händel aber bändigte es mit eiserner Hand und ritt hoch und stolz wie eine Majestät über die Steyrbrücke und hielt mitten unter dem Volke, das noch in schwarzen Schwärmen um den Galgen stand und vor der Erscheinung des Richters wie vor einem Spuk auseinanderfuhr; und sein hartes finsteres Auge maß ohne Blinzen erst das greuliche Gerüst und die vier Erwürgten, deren Haar und Bärte im Winde wehten, und suchte dann sogleich den Hauptmann, seinen Sohn; der hielt noch vor dem Spittel und neigte sich zu einer alten Frau herunter, die mit aufgehobenen Händen zu ihm redete; das mißfiel dem Richter; doch die vier Schufte hingen tot am Holz. Heinrich hat seine Pflicht als Hauptmann vollbracht; so ist es gut. Der Finstere ritt in die Mitte des Spittelplatzes vor; die Leute wichen lautlos immer weiter zurück; ihn wurmte es grimm, daß er verweinte Gesichter sah. Das seind wohl alles Papisten, wia? Und gestert hieß es, es seien nur mehr fünfzehn in Steyr! Ist denn dieser Faulbrand nit auszurotten? —

Die Ratsmannen, die eben von ihrer Bühne stiegen, grüßten ihren Gebieter mit tiefer Neigung, und Madlseder rief: Macte Tutor Styriae! Das klang gut. Aber die Tausende, die es hätten wiederholen können, blieben stumm.

Händel fragte den Madlseder, dabei einen schwarzen glühenden Blick nach seinem Sohn schießend, dem das Weib weinend die Sporen küßte: „Ist alles in Ruh und Ordnung beschehen? Ich sehe, beschehen ists.“ Und er kehrte sich heftig vom Galgen weg, weil der Schandmann von Henker und dessen Kerle, die eben ein wenig Gewand der Gerichteten zusammenpackten, vor ihm buckelten. Das empörte ihn von diesem Abhub von Pöbel. Und das Volk war totenstill. Nur ein Seufzen ging um: O des armen Zeller —! Natürlichen. Madlseder erwiderte laut: „Durchlauchtigster, hochgeborener.“ Händel unter-

brach ihn: „Das bin ich nit. Ich bin Patrizius von Steyr.“ „Ehrnvest gestrenger weiser Herr,“ sprach der Madlseder, „alles ging in der Ordnung,“ und zwinkerte nach dem Galgen, der mit seiner schaurigen Last wider den leise dämmernden Himmel stand wie ein Alb und schlechter Traum; „nur daß Zeller bis zuletzt aufs schändlichste und unflätigste gelästert hat, und — daß die Schwertnerdirn heruntergeloffen ist und mit sehr großer Lungen- und Zungenkraft (woraus zu sehen, daß sie nicht elend, sundern ganz fesch beisamben ist) allerhand Gebete heruntergeleiert hat, dem Volk zu erweisen, daß die vier Lumpen gerecht und heilige Männer seind. Eur Sohn hat leider nit trommeln lassen wolln; das hätte dem Skandal ein End gemacht.“

Jetzt stieg ein dumpfes Murren aus dem Volke auf; der Richter fuhr mit dem Pferd gegen seinen Sohn herum und rief: „Heinrich!“, und das wilde Geblüt stieg ihm bis unter den spanischen Ritterhut, und seine Hand schleuderte den Zügel. Ah! Schon wieder die! Schon wieder Stephana! Stephana!

Heinrich kam auf den Ruf seines Vaters zu diesem herangeritten; der Vater sah mit einem Blick die Tränenspuren unter seinen Augen und die düstern Linien auf seiner Stirn, an der das feuchte Braunhaar klebte wie nach einem heißen Kampf oder Ritt.

Der Vater fragte: „Hauptmann von Steyr, ich hör, es hat Unfüge bei der Hinrichtung geben, und du hast ihnen nicht gewehrt. Warumb nicht?“

Heinrich erwiderte mit lauter, harter Mannesstimme, und wieder fühlte der Vater einen Willen, seinem ähnlich an Kraft, aber nicht im Ziele, aufstehen.

„Ja, der Zeller hat übel geredet, aber einen sterbenden Mann vergewaltige ich nicht. Die Jungfrau aber hat nur gebetet, und das ist weder schändlich noch ist es verboten.“

Des Vaters Stirne war finster wie die Nacht. „Sie hat getan, wie wenn die vier Verbrecher Heilige wären, höre ich.“

Heinrich faßte Madlseder voll ins Auge und sprach klar und laut: „Das ist nit wahr! Wohl aber ist wahr, daß Zeller Euch, Herr, mit seinem letzten unglückseligen Atemzug verwünschen wollte, aber die Magd hat ihm fürgebetet, daß er sich ergeben hat und statt zu fluchen —“ seine Stimme versagte, denn das holde Bild der betenden Jungfrau überwältigte ihn.

„Was liegt mir am Fluch eines Zeller?“ sprach Händel kalt und schoß einen schrägen Blick nach dem Riesen, der mit gebrochenen Gliedern und geknicktem Haupte entsetzlich über ihm in den blutigen Wolken hing. „Er hätte alle Übel der Welt auf mich herabwünschen können, glaubstu, der Hahn des Petrus hätte danach gekräht? Aber es ist gut, es ist gut; denn die Narren sagen, daß mich der Haß antreibt, diese Bande zu vernichten. Im Widerspiel. Der Haß treibt *sie*, mich zu höhnen, mir zu widerstreiten, mein Eigentum zu vernichten und mich zu ermorden. — Schaug dorthin! Dort rauchts noch!“ Er wies mit der Hand über das dumpf murmelnde Volk westwärts gegen die Sierningerstraße; sein Sohn aber sagte: „Gott verzeihe es ihnen!“ Und leise fügte er bei: „O Vater!“ und hob die Hand im Goldhandschuh ein wenig gegen den Galgen. Da lag Zellers Weib

neben dem Gerüst mit aufgelöstem und verwirrtem Haar, den wimmernden Säugling im Arm, und widerstand allen, die sie aufheben und wegführen wollten, einem Hündlein gleich, das vom Leichnam seines Herrn sich nicht trennen will.

Händel sprach finster: „Hab ich nicht auch Weib und Kind? — Wär es dir gleichgültig, wenn dein Vater erstochen worden wäre von dieser gemeinen Sozietät?" Dumpfer Zorn durchwühlte ihn. Wer, wer ist es, der seines Kindes Herz immer wieder von ihm ab und den Erzfeinden zuwendet?

„Lassend wir es übrigens auf sich beruhen, Recht ist beschehn, und die Schandtaten dieser Buben sind gesühnt," sprach er nach einer Pause, den Sturm in seiner Brust niederzwingend. „Meinen Grueß, den Herren," das galt den Ratsmännern, die unter Vorantritt des Ratsdieners eben der Brücke zuschritten und im Vorbeigehen aufs neue den Richter begrüßten. „Hauptmann von Steyr, die Kompanien an die Tör, und eine bleibt in Steyrdorf."

Heinrich schlug an das Schwert und ließ seinen Satan steigen und umritt den Platz und gab Befehle. Die Schützen ordneten sich zum Marsch. Es wurde düster, und der Sturm ging; ein Teil des Volkes schloff scheu in die Häuser, pechschwarze Raben fluderten vom Fuchsloch scharenweis her und hockten schändlich über den Galgenpfählen; der Henker und seine Buben hatten ihr Werkzeug eingepackt und kletterten, bösen Geistern gleich, von der Schandbühne herunter, der alte Jost voran, die vier Buben, die die Leitern schleppten, hinterher. Der Ratsdiener rief den Henker an und lohnte ihn ab. Hei, wie grinst da der Josl, Teufi, wann nur die Papisten bald wieder Spedakel macheten. Neun Gulden! Der Hauptmann von Steyr hielt an der Spitze der Schützen vor der Brücke, und der Richter war an seine rechte Seite geritten, und keiner von beiden sprach ein Wort mit dem anderen; sie sahen wie zwei verbündete Fürsten aus, die doch von Grund nicht Freunde sind.

Das Volk stand in totem Schweigen, da hörte man auf einmal die häßliche Wolfsstimme des Freimanns sehr deutlich: „Das seind zween stolze Mann! Fahrend wie die Grafen! Es is aber auch a g u e t e r Herr, der Herr Richter, daß er die vieri nöt begnadiget hat, unsarana mueß jo do aa vo was löbn." Er sah sein Geld in der Hohlhand zärtlich an und rechnete scheuselig nach: „Zween Loatan ans Gricht leinen, zween Gulden! Umb den Strang, vier Sträng vierzig Kreuzer! Zween Loatan werfen zween Gulden, drosseln vier Person oan Gulden, zween Säulen zan Gricht eingraben drei Gulden, Summa nein Gulden, richtig; dös is do w a s, dös laßt si anschaugn. Ös kriagts aa was davaun," zwinkerte er den Gesellen zu, die äffisch grinsten; „aber mei Alti kriagt n i x ö, dö neidige Hex!"

„Teufi, Teufi, der Herr Händel is a edler Herr." Er hob seine scheußliche Stimme und schrie: „Ho—och der Herr ehrnvest Richter!" Es war der einzige Mann in Steyr, der an diesem blutigen Abend den Richter hochleben ließ.

Die Schützen marschierten durch die dunkelnde Gassen.

Da und dort flammte ein Pechlicht auf; der Hauptmann von Steyr

und der Richter ritten der Wehrmacht voran. Auf dem Stadtplatz fiel eine Halbkompanie, in der Berggasse die zweite ab und marschierte zu den Toren. Der Hauptmann schwieg immerzu und wandte sein schönes, schwermütiges Antlitz vom Vater weg. Und er konnte an nichts denken als an die Jungfrau, wie sie gleich einem Engel am Ort der Schrecken gebetet hatte: Jesus, Jesus, Jesus, Jesus. Der Richter aber verwünschte lautlos zwischen den Zähnen die geheime teuflische Macht, die seinen Sohn von seinem Herzen reißen und vom Haß des Papstes abtrünnig machen wollte; seinen Sohn, seinen Stolz, sein teures Blut, sein Liebstes auf Erden.

Sie ritten unter den Kastanien im schweigenden, tauenden Abend; der Sturm war erstorben; durch die schwachbelaubten Bäume schimmerten die Lichter von Vogelsang wie aufgehende Sterne. Heinrichs Befehlerstimme brach die Stille. „Eine Halbkompanie. Fähnrich zum Gilgtor! Neumayr und ein Halbkompanie zum Zeughaus, rechtsumb, marsch.“ Ein Trommelwirbel rollte, und die Mannen fielen rechts ab, und die zwei Reiter ritten allein, nur von einem Fackelträger begleitet.

Da hub der Richter an und redete in der Stille unter den bräuselnden Bäumen, in denen Nachtgevögel hin und her wischten, zu seinem Sohn:

„Du redest gar nichts! — Weißt du, daß ein Gesandter vom Fürsten von Siebenbürgen bei mir war? Er heißt Cornusch und ist ein Hungar.“

„Was will der Fürst von Siebenbürgen?“ fragte Heinrich halblaut beklommen.

„Er will Armaturen, zumal Misericordias,“ sprach Händel. „In der Werkstatt ist alles hin.“ — Er nagte sich die Lippe, und Schmerz zuckte in seiner harten Stimme. „Aber den Bliembelhuber habend sie mir doch nicht erschlagen. Ich habe dem Cornusch gesagt, warumb nicht? Transylvani sunt christiani, und zwaren evangelische. Wenn Bethlen Jurament prästiert, nichts gegen den Kaiser zu unternehmen, kann er Händliche Waffen wohl haben.“

Heinrich sprach: „Bethlen Gabor hielt es immer mit dem Türken. Juramenten sind billig.“

Händel faltete die Stirn: „Was er den evangelischen Ständen versprach, hat er alles gehalten.“ — Sie ritten fürder unter den brausenden Bäumen. Händel sprach: „Man muß die Glaubensbrüder stützen in dieser Zeit der Gewalt; wenn Bethlen nicht wäre, hätten die Jesuiten Transsylvanien schon in den Krallen. — Ich habe mit dem Cornusch über eine Union der beeden Kirchen zum Kampf wider Rom gesprochen, und er sagt mir, denselben Gedanken hat auch der Fürst.

Die eminent und größte, die einzige Gefahr in unserem Weltgang ist das Papsttum; als lang wir uns zersplittern und untereinander uns selbst bekämpfen, werden wir zum letzten großen Sieg nit kommen. Eine Verbrüderung zwischen allen Protestanten soll meine nächste Tat sein; . . . die Not der Zeit erfordert's; . . . ich will alle Kräfte, die im Protestantism seind, zu fester und einiger Arbeit zusammenfassen; . . . gestert und heunt habe ich schneiden und brennen muessen, umb den Körper meiner teuren Stadt von wildem Fleisch und wüsten Parasiten zu heilen; aber ich kann nicht bloß strafen und töten; ich kann auch vereinen und segnen. Und es wird geschehn.“

Er sprach leise, mit unruhigem Atem; oftmals sich unterbrechend und seinen Sohn anblickend, und als er dessen Auge einmal aufleuchten sah, fing er begierig diesen Glanz auf, doch der starb jäh dahin, und Heinrich sah wieder starr und finster ins Dunkel. Segnen und vereinen ist ein wunderbares Wort, aber anders sind Worte, anders sind Taten; er sprach: „Das Leben ist heilig," und vier Erdrosselte hangen in Steyrdorf. — Plötzlich fragte Heinrich: „Vater! Zeller hat gesagt, Ihr hättet ihn unverhört geurteilt: ist das nach Recht?"

Der Vater sprach: „Zeller ist ohne Advokat und Ankläger und Verhör gerichtet worden; das Recht, nach dem all dies geschah, steht hier," er schlug sich auf die Brust, „nit in vermoderten Scharteken."

Sie ritten vor Schloß Voglsang an. Als sie von ihren Pferden stiegen, liefen Lichter aus dem Hause. Helena grüßte vom hellen Fenster; sie traten ins Tor, zuerst der Hauptmann, dann der Richter. Auf der Stiege standen die Fraumägde im roten Flackerlicht der Fackeln; eine hatte Händels Töchterl bei der Hand; und als das Kind seinen Bruder sah in der goldnen Pracht auf der Stiege kommen, lief es ihm entgegen und wollte schmeichelnd an ihm emporspringen; doch er schob es mit ausgereckter Hand von sich und sagte drohend: „Rühr mich nit an! Ich komb vom Galgen." Und schritt die Stiege weiter zu seiner Kammer empor.

Das Kind kirrte entsetzt.

Nun kam der Richter. Die Mägde verneigten sich zitternd. Als er sein Kind sah, wollte er es tätscheln. Da kirrte es abermal hellauf und fuhr wie ein kleines scheu gewordenes Tierlein in einen Winkel. — Er sah die Mägde erstaunt und finster an.

Der Richter saß an seinem Eichtisch und stürzte hastig einen Becher Rotwein, den ihm Helena mit einem zarten Kuß kredenzte, hinunter und schrieb dazwischen Notizen und zeichnete ein Prachtmesser mit Krabbenblattreihen bis zum Knauf, mit Bethlens Wappen, das kommt hoch à jour, die Helmdecke zurück und die Helme vorgearbeitet, hinterschnitten. Sein Atem keuchte aber, und seine Hand war unruhig und fahrig, und knack! brach ihm der Rotstift ab.

Warumb, dachte er wild, hat der Luz seine Schwester diesem Menschen gegeben? Dem Mann lag nicht an Weib und Kind, sunst hätte er nicht für eine fremde Dirn Rebellion gemacht.

Der junge Hauptmann kam nicht zum Essen. Der Richter schickte seinen Diener hinauf, aber er hatte sich in sein Zimmer eingeschlossen und kam nicht herunter.

Seine Goldrüstung, die Handschuh und der Hut lagen am Boden, und er ging entwappnet im Gaden hin und her; jetzt blieb er neben seinem Tisch stehen, wo die Institutio noch offen lag bei dem blutrünstigen Kapitel; der aufschimmernde Mond malte Ringe auf das braunfleckige Papier; Heinrich schloß das Buch, kaum die Deckel mit seinen Fingern anfassend, wie man ein brandgefährliches oder giftiges Ding vorsichtig berührt.

Er setzte sich auf sein Bett und saß da ganz still, die Stirn in die Hand

gestützt, und von Zeit zu Zeit schüttelte er sich; ihn schauderte und fror; das Leben war heilig, und die vier Elenden hingen draußen in der schwarzen Nacht, die Raben schrien überm Galgen. Das war die goldene Zeit.

Das Bild seines Vaters, das er so stolz und klar in seinem Herzen getragen hatte, wie ein Gottvaterbild, verdunkelte sich wie draußen der Mond in den jagenden Wolken: Blut, Willkür und Gewalt, eine gemarterte Unschuld und zertretene Leben umdüsterten es. —

Aber wie der Abendstern sanft und lieblich aus den treibenden Sturmwolken emporstieg, so leuchtete in seinem Herzen immer schöner, immer strahlender ein andres Bild, das der katholischen Jungfrau. Alle frommen Worte, die er heut von ihr gehört, fingen geheimnisvoll in seiner Einsamkeit zu klingen an, und ohne es selbst zu wissen, fing er mit sacht sich bewegenden Lippen wie ein Kind, das Muttergebete nachlallt, für sich hin zu sprechen an: „Jesus, Jesus, Jesus, Jesus, sei mir ein Jesus in diesem Leben — der Leib Christi erlöse mich . . .“

War nicht der Zeller glücklich, dem ihre zarte holde Stimme das letzte Geleit gab! — War nicht der Mönch glücklich, dem sie zulächelte, als er aus der Kammer ging! O, und das Kleine, dessen Stirnlein sie küßte, mit ihren Lippen zart und süß wie zwei Rosen, war das nicht glücklicher als alle Engel und unschuldigen Kinder im Himmel und auf Erden!

Mit hungrigen Blicken sah er wirr um sich; seine Brust hob sich voll Sehnsucht; wen sie küßt, der ist im Paradies . . . Er aber ist ein Henker, ein Scherg, mit Flüchen und Blut beladen; zarte Stephana — mich küssen — gel, das wär dir wie den Teufel küssen? —

Plötzlich überfiel ihn eine so gewaltige Sehnsucht; die ging ihm durch das Herz wie eine glühende Klinge, und wieder eine wilde Traurigkeit, die schloß sich wie eiserne Krallen um seine Brust. Gestert wußte er es noch nicht; nun weiß er es aber schon, was es um ihn ist; Stephana ist in sein Herz kommen, ja sie ist schon in der Mitte seines Herzens, wie eine Königin im Thron, und sein Herz liegt in ihren Händchen, die kühl und weiß wie Schnee sind, gefangen. Und er darf es nit, nit als Händel, nit als lutherischer Bub und nit als Hauptmann von Steyr, das papistische Mädel lieben; und mueß, mueß lieben diese Huld und Schöne und Reinheit, derengleichen nicht mehr auf der Welt . . . Dem Zeller, armen Menschen, seine Bande waren hart — der Henker hat sie gestrickt — Heinrichs Bande sind lind und weich — Stephana hat sie gesponnen — doch so wenig Zeller sich konnte aus seinen Banden helfen, so wenig der Heinrich.

Andere finden ihr Feinslieb unter Rosenbäumen, andere unter seidenen, goldgestickten Himmeln; er hat sie, die sein Herz verwundete und umstrickte, nicht in Rosen, nicht in Gold und Seid gefunden, er fand sie erstmals am Schandpfahl und dann auf dem Stroh und dann auf der Richtstatt vierer Schächer; aber alle Engel seind nicht so schön, noch hold, noch königlich wie sie; sie ist tausend und tausendmal schöner als alle Liebchen, die unter Rosen und in Gold und Seiden sitzen.

(Fortsetzung folgt.)

Lebenserinnerungen.

Aus dem Nachlaß von Rochus Freiherrn v. Liliencron.

(Fortsetzung.)

Schleswig-Holstein. 1848.

Nach kurzem Aufenthalt bei meinem Bruder in Pinneberg traf ich am 29. März in Rendsburg ein. Es ward mir leicht, mich über den Stand aller Dinge zu orientieren, da ich hier die Mehrzahl meiner deutschen Freunde aus Kopenhagen und vor allem auch meinen Freund Adalbert Baudissin in rasch geordneter Verwaltungstätigkeit vorfand. Seit dem Anfang des März ließen die Nachrichten aus Kopenhagen keinen Zweifel mehr darüber, daß die auf den Sturz des Ministeriums und die Einverleibung Schleswigs in Dänemark hindrängende Partei, die seit der schon erwähnten großen Versammlung im Kasino den Namen der Kasinopartei erhielt, trotz aller Gegenbemühungen der Gesamtstaatspartei die Oberhand behalten werde. Am 18. März versammelten sich in Rendsburg zu einer freien Besprechung der Lage die Mitglieder der bisher getrennten Ständeversammlungen in Schleswig und Holstein. Es wurde beschlossen, eine sofort gewählte Deputation nach Kopenhagen zu senden, welche dem König in einer Adresse die Wünsche der Herzogtümer und ihr Beharren auf ihren vom König selbst vor kurzem noch anerkannten Rechte vorzutragen hatte. Über das Schicksal dieser Deputation in Kopenhagen, von wo sie erst am 26. morgens nach Kiel zurückkehrte, habe ich schon einiges aus den Briefen meiner Braut mitgeteilt. Eine ganz genaue Darstellung dieser Hergänge geben aus eigenster Anschauung die „Erinnerungen eines Schleswig-Holsteiners" von Rudolph Schleiden (Neue Folge, 1890, S. 257 ff.). Von gewissen militärischen Maßregeln erfuhr man zugleich: in Jütland und auf den Inseln wurden die Regimenter auf volle Stärke gebracht, während zugleich die in den Herzogtümern stehenden und aus ihnen rekrutierten Regimenter durch Beurlaubungen geschwächt wurden. Die Rendsburger Versammlung wählte sodann einen aus Beseler, Reventlow (Preetz) und dem Kieler Bürgermeister Bargum bestehenden Ausschuß mit dem Auftrage, den Gang der Dinge zu überwachen und die Versammlung, sobald er es für nötig halte, wieder zu berufen. Der Bruch erfolgte in den Tagen des 23. und 24. März hüben und drüben. Die einzige Konzession, die man in Kopenhagen gewährte, war die Entlassung des Regierungspräsidenten v. Scheel in Schleswig. Daß der verhängnisvolle Schritt der Einverleibung Schleswigs und damit seiner Losreißung von Holstein ge-

schehen werde, stand für jedermann fest, seitdem der schwache und unberechenbare König sich der Kasinopartei gebeugt und sein Ministerium entlassen hatte. Die offizielle Nachricht hierüber durch die Deputation abzuwarten, war um so weniger tunlich, als man aus guten Gründen fürchten mußte, die Deputation werde in Kopenhagen zurückgehalten, um jedem Widerstande der Herzogtümer durch rasche militärische Besetzung zuvorzukommen. Demgegenüber bedurfte es eines raschen Entschlusses und einer sichernden Tat. Im Laufe des 23. März fanden sich Beseler, Reventlow und andere Patrioten in Kiel zusammen. Auch Prinz Friedrich von Augustenburg unter ihnen — der jüngere Bruder des Herzogs. Dieser selbst war am 19. März nach Berlin gegangen, von wo er erst am 26. zurückkehrte mit der bekannten, vom Minister kontrasignierten Erklärung Friedrich Wilhelms IV., in welcher der König die Rechte der Herzogtümer auf ihre unlösliche Verbindung und auf das ausschließlich männliche Erbrecht des Fürstenhauses anerkannte. Es sei hier erwähnt, daß Prinz Friedrich, „der Prinz von Noer", bis 1846 Generalstatthalter der Herzogtümer gewesen war; er hatte aber diesen Posten infolge des „offenen Briefes" niedergelegt und war zugleich aus der Armee ausgetreten, bezog seitdem weder Gehalt noch Pension. Bis tief in die Nacht auf den 24. dauerten die sehr ernsten, aber allseitig in völlig entschlossenem Geiste geführten Besprechungen in Kiel; man war sich dabei bewußt, der Zustimmung des ganzen Landes sicher zu sein, was man auch beschließen mochte. Endlich war die provisorische Regierung fertig; sie bestand aus Beseler, dem der Vorsitz gegeben ward; Reventlow (Preetz); dem Prinzen von Noer, der die Führung der Truppen übernahm; Bremer, einem gewiegten Juristen; Schmidt, einem Kieler Industriellen, und Goldmann. Es waren Männer des allgemeinsten Vertrauens — Männer, auf deren Gewissenhaftigkeit die öffentliche Meinung ebenso fest baute wie auf ihre hervorragende Charakterfestigkeit und Sachkunde[1]).

Um 3 Uhr nachts verlas Beseler vom Balkon des Rathauses vor der versammelten Bevölkerung, welche ungeduldig der Entscheidung harrte, die Proklamation der provisorischen Regierung. Sie wurde mit Jubel aufgenommen. Das auf dem Markt versammelte Kieler Jägerkorps, dessen Offiziere Deutsche waren, trat sofort bei und wurde vom Prinzen nebst dem sich aus Studenten und anderen Freiwilligen bildenden Korps zu 6 Uhr auf den Bahnhof beschieden. Um einen festen Stützpunkt, namentlich der Gefahr einer zuvorkommenden dänischen Besetzung wegen, zu gewinnen, war es nötig, sich der Festung Rendsburg zu versichern, wo sich außerdem die Landeskasse befand. In der Frühe brach der Prinz mit der kleinen Schar dahin auf, begleitet von Beseler, dessen „Bewaffnung" nur in einem Regen-

[1]) In der Beurteilung der Mitglieder der provisorischen Regierung darf man sich auf die Äußerungen des Prinzen Noer in seinen Erinnerungen aus dem Jahre 1848 durchaus nicht verlassen. Der Prinz befand sich nach kurzer Zeit in schroffem Zerwürfnis mit seinen Kollegen in der Regierung und hat sich durch seine verbitterte Verbissenheit zu einer Beurteilung ihres Charakters hinreißen lassen, welche sie in vollkommen ungerechtem und nicht zu rechtfertigendem Lichte erscheinen läßt.

schirm bestand. Es galt einem sehr verwegenen Handstreich, der aber gelang. Die Wachen wurden vollständig überrascht, die Hauptwache besetzt, ohne daß ein Tropfen Blutes floß, die in der Festung garnisonierenden Truppen alarmiert und auf dem Paradeplatz versammelt; hier erklärte ihnen der Prinz, was geschehen sei, stellte jedem der Offiziere wie Gemeinen ihren Entschluß frei und verhieß einem jeden, der sich nach Dänemark wenden wolle, freien Abzug. Nur der kommandierende General und die Dänischen unter den Offizieren erklärten ihren Rücktritt. Um 6 Uhr morgens war alles vorüber. Am nächsten Tage hielt die provisorische Regierung ihre erste Sitzung in Rendsburg. Die Beamten der deutschen Behörden in Kopenhagen hatten in der großen Mehrzahl zugleich mit der rückreisenden Deputation, andere über Schweden reisend, Kopenhagen verlassen und fanden sich über Kiel, wo sie am 26. morgens landeten, sofort in Rendsburg ein, um sich der provisorischen Regierung zur Verfügung zu stellen. So waren in unglaublich kurzer Zeit die Regierungsgeschäfte leidlich eingerichtet. Als ich wenige Tage später eintraf, fand ich bereits alles in geregeltem Gange. Die Beamten innerhalb der Herzogtümer hatten, so viel ich mich erinnere, ausnahmslos die provisorische Regierung anerkannt. Die zu den Fahnen einberufenen Soldaten stellten sich, und die Steuern gingen sofort regelmäßig in Rendsburg ein, in der Tat ein merkwürdiger Beweis für die Einmütigkeit und Entschlossenheit der Bevölkerung. Die wunderbare Ruhe und Ordnung, fast möchte ich sagen die Kaltblütigkeit, mit der sich die so große Katastrophe vollzog, kommt mir noch jetzt, wenn ich an jene Tage zurückdenke, fast unglaublich vor. Militärisch sah Rendsburg freilich bald wie ein Feldlager aus, da es hierbei natürlich der äußersten Eile bedurfte. Man glaubte, so schnell wie möglich die in der Eile recht unvollständig ausgerüsteten Bataillone und Freikorps bis Flensburg vorschieben zu sollen, um dem dänischen Einmarsch von Jütland oder von Alsen her dort begegnen zu können. Dem sehr bedenklichen Mangel an Offizieren hoffte man einigermaßen durch freiwilligen Eintritt fremder Offiziere abhelfen zu können, deren auch bald einige erschienen. Ich selbst beschloß, dem Freikorps der Kieler Studenten beizutreten, in dem ich eine Menge junger Freunde wußte. Dies Korps war aber bereits nordwärts abgerückt in die Stellung von Bau, nordwärts von Flensburg. Ich trat also zunächst einem anderen Korps bei, welches auf dem Paradeplatz stand, um den Fahneneid zu leisten; da wurde ich aber mit vier oder fünf anderen Herren durch einen Boten des Grafen Reventlow, der uns aus dem Fenster zugeschaut hatte, auf die Regierung gerufen. Ehe ich den Anlaß dazu erzähle, muß ich noch einiges über die allgemeine Sachlage nachholen. Die provisorische Regierung hatte sich noch um ein Mitglied verstärkt. Ihre ursprünglichen Mitglieder gehörten auch, vom Prinzen Noer abgesehen, alle einer konservativen oder doch liberalkonservativen Richtung an. Reventlow, nach Geburt und Erziehung ein Aristokrat edelster Art, hatte sich im tätigen Geschäftsleben zu einem scharf urteilenden und klar sehenden Politiker herausgebildet; er stand schon längst auf dem liberaleren Flügel seiner Partei, welche die Bildung eines geordneten

Verfassungslebens als berechtigte Forderung der Zeit betrachteten, und an seine Stelle in der provisorischen Regierung trat er mit der klaren Erkenntnis, daß man nur dann alle Schichten der Bevölkerung hinter sich haben werde, wenn man den liberalen Forderungen der Zeit entgegenkomme. Beseler stand in derselben Richtung weiter nach links; seine Überzeugungen standen im allgemeinen auf dem Boden derjenigen Partei, die sich in Frankfurt um Gagern zusammenschloß, aus der später die Gothaer hervorgingen. Heute würde man ihn wohl auf dem rechten Flügel der Nationalliberalen sehen. Die beiden anderen, Bremer wie Schmidt, waren Männer der gemäßigten Rechten; meiner Erinnerung nach hielten sich beide in politischen Fragen in zweiter Linie, sie waren nach moderner Ausdrucksweise Ressortminister; zu diesen Bestandteilen erkannte man nun, allerdings unter heftigem Widerstande des in seinem ganzen Wesen sehr schroffen und einseitigen Prinzen Noer, daß man noch eines Elementes bedürfe, nämlich eines Vertreters der Linken, um eines wesentlichen Bruchteils der öffentlichen Meinung sicher zu sein. Es konnte dabei im Grunde nur an zwei Männer gedacht werden: an Theodor Olshausen und Clausen. Beide waren Advokaten in Kiel, Olshausen der eigentliche geistige Leiter der bisherigen Oppositionsparteien in den Herzogtümern, Clausen ihr gewandtester Wortführer. Die Wahl war nicht leicht, denn der Gegensatz zwischen ihnen und der provisorischen Regierung war infolge der jahrelangen politischen Kämpfe ein sehr schroffer. Beseler und Reventlow waren aber Charaktere, welche die Kraft besaßen, zu tun, was sie zu tun müssen erkannten. Sie bewogen also Olshausen zum Eintritt in die provisorische Regierung. Dann beriefen sie sofort auf den 3. April die schleswigschen und holsteinischen Stände nach Rendsburg, und diese sprachen in kurzer Sitzung die Anerkennung der provisorischen Regierung aus. Schleiden war sofort nach seiner Ankunft aus Kopenhagen in Rendsburg nach Frankfurt geschickt, um die Anerkennung der provisorischen Regierung durch den Bundestag zu erwirken. Aus Berlin erhielt man die Nachricht, daß ein preußisches Korps unter Führung des damaligen Obersten v. Bonin gegen die holsteinische Grenze vorrücke; die eigentlichen militärischen Vorbereitungen waren zugleich mit dem äußersten Eifer betrieben. Schon am 29. März erreichte General Krohn mit seiner allerdings sehr unvollständigen und in der Ausrüstung sehr unfertigen Brigade Flensburg und nordwärts davor die Stellung von Bau. Am 30. marschierte das erste Freikorps von Rendsburg dahin ab, ein zweites folgte sogleich; am 2. April begab sich auch der Prinz von Noer zu den Truppen, um das Kommando zu übernehmen. So lagen die Sachen, als, wie erzählt, das 3. Freikorps sich zum Ausmarsch sammelte, aus dessen Reihen wir unserer vier oder fünf auf die provisorische Regierung gerufen wurden. Reventlow empfing uns mit dem guten Humor, der ihn niemals verließ: die Regierung bedürfe einiger Herren zu Sendungen nach auswärts, da habe er sich die Reihen unten darauf angesehen, wer darunter wohl die Hoffnung gewährte, daß er einen schwarzen Frack besäße. Da ich erwidern konnte, daß ihn sein Scharfblick in betreff meiner nicht getäuscht habe, so beschied er mich in sein Kabinett, um mir eine

Mission nach Hannover anzuvertrauen; sie galt hauptsächlich dem Wunsche der möglichsten Beschleunigung der Fertigstellung der zum IX. Armeekorps gehörenden hannöverschen Truppen, zu dem ja auch das holsteinische Kontingent gehörte, da man aus Frankfurt den Befehl zum Vorrücken des Armeekorps erwartete. Es schien angezeigt, die in Hannover gewünschten Aufklärungen in vertraulicher Form zu geben. So sah ich mich plötzlich aus meinen militärischen Anfängen aufs diplomatische Gebiet verpflanzt, auf beiden Gebieten völlig ein Neuling, so daß ich mich dem einen wie dem anderen nicht ohne Herzklopfen zur Verfügung stellte.

Die provisorische Regierung hat während ihres ganzen Bestehens sehr unter dem Mangel diplomatisch geschulter Kräfte gelitten. Ein Diplomat von hervorragender Gewandtheit hatte sich ihr zur Verfügung gestellt, nämlich Bernhard v. Bülow, der spätere preußische Minister des Auswärtigen. Der Prinz von Noer erzählt in seinen „Erinnerungen", Bülow habe sein Anerbieten wieder zurückgezogen, als Olshausen in die provisorische Regierung eintrat. Nach dem, was ich darüber erfahren habe, ist dies nicht richtig; es lag vielmehr die Schuld, daß sein Anerbieten nicht angenommen wurde, an der provisorischen Regierung selbst, weil man wegen des Anteils, den bekanntermaßen Herr v. Bülow in Kopenhagen an den staatsrechtlichen Vorarbeiten zum „offenen Brief" von 1846 gehabt hat, ein gewisses Mißtrauen gegen ihn hegte oder auch weil man auf die öffentliche Meinung in dieser Beziehung ein ungerechtfertigtes Gewicht legte. Wie man jetzt weiß, stimmten Bülows eigene staatsrechtliche Ergebnisse mit den im „offenen Brief" ausgesprochenen Sätzen nicht überein. Jedenfalls war die Ablehnung seiner Dienste ein Mißgriff, der sich schwer genug gerächt hat.

In Hannover war erst eben (22. März) das Ministerium Stüve eingetreten, und meine Sendung bot zugleich ein charakteristisches Bild der Zeit. Alles war noch in einem gewissen Übergangszustand, und selbst die alten Geschäftsformen mußten angesichts der praktischen Notwendigkeit eines stark beschleunigten Betriebes großer Formlosigkeit nachgeben. Im Hotel, dem Bahnhof gegenüber, morgens angelangt, erfuhr ich sogleich, daß auch Herr v. Stüve dort noch wohne, konnte also dem Ministerpräsidenten mein Missive und meine Karte gleich hier zustellen; er ließ mir antworten, er müsse soeben in einen Ministerrat gehen, nachher zum König, und sei während des ganzen Tages so in Anspruch genommen, daß er mich erst abends empfangen könne; ich möge mich abends zu Hause halten. So saß ich bis Mitternacht und lernte auf solche Weise ein nicht unwichtiges Stück diplomatischer Geschäftspraxis: Das geduldige Warten im Vorzimmer — ein dänisches Sprichwort sagt: „Hast du warten gelernt, so kannst du König von Schweden werden." Gerade gab ich beim Klang der Mitternachtsglocke meine Hoffnung auf und begann ins Bett zu gehen; da ließ die Exzellenz bitten, ich möge nur kommen, wie ich sei, er habe auch schon den Hausrock angezogen. Er empfing mich mit schlichter Freundlichkeit. Es war geradezu merkwürdig, zu sehen, wie der kleine, energische Mann, nachdem er den ganzen Tag hindurch in den aufreibendsten Geschäften von Hand zu Hand gegangen war, trotzdem ohne jedes

Zeichen der Abspannung oder Ungeduld bei der Sache war, die uns nun fast anderthalb Stunden festhielt. Mit raschem Blick und scharfem Urteil, wobei ein wohltuendes, hoch patriotisches Gefühl stets durchklang, ging er auf die staatsrechtlichen Fragen ein, während er sich genau über die Sachlage und die in betreff kommenden Persönlichkeiten in den Herzogtümern berichten ließ. Er werde alles morgen dem Könige vortragen und mich dann weiter bescheiden. Ich mußte aber noch einen ganzen Tag über warten. Durch einen mir befreundeten Offizier eines der hannoverschen Infanterieregimenter beim Regiment zu Tische geladen, wurde ich dort vom Oberst und dem Offizierkorps, denen der Anlaß meiner Anwesenheit bekannt war, wenn auch mit einer durch die Umstände völlig gerechtfertigten Zurückhaltung, so doch mit warmer Teilnahme für die Sache der Herzogtümer aufgenommen, und ich erfuhr zu meiner Genugtuung, daß das Regiment schon die Order erhalten habe, sich marschbereit zu halten, ohne daß dabei über das Ziel seiner Verwendung etwas bekannt sei; am anderen Morgen in der Frühe ließ mich der Minister rufen. Was er mir erklärte, war in Kürze folgendes: der König habe sich wiederholt energisch für die Gerechtigkeit der Forderungen der Herzogtümer ausgesprochen und es für seine bundesfürstliche Pflicht erklärt, für Holstein einzutreten; das könne aber nur über Frankfurt geschehen. In betreff des Vorrückens von Truppen müsse er einen Bundesbeschluß erwarten, werde aber um dessen Beschleunigung bemüht sein. Auch mit der provisorischen Regierung könne er in direkten Verkehr erst dann treten, wenn sie von der Bundesversammlung anerkannt sei (dies erfolgte erst einige Tage später, am 9. April); er könne mich eben deswegen auch nicht persönlich empfangen. An die Truppen sei übrigens schon der Befehl ergangen, sich auf alle Fälle marschbereit zu halten. Damit war also meine Aufgabe erledigt; ich traf am 8. April abends wieder in Rendsburg ein und nahm am 9. vormittags, nachdem ich dem Grafen Reventlow meinen Bericht abgestattet hatte, meine kindliche Militärausrüstung wieder auf Schulter und Nacken, um mich auf einem Transportwagen nach Flensburg zu meinem Freikorps zu begeben. Ich sah in Wirklichkeit einem Sonntagsjäger, der auf die Hasenjagd zieht, ähnlicher als einem Krieger, der zur Schlacht auf die Lohheide hinauszieht, aber — einstweilen war die Schlacht schon geschlagen. Es war, wie gesagt, der Mittag des 9. Wir wußten zwar in Rendsburg, daß die Dänen in sehr bedrohlicher Stärke gegen Flensburg vorrückten, den Herren der Regierung war es aber auch nicht unbekannt, daß es die Absicht des Prinzen von Noer sei, einem ernsten Angriff der Dänen auf die Stellung bei Bau auszuweichen, weil seine Truppenstärke nicht hinreichte, um eine Umgehung der Stellung in ihrer linken Flanke zu verhüten. Im Publikum gab man sich dagegen der törichten Meinung hin, die Stellung sei uneinnehmbar. Ich bin übrigens zweifelhaft, ob nicht auch in der Umgebung des Prinzen falsche Vorstellungen herrschten. Ein höherer Offizier des Generalstabes, mit dem ich nahe befreundet war, antwortete mir auf meine besorgte Frage nach der Haltbarkeit der Stellung: „Sie ist uneinnehmbar.“ Der Prinz hat nach seiner Darstellung den Befehl zum Rückzug der Truppen nach Süden rechtzeitig ausgegeben, er ist aber jedenfalls nicht rechtzeitig an

seine Adressen gelangt. Die in der Front stehenden Truppen waren von den angreifenden Dänen gepackt und gefaßt, ehe die im Hintertreffen stehenden Truppenteile den Abmarsch nach Süden begonnen hatten. So nahm der von Anfang an hoffnungslose Kampf, wie mutig und erbittert er auch im Zentrum geführt wurde, sehr bald den Charakter eines den Rückzug deckenden Gefechtes an. Die Dänen hatten den linken Flügel der Gegner bald umklammert; damit waren die Schleswig-Holsteiner in die Stadt zurückgeworfen, und aus geordnetem Rückzug wurde hier eine eilige Flucht: das Studentenkorps, dem ich hatte beitreten wollen, war nach heftigem Feuergefecht, welches sich bis in die Vorstadt hineinzog und manche Opfer kostete, umzingelt und gefangen worden. Man transportierte es später nach Kopenhagen, wo es bis zum Herbst auf dem Kriegsschiff „Dronning Marie" gefangen saß. Das also, wenn nicht eine Kugel bei Bau, wäre auch mein trauriges Schicksal gewesen, hätte ich nicht zwischendurch den Diplomaten spielen müssen.

Als wir uns, von Rendsburg kommend, Schleswig halbwegs näherten, begegneten uns einzelne versprengte Soldaten, von Norden kommend, die nur von Zurückgehen ihres Truppenteiles zu erzählen wußten, von dem sie abgekommen seien; bald aber kamen bedenklichere Anzeichen: Wagen mit einzelnen Verwundeten, größere Haufen Versprengter. Von dem Zusammenhang des Ganzen wußte hier noch niemand zu berichten; wir aber konnten nicht mehr zweifeln, daß ein schweres, verhängnisvolles Ereignis stattgefunden habe. In Schleswig traf ich sogleich meinen Bruder, die Stadt war überfüllt mit Militär aller Waffengattungen, welches fortwährend von Norden her zuströmte, und verbunden mit dem, was die einzelnen über das Gefecht zu berichten wußten, auch uns den Eindruck einer völlig zerstoßenen und zersprengten Armee machte. Die Dänen glaubte man — auch die Offiziere, die ich sprach — unmittelbar auf den Fersen zu haben; der Prinz von Noer hatte sein Hauptquartier in Ravens Hotel verlegt; da sah ich ihn abends und muß der Wahrheit gemäß berichten, daß er mit kaltblütiger Ruhe seine Anordnungen traf und seine Befehle gab, um in die Massen wieder Halt zu bringen und sie für einen weiteren Rückzug zu ordnen, denn zunächst mußte man sich hinter die Eider zurückziehen. Die Mannschaften fanden sich aus freiem guten Willen sehr vollständig zusammen; der Prinz verfügte bereits am 11. April einschließlich der Freikorps wieder über 9600 Mann. Was von den arg zersprengten Freikorps Schleswig am Abend des 9. April noch erreichte, etwa 200 Mann, ward zu einem Korps zusammengezogen, dessen Führung Graf Kuno zu Rantzau-Breitenburg, damals auf Rohlstorf wohnend, übernahm. Hier trat ich mit ein. Wir sammelten uns am 10. morgens 4 Uhr, marschierten südwärts über — ich weiß nicht welche Dorfschaft. Es war ein regnerischer kalter Tag, und unsere Stimmung war noch unbehaglicher und frostiger als das Wetter; noch wußten wir nicht, wie blutig und folgenschwer der vorige Tag gewesen sein mochte; noch mußten wir nach dem Gerede der Leute annehmen, daß der verfolgende Feind unmittelbar vor Schleswig stehe, während, wie man annehmen mußte, sein linker Flügel über Missunde nach Eckernförde vorging, um vor uns die Eider zu gewinnen. Ich fand glücklicherweise einige Freunde unter den Kameraden, was meine persönliche

Lage einigermaßen verbesserte. Mein alter Schul- und Universitätsfreund Willemoes-Suhm, der kürzlich sein juristisches Amtsexamen gemacht hatte, war bei dem völligen Mangel an Offizieren vom Grafen Rantzau zum Adjutanten gewählt worden. Nachmittags 5 Uhr wurden wir sehr verhungert und verkommen in einem größeren Dorf einquartiert; ein mitleidiger Bauer trat mir sein Wandbett ab, wie wir überhaupt von der Bevölkerung mit der größten Teilnahme aufgenommen und versorgt wurden. Ich war kaum in einen bleiernen Schlaf gefallen, als wir wieder alarmiert wurden, weil angeblich feindliche Dragoner sich gezeigt hatten. Es war glücklicherweise nur eine Schwadron unserer eigenen Dragoner, die uns friedlich durch ihre Reihen durchziehen ließ, als wir unseren Marsch fortsetzten. Wir waren ein so zusammenhangsloser Haufe von kriegsunkundigem guten Willen, daß der geringste ernste Angriff uns in alle Winde zerstiebt hätte. Unter so wenig angenehmen Empfindungen erreichten wir erst spät nachts ein anderes Dorf, vermutlich südlich des Wittensees, von der so völlig ungewohnten Anstrengung des ewig langen Tages unfähig, uns noch weiter zu schleppen. Wir wurden also wieder einquartiert, und ich fiel sofort wieder in den tiefsten Schlaf, ohne noch von irgend welchen Gedanken gequält zu werden, sobald ich auf meinem reinlichen Strohlager ruhte. Gleichwohl weckte mich schon frühmorgens die Sonne, die wieder so freundlich schien; alle meine körperlichen Kräfte waren neu belebt, und mit der leiblichen Frische war auch der frische Mut wieder zurückgekehrt: die Toilette war am Brunnen schnell gemacht. Da man uns noch einige Stunden der Ruhe lassen wollte, ging ich auf eine kleine Höhe, die mir eine schöne Aussicht über die friedlich schöne, grüne Landschaft gewährte. Da saß ich lange träumend und gedachte der Bedeutung dieses Tages für mich: es war der erste Jahrestag meiner Verlobung. Alle schmerzlichen Gedanken, die mich in letzter Zeit gemütlich so tief herabgedrückt hatten, wichen vor dem geliebten Bilde, das mir die Erinnerungen dieses Tages vor die Seele führten und dem ich meinen Segensgruß sandte. Die warme goldene Morgensonne schien mir fröhlich ins Herz hinein; froh und mutig erhob ich mich, als es Zeit war, und nahm die Büchse wieder auf die Schulter. Die ganze Schar war wieder in anderer Stimmung, muntere Lieder erklangen auf dem Marsch, und mit einem Hurra wurde nach etwa vier Stunden die Eider begrüßt. Hier aber wartete unserer eine viel freudigere Überraschung: in dem Augenblick, als wir die Brücke erreichten, zog drüben ein Bataillon preußischer Garden in strammer Haltung mit klingendem Spiel vorüber. Niemand von uns hatte erfahren, daß die Boninsche Brigade bis an die Eider vorgerückt war; mit nicht endendem Hurra begrüßten wir die zu unserm Schutz herbeigeeilten Bundesgenossen, die uns mit lustigem Zuruf antworteten; ein Hauptmann kam herübergeritten und betrachtete sich mit lächelndem Erstaunen unsere wunderliche Kriegerschar. Wir waren auf Osterrade, einem schönen, großen Gut, wo wir in Häusern und Scheunen vortrefflich einquartiert und aufs beste verpflegt, einstweilen Posto faßten. Mir wurde noch dazu vermöge meiner guten Konnexionen von unserem kommandierenden General, dem Grafen Rantzau, vielleicht auf dereinstige Beförderung zum Offizier, ein Platz an seiner Tafel angewiesen. Meine

Schlafstelle behielt ich allerdings mit etwa fünfzig Kameraden auf einer großen Scheunentenne, im Stroh, aber auch ein Bett ward mir, da ich dienstfrei war, für die erste Nacht. Meine Freunde Ahlefeldt — es war der nachmalige schleswig-holsteinische Landesdirektor — und sein noch lebender Bruder nahmen mich abends mit hinüber zu ihrem Oheim, der das an der anderen Seite des Kanals liegende Gut Sehestedt damals besaß. So verbrachte ich diese Nacht auf dem alten Gut meiner Familie, dem Schlachtfeld von 1813. Der nächste Tag verging ruhig; von den Dänen war weder über Schleswig noch über Eckernförde etwas zu hören; es erschienen mehrere bayrische Offiziere, darunter v. d. Tann und Graf Bothmer, die nachmals viel genannten bayrischen Generäle. v. d. Tann ging weiter nach Altenhof bei Eckernförde, um das dort zusammengezogene Freikorps zu übernehmen; Graf Bothmer, ein naher Verwandter des Grafen Rantzau, trat in unser Korps ein. In der folgenden Nacht wurde eine ziemlich weit vorgeschobene Vorpostenkette ausgestellt, wobei mir ein Posten an der am weitesten nach Eckernförde zugekehrten Spitze angewiesen ward. Hier sollte ich also der Dänen gerade auf den Wegen warten, auf denen sie 1813 über die Felder von Sehestedt herangekommen waren. Ich hatte recht lange Zeit, mich solchen interessanten Betrachtungen hinzugeben, glücklicherweise ohne daß die Dänen kamen, denn man hatte mich auf meinem Posten vergessen. Aber ich harrte mit ebenso zähem Mut aus wie der bekannte Münchhausensche Jagdhund vor den Hühnern. Erst nach fünf Stunden kam eine Streifpatrouille, die ich anrufen konnte; so gelangte ich glücklich in die Scheune auf mein Stroh; aber auch das wäre mir beinahe noch schlecht bekommen, denn meinem Strohnachbarn, der mir menschenfreundlich Platz machen wollte, ging dabei seine Büchse los, die er höchst unvorschriftsmäßig neben sich liegen hatte.

Mit dem folgenden Tage begann nun auch für uns ein strammeres militärisches Getriebe; es ward exerziert, geschossen, auch soweit dies tunlich war, die unvollkommene Ausrüstung der Mannschaften ergänzt. Ich hatte in den wenigen Tagen das völlig Unzulängliche meiner Ausrüstung empfunden und erbat mir daher einen Urlaub nach Rendsburg, um dem Abhilfe zu schaffen. In Rendsburg, wo die Einrichtung der Herren von der Regierung noch sehr unvollständig war, traf ich mittags mit anderen Herren von der Regierung auch den Grafen Reventlow an der Table d'hote des Hotels. Man ließ sich von meinen Erlebnissen erzählen. Nach Tische winkte mich Graf Reventlow zu sich heran: „Haben Sie", sagte er lachend, „eigentlich schon mal im Leben einen Hasen geschossen?" Ich mußte bekennen, daß ich nicht einmal jagdgerecht ausgebildet sei. „Ich glaube wirklich", sagte er, „Sie würden dem Feind mehr Abbruch tun mit der Feder als mit der Büchse, oder, ernsthaft gesprochen, Sie würden dem Vaterlande mehr nützen, wenn Sie in mein Bureau eintreten, als wenn sie wieder an die Eider zögen; ich brauche noch einen zweiten Sekretär für die eigentlich politischen Geschäfte; kommen Sie zu mir, wir wollen es miteinander versuchen." Es bedurfte für mich ja nicht langen Besinnens, ich mußte selbstverständlich dieses ehrenvolle Anerbieten als Erlösung aus einer für mich recht schiefen Lage betrachten, in die ich mich nur begeben, weil ich eine für mich angemessenere nicht

wußte. Das Verhältnis zum Korps war rasch gelöst, und schon in den nächsten Tagen begann ich meine Tätigkeit in dem sogenannten Bureau für die auswärtigen Angelegenheiten. Meine xenophontische Anabasis war glücklich und unblutig beendet.

Als erster Sekretär in Reventlows Bureau fungierte einer der meist befähigten jüngeren Beamten unter den aus Kopenhagen Zurückgekehrten, namens Lüders. Er war zugleich Sekretär und Protokollführer der provisorischen Regierung. In Reventlows Bureau lagen ihm hauptsächlich die allgemeinen Regierungsangelegenheiten ob, mir die allgemein-politisch-diplomatischen. Es handelte sich dabei natürlich in erster Linie um die Verhandlungen und Korrespondenzen mit Frankfurt, mit Preußen und den anderen Bundesstaaten. Daneben hatte ich in fortlaufenden Korrespondenzen unsere Abgesandten an den verschiedenen Orten über alles, was die Tage Wichtigeres brachten, zu unterrichten und ihre Berichte an die provisorische Regierung zu vermitteln. Ich war auf diese Art stets über das innere Getriebe der Dinge belehrt, was nicht gerade eine Quelle freudiger Stimmungen wurde; vielmehr sah ich oft genug die drohenden schwarzen Wolken, während die öffentliche Meinung sich noch in den rosigsten Hoffnungen wiegte. Viel seltener war wohl auch das Umgekehrte einmal der Fall. Die hieraus entstehende, fast etwas cassandraartige Stimmung trug neben so viel anderem Schweren nicht unwesentlich dazu bei, mir dieses Jahr zu dem schwersten meines Lebens zu machen. Ich will übrigens noch hinzufügen, daß mein Chef, für den ich schnell eine tiefe Verehrung faßte, mir schon nach 14 Tagen mit freundlichen Worten ein definitives Anstellungsdekret überreichte. So stand ich denn auf dem Boden einer politischen Karriere, aber freilich auch auf vulkanischem Boden.

Gleich die ersten Tage meiner Tätigkeit enthüllten mir höchst besorgliche und gefahrdrohende Hergänge hinter den Kulissen, während man in der Öffentlichkeit über das Vorgehen der preußischen und der Bundestruppen jubelte. In einem Schreiben an das preußische Ministerium, welches Graf Reventlow selbst verfaßt hatte, las ich einen Passus, der ungefähr so lautete: „In unserer deutschen Angelegenheit wird uns als militärischer Führer erst ein polnischer Name genannt, dann ein englischer, jetzt ein aus Schweden stammender: wir aber möchten unsern trefflichen Pommern behalten." Dies bezog sich auf folgenden Hergang. Als erste Hilfe aus Deutschland war eine preußische Brigade unter Oberst von Bonin südlich der Elbe auf dem Platz. Sobald die Dänen in Schleswig erschienen und die Bundesversammlung es als ihre Pflicht anerkannt hatte, die Rechte Holsteins zu schützen, rückte Bonin durch Holstein bis an die Eider vor. Während allerlei Vermittlungsversuche gemacht wurden, führte Bonin mit dem kommandierenden dänischen General v. Hedemann Verhandlungen über einen Waffenstillstand. Sie kamen allerdings nicht zum Abschluß, brachten aber eine faktische Waffenruhe mit sich, die im Augenblick beiden Teilen erwünscht war, den Dänen, um sich in Schleswig einzurichten; Bonin hauptsächlich, weil die schleswig-holsteinischen Bataillone, auf die er bei seiner eigenen schwachen Truppenzahl (einer einzigen Brigade) rechnen mußte, noch sehr der Aus-

bildung bedurften. Es war allerdings erstaunlich, wie viel in dieser Beziehung in wenig Tagen erreicht wurde, teils vermöge des Geschickes der doch nur wenigen preußischen Offiziere, die die Neuformation durchzuführen übernahmen; teils infolge der unbedingten Hingabe und Folgsamkeit der Mannschaften. Jene erkannten in verständiger Weise, daß sie für den Augenblick auf das weniger Wichtige des soldatischen Drills verzichten müßten, um das Wesentlichere rasch zu erreichen, namentlich den inneren Zusammenhang in den Truppenkörpern. Man hörte aus dem Munde dieser Offiziere nur Worte des höchsten Lobes für die unermüdliche Dienstwilligkeit der Leute und ihren hingebenden Gehorsam. Vor allem glücklich waren dabei diejenigen Herren, die sich rasch in den den Preußen so ganz fremden trockenen und wortkargen Humor der Schleswig-Holsteiner zu finden wußten, und die ihr oft naives unmilitärisches Verhalten einstweilen nicht schalten oder straften, sondern nur lachend korrigierten.

Bonin war in jenen Tagen noch Oberst und Kommandeur einer Infanteriebrigade. Er war ein Mann von großer geistiger Beweglichkeit, raschem und scharfem Blick und schneidig in allem, was er tat. Auch für die politischen Verhältnisse hatte er — ich möchte sagen — einen strategischen Blick, mit dem er die Grundzüge der jeweiligen Sachlage sofort sicher erfaßte, und was sie von dem Strategen forderten, erkannte. Zwischen ihm und den beiden politischen Leitern der provisorischen Regierung, Beseler und Reventlow, bildete sich alsbald ein enges Band gegenseitigen Vertrauens; Bonin erkannte unumwunden die Erhebung der Herzogtümer gegen Dänemark als einen wohlbegründeten Kampf um uraltes Recht an, und ging bei allen Berechnungen davon aus, daß er sich bei jedem seiner Schritte im innigsten und vertrauensvollsten Zusammenwirken mit der provisorischen Regierung halten müsse. Darum bezeichnete ihn Reventlow in dem vorhin erwähnten Schreiben mit so warmem Worte als „unseren Pommern". In scharfem Gegensatz zu ihm standen andere unter den preußischen Unterhändlern dieser Zeit, welche in der Haltung der Herzogtümer nur eine offene Rebellion erblickten, und man sagte sich deswegen, daß, wenn es ihnen wirklich gelingen sollte, einen Ausgleich zu erreichen, durch den der Krieg noch vermieden würde, dies nur auf Kosten der Herzogtümer und durch die Preisgabe Schleswigs geschehen könne. Glücklicherweise widersprach dies aber den vom deutschen Bunde bereits anerkannten Rechten Holsteins. Die Verhandlungen scheiterten.

Ich möchte hier etwas einschalten, um nachher auf diesen Punkt nicht wieder zurückzukommen. Friedrich Wilhelm IV. hatte soeben in dem Schreiben, mit welchem der Herzog von Augustenburg am 26. März von Berlin zurückgekehrt war, diesem gegenüber die Rechte der Herzogtümer auf untrennbare Verbindung und auf das agnatische Erbrecht ihrer Fürsten anerkannt und zu schützen verheißen. Natürlich erregte diese königliche Kundgebung überall in Deutschland lauten Jubel, und die Herzogtümer selbst sahen fortan in dem König ihren wärmsten Beschützer und Freund. Dabei aber übersah man einen schwerwiegenden Umstand. Jenes Schreiben war abgefaßt und unterzeichnet vor Bekanntwerden der Erhebung und Einsetzung der provisorischen Regierung. In Übereinstimmung mit den maßgebendsten Männern seiner Um-

gebung, den Gebrüdern Gerlach vor allem, auch Savigny u. a., sah der König, darin glaube ich mich nicht zu täuschen, in dem Verhalten der Herzogtümer nur eine Revolution. Er sprach dies der Öffentlichkeit gegenüber nicht direkt aus, aber aus den Briefen an seine Vertrauten erfährt man es. Ich erinnere an die bekannte, sehr scharfe Äußerung des Königs in einem Briefe an Bunsen. Vielleicht gerade deswegen so scharf, weil der König ja wußte, daß Bunsen der eifrigste Vertreter der schleswig-holsteinischen Sache war. Von dem Recht der Herzogtümer an sich war und blieb der König überzeugt. Darum und im Zusammenhange mit seiner Auffassung von Preußens deutscher Aufgabe vertrat er es, nicht für die provisorische Regierung, sondern trotz ihrer. Darin liegt ein Schlüssel zu vielem, was hernach geschah.

Durch alles, was er sah und von den Führern der provisorischen Regierung erfuhr, hatte Bonins politischer Scharfblick erfaßt, daß der einzige Weg zu einer den Herzogtümern günstigen Entscheidung der sei, die Dänen mit einem einzigen Schlage waffenlos zu machen. Sie hatten alles, was sie ohne längere Vorbereitungen ins Feld stellen konnten, bei Schleswig am Dannewerk versammelt. War diese Armee nicht nur geschlagen, sondern zur Kapitulation gezwungen, dann lag ganz Dänemark den Deutschen offen. Selbst eine Besetzung der Inseln schien unter solchen Umständen möglich, und es schien denkbar, ein rasches Nachgeben Dänemarks in der Hauptsache zu erzwingen, ehe die auswärtigen Mächte ihre schon leise anklingenden Drohungen einer Intervention erfüllten. Zog sich dagegen die dänische Armee, wenn auch geschlagen und vielleicht dezimiert, durch Nordschleswig auf die Inseln zurück, dann konnte Dänemark alle die ihm zu Gebote stehenden reichen Mittel entfalten, um zunächst Zeit zu gewinnen, dann in neuer Waffenrüstung im Felde zu erscheinen und inzwischen die ihm entgegengetragenen Sympathien von russischer, englischer und schwedischer Seite zur tätigen Hilfsleistung aufreizen. Das letztere war doppelt gefährlich angesichts der verworrenen Lage, in der Deutschland selbst sich befand, wo jeden Augenblick die hellen Flammen ausbrechen konnten. Es entsprach ganz Bonins keckem, allerdings zugleich sehr ehrgeizigem Charakter, aus solchen Voraussetzungen den Schluß zu ziehen, daß hier ein verwegener, wenn auch in seinem Erfolg zweifelhafter Streich am Platze sei, und er sah die Möglichkeit des Gelingens; das genügte seinem Optimismus, um sich dafür einzusetzen.

Die dänische Stellung in und um Schleswig war wohl stark, aber bei den heutigen Mitteln der Kriegsführung, selbst einem Frontangriff gegenüber, nicht auf die Länge zu behaupten, und der hier geschlagenen und zurückgeworfenen Armee drohte eine große Gefahr. Etwa eine Meile nördlich jenseits Schleswig wird durch einige Seen und Gehölze, den Langsee, das Idstedter Gehölz usw. eine mit wenig Truppen zu schließende Linie gebildet, die sich quer über die Rückzugslinie der in Schleswig geschlagenen Armee legen würde. Nun wußte man zwar schon, daß die Dänen den Übergang über die Schlei in ihrer rechten Flanke bei Missunde stark befestigt und von da aus Truppen gegen Eckernförde vorgeschickt hatten. Bonin rechnete aber darauf, daß sich ein kleines Truppenkorps in der für seinen Zweck nötigen Stärke bei Nachtzeit an einem anderen östlicheren Punkte der Schlei auf

Fischerkähnen werde übersetzen lassen. Die Fischer von Arnis und Kappeln hatten sich freudig und mutig dazu bereit erklärt. Dies Korps konnte dann am anderen Tag rechtzeitig über Welspang vorgehen, um den Dänen hier die Tore zum Rückzug auf Flensburg oder nach Angeln hinein zu sperren. Während er mit seiner Brigade und den Schleswig-Holsteinern die Dänen durch einen Angriff auf das Zentrum ihrer Stellung am Dannewerk beschäftigte und festhielt, sollte sein linker Flügel den rechten dänischen umfassen und sich nördlich mit dem über Welspang vorgeschickten Korps vereinigen. Moltke hat später (Kriegsgeschichtliche Arbeiten" I, S. 42) geurteilt, dies sei ohne Zweifel ein gewagtes Unternehmen gewesen bei der überlegenen Truppenzahl der Dänen, aber von kampflustigen Truppen überraschend und mit der dem Obersten von Bonin eigentümlichen Energie ausgeführt, habe es die ganze Sache mit einem Schlage beenden können. Bonin traf seine Vorbereitungen, um die Schlacht am 23. April zu wagen. Aber am 23. April war er nicht mehr der Lenker dieser Schlacht. In Berlin hatte man inzwischen eingesehen, daß es vor allem einer raschen Verstärkung der preußischen Truppen bedürfe, auch zweifle ich nicht daran, daß man dort für geraten hielt, Bonins hitzigem Temperamente einstweilen den Feldherrnstab aus der Hand zu nehmen. Am 17. April ward ihm angezeigt, daß seiner Infanteriebrigade augenblicklich eine Garde-Infanteriebrigade unter Möllendorf nachrücken und Fürst Radziwill das Kommando der ganzen Division übernehmen würde. Das war der Pole des obenerwähnten Reventlowschen Schreibens. Daß man zugleich wenigstens Bonin in vollberechtigter Anerkennung seiner ausgezeichneten Haltung zum Generalmajor ernannte, war nur ein schwacher Ersatz für die verlorene Aktionsfreiheit.

Aber das Regiment seines polnischen Nachfolgers im Oberbefehl war auch nicht von Dauer, denn gleich nach seiner Ankunft rückte auf Bundesbefehl das inzwischen mobilisierte X. Armeekorps (Hannover, Oldenburg, Mecklenburg, Holstein) über die Elbe, womit nun der Oberbefehl über das Ganze auf dessen Kommandierenden, den hannöverschen General Halkett fiel, einen schlachtenkundigen und verdienten alten Krieger, den „Engländer" des Reventlowschen Briefes. Schon aber machte sich als vierter im Oberbefehl innerhalb vier Tagen General der Kavallerie v. Wrangel auf den Weg. Man war doch in Berlin nicht geneigt, den Oberbefehl in hannöverschen Händen zu lassen, und setzte es im letzten Augenblick in Frankfurt durch, daß Wrangel zum Bundesfeldherrn über sämtliche gegen Dänemark operierende Truppen ernannt wurde. Er traf mit seinem Stabe am 21. April in Rendsburg ein. Begreiflicherweise machte dieser beständige Wechsel in dem Augenblick, wo man die erste Schlacht erwartete, auf die Tieferblickenden einen höchst besorglichen Eindruck, und in weiten Kreisen verbreitete sich ein Mißtrauen gegen die dahin wirkenden Motive. General Wrangel übernahm übrigens den Oberbefehl unter sehr schwierigen Umständen; nicht nur, daß er sich in die ganze Sachlage erst hineinfinden mußte, aber er fand auch alle Mittel, mit denen er operieren sollte, in sehr unfertigem Zustande. Die schleswig-holsteinischen Truppen und ihre Freikorps waren noch recht weit in ihrer Ausbildung zurück, und niemand vermochte zu sagen, wie weit man sich im Feuer auf

sie werde verlassen können. Die anderen Truppen des X. Armeekorps waren für jetzt noch in sehr geringer Stärke auf dem Platz. Wrangel kannte weder seine Truppen noch seine Unterführer, noch das Terrain, auf dem er schon in den allernächsten Tagen eine Schlacht liefern sollte. Der Boninsche Plan war im allgemeinen sowohl von Radziwill als von Halkett übernommen. Auch Wrangel nahm ihn auf, nur daß jeder der sich im Oberkommando folgenden ihn teilweise geändert hatte. Die Umgehung des linken dänischen Flügels über Eckernförde und die Schlei war dabei den Freikorps zugedacht. Am weitesten gegen Eckernförde war v. d. Tann mit seinem Freikorps vorgeschoben; sein Hauptquartier hatte er auf dem schönen Reventlowschen Herrensitz Altenhof an der Eckernförder Bucht. Hinter ihm standen drei andere Freikorps und das Bracklowsche Jägerkorps unter Major v. Zastrows Oberleitung.

Ich schalte hier einige Worte über diese Freikorps ein, da ich oft die Erfahrung gemacht habe, daß man sich von ihnen eine falsche Vorstellung macht, irregeführt hauptsächlich durch die Barrikadenhelden dieser Zeit und namentlich durch die revolutionären Banden der badischen Kämpfe des Jahres 1849. Zwar strömten auch solche Elemente damals herzu, und sie konnten nicht ganz fern gehalten werden trotz aller Mühe, welche die provisorische Regierung sich in dieser Hinsicht gab. Den Kern dieser Freikorps bildeten aber die aus den Herzogtümern selbst zuströmenden Freiwilligen. In großer Zahl kamen sie gerade aus den besseren Ständen, deren Söhne bisher nicht militärpflichtig gewesen waren. Um gleich aus ihnen reguläre Bataillone zu bilden, dazu fehlte es an allem, an Cadres, Offizieren und Ausrüstung. Man mußte sich daher einstweilen mit der loseren Form der Freikorps begnügen, in denen Intelligenz und guter Wille die fehlende Ausbildung und Disziplin nach Möglichkeit ersetzen mußten. Dies war in besonderem Maße im Bracklowschen Jägerkorps der Fall; es bestand aus lauter Forstbeamten, also ausgebildeten Schützen und Männern, die an Gehorsam im Dienst und an Anstrengungen gewöhnt waren. Gerade diesen Korps, also dem Tannschen, Wasmerschen, Kroghschen, Rantzauschen und Bracklowschen, sollte aber die Ehre eines ersten Schlachttages zufallen. Bonin hatte, wie schon gesagt, für den Vormarsch der Deutschen den 23. April ins Auge gefaßt, aber schon am 18. griffen die Dänen von Eckernförde aus an, durch ein Kanonenboot auf der Föhrde unterstützt. Sie erwarteten, die Freikorps ohne Mühe zu zersprengen und vordringend dem sich vor Rendsburg entwickelnden rechten Flügel der Deutschen weitere Verluste beizubringen. Das mißlang jedoch. Zwar mußte v. d. Tann nach hartnäckigem Feuergefecht zunächst seine Stellung aufgeben und sich auf das Gros der anderen Korps zurückziehen. Hier aber kam, dank Zastrows Energie und sehr geschickter Führung, der Rückzug zum Stillstand. Nach stundenlangem Gefecht gingen die Dänen zurück, und v. d. Tann nahm nachdringend seine Position wieder ein. Man kann sich denken, einen wie großen Jubel dieses kleine Ereignis hervorrief, obgleich es militärisch keine weitere Bedeutung hatte, als daß es einen Durchbruch der Dänen verhütete. Zastrow, v. d. Tann und die anderen Führer mußten ihre Person dem Feuer so rücksichtslos aussetzen, wie es den Führenden im allgemeinen nicht gestattet ist; keineswegs weil es ihren Leuten an Mut gefehlt

hätte; was diesen fehlte, war jeder Begriff ihrer militärischen Aufgabe. Wenn man daher in der öffentlichen Meinung durch das Gefecht von Altenhof den Beweis erbracht glaubte, daß die Freikorps als eine wahre Elitetruppe das Größte leisten würden, so war das eine schwere Täuschung. Die im Gefecht kommandierenden Offiziere hatten vielmehr genügend erfahren, wie schwer es sei, mit solchen Truppen etwas zu leisten.

Dennoch fiel gerade ihnen, als nun am 22. April die unmittelbaren Vorbereitungen zum Angriff erfolgten, die Aufgabe der Umgehung des linken dänischen Flügels zu; während Hauptmann v. Gersdorff den eigentlichen Scheinübergang bei Missunde zu stark besetzt fand, um ihn zu forcieren, glückte es allerdings dem bayrischen Leutnant Altdosser, sein Freikorps auf Fischerkähnen über die Schlei zu bringen. Er zog aber am folgenden Tage ziemlich plan- und nutzlos in Angeln umher; erst gegen Abend nötigte sein Erscheinen auf dem Nordrand von Missunde die Dänen hier zum Abzug, aber es war zu spät für Gersdorff, um noch rechtzeitig den Langsee und jene Stellung im Rücken der Dänen zu erreichen, glücklicherweise! Denn der Versuch hätte nur ihm selbst verderblich werden können. Am 23., morgens 9 Uhr, es war der Ostersonntag, standen die Spitzen der angreifenden deutschen Armee vor den Höhenlinien des Dannewerkes. Die Gardedivision auf dem rechten Flügel gegen das Haddebyer Noor und den Königshügel vorgehend, die Boninsche Brigade mit den Schleswig-Holsteinern jenseits der Rendsburger Chaussee auf dem linken Flügel gegen das Dorf Großdannewerke vorgehend. Die Dänen hatten an diesem Tage so wenig einen ernsten Angriff erwartet, daß ein Teil ihrer Mannschaften durch die Alarmsignale aus den Kirchen gerufen werden mußte. Doch standen alle Abteilungen Infanterie, Kavallerie, Artillerie in größter Ordnung und Geschwindigkeit marschbereit auf allen vorbestimmten Alarmplätzen. Auf dem äußersten rechten Flügel der Deutschen wurde der erste Höhenzug zwischen dem Haddebyer Gehölz und Busdorf (einem Vororte Schleswigs) ohne ernstes Gefecht überstiegen. Hier aber wurden die ungestüm vorstürmenden Garden durch ein so heftiges Infanterie- und Artilleriefeuer empfangen, daß Bataillon über Bataillon herangezogen werden mußte, um ein weiteres Vorrücken gegen Busdorf und den Eingang Schleswigs zu erzwingen. Aber auch die Dänen zogen immer frische Truppen heran, und bei einem von dem dänischen Obersten v. Bülow mit großer Bravour versuchten Durchbruch durch eine Niederung, deren Ausmündung auf dem oberen Plateau man nicht genügend beobachtet hatte, drohte sogar einen Augenblick eine Katastrophe. Der Höchstkommandierende ward ersucht, rasch Teile des linken (Boninschen) Flügels heranzuziehen; er lehnte dies aber zuerst ab und befahl, das Gefecht abzubrechen. Es sollte ja, dem Boninschen Plane entsprechend, die Dänen für heute bloß festhalten, und der Hauptangriff erst am 24. erfolgen. Der auf dem rechten Flügel Kommandierende weigerte sich aber zurückzugehen: Es sei moralisch unmöglich, das mit Blutvergießen gewonnene Terrain jetzt wieder aufzugeben. Wrangel gab nach, und es wurden beträchtliche Teile der Boninschen Brigade herangezogen, so daß nun vollends das blutige Gefecht sich zu einer Schlacht erweiterte. Um 4 Uhr nachmittags waren die Dänen gezwungen,

Busdorf und den südlichsten Straßenzug der Stadt (das ganze Terrain des heutigen Hauptbahnhofs) zu räumen. Damit kam auf dieser Seite das Gefecht gewissermaßen zum Stehen. Bonin hatte inzwischen auf den Befehl zum Angriff und zur Umfassung der rechten dänischen Flanke gewartet. Daß ein Teil seiner Truppen nach Busdorf hinübergezogen sei, erfuhr er durch einen unglücklichen Zufall erst, als er sich schon im Kampf mit dänischer Artillerie und Kavallerie, die er vor sich hatte, befand. Er ging aber mit so ungestümem Angriff vor, daß er den Feind, trotz dessen auch von Bonin hoch anerkannter Bravour, gegen das Pulverholz bei Annettenhöh und den Tiergarten zurückwarf. Hier kam ihm durch die bei Busdorf freigewordenen Truppen Hilfe. Namentlich erwarb sich hier das Bracklowsche Freikorps neue Lorbeeren. Eine preußische Infanterieabteilung, die dem im Feuer vorstürmenden Korps zuschaute, begrüßte es mit einem lauten Hurra. Bei einbrechender Dunkelheit mußten die Dänen auch hier weichen, indem sie nur noch den gegen Schloß Gottorp gerichteten unteren Rand des Tiergartens besetzt hielten. Jetzt befahl Wrangel definitiv den Abbruch des Kampfes. Er wußte damals noch nicht, daß der dänische General v. Hedemann sein Hauptquartier aus dem Schlosse Gottorp bereits zurückgezogen hatte, und man nahm an, daß die dänische Armee den nördlichen Teil der Stadt, geschützt durch den langen Gottorper Damm, noch zu halten suchen werde. Das erwies sich nun allerdings sofort als eine Täuschung. General v. Hedemann war angewiesen, sich keiner äußersten Gefahr auszusetzen; auch in Kopenhagen wußte man sehr wohl, daß man keine zweite Armee nachzuschieben hatte. Er ließ nach beendeter Schlacht seine Truppen in möglichster Stille nordwärts abrücken und verlegte um Mitternacht sein Hauptquartier nach Falkenberg, halbwegs zu dem mehrfach genannten Terrainabschnitt am Langsee. Er hatte auf diese Art für den nächsten Morgen einen Vorsprung vor der nachsetzenden Armee.

Wir hatten an diesem Tag in Rendsburg, wo alles in höchster Spannung des Ausfalles harrte, schon seit nachmittags Nachrichten von dem siegreichen Vorrücken der Deutschen, von dem Ersteigen der Dannewerkshöhen, blutigen Kämpfen unter siegreichem Vordringen der Garden; der Sieg war nicht mehr zweifelhaft, und bald bestätigten ihn einige vom Schlachtfelde Zurückkehrende. Alles gab sich der Freude dieses Eindruckes hin; eine jubelnde und singende Menge wogte durch die rasch illuminierten Straßen. Als ich spät abends mit Depeschen, die noch expediert werden sollten, in den Sitzungssaal trat, wo Reventlow und die anderen Mitglieder der Regierung versammelt waren, fand ich dort einen Offizier, der vom kommandierenden General die Siegesbotschaft überbrachte und mit fliegenden Worten den Gang der Schlacht referierte. Mir fiel Reventlows von großer Erregung zeugender, tiefernster Ausdruck auf. „Also," sagte er, nachdem der Offizier geendigt hatte, „ein Sieg! D. h. ein Sieg, mit dem wir gar nichts gewonnen haben." Es war ihm völlig klar, daß die Hoffnungen, die man auf den kühnen Boninschen Plan gesetzt hatte, durch diesen gepriesenen Sieg vernichtet seien, und er zweifelte nicht daran, daß die geschlagene Armee für Dänemark gerettet sei.

Wrangel hatte die Schlacht am 23. ohne die von Halkett geführten Bundestruppen geschlagen, die erst am Abend dieses Tages an der Eider

stehen konnten. Es hing dies ohne Zweifel mit der ursprünglichen Gestalt des Planes zusammen, wonach die Hauptschlacht erst am 24. geliefert werden sollte. Dem erhaltenen Befehle folgend, brach denn auch Halkett in der Frühe des 24. auf, um den Anschluß an die deutsche Armee zu gewinnen. Wrangel, obwohl rechtzeitig darüber aufgeklärt, daß die Dänen offenbar schon seit der Frühe des Tages nordwärts abzögen, nahm die Verfolgung des Feindes dennoch erst auf, als um 9 Uhr die Vortruppen der Halkettschen Division zur Stelle waren. Dadurch ward es den Dänen vollends möglich, ihren Rückzug auf Flensburg fast unbelästigt zu vollziehen; dorthin brachte General Hedemann seine Armee in guter Haltung. Nur seine Nachhut wurde in Oversee gefaßt und zersprengt. Das brachte denn freilich auch den Rest seiner durch die Anstrengungen der beiden Tage und durch die Niederlage erschöpften Truppen in fluchtähnliche Auflösung, aber nur bis sie am 25. die Insel Alsen erreicht hatten. Hier waren sie wie in einer uneinnehmbaren Festung gesichert, denn die dänischen Kriegsschiffe machten der nachsetzenden deutschen Armee das Überschreiten des Wassers unmöglich, und auch der Brückenkopf auf der Seite des Festlandes blieb in dänischer Hand. So traten nun alle die von solchem Ausgang vorhergesehenen Folgen ein. Die Dänen konnten sich in aller Ruhe sammeln, ergänzen, verstärken, ihre unausgesetzte Verbindung mit dem eigenen Hinterlande, d. h. mit Jütland und den Inseln, war durch die Marine und Transportschiffe fortwährend gesichert, da es Deutschland an allen Mitteln fehlte, um diese Verbindung zu stören. Ja, es offenbarte sich bald eine Lage, der die angreifende deutsche Armee tatsächlich nicht gewachsen war. Wie an der schleswigschen Küste Alsen mit seinem Brückenkopf, so bildete an der jütländischen Ostküste die Festung Fredericia für die Dänen ein Ausfallstor. Sie waren in der Lage, die Truppen jeden Augenblick von einem Ort zum anderen zu werfen, ohne daß der Gegner es zu gewahren vermochte, um von jedem der beiden Punkte eben an dem zu sein, wo sie den Feind zur Zeit zu schwach wußten; damit hatten sie es in der Hand, den Krieg zur Erschöpfung der Deutschen in die Länge zu ziehen, bis sich ihnen flüchtige Chancen eröffneten. An solchen fehlte es nicht, vor allem vermöge der Haltung der auswärtigen Mächte; denn schon regten sich in Schweden die skandinavischen Sympathien zugunsten der Dänen, schon zeigte England die Neigung der Einmischung in die Sache, und in Berlin erregte Rußlands Sprache große Beunruhigung, während man im eigenen Lande der Not und Sorge nicht Herr werden konnte.

Ich habe den Tag von Schleswig etwas eingehender erzählt, weil mir in der Erinnerung noch heute ist, als hätte ich ihn selbst mit erlebt, wenn ich ihn auch nur wie die Personen der griechischen Tragödie in den Erzählungen der vom Schlachtfeld kommenden Boten miterlebte. Auch ist ja dies Schlachtfeld mein Heimatsort, und alle Teile des Schlachtfeldes sind mir aufs genaueste bekannt; so darf ich mich unter die Zeugen der Sache rechnen. Es versteht sich aber, daß es hier nicht meine Aufgabe sein kann, den Gang des nun folgenden Krieges im einzelnen zu schildern, ebensowenig die Entwicklung der deutschen Verhältnisse in Frankfurt oder das Durcheinander der verschiedenen Vermittlungsvorschläge und Einmischungen aller Art vom Aus-

lande her. Ich habe wohl in meiner dienstlichen Stellung von alledem, soweit es zur Kunde der provisorischen Regierung kam und ihre Haltung bestimmte, auch meinerseits Kenntnis bekommen. Aber irgend welchen tätigen Anteil, soweit es über das Ausfertigen von Depeschen oder über Nachrichten an unsere Vertreter in Berlin, Frankfurt, London usw. hinausgeht, habe ich nicht gehabt. Die Geschäfte hielt mein Chef fest in der Hand, höchstens daß ich die mir vorgezeichneten Entwürfe auszuführen hatte, worüber ich manche wenig trost- und freudenreiche Nachtstunde verbrachte. Auch fühlte ich mich auf geschäftlichem und besonders diplomatischem Gebiete zu sehr als Neuling und aller Formen zu unkundig, als daß ich mich zu selbständiger Arbeit berufen gefühlt hätte. Das würde mir ohnehin bei Reventlows ausgeprägter Energie, die in ihrem Ausdruck oft genug sehr schroff war, schwer geworden sein.

Was nach den Tagen von Schleswig sich auf dem Kriegsschauplatz begab, das war recht kläglicher Art; nicht etwa weil es Wrangel oder anderen Kommandierenden an militärischem Geschick oder an gutem Willen gefehlt hätte. Im Volk war man auch hier schnell genug bereit, von Verrat zu reden. Es waren eben die vorhin angedeuteten Verhältnisse, die sich in ihrer ganzen verhängnisvollen Schwere alsbald geltend machten. Wrangel folgte der geschlagenen dänischen Armee bis über Flensburg hinaus; dort, im Sundewitt, ließ er General Halkett mit der Bundesdivision zur Zernierung des dänischen Brückenkopfes vor Düppel stehen; er selbst mit den Schleswig-Holsteinern ging nördlich bis an die Grenze vor, um das Herzogtum Schleswig zunächst von den Dänen ganz zu säubern. Er stieß dabei nirgends auf ernstlichen Widerstand. Dann aber trat eine Stockung ein, und der Regierung wurde bekannt, daß man von Berlin aus dem General verboten habe, die dänische Grenze zu überschreiten. Der Grund davon war natürlich die Angst vor auswärtigen Drohungen und die Furcht, Dänemarks Hoffnungen würden durch einen Einmarsch der Deutschen in Jütland eher gestärkt als gebrochen werden. Eine Kritik dieser politischen Schwäche ist überflüssig! Große Politik zu machen hatte man in Berlin noch nicht wieder gelernt; es sollten noch zwölf Jahre darüber hingehen! In einem Briefe vom 11. Mai schrieb ich damals meiner Braut unter dem Eindruck solcher Sorgen, Deutschland werde noch viel Leiden tragen müssen, ehe es zu Einheit und Kraft gelange: „Noch sehen wir unsere Washingtons nicht; wohl gebiert zwar auch die Not nicht große Männer, aber sie zieht sie ans Licht."

Reventlow und Beseler gaben sich alle Mühe, wie im Hauptquartier so in Berlin und Frankfurt davon zu überzeugen, daß die Folgen einer so schwächlichen Haltung nur die sein könnten, Dänemark noch unversöhnlicher zu machen, Rußland, England und Frankreich in ihren gefährlichen Vermittlungsversuchen zu bestärken, die Herzogtümer durch den Druck der Kriegslasten zu erschöpfen. In Frankfurt besann man sich auch wirklich darauf, daß Wrangel Bundesfeldherr sei. Am 1. Mai erhielt er den Befehl, Jütland zu besetzen, und er war korrekt und energisch genug, nun seiner Pflicht und damit zugleich seiner eigenen Überzeugung zu folgen. Am 2. Mai rückte er ein, ohne auf militärischen Widerstand zu stoßen. Auch die Festung Fredericia ward von den Dänen geräumt, sie zogen sich nach Fünen hin-

über. Major v. Zastrow wurde mit seinem schleswig-holsteinischen Korps nach Nordjütland hinaufgeschickt, um Requisitionen einzutreiben. Wrangel hatte sich aber inzwischen mehr und mehr von der Gefährlichkeit seiner Lage überzeugt; seine Truppenstärke war entschieden zu gering, um der Gefahr eines Angriffes der dänischen Gesamtstärke von Alsen oder von Fünen her gleichzeitig zu begegnen. Er mahnte in Berlin, in Frankfurt, in Hannover auf das dringlichste, ihm die nötigen Verstärkungen zu senden. In Berlin fand man es aber geratener, die Lasten des so drückend empfundenen Krieges auf andere Schultern abzuwälzen, und was endlich über Frankfurt erreicht wurde, war und blieb ungenügend.

Zu den Lasten des Krieges, die besonders drückend an der preußischen Ostseeküste empfunden wurden, gehörte die Blockierung der dortigen Häfen und die Wegnahme der Handelsschiffe. Das große Deutschland stand dem völlig wehr- und waffenlos gegenüber. Aus der Handelswelt der Küstenstädte klang ein in der Sache zwar berechtigtes, doch aber recht wenig patriotisches Gejammer um die Ohren der Minister. Um nun vor allem für diese Schädigungen einen Ersatz zu sichern und damit zugleich auch Dänemark die Lasten des Krieges fühlbarer zu machen, beschloß Wrangel, Jütland eine Kontribution aufzuerlegen, die allerdings nur als Unterpfand dienen und nach Ersatz der Kriegsschäden seitens Dänemarks zurückgezahlt werden sollte. In einer für unseren Geschmack etwas zu bombastischen Proklamation forderte er also von den Behörden die Ablieferung von zwei Millionen Speziestalern bis zum 28. Mai. Dem beschloß General Hedemann durch einen raschen Schlag zuvorzukommen und dem Feinde so unbemerkt, wie es die lokalen Verhältnisse möglich machten, schob er seine Truppenstärke von der Fünenschen Küste nach Alsen hinüber, während die Schanzen des Brückenkopfes unter den Düppeler Höhen verstärkt und eine Schiffbrücke geschlagen wurde. Diese letzteren Maßregeln entgingen der Wachsamkeit der deutschen Truppen nicht. Halkett drängte beim Oberkommando auf rasche Sendungen von Verstärkungen. Er hatte nur 4000 Mann, denen, wie sich nachher zeigte, 14000 Dänen gegenüberstanden. Gleich energisch drängte Wrangel in Berlin nach, bis ihm am 22. Mai vom Minister des Auswärtigen folgendes Schreiben zuging. Es erhellt die ganze Sachlage zu charakteristisch, um nicht in seinem Wortlaut mitgeteilt zu werden. Der provisorischen Regierung gab Wrangel sogleich zur Rechtfertigung seines Verfahrens Kenntnis davon; inzwischen ist es längst der Öffentlichkeit übergeben:

„Ew. Exzellenz gefälliges Schreiben vom 17. d. M. habe ich gestern zu empfangen die Ehre gehabt und mich beeilt, den Inhalt desselben im Staatsministerium zum Vortrag zu bringen.

„Der Herr Kriegsminister hat mir entschieden erklärt, daß er bei der damaligen Dislokation der Armee nicht imstande sei, die von Ew. Exzellenz geforderten Verstärkungen zu entsenden. Auch walten politische Rücksichten ob, welche Preußen davon abraten, seine Streitkräfte, die ohnehin schon im Westen und Osten geteilt stehen, noch mehr zu zersplittern, und es zugleich nicht ratsam erscheinen lassen, daß Preußen sich in dem Streite mit Dänemark noch mehr voranstelle, nachdem

man denselben schon jetzt im Auslande als eine rein preußische Unternehmung anzusehen nur zu geneigt ist.

„Da nun auch auf eine wirksame Unterstützung seitens der Regierungen des X. Armeekorps nicht zu rechnen sein wird, wie leider aus der von Ew. Exzellenz sowie aus den von hieraus mit jenen Regierungen geführten Korrespondenzen hervorgeht, so kann das Staatsministerium Ew. Exzellenz nur überlassen, Ihre militärische Operation nach diesen Umständen zu bemessen, falls strategische Gründe es Ihnen nötig erscheinen lassen sollten, Ihre Streitkräfte zu konzentrieren.

„Ew. Exzellenz Entschlüsse und Operationen müssen in dieser Hinsicht natürlich von der militärischen Notwendigkeit abhängen, in deren Gegenwart Sie sich befinden, und das Ministerium kann darein nicht eingreifen wollen.

„Es können indes auch, ganz unabhängig hiervon, politische Konjunkturen täglich eintreten, durch welche ein Zurückgehen königlicher Truppen aus Jütland wünschenswert wird. Das Ministerium wünscht von Ew. Exzellenz darüber belehrt zu werden, ob, wenn dieser Fall eintreten sollte, Ew. Exzellenz militärische Zwecke vor sich sehen, mit deren Verfolgung die ehrenvolle Räumung Jütlands verbunden wäre."

Die verschämte Energie dieses ehrenvollen Rückzugs bedarf keines weiteren Kommentars. Wrangel mußte sich fügen trotz der großen Worte der Zweimillionen-Proklamation, von der keine weitere Rede war. Er zog ab unter dem unermeßlichen Jubel und Hohn der dänischen Presse und des dänischen Volkes. Man mag sich hier sagen, welch festen, entschlossenen Mannesmutes die provisorische Regierung bedurfte, um angesichts solcher Verhältnisse und Zustände auszuharren und sich von ihren festvorgezeichneten Wegen weder nach rechts noch nach links abdrängen zu lassen. Für den Augenblick war's aber der Dinge, die jedem Deutschen die Schamröte ins Gesicht treiben mußten, noch nicht genug. Die nach Nordschleswig zurückkehrende deutsche Armee stand gerade noch um einen Tagesmarsch zurück, als Hedemann von Alsen aus den wohlvorbereiteten Ausfall machte. Trotz Halketts ausgezeichneter Führung und der Bravour seiner Truppen wurde er in einem recht blutigen Gefecht gezwungen, alle bisher innegehabten Positionen zu räumen. So hatten die Dänen auch noch den Triumph eines entschiedenen Waffenerfolges. Erreicht freilich hatten sie damit nichts, denn schon am nächsten Tage war Wrangel heran, und die verlorenen Positionen wurden unter geringfügigen Kämpfen vollständig wiedergenommen und stärker besetzt. Sogleich erschienen hinter der deutschen Armee auch die Dänen wieder in Nordschleswig. Sie hatten, während Hedemann auf Alsen blieb, in Jütland eine zweite Armee formiert unter Oberst Juel. Dieser wich aber vorsichtig jedem ernstlichen Zusammenstoß mit dem Gegner auf schleswigschem Boden aus, während er seine Vortruppen bis Lygum-Kloster vorschob. Durch das letzte ernstere Gefecht vom 5. Juni wurde die Hedemannsche Armee wieder in die Stellungen zurückgedrückt, welche sie vor dem 27. Mai innehatte. Auf dänischer Seite rechnete man sich diesen Tag als einen Sieg an. Das war indessen doch grundlos, denn das Gefecht hatte eben keinen anderen Zweck, als den es erreichte. Immerhin aber war es blutig genug. Gleich darauf (am 7. Juni) erfolgte der glückliche Überfall einer zur Juelschen Armee gehörenden Rekognoszierung bei Hoptrup durch v. d. Tann und sein Freikorps; die völlig versprengten Dänen hatten einen nicht unerheblichen Verlust an Toten und Ge-

fangenen nebst einem Geschütz und Munitionswagen. Der mit keckem Mut ausgeführte Streich hat der öffentlichen Meinung damals viel Vergnügen gemacht und sich in der Erinnerung des Volkes erhalten. Darum erwähne ich ihn, nicht aber, weil er eine sachliche Bedeutung gehabt hätte. Der Krieg zog sich von da an schläfrig und ohne hervorragende Ereignisse hin. Die Truppen wurden in Kantonnements gelegt. Es war eben der vorausgesehene verhängnisvolle Zustand völlig eingetreten: die Dänen, denen die Zögerung politisch zu immer größerem Vorteil gereichte, hatten es in der Hand, sich jeder Aktion vorsichtig zu entziehen und dadurch den Gegner zur Untätigkeit zu bannen, bis endlich die unausgesetzt betriebenen Vermittlungs- und Waffenstillstandsverhandlungen diesem traurigen Zustand ein noch traurigeres Ende bereiteten. Die Freikorps wurden übrigens nicht lange nach jenem Hoptruper Ehrentag dennoch aufgelöst. Es schien denn doch geratener, die darunter befindlichen bedenklichen Elemente, welche gleich anfangs von auswärts zugeströmt waren, los zu werden und die Eingeborenen aus den Herzogtümern besser zu verwerten, indem man sie ins reguläre Militär einstellte. Man ließ also gleichzeitig alle Freikorps nach Rendsburg kommen; dort wurde ihnen ihre Auflösung verkündet und jedem die Wahl gestellt, entweder entlassen oder unter die Regulären eingereiht zu werden. Der Tag war einigermaßen unheimlich, und es nahm einen Augenblick den Anschein, als ob es zu einem Putsch im Stile der Berliner Barrikadenhelden kommen sollte; aber die Besonnenen unter den geborenen Schleswig-Holsteinern zeigten sich schnell in so großer Mehrheit, daß die Helden der großen Federhüte es für geraten hielten, abzuziehen; nur mit der gewährten Reiseentschädigung nicht ganz zufrieden, verlangten sie, daß ihnen auch noch neue Stiefel und Hosen bewilligt würden. Einer von ihnen hatte selbigen Tags in seinem Quartier durch unvorsichtiges Hantieren mit einer Büchse seinen Wirt — einen Schneider — erschossen. Als nun jene Forderung der Schuhe und Hosen durch eine Deputation im Vorzimmer der provisorischen Regierung nicht ohne das gewohnte Pathos der moralischen Entrüstung vorgebracht wurde, sagte Reventlow sehr ernsthaft: „Schlimme Gesellschaft! Hosen verlangen sie und schießen uns die Schneider tot!" — Das waren also einmal einige Tage, wo wir in unserem stillen Rendsburg etwas von dem zügellos revolutionären Geiste verspürten, der auf den Straßen Berlins tobte und sich bald nachher in Frankfurt in so scheußlicher Weise kundgeben sollte, sonst hätte unseren öden Rendsburger Straßen und unserem höchst einförmigen Tagesleben niemand ansehen können, daß wir uns mitten in einem Kriege befanden, dessen wechselnde Schauplätze nur wenige Meilen entfernt von uns lagen. Nur von Zeit zu Zeit zogen, von der Armee kommend oder zu ihr gehend, Truppen unsere Blicke auf sich, auch wohl eingebrachte Gefangene oder ein Transport Verwundeter. Hier und da kamen militärische oder diplomatische Sendboten aus Berlin oder Frankfurt, die sich über die Sachlage genauer unterrichten sollten, aus deren Munde man immer wieder das Erstaunen über das schweigsam geschäftsmäßige Treiben des Ortes hörte, an dem jeder sich alles als in hellen Flammen lodernd gedacht hatte, vernahm. Äußerlich

gingen in der Tat die Regierungsgeschäfte so regelmäßig ihren Gang, als ob alles mühelos von selbst geschähe. Kein Ober- oder Unterbeamter im Lande, der nicht fest und sicher seine Pflicht tat, kein zu den Waffen Gerufener, der nicht erschien, keine Steuerzahlung, die nicht pünktlich zu ihrer Zeit einging. Wohl forderte es von allen Beteiligten eine stramme Pflichterfüllung, um diese so rasch und ohne alle Unterlage von Akten improvisierte Regierungsmaschine im Gange zu erhalten. Aber es ist nicht die Art meiner schleswig-holsteinischen Landsleute, auch wo sie die Sehnen tapfer anspannen müssen, viel Wesens davon zu machen, oder wo sie im Innern tief aufgeregt sind, die äußere Ruhe zu verlieren. Wohl aber kam hinzu, daß auf allen, hoch und nieder, ein schwerer Gemütsdruck lastete, weil jeder sich bewußt war, daß es Kopf und Kragen galt. Etwas lebhafter waren die Wochen, in denen der Landtag in Rendsburg versammelt war. Unter seinen Mitgliedern fanden sich natürlich auch die extremeren Elemente, an denen es ja nicht fehlte, aber auch hier hielt die provisorische Regierung das Heft fest in der Hand, getragen von dem Vertrauen, welches das ganze Land zu ihr hatte. Unter den aristokratischen Elementen der Herzogtümer waren gewiß manche, die sich schmollend fern hielten von der Bewegung, aber auch sie wußten und vertrauten darauf, daß diese provisorische Regierung sie wenigstens vor schlimmerem schützte, und die Herren von der Linken machten eigentlich bei jeder Gelegenheit die Erfahrung, daß sie vergebens versuchten, den Geist der Besonnenheit und Mäßigung der Majorität zu durchbrechen, auf den die Regierung sich stützen konnte. Maßvollere parlamentarische Verhandlungen, als man sie selbst in den schwersten Augenblicken hier hörte, hätte man wohl in keinem deutschen Landtag dieses Sommers finden können.

Soll ich von mir selbst aus jenen Tagen berichten, so ist mir, wenn ich meine Erinnerungen überschaue, als sei mein ganzes Leben dieser Zeit ein einförmig grauer Nebelstrich. Ich weiß kein Jahr meines sonstigen Lebens unter so schwerem Druck und so unfreudig verlebt zu haben. Natürlich kamen vor allem die Seelenschmerzen hinzu, die mir wie meiner Braut durch solche Sachlage auferlegt waren. Jeder von uns, des ist unser Briefwechsel aus dieser Zeit Zeuge, suchte das Schwere durch Mutlosigkeit nicht noch schwerer zu machen; unbewegt entschlossen, an seinem Glauben und an seiner Treue festzuhalten. Oft genug hatte ich für mein Teil nicht viele Zeit, über solche Leiden des Herzens zu grübeln, denn ich war im allgemeinen von meinen Arbeiten voll und übervoll in Anspruch genommen. Oft genug ging die halbe Nacht, hier und da wohl auch einmal die ganze, mit in den Kauf. Auch diese Arbeiten aber erfreuten mich nicht, wie es sonst jede frische geistige Arbeit im Leben getan hat. Wie oft waren gerade sie verbunden mit dem mir durch sie gegebenen tieferen Einblick in die immer wachsenden Schwierigkeiten der Lage, in drohende Gefahren, so schwer, daß auch ein Mutiger den Glauben an einen guten Ausgang verlieren konnte. In solchen Augenblicken war nichts mir stärkender und tröstender als der Anblick meines so hochverehrten Chefs, der jeder Gefahr und Schwierigkeit mit fester Stirn und klarem Blick begegnete und selbst in verzweiflungsvollen Augenblicken den Gleichmut eines

großen und frommen Charakters, ja selbst, sobald er die Feder aus der Hand legte, den guten Humor nicht verlor. Mir selbst ist, wenn ich zurückdenke, als hätte ich damals von meinem Humor kein Restchen nachbehalten. Es mag in Wirklichkeit ja etwas anders gewesen sein, schon darum, weil ich während dieser ganzen Zeit mit meinem alten Freunde Baudissin wie einst in Lübeck, Berlin und Kiel in denselben Zimmern zusammenwohnte, ein gutes Mittel gegen Kopfhängerei. Daß meine Arbeiten mir so wenig Freude machten, lag hauptsächlich in dem Umstand, dessen ich schon einmal Erwähnung tat, daß ich so wenig selbständig arbeiten konnte; alle wichtigeren Aktenstücke pflegte Graf Reventlow selbst zu entwerfen, so daß mir bloß die Ausfertigung zufiel; alle anderen geschäftlichen Sachen schrieb ich wohl selbst, aber es war doch nur die stilistische Fassung dessen, was mein Chef mir in engerer oder kürzerer mündlicher Skizze vorschrieb. Dabei hatte ich es nicht leicht, denn wie sein eigener Stil in straffer Kürze und Klarheit immer der Abdruck seiner eigenen Persönlichkeit war, so verlangte er dasselbe auch von der fremden schreibenden Hand, und so sehr das „fortiter in re“ zu seinem Wesen gehörte, so wenig tat dies das „suaviter in modo“. Seine Geduld reichte nie weit. Mein Freund Kurt v. Schlözer, der nachmalige Gesandte, der während Bismarcks Aufenthalt in Petersburg in dessen Kabinett arbeitete, schilderte mir einst in seiner launigen Weise, wie sehr er dabei unter Bismarcks eigenwilliger und schroffer Art gelitten habe. Er sei häufig unter seinen Arbeiten für den Meister außer sich vor Wut gewesen. „Das ärgerlichste dabei aber war,“ fügte er hinzu, „wenn ich mich nachher beruhigte, dann sah ich allemal ein, daß der Kerl doch recht hatte.“ Es ging mir mit Reventlow sehr ähnlich, und ich habe ihn trotzdem nicht minder geliebt und bewundert als Schlözer seinen großen diplomatischen Lehrmeister. Eine gute Schule war es auch mir.

Eine der wenigen größeren Arbeiten, die ganz aus meiner Feder stammte, war das Blaubuch, welches Reventlow der Ständeversammlung vorlegte, als sie im Juni in Rendsburg zusammentrat. Es ist seinem Zwecke entsprechend ein mehr oder minder trockener, aber aktenmäßig zuverlässiger Bericht über die seit Anfang des Krieges mit fremden politischen oder militärischen Behörden geführten Verhandlungen. Ich fuhr dann seitdem fort, zunächst für meinen eigenen späteren Gebrauch aus den laufenden Akten die Notizen zusammenzustellen, und da später die neue Regierung zu ihrer eigenen Information die Fortsetzung des alten Blaubuchs forderte, so entstand daraus eine bis an das Ende des Jahres 1848 reichende geschichtliche Relation, die sich im schleswig-holsteinischen Archiv finden muß[1]). Hinzufügen will ich übrigens noch, daß ich neben diesen politischen Dingen meine altnordischen Studien nicht ganz liegen ließ. Es gab freilich wenig Zeit und noch weniger Stimmung dafür, aber die Verhältnisse machten es in jeder Hinsicht ratsam,

[1]) Liliencron hat seine, diese Episode seines Anteils an der schleswig-holsteinischen Erhebung und seine diplomatische Tätigkeit in Berlin 1849/50 betreffenden Papiere dem Schleswiger Archiv überantwortet.

mir zwei Türen offen zu halten, und durch die akademische sollte ich denn auch später zuerst wieder in die alten Bahnen einlenken[1]).

Kiel 1850.

So war ich also wieder an der alten Heimstätte: Kiel, um hier meine akademische Tätigkeit wieder aufzunehmen. An die Stelle des ehemaligen Lektorates für das Dänische war durch die Statthalterschaft ein Extraordinariat für nordische Sprachen und Altertümer errichtet, ausgehend von dem richtigen Gedanken, daß die Kieler Universität berufen sei, eine Verbindung zwischen den altnordischen und den germanistischen Studien herzustellen. Ich mußte mir freilich sagen, daß vorderhand und vielleicht auf längere Zeiten hinaus bei den Studierenden nur auf geringe Teilnahme daran zu rechnen sei, ja, daß die akademische Tätigkeit wohl für immer eine sehr beschränkte bleiben werde. Das mußte dann eben genommen werden, wie es kam, und wurde aufgewogen durch die beglückende Aussicht, hier nun zugleich den eigenen Hausstand begründen zu können. Auch die Eltern meiner Braut sahen zu unserer tiefen Beglückung die Sache so an; zunächst freilich hatte ich noch allerlei politische Aufgaben und Geschäfte zu erledigen, so daß ich den Anfang meiner akademischen Tätigkeit erst für den Sommer 1851 ansetzen konnte.

Es war eine Zeit drückendster und traurigster Eindrücke für die Herzogtümer. Preußen und Österreich hatten als Kommissare die Generale v. Thümen und Graf Mensdorff geschickt, um die Auflösung der Regierung und der Armee der Herzogtümer zu leiten und die Lande wieder in dänische Hände zu legen. Daß dies unter Bedingungen geschehe, welche für die Lande, für deren Rechte Deutschland eingetreten war, möglichst wenig drückend sei, durfte man wohl hoffen, und es ward wieder und wieder verheißen. Ich selbst habe sehr wenig Hoffnung gehegt, weil ich durch die Erlebnisse der beiden letzten Jahre verlernt hatte, von Berlin etwas zu hoffen. Der Erfolg hat diese Befürchtung bestätigt. Die unterhandelnden Herren mochten persönlich noch so viel guten Willen haben: die Kabinette wollten zu Ende mit der Sache und gaben eines preis nach dem anderen. Als deutsche Truppen als Begleitung der Kommissare von Süden heranrückten, um jeden etwaigen Widerstandsversuch der Herzogtümer unmöglich zu machen, waren die beiden Statthalter entgegengesetzter Ansicht; Beseler verlangte, daß der bewaffnete Widerstand trotz seiner praktischen Aussichtslosigkeit versucht werden müsse. Als er hiermit nicht durchdrang, legte er sein Amt nieder und zog sich zurück. Graf Reventlow dagegen hatte den vornehmeren Mut, die Durchführung der Unterwerfung unter das Gebot der Not auf seine Schultern zu nehmen, damit auch dieser letzte traurigste Akt der schleswig-holsteinischen Erhebung mit der-

[1]) Im April 1849 war Liliencron von der provisorischen Regierung als zweiter Sekretär im Departement der Auswärtigen Angelegenheiten bestellt worden. Im Juni 1850 erhielt er vom Kuratorium der Universität Kiel die Verständigung, daß ihn die Statthalterschaft der Herzogtümer Schleswig-Holstein zum außerordentlichen Professor der nordischen Literatur und Sprachen in Kiel ernannt habe.

selben Ordnung und Ruhe vor sich gehe wie alles frühere, und damit von dem überhaupt noch Erreichbaren das Möglichste erreicht werde.

Zunächst zogen die Verhandlungen, deren Einzelheiten hier nicht verfolgt werden sollen, sich außerordentlich in die Länge, insbesondere in betreff des Schicksals der einzelnen Personen. Noch im Februar 1851 wußte in Kopenhagen die Königin Caroline Amalie, welche meiner Braut sehr gütig gesinnt war und sie in Audienz empfing, ihr nicht zu sagen, ob man mich in Kiel an der Universität belassen würde. Damit schien denn doch für uns wieder alles ins Ungewisse gerückt, da meine Professur ja die notwendige Grundlage der Heirat schien. Dem aber machte die Liebe der Eltern ein Ende. Luise meldete mir Anfang Februar, wie ihr Vater, mit dem sie oft Schach spielte, zu ihr in ihre Stube gekommen sei, um ihr ein hübsches Schachspiel zu schenken mit den Worten: „Du hast beim Schachspielen gelernt, wie man, um das Spiel zu gewinnen, oft seine besten Offiziere preisgeben muß. Du hast einen jahrelangen Kampf bestanden und hast manches hergeben, manche freudige Hoffnung aufgeben müssen, um das Ziel zu erreichen; aber du hast es gewonnen, und ich gebe dir zugleich das Versprechen eines so großen jährlichen Zuschusses zu deiner Haushaltung, daß du sie getrost gründen und dies Rochus mitteilen kannst." „Ich antwortete, das könnte er nicht annehmen. Liebevoll aber erwiderte Papa: ‚Von mir soll er es ja auch nicht annehmen, sondern ich lege es in deine Hand, und aus deiner Hand die Grundlage für euer Lebensglück zu empfangen, wird er doch nicht abweisen wollen.'" — Damit kam dann frischer Wind in alle unsere Segel. Ein Brief der Mama forderte mich auf, bald tunlichst eine passende Wohnung zu suchen und ihr eine Zeichnung davon zu senden, damit sie sich bei Anschaffung der Einrichtung und Ausstattung daran halten könne. Die Wohnung war bald gefunden in einem netten neuen Hause der Friedrichstraße, wo wir uns mitten unter Verwandten und Freunden fanden. Wie köstlich war es, die so lange ersehnte Zukunft aus ihren trüben Nebeln uns in festen Formen entgegentreten zu sehen. Ich will aber zunächst über meine wissenschaftlichen Arbeiten in Kiel berichten.

Ich kündigte zwei Vorlesungen für den Sommer 1851 an, ohne zu glauben, daß sich unter der Unruhe und Aufregung der Zeit für solche Dinge Hörer finden würden. Das traf auch für die größere Vorlesung zu. Für ein Publikum aber über das Recht und Staatsrecht des altisländischen Gesetzbuches der „Graugans" zeichneten sich wirklich ein halb Dutzend Hörer bei mir ein, geführt von meinen lieben Kollegen Droysen und dem Juristen Planck. Sie wünschten mir nämlich ein Kolleg zu sichern, um dadurch mein Verbleiben in Kiel zu fördern. Ich habe also dies altnordische Kolleg wirklich gelesen, obwohl es ein ziemlich keckes Unternehmen war. Ich hatte mich zwar schon in Kopenhagen länger und eingehend mit der „Graugans" beschäftigt, eigentlich aber nur zu geschichtlichen und sprachlichen, nicht aber zu den mir fernliegenden rechtswissenschaftlichen Studien. Ich schlug mich eben durch tant bien que mal; darauf blieb denn auch meine ganze öffentliche Tätigkeit in Kiel beschränkt. Daneben aber hatte ich allerdings noch einen

Privatschüler in altnordischen Dingen, und das war kein geringerer als mein früherer Lehrer in den germanistischen Studien: Freund Müllenhoff, vor dem ich inzwischen auf diesem Spezialgebiet einen Vorsprung gewonnen hatte. Wir machten uns bald nach meiner Ankunft an eifrig betriebene Eddische Studien und lieferten dabei zugleich den Beweis, wie förderlich in Kiel die Verbindung zwischen den nordischen Studien und der Germanistik werden könne. Wir schrieben auch eine Doppelabhandlung über Runen, bei der jeder fast Blatt bei Blatt dem anderen in die Hand arbeitete. Ich mußte dann freilich in der letzten Hälfte dieses Kieler Aufenthaltes, nachdem mein Fortgang gewiß geworden war, alle diese Spezialitäten wieder liegen lassen, um mich bald tunlichst auf eine germanistische Tätigkeit vorzubereiten.

Darüber rückte nun aber die Zeit herbei, wo mir als liebenswürdigste und heiterste Pflicht die unmittelbaren Vorbereitungen auf das künftige Familienleben zufielen. Aus Kopenhagen kam die ganze Ausstattung der Braut. Durch die Liebe der Eltern reich bemessen und nach Maßgabe des damaligen herrschenden guten und soliden Stiles mit feinem Geschmack gewählt, vollständig bis auf die letzten Bedürfnisse der Einrichtung. Es blieb uns in der Tat, nachdem alles und jedes auf seinem Platze stand, nur sehr weniges nachzuschaffen übrig. In der bereits gemieteten Wohnung konnte ich diesen ganzen Feenpalast unserer Zukunft mit Hilfe des zuverlässigen alten Tuteinschen Hausmädchens einrichten, das die Schwiegermama dazu mit herüberschickte. Es war ein allerliebster Anblick, als alles, frisch glänzend, in seiner Behaglichkeit dastand. Ich ging wie träumend dazwischen umher, möchte aber hier noch eine Bemerkung daran knüpfen. Es sind jetzt 57 Jahre her, seit ich so glücklich dort herumwandelte, und dennoch sind es, trotz der vielen dazwischenliegenden Umzüge dieselben Möbel und Einrichtung, die heute um uns her steht. Zu jenen alten Dingen ist ja vieles hinzugekommen im Lauf der Zeiten, und an den Wänden hat sich allmählich ein reicher Schmuck von Lebenserinnerungen und Kunstsachen angesammelt, alle Flächen fein bedeckend. Niemals aber haben wir uns herbeigelassen, Stil und Wesen des Ganzen umzuändern, wie sehr auch der wandelnde Stilgeschmack der Zeiten und die modernen Empfindungen unserer Kinder dazu drängen mochten. Das hat dazu geführt, daß das Nest den Charakter des alten Vogelpaares, das darin haust, angenommen hat. Es hat sich ein bestimmt individueller Charakter über das Ganze gelegt, den jeder Eintretende — das darf ich sagen — als den Abglanz eines langen, mit geistigen Interessen ausgefüllten Lebens empfindet. Wir leben heute weder im Stil von 1851 noch in dem von 1908, sondern in unserem eigenen.

Es war im Elternhause die Absicht, unsere Hochzeit solle dort gefeiert werden, dagegen erhob sich aber ein unerwarteter Widerstand. Der Kopenhagener Polizeidirektor erschien eines Tages bei dem Schwiegervater, um ihn davor zu warnen: die Sache sei in der Stadt bekannt geworden und habe Aufregung hervorgerufen; um etwaigen Straßentumulten vorzubeugen, habe er Befehl geben müssen, sich, wenn ich wirklich in Kopenhagen erscheinen sollte, meiner Person zu bemächtigen und mich über die Grenze zu befördern.

Mein Schwiegervater war außer sich vor Entrüstung, daß Kopenhagen dies seiner Familie und seinem Namen bieten könnte, mußte sich aber sofort überzeugen, daß der Sache nicht beizukommen war. An Kiel zu denken, verbot die ganze augenblickliche Sachlage. Meine Braut erklärte den Eltern, die Hochzeit müsse anderswo sein, sie wolle nicht ihrem Bräutigam in die Arme laufen; ich müsse sie mir holen. So fiel man auf Lübeck, dort solle die Trauung in der reformierten Kirche stattfinden, da die evangelische Seite des Hauses und somit auch meine Braut reformiert war. Ein angesehener und liebenswürdiger Freund meines Schwiegervaters, Generalkonsul Platzmann in Lübeck, fand sich gern bereit, alles dort einzuleiten und vorzubereiten. Der so lange und so schmerzlich ersehnte gottgesegnete Tag ward auf den 27. Mai anberaumt. Am 26. vormittags sollten meine Braut und die Ihrigen in Travemünde eintreffen, wo damals die größeren Dampfschiffe noch landeten. Ich machte mich also von Kiel aus mit meiner geliebten alten Mutter und meinem Bruder Fritz auf den Weg. Ich für meine Person fuhr dann am Morgen des 26. von Lübeck nach Travemünde hinunter; hier fuhr das Kopenhagener Dampfschiff heran, hier erblickten wir uns zuerst an der deutschen Küste und an der Schwelle all unserer Hoffnungen; hier winkten wir uns den ersten Gruß zu, hier lagen wir uns wieder in den Armen. Nach Lübeck wurde in einer großen, des Regens halber geschlossenen Postkutsche gefahren. Da der Kutscher vom Sattel aus fuhr, bemächtigten Louise und ich uns rasch des Kutscherbockes trotz des Regens und der scheltenden Frau Mama. So feierten wir miteinander, der Zukunft glückselig entgegenträumend, die erste Stunde des Wiedersehens.

Alles wäre nun schön und gut gewesen, aber noch einmal warf sich uns ein neues Hindernis in den Weg. Im Hotel empfing uns unser fürsorglicher Generalkonsul Platzmann mit der Nachricht, die Straße vor der reformierten Kirche sei durch Pflasterung ganz aufgerissen, so daß man nicht werde vorfahren können. Man werde die Trauung entweder im Hotel stattfinden lassen oder sich an eine andere Kirche wenden müssen. Das erstere wurde sofort verworfen als zu wenig feierlich; auch das zweite hatte noch vielerlei Schwierigkeiten. Generalkonsul Platzmann blieb unermüdlich tätig für uns und erschien denn auch abends mit der erfreulichen Botschaft, die Trauung könne morgen zur vorgesetzten Zeit in der reformierten Kirche stattfinden. Er hatte, wie sich nachher fand, durchgesetzt, daß das betreffende Stück der Straße nachts bei Fackelschein gepflastert ward. Tantae molis erat, Romanam condere gentem spricht Virgil; im 17. Jahrhundert würde man dies etwa übersetzt haben:

Händ und Füße waren lahm,
Bis das Volk zustande kam.

Die Herzen aber waren voll jubelnden Lebens und voll tränenfrohen Dankes, als wir mit unserem kleinen Hochzeitsgeleite wirklich in die reformierte Kirche eintraten und Pastor Deiß mit schlichten, herzenswarmen Worten unsere Hände aneinander band.

Nach der Trauung ward im Hotel im kleinen Kreise ein Frühstück ein-

genommen. Es herrschte dabei ja nicht die Lustigkeit, die man wohl sonst mit der Vorstellung eines Hochzeitsmahles verbindet, dazu lagen zu viel schwere und ernste Gedanken auf der Familie und den teilnehmenden Freunden, wenn auch in unserem eigenen Herzen das Gefühl des höchsten Glückes immer wieder die Oberhand behielt. Außer den beiden Familien waren nur meine lieben Wentorps von Rothenhausen, mein Gönner und Freund aus der Gymnasialzeit Konsul Nölting und Generalkonsul Platzmann, der treue Helfer, zugegen. Dann schlug die Stunde der Trennung! Die Eltern traten mit den beiden Töchtern Fernanda und Josepha und der jedem einzelnen Gliede der ganzen Familie gleich unentbehrlichen Erzieherin Emma Hoë unmittelbar von Lübeck aus eine längere Reise nach Paris an. Das junge Paar begab sich auf seine Hochzeitsreise, die in der Fahrt nach Kiel bestand. Nach so langer Vorbereitung auf die Hochzeit bedurfte es der weiteren Hochzeitsreise nicht, und das Schönste aller fremden Länder und Städte, die wir dabei hätten aufsuchen können, blieb doch der neue Kieler Feenpalast, der uns um Mitternacht mit hell erleuchteten Stuben freundlich willkommen hieß. Es war eine unvergeßlich köstliche Fahrt in der inzwischen nach einigen Regengüssen hell gewordenen Maien- und Mondnacht.

Daß meine junge Frau in Kiel von der Familie auf das freudigste und mit offenen Armen empfangen wurde, versteht sich von selbst. Aber auch von allen anderen Seiten kam man ihr freundlich entgegen und bemühte sich, den im Augenblick bis zu krankhafter Stärke steigenden politischen Gegensatz zu allem Dänischen nicht empfinden zu lassen. Absichtlich hat meines Wissens sie niemand aus politischer Antipathie gekränkt, absichtslos und oft taktlos geschah es freilich doch manchmal. In Professorenkreisen begegnete ihr mitunter ein gewisses Vorurteil, weil man wußte, daß sie in Kopenhagen in den vornehmsten Kreisen gelebt hatte. Darüber aber siegte ihr offenes Wesen und ihre Erscheinung sehr rasch. Wir fanden uns schnell genug, sobald wir uns in die Welt gestürzt hatten, in einem überaus lebhaften und freundlichen Verkehr, und als wir im Jahre darauf unseren Wanderstab in die Hand nehmen mußten, schrieb mir Louise aus Kopenhagen: „Der Gedanke, das liebe Kiel nicht wiedersehen zu sollen, fällt mir doch recht schwer."

Ich habe schon erwähnt, daß wir in Kiel mitten unter Verwandten und Freunden wohnten; uns gegenüber meine Mutter, dicht daneben mein Bruder Fritz mit seiner Familie. Ganz in der Nähe hatte die Knooper Familie Baudissin eine Stadtwohnung bezogen, und auch mein Schul- und Universitätsfreund Adalbert Baudissin. Rantzaus, Reventlows, Blomes, Heintzes, Holmers lebten damals teils vorübergehend, teils dauernd in Kiel. In diesen Kreisen fanden wir natürlich zunächst unseren Verkehr; daran aber schlossen sich dann die Universitätskreise, und auch in diesen fand ich eine Reihe mir von altersher befreundeter Familien: die Professoren Droysen, Joh. Christiansen (der Jurist), Olshausen, Held, Scherck, Behn, Peter Forchhammer, Valentiners (er wurde unser Arzt), Thaulow, Müllenhoff, Nitzsch usw., alles alte Freunde; neu hingekommen waren die Professoren Ihering, Stromeyer, bei dem sein späterer Schwiegersohn und Nach-

folger Esmarch als Amanuensis tätig war; Planck, Karsten, Litzmann, diese drei mit besonders liebenswürdigen Frauen verheiratet. Droysen, den wir noch in Kiel gefunden hatten, folgte zu Michaelis 1851 dem Rufe nach Jena. Die Menge der Namen allein genügt, um zu zeigen, in wie reichem und geistig angeregtem, geselligem Verkehr wir lebten. Durch die traurigen politischen Verhältnisse und Aussichten ließ die Kieler Welt sich in ihrer Lebenslust nicht stören. Auch an musikalischen und anderen öffentlichen Unterhaltungen fehlte es nicht; ich erinnere mich eines schönen Konzertes der älteren Gebrüder Müller aus Braunschweig; des Pianisten Henri Litolff, des damals bewunderten Geigers Gulomi, des jungen Flötisten Zizeck; auch einer Aufführung der Mendelssohnschen Musik zur Athalia, bei der ich den verbindenden Text las. Besonders erwähnen muß ich noch eins, weil es uns im Winter 1851 auf 1852 besondere Freude gemacht hat. Das in meinen Jugenderinnerungen erwähnte Kieler „Lesekränzchen" hatte sich unter den Unruhen der letzten Jahre aufgelöst, war aber dann von einer jüngeren Professorengeneration erneut worden. Es gehörten dazu: Plancks, Litzmanns, Karstens, Behns usw. Zur Teilnahme daran aufgefordert, traten wir freudigst mit ein, um allwöchentlich einmal unseren Shakespeare mit verteilten, meist wohl einstudierten Rollen zu lesen, die Damen waren gebeten, alle Prüderie zu Hause zu lassen.

Während auf diese Weise die Zeit, für uns wenigstens, in heiterem und anregendem Verkehr verstrich, begann 1852 das Strafgericht Dänemarks über die Herzogtümer sich zu vollziehen. Alle vormärzlichen Beamten und Militärs mußten das Land verlassen. Die hervorragendsten Persönlichkeiten darunter fanden in den deutschen Staaten neue Verwendung, teils unmittelbar, teils im Laufe der nächsten Jahre.

Von den ausgewiesenen neun Professoren hatten manche, als sie Kiel verließen, ihre Berufung an eine andere Universität bereits in Händen. Über die erste Not des Augenblicks half ihnen eine Sammlung in deutschen Professorenkreisen hinweg. Notleidende fanden sich im allgemeinen nur unter den jüngeren Männern, die aus ihrer Karriere herausgeworfen waren. Solche hat namentlich Bayern wohlwollend bei sich aufgenommen, wobei vor allem v. d. Tanns Einfluß und Liebe zu den Herzogtümern wirkte. Unsere Kieler Kreise lösten sich unter solchen Umständen vielfach auf; mein Bruder Fritz, der das Ausweisungsdekret Ende März erhielt, zog sich zunächst mit der Familie nach Eutin zurück, von wo er dann später in preußische und bald darauf in altenburgische Dienste berufen ward. Daß auch mir — zwar keine Ausweisung, aber der Verlust meiner Kieler Professur bevorstand, konnte jetzt nicht mehr zweifelhaft sein.

(Ein Schlußartikel folgt.)

1813.

Von

Gustaf Dickhuth.

II.

Mitte August war die Lage folgende:

Von den Verbündeten stand die Nordarmee unter dem ehemaligen Marschall Bernadotte, jetzt Kronprinz von Schweden, in der Mark. Der Kronprinz hatte das Korps Wallmoden elbabwärts nach Wittenberge entsendet, und Einschließungstruppen vor die Festungen Küstrin und Stettin. Ohne diese Entsendungen war seine Armee 125 000 Mann stark.

Die Schlesische Armee unter Blücher stand zwischen Breslau und dem Gebirge; sie war ursprünglich 129 000 Mann stark.

Die Hauptarmee unter Schwarzenberg stand am Südfuß des Erzgebirges an der Eger und Elbe; sie war ursprünglich ebenfalls 129 000 Mann stark.

Eine russische Reservearmee unter Bennigsen stand bei Warschau in Stärke von 59 000 Mann. Zusammen waren dies über eine halbe Million Streiter; davon 162 000 Preußen.

Dem gegenüber verfügte Napoleon im freien Felde über 145 000 Mann. Dazu kamen 36 000 Mann in den Elbfestungen Hamburg, Magdeburg, Wittenberg, Torgau und Dresden. 12 000 Mann waren außerdem noch in der Versammlung begriffen.

Die französischen Kräfte waren folgendermaßen verteilt:

In Schlesien, hinter der Katzbach bei Liegnitz und Goldberg, die Korps Ney und Lauriston; auf dem linken Flügel — südlich Glogau — das Kavalleriekorps Sebastiani. Dahinter, am Bober bei Bunzlau, die Korps Marmont und Macdonald. Zusammen 130 000 Mann.

In der Lausitz bei Zittau das Korps Poniatowski und das Kavalleriekorps Sokolnicki; zusammen 11 400 Mann.

In Sachsen, zwischen Görlitz und Bautzen, die Garde, das Korps Victor und das Kavalleriekorps Latour-Maubourg: 100 000 Mann. Zwischen Bautzen und Dresden das Korps Vandamme: 37 000 Mann. In und um Dresden das Korps St.-Cyr und das Kavalleriekorps Arrighi: 35 000 Mann.

Endlich an der Südgrenze der Mark die sogenannte Berliner Armee unter dem Marschall Oudinot: die Korps Oudinot, Bertrand und Reynier und die Kavalleriedivisionen Defrance und Fournier mit zusammen 70 000 Mann.

Die Rheinbundstaaten hatten Napoleon willig Heerfolge geleistet wie früher. Sie erhofften von der Fortdauer seiner Herrschaft die Erhaltung ihrer Souveränität. Nur Bayern begann bereits zu erwägen, ob nicht der Augenblick herannahe, an dem es geraten sei, die Partei zu wechseln. Die Kriegserklärung Österreichs gab den willkommenen Vorwand, die bayrischen Truppen zunächst im eigenen Lande zurückzuhalten. Auf diese Weise war man gleich vorbereitet zur Verteidigung gegen einen österreichischen Angriff wie auch zum Abfall von Napoleon.

Die sittlichen Kräfte der Verbündeten hatten durch den Beitritt Österreichs sicherlich keinen Gewinn erhalten. Österreichs Truppen haben sich brav geschlagen, wie immer und überall. Aber die stürmische Begeisterung ihrer norddeutschen Brüder empfanden sie nicht. Österreichs großer Befreiungskampf war der Krieg von 1809 gewesen. Da hatten die Völker der Donaumonarchie sich fest zusammen geschlossen und Gut und Blut willig eingesetzt für das Haus Habsburg. Hoch über allen persönlichen Wünschen und Hoffnungen hatte der Gedanke an das gemeinsame Vaterland auch die Durchschnittsmenschen fortgerissen. Und als die Kunde von Erzherzog Karls Sieg bei Aspern durch die Lande flog, da hatten die Deutschen, die Czechen, die Slawen und die Ungarn sich gefühlt als ein Volk.

Das war vorbei. Auf Aspern folgte Wagram und auf Wagram ein übereilter, kleinmütiger, schimpflicher Friede. Das Feuer brannte schnell nieder. Die Leute kehrten zurück zu dem Genusse eines still behaglichen Daseins. In dem wollten sie nun nicht wieder gestört sein. Als Preußen sich erhob, da herrschte in Österreich nur die Besorgnis, die Ruhe der letzten vier Jahre wieder schwinden zu sehen, und die Angst vor einem neuen Einbruch der Franzosen. Bei diesem Kriege waren die Österreicher nur mit halbem Herzen. Dazu kam das Mißtrauen gegen die nationale Begeisterung der Preußen und gegen die polnischen Pläne Alexanders.

An die Spitze des Heeres wurde nicht der Erzherzog Karl gestellt. Der Kaiser Franz beargwohnte den Ehrgeiz seines Bruders seit dessen Sieg von Aspern; zudem war der Erzherzog ein alter Gegner des Bündnisses mit Rußland.

So wurde der Oberbefehl dem Fürsten Schwarzenberg übertragen. Schwarzenberg war ein tüchtiger Kavallerieoffizier und persönlich ein durchaus ehrenhafter Mann. Für seine schwierige Stellung brachte er einen feinen diplomatischen Takt mit, der es ihm ermöglichte, die ewig streitenden Interessen des Großen Hauptquartiers wenigstens äußerlich auszugleichen. Das ist ihm gelungen auch unter den schwierigsten Verhältnissen, trotz der unglaublichen Buntscheckigkeit der verbündeten Heere, und obgleich die Monarchen dauernd in seinem Hauptquartier anwesend waren. Den großen Ehrgeiz des geborenen Feldherrn hatte er nicht. Dem Genie Napoleons glaubte er selbst nicht gewachsen zu sein. Noch hatte dessen Name den alten Zauber, noch war der Glaube an seine Unüberwindlichkeit ungebrochen. Gegen seine überlegene Kunst hoffte Schwarzenberg sich allenfalls behaupten zu können mit Unterstützung der Männer, die den Krieg von dem großen Cäsar selbst gelernt hatten: Bernadotte, Moreau, Jomini.

Nur die Preußen hatten das stolze Selbstvertrauen, das den Sieg verbürgt. Nur sie verlangten leidenschaftlich nach einer durchschlagenden Entscheidung. Aber ihre Stimme gewann erst Gewicht im weiteren Verlauf des Krieges. Erst der Erfolg verschaffte ihnen Macht und Ansehen.

Die ersten Erwägungen des Großen Hauptquartiers galten naturgemäß der Frage: wie sollte man die Kräfte der drei getrennten Armeen gegen den vereinigten Feind zur Geltung bringen? Konzentrischer Vormarsch schien die zuerst sich bietende Lösung. Man erfand dafür das Wort: „Alles marschiert unaufhaltsam auf das Biwaksfeuer Napoleons los."

Dagegen machten sich nun aber sofort Bedenken geltend. Es war nicht anzunehmen, daß Napoleon untätig stehen bleiben und abwarten würde, bis er von den Armeen der Verbündeten umklammert war.

Ein anderes Bedenken, das noch viel schwerer war, scheute man sich offen zu bekennen: Wenn es wirklich gelingen sollte, die drei Armeen gegen Napoleon zu vereinigen, dann kam es zu einer Hauptschlacht. Daß der Imperator in dieser siegen würde, daran zweifelte Schwarzenberg selbst keinen Augenblick. Die Entscheidungsschlacht mußte vermieden werden.

Man fand einen Ausweg, würdig der Schule des Spanischen Erbfolgekrieges: Wenn Napoleon vorging, dann sollte der Angegriffene dem Stoß ausweichen; die beiden anderen sollten sich gegen Flanken und Rücken der Franzosen wenden. Dann mußte nach der Auffassung dieser Strategen Napoleon sofort von dem Angegriffenen ablassen und sich gegen den neuen Feind wenden. Tat er das, so machte der, der bisher ausgewichen war, wieder Front und folgte den Franzosen in ihrem Rücken. Und dieses Spiel wollte man so lange fortsetzen, bis die Kräfte des Feindes in unaufhörlichen kleinen Kämpfen aufgerieben wären. Theoretisch unanfechtbar. Nur schade, daß mit solchen Theorien in der Wirklichkeit des Krieges nichts anzufangen ist.

Wie wollte man mit den damaligen Mitteln des Nachrichtenwesens und der Befehlserteilung die drei getrennten Heereskörper zu übereinstimmendem Handeln bringen? Vor allem aber setzte dieser Operationsplan kühnes, entschlossenes Handeln der Armeeführer voraus. Vor der Hand sah es nicht so aus, als ob man darauf unbedingt würde rechnen können.

Schwarzenberg äußerte sofort die Besorgnis, daß Napoleon sich mit seinem Angriff zuerst gegen ihn wenden würde; und obgleich er natürlich entschlossen war, diesem Stoß auszuweichen, wußte er es doch durchzusetzen, daß die Schlesische Armee 125000 Mann an die Böhmische Armee abgeben mußte, die von nun an mit Recht den Namen Hauptarmee führte. Blücher aber hatte nicht mehr die Hälfte der ihm ursprünglich überwiesenen Truppen.

Bernadotte war ebenso fest wie Schwarzenberg überzeugt, daß ihn zuerst das Verhängnis ereilen würde.

Und so war denn bei der Böhmischen und bei der Nordarmee schon von Anfang an gar keine Rede von dem Vormarsch auf das Biwaksfeuer Napoleons. Beide standen vielmehr in ängstlicher Erwartung eines feindlichen Angriffes und gewissermaßen auf dem Sprunge, zurückzugehen.

Nur Blücher konnte die Stunde des Aufbruches nicht erwarten, obgleich er nur noch über rund 100 000 Mann verfügte. Eine Neutralitätsverletzung der Franzosen gab ihm willkommenen Anlaß, schon drei Tage vor Ablauf des Waffenstillstandes anzutreten.

Auf der anderen Seite hatte Napoleon als Gegenspieler die Aufgabe, das Zusammenwirken der verbündeten Armeen zu verhindern und sie nacheinander vereinzelt zu schlagen. In seiner jetzigen Aufstellung, inmitten der drei feindlichen Gruppen, war er operativ bereits völlig umfaßt. Gelang es ihm nicht, mit den Teilgruppen einzeln abzurechnen, so mußte er auf dem Schlachtfelde umklammert und von der Übermacht erdrückt werden. Auf den Gedanken, durch Zurückgehen sich aus dieser Lage herauszuziehen, ist Napoleon nicht gekommen. Er schätzte die Stärke seiner Person und den Schrecken seines Namens zu hoch ein, als daß er in dieser Weise sich selbst und seine Vergangenheit preisgegeben hätte. Zudem kannte er seinen ehemaligen Marschall Bernadotte. „Il ne fera que piaffer", sagte er verächtlich. So hatte er es also nach seiner Rechnung nur noch mit zwei Gegnern zu tun.

Der mächtigere dieser Gegner war Österreich. Aber gegen Schwarzenberg, über die Pässe des Erzgebirges, konnte der Kaiser erst vorgehen, wenn er die Schlesische Armee so weit zurückgeworfen hatte, daß sie ihn in dieser Operation nicht stören konnte. Also mußte sich der erste Angriff gegen Blücher richten.

Gegen Bernadotte genügte nach Napoleons eigenem Ausspruch eine Sicherung. Merkwürdigerweise aber entschließt sich der Kaiser auch in dieser Richtung zum Angriff. Von Baruth soll Oudinot mit seinen 70 000 Mann vorgehen, von Magdeburg Girard mit 10 000, von Hamburg Davoust mit 40 000. So werden 120 000 Mann zur Umfassung angesetzt. Diese Umfassung kommt nicht zustande. In den früheren Kriegen hatte Napoleon im wesentlichen alle seine Kräfte unter seinem persönlichen Kommando zusammengehalten — abgesehen von gelegentlichen, meist geringfügigen Entsendungen. In diesem Feldzuge zum ersten Male zwingt ihn die Masse der Streiter und die strategische Lage dazu, mit räumlich weit getrennten Armeen zu operieren. Es ist ein erster Versuch, und erst die Erfahrung konnte lehren, daß ein derartiges Operieren mit den damaligen Befehls- und Nachrichtenmitteln überhaupt nicht möglich war. Erst die moderne Technik hat der Kriegführung die Mittel in die Hand gegeben, mit denen Zeit und Raum sich überwinden lassen.

Girard und Davoust konnten zur Mitwirkung nicht herangezogen werden. Statt der Umfassung erfolgte ein Frontalangriff Oudinots mit 70 000 Mann. Hätte Napoleon selbst diesen Angriff geführt — der Kronprinz von Schweden wäre sicherlich ausgewichen. Vor Oudinot ging er nicht zurück. Dem war er um das Doppelte überlegen.

So kam es hier zu einem Kampfe, zu dem nach der operativen Lage keine Notwendigkeit vorlag. Napoleon hätte Oudinot zu sich heranziehen können. Der Kronprinz wäre wahrscheinlich auch dann stehen geblieben. Wäre er vorgegangen, so hätte die Bedrohung seiner rückwärtigen Ver-

bindungen durch Girard und Davoust voraussichtlich genügt, um ihn zum Halten zu bringen.

Es ist nicht kühle strategische Erwägung, die Napoleon zur Entsendung Oudinots bestimmt hat, sondern heißer Haß gegen Preußen, der Wunsch, an seinem abtrünnigen Marschall Rache zu nehmen, und das lockende Bild der Eroberung von Berlin. Stimmungen verleiten den großen Feldherrn zur Unterschätzung seines Gegners. Die Expedition gegen Berlin mißlingt. Für die Hauptentscheidung aber gehen drei Armeekorps unnötig und nutzlos verloren. Weitere Kräfte gehen ab zur Sicherung gegen die Hauptarmee: links der Elbe vor Dresden das Korps St.-Cyr und die Kavallerie von L'Heritier, rechts der Elbe die Korps Vandamme, Victor und Poniatowski und die Kavallerie von Kellermann; alles zusammen 99 000 Mann.

So behält Napoleon gegen Blücher nur noch die Korps Macdonald, Lauriston, Ney und Marmont; dazu die Garde und die Kavalleriekorps Latour-Maubourg und Sebastiani. Das sind 205 000 Mann — nur die Hälfte von dem, was er überhaupt verfügbar hat.

Dabei mußte Napoleon die Schlesische Armee auf etwa 230 000 Mann schätzen. Er konnte nicht wissen, daß Blücher eben 125 000 Mann an Schwarzenberg hatte senden müssen, daß seine Armee also nur noch wenig über 100 000 Mann stark war.

Napoleon rechnete gleichwohl darauf, daß es ihm gelingen würde, die Schlesische Armee im ersten Anlauf über den Haufen zu rennen. Wenn dies geschehen, wollte er sofort umkehren und sich gegen die Österreicher wenden; hierzu dann die bei Dresden stehenden 99 000 Mann heranziehen und gegen den Kronprinzen von Schweden nur Oudinot stehen lassen.

Wir wissen, daß auch Blücher aus Schlesien aufgebrochen war, um gegen Dresden zu marschieren. Ney mit Lauriston und Sebastiani wich zurück; er glaubte die preußisch-russischen Hauptkräfte gegen sich zu haben. Der herannahende Napoleon ließ durch Macdonald und Marmont die Flügel aufnehmen. Am Bober trafen die beiden Gegner zusammen; die Franzosen auf dem westlichen, die Preußen und Russen auf dem östlichen Ufer.

Am 20. August abends standen Ney und Sebastiani bei Bunzlau; weiter südlich bei Ottendorf Marmont; noch weiter südlich bei Löwenberg Lauriston und Macdonald; hinter dem rechten Flügel die Garde bei Lauban.

Gegenüber standen bei Bunzlau Sacken, bei Löwenberg Yorck und Langeron.

Napoleon setzte 50 000 Mann unter Ney gegen Bunzlau an, alles andere versammelte er bei Löwenberg und erzwang im verlustreichen Kampfe den Übergang über den Bober, wie er bei Bautzen über die Spree gegangen war.

Es ist darauf hingewiesen worden, daß er einen leichteren und weittragenderen Erfolg haben konnte, wenn er Blücher über den Bober vorkommen ließ und ihn dann mit Übermacht auf den Fluß zurückwarf. Indessen bleibt es fraglich, ob Blücher nach den Trachenberger Abmachungen eine solche Bewegung gemacht haben würde. Zeit zum Abwarten aber hatte

Napoleon nicht; und so ist es wohl verständlich, daß er schnell zufaßte, so wie er die Lage eben fand.

Blücher, der die feindliche Überlegenheit bald erkannte, beschränkte sich auf sehr wirksame Arrieregardengefechte, zog im übrigen freiwillig ab.

Napoleon besetzte das rechte Boberufer, folgte aber mit den Gesamtkräften nicht weiter. Er glaubte oder wollte glauben, daß die Schlesische Armee eine schwere Niederlage erlitten habe, und ließ nun den Marschall Macdonald mit drei Korps zurück, um den Gegner vollends zu vernichten.

Blücher aber war keineswegs geschlagen. Drei Korps waren gegen ihn zu wenig. Wäre Napoleons Annahme richtig gewesen, dann waren drei Korps zu viel. Es fehlten zu viel Kräfte an der Stelle, wo er die Entscheidung suchte. Zwei Armeen hatte der Kaiser fortgeschickt: Oudinot gegen den Kronprinzen von Schweden, Macdonald gegen Blücher. Mit der dritten wendete er sich selbst gegen Schwarzenberg. In drei Richtungen mußten drei Siege erfochten werden. Auf seiner Seite wenigstens hoffte der Kaiser einen großen Erfolg zu erzielen. Die Hauptarmee der Verbündeten war im Marsch auf Dresden gemeldet.

Diese Armee hatte am 10. August mit den Avantgarden noch am Südhang des Erzgebirges gestanden, mit dem Gros weiter rückwärts an der Eger. Schwarzenberg hatte die Absicht, auf Leipzig zu marschieren, um durch diese Bewegung den Kronprinzen zu entlasten. Nach seiner Vorstellung mußte nämlich die Bedrohung von Leipzig für den Kaiser genügen, um das rechte Elbufer zu räumen und seinerseits auf Leipzig zurückzugehen.

Die Hauptarmee marschierte also in drei Kolonnen auf Leipzig; eine vierte unter Wittgenstein deckte die rechte Flanke gegen die Elbübergänge von Königstein und Pirna.

Am 22. August erschien Schwarzenbergs rechte Kolonne südlich von Pirna; es kam dort zu ziemlich ernsten Zusammenstößen mit den Truppen St.-Cyrs. Die weiter links vorgehenden Kolonnen fanden nur schwache französische Kavallerie vor sich.

Man schloß daraus, daß Napoleon seine Hauptkräfte auf dem rechten Ufer der Elbe, in der Lausitz habe, und daß der Hauptarmee unmittelbar gegenüber bei Dresden nur St.-Cyr stehe. Ungefähr entsprach das den Tatsachen. Mit dieser Lage der Dinge wurde aber der Marsch auf Leipzig gegenstandslos; er hätte zu einem Luftstoß geführt. Nun erfuhr man zudem, daß Napoleon mit den Garden sich gegen Blücher gewendet habe. Das Feld war also rein, man konnte ohne zu große Gefahr den Marsch auf Dresden wagen.

Indem man aber die Marschrichtung von Nordwest nach Nordost änderte, verließ man zugleich die großen guten Straßen, mußte auf schlechten Querverbindungen über die Taleinschnitte gehen, und das bei dem abscheulichsten Wetter. So kam es, daß am 25. August nachmittags erst die Hälfte der Truppen südlich und südwestlich von Dresden eingetroffen war. Der geplante Angriff wurde also auf den nächsten Tag verschoben. Der Herzog Eugen von Württemberg mit 13500 Russen wurde zur Sicherung des Elbüberganges nach dem Königstein entsendet.

Zu dieser Zeit hatte aber Schwarzenberg schon nicht mehr allein den Marschall St.-Cyr gegen sich, wie er glaubte. Napoleon war bereits in Dresden eingetroffen.

Er hatte Meldungen erhalten, daß starke feindliche Kräfte über das Erzgebirge vorgingen. Blücher schätzte er — zu niedrig — auf 80 000 Mann; so rechnete er, auf dem linken Elbufer 200 000 Mann gegen sich zu haben.

Er selbst verfügte über 190 000 Mann; nämlich die Truppen, die er vom Bober mitbrachte, dazu Vandamme, Victor, St.-Cyr und die Garnison von Dresden. An den Lausitzer Pässen ließ er das Korps Poniatowski stehen und das Kavalleriekorps Kellermann.

Napoleon erstrebte die Schlacht. Selbst wenn sie verloren gehen sollte, blieb ihm immer der Rückzug nach dem rechten Elbufer offen und weiter über die in seinem Besitz befindlichen Festungen Torgau, Wittenberg und Magdeburg. Vorübergehend hatte er auch den Gedanken erwogen, von Löwenberg nicht nach Dresden zurückzukehren, sondern direkt auf Prag zu marschieren. Diese Operation mußte aber unwirksam bleiben, so lange die Verbündeten unbesiegt in Sachsen standen. Der Kaiser verwarf sie mit Recht und wendete sich gegen Dresden.

Während seines Aufenthaltes in Görlitz am 23. und 24. August entwarf er einen Plan, so großartig und so einfach, wie er je einen entworfen hat.

Am 26. früh sollte Vandamme am Königstein über die Elbe gehen, die Russen von dort verdrängen, dann rechts schwenken und in der Richtung auf Dresden elbabwärts marschieren bis Pirna. Dort sollten mehrere Brücken geschlagen werden und die Masse der Truppen über den Fluß folgen, so daß am 27. August 100 000 Mann im Rücken des vor Dresden angelangten Feindes gestanden hätten. Der Feind mußte dann entweder seinen Rückweg nach Böhmen sich gewaltsam öffnen und hierzu die Entscheidungsschlacht mit verkehrter Front wagen, oder er mußte versuchen, weiter westlich über das Erzgebirge wieder zurückzukommen; eine halsbrechende Operation — und Napoleon hatte in diesem Falle die bessere und kürzere Straße nach Böhmen zu seiner Verfügung.

Am 25. August abends waren alle Anordnungen für den großartigen Plan getroffen, der den nichts ahnenden Verbündeten den sicheren Untergang bereitet hätte. Da wurde dieser Plan in letzter Stunde aufgegeben. Nur Vandamme sollte sich noch gegen den Rücken der Verbündeten wenden; alles andere sollte am 26. August früh nach Dresden abrücken, um dort auf sorgfältig vorbereitetem Schlachtfeld dem Feinde zu begegnen.

Das war die sozusagen handwerksmäßige Lösung der Aufgabe. „Der große Schlachtenkaiser ist ein ganz gewöhnlicher General geworden." (Schlieffen.) Wie ist dieser Entschluß zu erklären?

Es scheint, als ob der Kaiser das Vertrauen zu seiner Armee verloren hatte. Die ursprünglich geplante Operation war technisch zweifellos sehr schwierig. Mit solchen Massen einen großen Fluß überschreiten angesichts des Feindes, dann sofort im rechten Winkel schwenken und angreifen, das ist eine Bewegung, die mit Truppen, Bagagen, Munitionskolonnen und

Trains nur gelingen kann bei ausgezeichneter Schulung aller zur Mitwirkung berufenen Organe.

Es scheint aber auch, daß der Kaiser gezweifelt hat, ob St.-Cyr imstande sein würde, Dresden gegen eine zehnfache Überlegenheit so lange zu halten, bis die Hauptkräfte entscheidend eingreifen konnten. Die sächsische Hauptstadt wollte er aber nicht in Feindeshand fallen lassen, auch nicht vorübergehend. Dieser Gedanke wird bei ihm, wie man zu sagen pflegt, zur fixen Idee. Es wird noch eingehend darauf zurück zu kommen sein.

Indem aber Napoleon seinen ersten Gedanken aufgab, entschwand ihm eine kostbare Gelegenheit, mit einem einzigen Schlage den ganzen Feldzug zu beendigen. Sicherlich hat er das selbst ganz deutlich erkannt.

Aus den bisherigen Ausführungen geht hervor, daß die Verbündeten gleichwohl in der Lage waren, am 25. August Dresden zu nehmen. Sie waren schon an diesem Tage dem Marschall St.-Cyr vierfach überlegen, und es war nur die Pedanterie der methodischen Kriegführung, die sie bestimmte, mit dem Angriff zu warten, bis sie auch den letzten Mann zur Stelle hatten.

Es ist ganz interessant zu sehen, daß Napoleon diese törichte, kurzsichtige Unentschlossenheit seiner Gegner ohne weiteres als einen gegebenen Faktor in Rechnung stellt. Es wäre ein Irrtum, wenn man annehmen wollte, daß das Aufgeben des ursprünglichen kühnen Gedankens aus einem Nachlassen seiner Spannkraft entstanden wäre. Gerade in diesen Augusttagen hat er gezeigt, daß er körperlich und geistig noch derselbe war wie in seinem ersten italienischen Feldzug. Seine ewig angespannte, rastlose Tätigkeit hat beinahe etwas Unglaubliches. Von Dresden war er nach der böhmischen Grenze geeilt, von dort an den Bober, aus Schlesien wieder zurück nach Dresden; und wie in den Tagen von Rivoli, Desenzano, Salò und Gardone hatte er dabei die Nacht zum Tage gemacht, immer unterwegs. Dabei hat er Zeit gefunden, während seiner Reisemärsche hundertundvier Schriftstücke der verschiedensten Art zu diktieren, darunter einige in einer Länge von mehreren Bogen. Schon den Zeitgenossen war diese unerschöpfliche Leistungsfähigkeit und Frische unbegreiflich. Wann schläft der Kaiser? fragten sie sich. Wann gönnte er dem Körper, dem abgespannten Gehirn die unerläßliche Ruhe?

Das Aufgeben des ursprünglichen Operationsplanes wird man nicht gutheißen können, aber bewundern muß man doch die Schnelligkeit, mit der er sich selbst nun in die völlig neue strategische Situation hinein findet, seine Entschlüsse im einzelnen ändert, seinen Gedanken die Befehlsform gibt, und die beispiellose Energie, mit der er diese Befehle in die Tat umsetzt.

Die Energie seiner Führung ist es überhaupt, in der die zauberische Macht seiner Persönlichkeit verborgen liegt, sie ist die Quelle des überwältigenden Eindruckes, den diese mächtige Feldherrnnatur auf alle Menschen ausübte; durch sie wurden Führer und Truppen widerstandslos mit fortgerissen.

Der Gewaltmarsch von Löwenberg nach Dresden ist eine der bedeutendsten Leistungen der Kriegsgeschichte; 100000 Menschen in drei Tagen fünfzehn Meilen marschieren zu lassen, ist keine Kleinigkeit.

Die Straßen waren dabei den berittenen Waffen vorbehalten, die Infanterie ging querfeldein, über Stock und Stein, sogar über Zäune und Mauern. Zwischen den Märschen Biwaks im Regen, auf durchweichtem Boden, ohne Stroh und ohne Verpflegung. „Wir sehen daraus," schreibt der General Meerheimb, „wie die angeborene Lebhaftigkeit der französischen Nation, verbunden mit dem hohen militärischen Ehrgefühl und der enthusiastischen Anhänglichkeit der alten Soldaten an ihren Kaiser, sowie der feste Glaube an seine Unfehlbarkeit im Siegen, diesen Truppen eine Ausdauer und eine moralische Kraft verlieh, von der man selbst Zeuge gewesen sein muß, um sie im höchsten Grade zu bewundern."

Am 26. August früh waren die Verbündeten vor Dresden vereinigt gegen die weit unterlegenen Kräfte von St.-Cyr. Aber ihr Mut war bereits gesunken. Sie fürchteten, daß Napoleon vom Bober her im Anmarsch sein könnte, und wären am liebsten wieder umgedreht, wenn sie sich nicht doch voreinander geschämt hätten. So ordnete denn Schwarzenberg an: Vormarsch gegen den Feind und Demonstration auf der ganzen Linie. Den Angriff, der allein entscheiden konnte, wagte er nicht zu befehlen. Die in Aussicht genommene „Beschäftigung" des Feindes war nichts als eine elende Ausflucht, um die eigene Entschlußlosigkeit zu bemänteln.

St.-Cyr erwartete den Angriff. Er wußte Napoleon im Anmarsch und hoffte aushalten zu können, bis dessen Truppen eintrafen.

Um fünf Uhr früh ging Kleist mit den Preußen gegen den Großen Garten vor; rechts von ihm, an der Pirnaer Straße, die Russen unter Wittgenstein; links, bis an die Weißeritz, die Österreicher unter Colloredo.

Gegen Mittag waren die Verbündeten bis auf Kanonenschußweite an Dresden herangekommen. Das Schwerste sollte nun erst kommen: der Kampf um die Verschanzungen und die sorgfältig befestigten Vorstädte. Und schon begann sich das Kräfteverhältnis zu verschieben.

Napoleon war um neun Uhr vormittags auf dem Schlachtfelde eingetroffen, hatte sich vor das Pirnaer Tor zu St.-Cyr begeben und dessen Stellungen genau angesehen. Dann war er an die Elbbrücke geritten und hatte die nach und nach eintreffenden Truppen an sich vorbei marschieren lassen, begrüßt von unendlichem Jubel. Kurz nach fünf Uhr nachmittags war die französische Armee versammelt.

„Wenn sie mich jetzt noch angreifen," sagte der Kaiser, „kann es ihnen den Feldzug kosten."

In der Tat hatten die Verbündeten schon um Mittag geschwankt, ob sie nicht zurückgehen sollten. Die Demonstration hatte ergeben, daß Dresden offenbar ohne ernsten Kampf nicht zu haben war. Den scheuten sie aber. König Friedrich Wilhelm war der einzige, der für den Angriff eintrat. Seine Stimme drang schließlich durch. Wäre der Angriff um Mittag energisch durchgeführt worden, so konnte er um diese Zeit noch Erfolg haben. Aber statt sofort anzutreten, erklärte Schwarzenberg, daß er sich erst mit seinem Chef des Generalstabes besprechen müsse. Wo dieser Chef war, wußte niemand. Schwarzenberg selbst ritt fort, um ihn zu suchen, und kam

nicht wieder. Infolgedessen wurde überhaupt kein Befehl gegeben, und während des Nachmittags demonstrierten die Truppen weiter, weil sie nicht wußten, was sie tun sollten.

Der Erfolg war, wie er sein mußte. Die Verbündeten wurden überall abgewiesen. Auf der zwei Meilen langen Front war überhaupt keine Oberleitung: die Vorstöße der einzelnen Kolonnen waren viel zu schwach und kamen an den Verhauen, den Wolfsgruben und spanischen Reitern zum Stehen.

Als es Abend wurde, war die Lage der Verbündeten bereits trostlos, obgleich sie noch gar keine Niederlage erlitten hatten.

Das Vertrauen in die eigene Führung war stark erschüttert, der Glaube an Napoleons Unbesiegbarkeit stand fester als je. Dazu regnete es in Strömen. Die Stimmung war tief gedrückt. Auch die physischen Kräfte drohten zu versagen. Im Kriegstagebuch des 8. Schlesischen Landwehr-Regiments heißt es: „Mit Tagesanbruch wurde jeder Kompagnie durch den Feldwebel ein Brot stückweise zugeschnitten."

Abends wurde Kriegsrat gehalten. Die Mehrheit der Stimmen war anfangs für den Rückzug. Es wäre das Klügste gewesen. Zum Angriff hatte man sich heute gegen viel schwächere Kräfte nicht entschließen können. Inzwischen waren die Verstärkungen des Feindes deutlich erkannt. Ein Angriff am folgenden Tage schien ganz untunlich. Also Verteidigung. Aber selbst wenn es gelang, die französischen Angriffe in guter Stellung abzuweisen — was dann? Ohne Lebensmittel; ohne die Möglichkeit, welche heranzuziehen; mit dem armen, ausgesogenen Erzgebirge im Rücken — was sollte aus der Armee werden? Selbst wenn sie taktisch einen halben Erfolg hatte, zurück mußte sie doch. Da war es schon besser, jetzt gleich abzuziehen und günstigere Aussichten abzuwarten.

Doch wurde nach langer Beratung endlich beschlossen, auf den Höhen vor Dresden stehen zu bleiben. Die Hauptstellung lag südlich der Stadt, zwischen der Pirnaer Straße und der Weißeritz. Sie war von Natur sehr stark und wurde obendrein sehr stark besetzt.

Dagegen wurden auf die Flügel nur schwache Kräfte gestellt. Auf dem rechten Flügel reichte Wittgenstein nicht ganz bis an die Elbe; der linke Flügel unter Weißenwolff stand jenseits der Weißeritz ganz in der Luft. Dazu waren die Truppen auf den Flügeln nicht rückwärts gestaffelt, sondern im Gegenteil nach dem Feinde zu vorgebogen. Dem Feinde wurde also die Umfassung geradezu angeboten.

Napoleon hat diese Lage nicht nach voller Möglichkeit ausgenutzt. Auch er verwendete die Masse seiner Truppen in der Front, schickte gegen die Flanken nur verhältnismäßig geringe Kräfte.

Der schwache Punkt der Verbündeten war die rechte Flanke. Wenn die aufgerollt wurde, dann war ihnen der Rückzug nach Böhmen abgeschnitten. Die wirksamste Operation wäre für Napoleon gewesen: die starke Front der Verbündeten durch die Besatzung von Dresden und durch schweres Geschützfeuer festhalten; mit allem andern abmarschieren und von der Pirnaer Straße her zum Angriff vorbrechen.

Hielt der Kaiser auch diese Bewegung zu schwierig für seine Rekruten? Oder glaubte er, daß das Zurückdrücken der Front genügen würde, um die Widerstandskraft der Verbündeten zu lähmen? Oder wollte er das gut vorbereitete Schlachtfeld ausnutzen, um seinen Sieg mit geringeren Verlusten zu erkaufen?

Er schickte nach der Pirnaer Straße nur den Marschall Mortier mit zwei Divisionen junger Garde und der Gardekavallerie.

Gegen die andere, linke Flanke der Verbündeten, jenseits der Weißeritz, wurde Murat angesetzt mit dem Korps Victor, der Division Teste, dem Kavalleriekorps Latour-Maubourg und der Kavalleriedivision Pajol.

Also hat Napoleon 81000 Mann gegen die feindliche Front — die er nicht ernstlich angreifen will —, 39000 Mann gegen die linke Flanke und nur 27000 gegen die entscheidende rechte Flanke.

Aus dieser Verteilung der beiderseitigen Kräfte ergibt sich der natürliche Verlauf der Schlacht ohne weiteres. Um es kurz zu sagen: in der Front wird unentschieden gekämpft, der Angriff Mortiers an der Pirnaer Straße hat keinen Erfolg, da er mit unzureichenden Kräften unternommen wird; Murat dagegen erkämpft jenseits der Weißeritz einen vollständigen Sieg, der aber für das Ganze ohne wesentliche Bedeutung bleibt.

Napoleon war um sechs Uhr früh hinausgeritten, um den Kampf in der Front zu beobachten. „Ich glaube," sagte er, „sie haben eine Torheit begangen, hier auszuhalten."

Er ritt auf eine Höhe vor und versuchte sich zu orientieren; der Regen fiel aber so dicht, daß man nur einige Schritte weit vor sich sehen konnte. Der Kaiser ritt also wieder zurück, ließ sein Zelt aufschlagen und ein großes Feuer dabei anzünden. Dort blieb er bis elf Uhr vormittags. Um diese Zeit kam die Meldung Murats, daß seine Umgehung geglückt sei.

Napoleon begab sich nun nach seinem linken Flügel, zu Mortier.

Zu gleicher Zeit hielten die Verbündeten Kriegsrat. Die französischen Überläufer Moreau und Jomini rieten zum Angriff gegen Mortiers Umfassung an der Pirnaer Straße. In der Tat bot diese Operation die größten Aussichten.

Um ein Uhr nachmittags erhielt Barclay de Tolly Befehl zum Vorgehen. Der General trug aber Bedenken, seine Geschütze aus ihrer sehr vorteilhaften Position herauszunehmen, und meldete dies an Schwarzenberg.

Während noch darüber hin- und hergesprochen wurde, traf eine Kanonenkugel den General Moreau und zerschmetterte ihm beide Beine. In der Verwirrung, die darüber entstand, ist dann — so unglaublich es klingt — der geplante Angriff überhaupt vergessen worden.

Noch konnte der Schlacht eine gewaltige Wendung gegeben werden durch den Marschall Vandamme. Der hatte den Prinzen Eugen mit seinen Deckungstruppen zurückgeworfen und war bei Pirna übergegangen. Er begnügte sich aber mit diesem Erfolg und blieb heute stehen, um erst morgen weiter zu gehen.

Bei den Verbündeten wurde eigentlich dauernd Kriegsrat gehalten. Um

drei Uhr nachmittags war die Mehrheit der Stimmen für den Rückzug nach Böhmen. Die Einnahme von Dresden war ganz gewiß nicht mehr zu erwarten; durch bloßes Stehenbleiben war die Lage nicht mehr zu verbessern; im Gegenteil, die Verbindung mit Böhmen wurde je länger je mehr gefährdet. Dazu kam der Mangel an allem, was der Soldat am nötigsten braucht: es fehlte an Munition, an Stiefeln und an Brot. Geradezu ergreifend sind die kurzen, schlichten Berichte, in denen die Regimenter melden, wie die Leute vor Hunger völlig erschöpft und kraftlos sind. Die Gefangenen haben in Dresden fußfällig um ein Stück Brot gebettelt.

Es blieb nichts übrig, als sofortiger Rückzug. Dieser wurde um vier Uhr nachmittags derart angeordnet, daß die Truppen auf drei Straßen gesetzt wurden: in der Mitte alle Österreicher, die in der Front gestanden hatten — rechts der Weißeritz — auf die Straße über Altenberg; westlich davon alle Österreicher, die auf dem linken Flügel gestanden hatten — links der Weißeritz — auf die Straße über Freiberg; östlich davon die Russen und Preußen, die auf dem rechten Flügel gestanden hatten, auf die Straße über Berggießhübel.

Napoleon kehrte zu dieser Zeit nach Dresden zurück. Er war total durchnäßt, von der Krempe seines Hutes troff das Wasser. Tausend Gefangene brachte er mit; bald kamen ihrer mehr. Bis zum Abend waren es 20000, darunter der Feldmarschalleutnant Meszko, 2 Generale, 64 Stabsoffiziere, einige hundert Subaltern-Offiziere, dazu 15 Fahnen, 26 Kanonen und 30 Munitionswagen.

Der Kaiser schrieb an Cambacérès:

„Mein Vetter, Ich bin derartig ermüdet und derartig beschäftigt, daß ich Ihnen nicht ausführlich schreiben kann. Der Herzog von Bassano (Maret) übernimmt es. Die Angelegenheiten stehen hier sehr gut."

Er war in vergnügtester Stimmung, obgleich er bei seiner Rückkehr nach Dresden die Nachricht von Oudinots Niederlage bei Groß-Beeren erhalten hatte. Es scheint, als ob er diese nur als ein ganz unbedeutendes Gefecht angesehen hat. Bei der Tafel sagte er:

„Heute hat das schlechte Wetter den Feind vor völliger Vernichtung gerettet. Ich hätte die Höhen erstürmt, was ich des Regens wegen nicht konnte. Ich denke eher in Böhmen zu sein als meine Herren Kollegen. Ich bin sehr erfreut über die Resultate dieses Tages. Aber wo ich nicht bin, geht es schlecht. Was gegen Berlin steht, ist geschlagen, und ich fürchte auch für Macdonald. Er ist tapfer, er ist gut — aber er hat kein Glück."

Es klingt fast durch wie eine geheime Befriedigung, daß seine Marschälle geschlagen werden, während er siegt.

Inzwischen waren die Verbündeten auf dem Rückzuge. Es handelte sich für sie vor allem darum, ob der Marsch solcher Massen auf drei engen Gebirgsstraßen überhaupt ausführbar war. Die Wege waren steil und schlecht gehalten, die Nacht war finster, und der Regen strömte weiter. Unordnung in den Kolonnen war unvermeidlich, und das alles hatte zur Folge, daß der Marsch nur sehr langsam vorwärts ging.

Die mittlere Kolonne war am Abend des folgenden Tages, 28. August, noch mitten im Gebirge. Erst am übernächsten Tage, 29. August, erreichte ihr Anfang die Südausgänge.

Die linke Kolonne, Russen und Preußen, stand unter Befehl des Generals Barclay de Tolly. Von dieser Kolonne waren der Prinz Eugen von Württemberg und Ostermann noch auf der Pirnaer Straße, gegenüber von Vandamme stehen geblieben. Vandamme stand aber weiter südlich, also zwischen ihnen und dem Gebirge. Unter diesen Umständen glaubte Barclay die Pirnaer Straße überhaupt nicht benutzen zu können und berief den Prinzen Eugen und Ostermann herüber auf die westlichere Straße, über Berggießhübel. Glücklicherweise ist dieser Befehl nicht ausgeführt worden. Wäre es geschehen, so wären 120 000 Mann auf einer einzigen schlechten Straße marschiert, auf der sich ohnehin bereits ein kaum entwirrbarer Zusammenfluß von Truppen und Fahrzeugen gebildet hatte. Gerade als der Abmarsch begann, kamen durch einen seltsamen Zufall die österreichischen Verpflegungskolonnen aus den Gebirgswegen heraus, die man so sehnlich erwartet hatte und nun verwünschte.

Aber das wäre noch das Wenigste gewesen. Das Schlimmste war, daß durch Barclays Anordnung der nächste und beste Weg nach Böhmen, die Straße über Pirna, dem Marschall Vandamme ohne weiteres freigegeben wurde. Der Marschall konnte ohne Gefecht das Teplitzer Tal erreichen, längst ehe die Verbündeten das Gebirge überwunden hatten, konnte somit die Ausgänge der Engpässe sperren, die einzeln heraustretenden Kolonnen angreifen und schlagen. Diese äußerste Gefahr wurde durch den selbständigen Entschluß des Prinzen Eugen abgewendet, der an der Pirnaer Straße blieb. Die Hauptmasse der Preußen und Russen aber ging auf der westlicheren Straße über die Berge.

So war denn die ganze Armee auf dem Rückmarsch in stockfinsterer Nacht, bei unablässig strömendem Regen, auf schlechten, durchweichten, mit Fuhrwerk aller Art verstopften Wegen. Aufs äußerste entmutigt, ausgehungert, schleppten sich die todmüden Menschen durch die völlig ausgezehrte, unwegsame Gegend, die sie erst vor wenig Tagen voll Mut und froher Hoffnung durchzogen hatten. Mit düsteren Blicken sahen ihre Führer den Ereignissen der nächsten Tage entgegen. Bei kräftiger Verfolgung des Feindes schien der Untergang der Armee unvermeidlich. Der Verlust in der Schlacht hatte etwa 20 000 Mann betragen. Auf dem nächtlichen Rückzuge blieben 25 000 vor Erschöpfung liegen.

Napoleon war am 28. August frühzeitig wieder hinausgeritten. Es war zu dunstig, als daß man irgend etwas deutlich hätte erkennen können. Vor der Front schien nur noch eine Arrieregarde der Verbündeten zu stehen, alles andere schien abgezogen.

Der Kaiser ließ die Arrieregarde durch St.-Cyr und Marmont angreifen. Sie leistete keinen erheblichen Widerstand mehr und ging ohne große Verluste zurück. Um neun Uhr vormittags standen die Franzosen in der bisherigen Stellung der Verbündeten.

Napoleon ritt selbst vor, um zu erkunden. Vom Feinde war nichts mehr zu sehen, doch konnte er keinen bedeutenden Vorsprung haben. Die gewaltigen Massen, die durch enge, schlechte Gebirgswege abziehen mußten, die Dunkelheit der Nacht, das schlechte Wetter, das alles mußte den Rückzug verlangsamen und die Ordnung lockern. Unverkennbar waren längs der Wege die Anzeichen der beginnenden Auflösung. Napoleon hoffte zuversichtlich, den geschlagenen Feind noch einzuholen.

Hierfür stand sehr gut Vandamme an der Pirnaer Straße. Wenn er früher den Südhang des Erzgebirges erreichte als die Verbündeten, dann wurde die böhmische Armee zwischen zwei Feuer genommen, und der großartige Entwurf vom 25. August konnte gewissermaßen noch nachträglich verwirklicht werden. Alle Vorbedingungen dafür waren gegeben. Der Ausgang des Krieges, das Schicksal Europas hing ab von der Energie der französischen Verfolgung.

Das ist so natürlich, so selbstverständlich, daß gar nicht das Genie Napoleons dazu gehört, um es sofort und richtig zu erkennen.

Um neun Uhr vormittags wurde befohlen:

Murat holt aus auf der westlichsten Straße über Freiberg; Marmont mit seinem Korps und der Kavalleriedivision Ornano drängt in der Front nach; Vandamme, St.-Cyr und Mortier marschieren auf der kürzesten und besten Straße über Pirna und legen sich am Südhang des Gebirges vor.

Auf dieser Straße aber stand noch der Prinz Eugen. Er erkannte die ungeheure Gefahr, in der die Verbündeten schwebten, wenn der gerade Weg nach Teplitz den Franzosen ohne Kampf überlassen wurde, und er beschloß, den Befehl Barclays zum Abmarsch auf die westlichere Straße nicht auszuführen. Er schlug dem General Ostermann, der bei ihm war, vor, den Marsch nach Teplitz zu erzwingen und sich zu diesem Zweck durch Vandamme durchzuschlagen. Ostermann war bedenklich; er kommandierte die russischen Garden. Was würde der Zar sagen, wenn ihm seine Garden ruiniert wurden? Der Prinz blieb fest bei seiner Absicht und erklärte dem General, daß er im Notfall sich allein durchschlagen würde. Da versprach Ostermann zu folgen; aber in zweiter Linie; Prinz Eugen mit dem II. Infanteriekorps sollte den Weg für die Garde frei machen.

Nun stand Vandamme nicht quer über die Pirnaer Straße, sondern parallel zu ihr, östlich der Straße. Die Russen mußten also, wenn sie nach Teplitz wollten, an seiner Front vorbei. Prinz Eugen ließ sein Korps nach Osten Front machen, griff den Marschall Vandamme an und ließ unter dem Schutz dieses Angriffes die Garden hinter seiner Front entlang weiter marschieren auf Teplitz.

Vandamme ließ sich nur kurze Zeit täuschen, dann trat er seinerseits zum Angriff an, schickte auch eine starke Abteilung, die sich den russischen Garden direkt vorlegte. Das Regiment Preobraschenski, das vorn marschierte, griff sofort mit dem Bajonett an und machte ohne große Verluste den Weg frei. Das II. Infanteriekorps folgte, wurde aber beim Abbrechen des Gefechtes heftig angegriffen und zersprengt. Nur 2000 Mann konnte der Prinz abends

sammeln. Aber die Straße nach Böhmen war frei, und die Garden waren mit wenig Verlust durchgekommen.

Napoleon hatte sich um neun Uhr vormittags nach der Pirnaer Straße zu Vandamme begeben. Der Marschall meldete ihm, daß er 25000 Mann vor sich habe. Solchen Eindruck hatte die kühne Demonstration des Prinzen Eugen gemacht.

Der Kaiser glaubte der Meldung Vandammes nicht. Nach den Meldungen, die seine Aufklärung bisher gebracht hatte, sah es aus, als ob die Hauptkräfte der Verbündeten auf der westlichsten Straße über Freiberg zurückgingen. Dieser Eindruck war unrichtig. Er erklärt sich daraus, daß die Kavallerie im Gebirge ein außerordentlich schwieriges Feld für ihre Tätigkeit fand. Indessen schienen nach den vorliegenden Nachrichten die Erfolge jetzt weniger auf dem linken als auf dem rechten französischen Flügel zu liegen; nicht bei Vandamme, sondern bei Murat. Je mehr die Verbündeten nach Westen abzogen, desto mehr verlor der Besitz von Teplitz an Wert.

Der Kaiser schickte also St.-Cyr auf die mittlere Straße, wo er sich neben Marmont setzen sollte, und ließ die Garde, die hinter Vandamme bereit stand, vorläufig halten.

Nach einer Stunde sagte er zum Grafen Lobau:

„Ich sehe weiter nichts. Lassen Sie die alte Garde nach Dresden zurückkehren. Die junge Garde mag hier im Biwak bleiben."

„Und somit," schreibt der sächsische General Odeleben, „ließ er sich sehr heiter und ruhig den Wagen herankommen, setzte sich ein und kutschierte nach Dresden."

In Dresden erfuhr der Kaiser die Niederlage Macdonalds an der Katzbach. Diese Nachricht bestärkte ihn in dem Entschluß, die alte Garde in Dresden, die junge Garde bei Pirna festzuhalten.

Murat, Marmont, St.-Cyr folgten am 28. und 29. August den Verbündeten über das Gebirge; Vandamme marschierte am 29. auf dem östlichsten Wege nach Teplitz.

Er drängte heftig die Arrieregarde des Prinzen Eugen, zwang sie am Südhang des Gebirges Front zu machen und warf sie unter schweren Verlusten über Nollendorf bis nach Culm.

In der Nacht vom 28. zum 29. August traf ein Ordonnanzoffizier Ostermanns beim Großen Hauptquartier ein, das in Teplitz angelangt war, und meldete, daß der General sich genötigt sehe, vor Vandamme das Feld zu räumen und sich hinter die Eger — also nach Süden, vom Gebirge weg — zurückzuziehen. Geschah dies, besetzte dann Vandamme die Ausgänge der Bergstraßen, so war eine Katastrophe für die Böhmische Armee unvermeidlich. Der Kaiser Franz sah das kommen und wollte es nicht selbst mit ansehen. Er reiste ab nach Prag.

König Friedrich Wilhelm ergriff die Zügel, die am Boden schleiften. Er schickte vor allem seinen Flügeladjutanten Oberstleutnant von Natzmer zu Ostermann. Natzmer sollte dem General die Lage genau auseinandersetzen und ihn auffordern, unter allen Umständen am Fuß des Gebirges auszuhalten.

Natzmer traf die Russen, als sie schon Culm durchschritten hatten. Ostermann hatte wieder seine alten Bedenken. Er wußte nicht, ob er die Garden einsetzen durfte. Da kam glücklicherweise der preußische Generaladjutant Knesebeck und brachte ihm die Erlaubnis des Zaren in einem eigenhändigen Schreiben. Der König von Preußen hatte sich diese schriftliche Genehmigung von Alexander ausgebeten.

Indem nun einmal die Russen ins Gefecht geschickt wurden, hielten sie ihre Stellung mit unerschütterlicher Tapferkeit.

König Friedrich Wilhelm schickte indessen seine sämtlichen Adjutanten in die Bergtäler, den Truppen entgegen, um sie heranzurufen, einzeln, kompagnieweise, eskadronsweise, wie sie gerade kamen. Den Oberstleutnant Natzmer schickte er zum General Kleist mit der Aufforderung, die große Straße zu verlassen und auf Nebenwegen direkt ins Teplitzer Tal hinunterzusteigen, dem Korps Vandamme in den Rücken.

Der Kaiser Alexander von Rußland kam zu dieser Zeit über den Kamm des Gebirges geritten und sah von der Höhe den Kampf seiner Garden gegen Vandamme. Er erkannte sofort das Mißverhältnis der Kräfte und suchte die nächst erreichbaren Truppen heranzuziehen.

Das waren Österreicher. Der Zar schickte einen Flügeladjutanten an die Brigade Colloredo mit der Aufforderung, sofort nach Culm zu marschieren.

Der Feldmarschalleutnant Colloredo erwiderte, er habe Befehl, nach Brüx zu marschieren, nicht nach Culm, und er könne von diesem Befehl nur abweichen, wenn er eine ausdrückliche Weisung Schwarzenbergs erhalte.

Der Zar erkannte, wie leicht eine unersetzliche Zeit durch Hin- und Herverhandeln verloren gehen konnte. Er ritt also selbst in schnellster Gangart, um Schwarzenberg zu suchen. Den fand er zwar nicht, aber den Fürsten Metternich, und ließ sich von diesem eine schriftliche Anweisung geben, nach der die Brigaden Colloredo und Bianchi sofort nach Culm abbiegen sollten. So war doch Hoffnung, am folgenden Tage ausreichende Kräfte heranzuziehen. Für heute freilich mußte Ostermann allein aushalten.

Er hätte diese Aufgabe nicht erfüllen können, wenn Vandamme seine gesamten Kräfte zu einheitlichem Angriff eingesetzt hätte. Der Marschall aber, der den ganzen Tag über den Feind von einer Arrieregardenstellung in die andere getrieben hatte, erwartete keinen nachhaltigen Widerstand und glaubte genug zu tun, wenn er seine vorderste Division ansetzte. Die Russen, die wußten, um was es sich handelte, kämpften mit der stoischen Todesverachtung, die sie besonders in der Verteidigung fast unüberwindlich macht, und wiesen alle Angriffe Vandammes zurück.

Endlich am späten Nachmittag drohten Ostermanns Truppen der Übermacht zu erliegen; da wurden sie gerettet durch das Eingreifen starker Kavallerie gegen die linke Flanke der Franzosen. Vandamme wurde zwar nicht zum Rückzuge gezwungen, stellte aber für diesen Tag seine Angriffe ein. Während der Nacht beabsichtigte er seine Stellung zu halten. An Rückzug konnte er auch gar nicht denken. So weit er unterrichtet war, mußten morgen früh die Garden unter Mortier von den Nollendorfer Höhen heruntersteigen, zu-

gleich St.-Cyr und Marmont durch das Gebirge im Rücken der Verbündeten, und alle diese Korps vereint mußten den traurigen Resten der Böhmischen Armee ein entsetzliches Ende bereiten.

Die frontale Verfolgung der französischen Marschälle aber entsprach durchaus nicht diesen vollkommen berechtigten Erwartungen.

Marmont folgte mit so weitem Abstande, daß es kaum zum Zusammenstoß kam. Erst auf dem Kamm des Gebirges holte er die Arrieregarde Wittgensteins ein und griff ihre Stellung erfolglos an.

St.-Cyr ließ sich täuschen durch einen hartnäckigen Widerstand, den er bei Glashütte fand. Er glaubte, daß ihm hier nur eine Maske entgegengestellt sei, unter deren Schutz das feindliche Gros eine westlichere Straße eingeschlagen habe. Demnach zog er ebenfalls auf diese westlichere Straße hinüber, stieß aber dort von der Seite her in die lange Marschkolonne Marmonts und konnte nicht weiter vor. Unsicher, was er tun solle, tat er das einzige, was er keinesfalls tun durfte: er blieb stehen und schickte nach Dresden zum Kaiser mit der Bitte um Befehl.

So waren die Verbündeten auf ihrem Rückzuge tatsächlich nicht verfolgt. Trotzdem war ihr Zustand bedauernswert.

Das 9. Schlesische Landwehr-Regiment berichtet:

„Der Mangel an Lebensbedürfnissen dauert und erreicht eine große Höhe. Der bis an die Knie im Morast stehende Soldat, von unausgesetzten Regengüssen gepeinigt, ohne Mittel, sich zu stärken, von Holz und Stroh entblößt, zum großen Teil ohne Mäntel und in leinenen Hosen, erfährt das größte Elend. Der allgemeine Rückzug beginnt wieder mit Tagesanbruch. Allein mehrere hundert erstarrte, fast verhungerte Leute des Regiments mußten liegen gelassen werden. Ein großer Teil ist gestorben; ein anderer Teil kann sich aus dem tiefen Kot wegen Ermattung nicht herausarbeiten und fällt dem Feind in die Hände."

Die 12. Brigade schreibt:

„Ein äußerst heftiger Regen des vorigen Tages und der Nacht bei einem Biwak ohne Holz und Stroh hatte die Truppen sehr mitgenommen; besonders das Landwehr-Regiment der 12. Brigade, von dem ein Teil — siebzehnjährige Leute, schlecht bekleidet, erstarrt vor Nässe und Kälte — unter dem Schutz der Nacht sich aus dem Biwak weg in das nahe Dorf geschlichen und auf diese Art bei dem sehr frühen Abmarsch (3 Uhr) nicht gefunden werden konnten, weshalb über hundert Mann zu den Vermißten gehörten."

Unter den 20000 Gefangenen, die am 20. August abends in Dresden eingebracht wurden, befanden sich nur wenige hundert Russen und Preußen. Unter den Österreichern hatte die Disziplin am stärksten gelitten. Die aufgegriffenen österreichischen Nachzügler blieben, wie bemerkt zu werden verdient, nicht alle aus wirklicher Entkräftung liegen. Entmutigung, Mangel an gutem Willen und Mangel an Manneszucht, die sich überraschend schnell lockerte, lieferten ihren reichlichen Beitrag. Oft warfen zwanzig bis dreißig Mann ihre Gewehre weg, unter ihnen besonders viele Polen.

Am 29. August abends waren nur erst die Brigaden Colloredo und

Bianchi auf den Südhang herausgetreten, alles andere steckte noch im Gebirge. Der ohnehin beschwerliche Marsch wurde verzögert und aufgehalten durch den endlosen Zug der Fahrzeuge, die alle vorhandenen Wege füllten, deren Trümmer alle Pässe hoffnungslos versperrten.

Im Großen Hauptquartier wurde Kriegsrat gehalten. Es wurde festgestellt, daß am nächsten Morgen genügend Truppen vorhanden sein würden, um Vandamme mit Übermacht anzugreifen. Allerdings war zu erwarten, daß der Marschall nicht ohne Unterstützung bleiben würde. Aber wenn man frühzeitig angriff, dann durfte man hoffen, ihm eine Niederlage zu bereiten, ehe etwa Napoleon selbst seine Garden heranführte.

Zum General Kleist wurde nochmals ein Flügeladjutant geschickt, der Oberst Schoeler, mit dem Auftrage, den General, wenn irgend möglich, zu einer Bewegung über Nollendorf in den Rücken des Feindes zu veranlassen.

Während dieser Beratung kam die Meldung Blüchers von seinem Sieg an der Katzbach. Aber diese Nachricht machte keinen Eindruck. Der ungeheure Verlust an Menschen und Material, die Bitterkeit der Niederlage nach großen Hoffnungen, das heimliche Bewußtsein der eigenen kläglichen Entschlußlosigkeit, das alles, verbunden mit einem Zustand körperlichen schweren Leidens, hatte die Verbündeten in eine so trostlose seelische Verfassung gesetzt, daß die Siegesbotschaft aus Schlesien an taube Ohren klang. Besonders die Österreicher sahen düster in die Zukunft. Sie waren überzeugt davon, daß nach der Schlacht von Dresden Bayern sich fester als je an Napoleon anschließen würde. Sie glaubten ganz sicher, daß die bayrische Armee, mit Augereau vereint, vom Inn auf Wien marschieren würde. Dann würde Napoleon vom Erzgebirge nach Böhmen herniedersteigen, um sich vor den Toren der alten Kaiserstadt mit den Bayern zu vereinigen — und das Ende: finis Austriae.

Von dem morgigen Angriff auf Vandamme versprach sich niemand etwas Besonderes. Selbst wenn es gelingen sollte, die Franzosen zurückzuwerfen, so hatte man damit eben nur den eigenen Rückzug erleichtert. Dieser Rückzug selbst — mindestens bis hinter die Eger — schien auch dann unvermeidlich. Die Verzagtheit war so groß, daß dem General Blücher der Befehl geschickt wurde, sofort aus Schlesien nach Böhmen zur Hauptarmee heranzurücken.

Noch hatte kein gemeinsamer Erfolg das gegenseitige Vertrauen zwischen den Verbündeten geschaffen; die kaum geschlossene Allianz drohte jeden Augenblick wieder auseinander zu fallen. Der Zar traute dem Eifer der Österreicher durchaus nicht. Er schickte noch am späten Abend seinen Generaladjutanten Toll, um zu sehen, ob die Brigaden Colloredo und Bianchi bis zur russischen Stellung vorgerückt seien. Toll fand, daß beide Brigaden auf halbem Wege liegen geblieben waren. Leicht konnten sie morgen früh zu spät kommen. Toll schickte also an Alexander die Bitte, er solle einen Befehl Schwarzenbergs für Colloredo erwirken. Schon aber war im Hauptquartier des preußischen Generals Kleist der folgenschwere Entschluß gefaßt, der den

30. August zum ereignisreichsten Tage dieses ganzen Feldzuges gemacht und einen völligen Umschwung der Lage herbeigeführt hat.

Kleist hatte die ihm zugewiesene Straße durch Fuhrwerke hoffnungslos versperrt gefunden. Hinter ihm folgte der Feind. Er konnte weder vorwärts noch rückwärts. Ein seitliches Ausbiegen hatte fast unüberwindliche Schwierigkeiten durch die Ungangbarkeit des Gebirges. Gelang es, den Marsch auszuführen, dann kam man auf die Pirnaer Straße. Auf dieser war nach den bisherigen Nachrichten Vandamme vormarschiert. Dem kam also Kleist in den Rücken. Aber nach der ganzen Lage der Dinge war doch mit Sicherheit anzunehmen, daß dem Korps Vandamme noch weitere französische Kräfte folgen würden. Wenn das geschah, wenn Kleists Truppen so zwischen zwei Feuer kamen, dann war es um ihre Existenz geschehen. Zudem hatte Kleist natürlich keine Ahnung davon, wie es bei Ostermann stand, ob der überhaupt noch Widerstand leisten konnte. Sein Entschluß war ein ungeheures Wagnis. Aber die Männer, die ihn ausführen sollten, waren zu diesem Wagnis bereit. Die Regimentskommandeure begrüßten Kleists Befehl mit hellem Jubel.

Jetzt erst traf der Flügeladjutant Oberst Schöler ein, und bald darauf auch der Generaladjutant Toll. Sie fanden das bereits angeordnet, wozu sie die Aufforderung überbringen sollten. Schöler kam in der Nacht um drei ins Hauptquartier zurück, und seine Meldung von Kleists Entschluß weckte aufs neue die fast erstorbene Hoffnung.

Vandamme ging am 30. August von neuem vor in der Absicht, den linken Flügel der Verbündeten, der sich an das Gebirge anlehnte, zu umfassen. Aber je mehr er rechts ausholte, um so mehr verlängerten die Gegner ihre Front nach links. Indem sie dies taten, verwendeten sie zu viel Truppen für die bloße Abwehr, so daß sie nicht genug Kräfte übrig behielten für den Angriff, den sie auf ihrem rechten Flügel unternahmen. Dieser Angriff wurde also von Vandamme abgewiesen, und es sah schon so aus, als ob auch an diesem Tage das Gefecht unentschieden verlaufen sollte.

Da erdröhnte bei Nollendorf im Rücken der Franzosen Geschützfeuer. Vandamme jubelte auf. Das konnte ja nur die lang ersehnte, die längst erwartete Verstärkung sein. Wie ein elektrischer Schlag ging es durch die Reihen der Franzosen; heftiger erneuerten sich ihre Angriffe.

Die Täuschung hielt nicht lange an. Vandamme übersah die Lage sofort ganz richtig. Welch ein Augenblick für ihn! Dieser rasche, fast unmittelbare Umschwung; dieser Sprung aus der Wahrscheinlichkeit — man kann wohl sagen der Sicherheit — eines großen Sieges in den Abgrund absoluter Hoffnungslosigkeit! Es wäre nicht zu verwundern, wenn dieser fürchterliche Augenblick ihm momentan die Fähigkeit geraubt hätte, mit ruhigem Blut den weiteren Gang der Schlacht zu leiten.

Aber der Marschall war ein eiserner Soldat. Er hat diese härteste Probe des Mutes und der Entschlossenheit glänzend bestanden. Keine Rede von Unsicherheit. Sein Entschluß ist sofort gefaßt, mit eisiger Ruhe gibt er seine Befehle, und seine Maßnahmen sind durchaus zweckentsprechend.

Es war ja schließlich auch nur eins möglich: unter tunlichst schwacher Bedeckung die Artillerie in der Defensive gegen die Österreicher und Russen opfern; alles andere bei Culm vereinigen und mit dem Bajonett sich einen Weg durch die Preußen bahnen.

Vandamme zögerte keinen Augenblick, diesen Weg einzuschlagen. In wenigen Minuten änderte sich das Bild der ganzen Schlacht. Überall, wo noch eben Angriff gewesen, war jetzt Rückzug. Nur die Artillerie blieb stehen. Ihren heroischen Anstrengungen gelang es, die Österreicher und Russen noch längere Zeit aufzuhalten. Inzwischen wurde die Infanterie gesammelt und in entgegengesetzter Richtung neu entwickelt.

Aber kaum war sie gegen die Preußen angetreten, als die Österreicher und Russen den letzten Widerstand der französischen Artillerie überwältigten und der französischen Infanterie auf dem Fuße folgten.

Die Division Mouton wurde zuerst auseinander gesprengt. Einzeln und in kleinen Trupps erklommen die Leute die Berghänge und zerstreuten sich in die Wälder. Noch schlimmer ging es den Divisionen Philippon und Dumonceau. Sie hatten wieder Front gegen die Österreicher gemacht und einige Batterien bei Culm in Stellung gebracht. Aber die Artilleristen hielten nicht mehr aus. Sie strängten die Pferde ab und suchten ihr Heil in der Flucht, zu zweien und sogar zu dreien auf einem Pferd sitzend. Infanteristen und Kanoniere plünderten inzwischen die Kassen und Bagagewagen und sprengten die Munitionswagen in die Luft. Alle Bande der Zucht lösten sich. Von der eigenen Artillerie auseinander gesprengt und überritten, von zwei Seiten attackiert und beschossen, fanden die Reste der Divisionen ein grauenhaftes Ende.

Doch war an anderen Stellen der Ansturm der verzweifelten Franzosen so mächtig, daß Kleists Truppen in schwere Bedrängnis kamen. Die vorderste Brigade wurde direkt überlaufen und ließ sogar mehrere Geschütze stehen.

Prinz August von Preußen führte die folgende Brigade vor. Aber der Angriff der Landwehrbataillone scheiterte, und Preußen und Franzosen, bunt durcheinander gemischt, stürzten dem Wald von Nollendorf zu. Der Prinz ergriff eine Fahne und brachte einen Teil seiner Leute zum Stehen.

Aber nun raste die ganze französische Kavallerie heran, blind sich Bahn brechend durch Freund und Feind. Die Infanterie, Franzosen wie Preußen, wurde in die Wälder gesprengt, Prinz August fast gefangen; der General Kleist irrte allein, ohne Begleitung, durch den Wald, um seine Reservebrigade zu finden.

Dieser Brigade waren inzwischen bei Nollendorf die gänzlich aufgelösten Franzosen in die Hände gefallen. Was sich nicht in die Wälder retten konnte, wurde gefangen.

Vandamme hatte persönlich so lange versucht, von einer Höhe das Gefecht zu leiten, daß er schließlich von russischen Jägern überrascht und gefangen wurde. Die rissen ihm sofort seine goldenen Epaulettes ab und übergaben ihn dann an Kosaken, diese wieder an Husaren, die ihn schließlich zum Kaiser Alexander brachten.

Als Vandamme den Zaren erkannte, stieg er ab, küßte zum Abschied sein treues Pferd, nahm den Hut ab und erwartete die Anrede Alexanders. Der empfing ihn ernst und gab ihm die Versicherung, daß er sich bemühen würde, sein Schicksal zu erleichtern.

Der russische Kaiser und der König von Preußen hatten das Gefecht anfangs vom Teplitzer Schloßberge aus beobachtet und sich später auf das Schlachtfeld begeben. Hier wurden ganze Kolonnen von Gefangenen an ihnen vorüber geführt, dazu 82 Geschütze, 200 Armeefahrzeuge, 2 Adler und 3 Fahnen. Der Verlust der Franzosen betrug 15000 Mann gegen 3000 der Verbündeten.

Unterdessen hatte der Marschall St.-Cyr stundenlang im Gebirge gehalten, um die Antwort Napoleons auf seine Frage zu erwarten. Gegen Mittag kam sein Adjutant zurück mit einem Schreiben von Berthier:

„Herr Marschall, Ich empfange Ihren Brief, durch den Sie mich benachrichtigen, daß Sie sich hinter dem VI. Korps befinden.

„Die Absicht Seiner Majestät ist, daß Sie unter diesen Umständen das VI. Korps unterstützen; daß es aber vorzuziehen wäre, wenn Sie einen Weg zur Linken finden könnten, zwischen dem Herzog von Ragusa (Marmont) und dem Korps des Marschalls Vandamme, der große Vorteile über den Feind erlangt und 2000 Gefangene gemacht hat."

St.-Cyr versuchte demnach, ungefähr den Weg einzuschlagen, den vorher Kleist marschiert war, stieß hier aber bereits auf die fliehenden Trümmer des Korps Vandamme und wurde von diesen mit zurückgerissen.

Wir haben gesehen, daß auch von dem preußischen Korps Kleist ein großer Teil völlig zersprengt worden war, und zwar gerade der Teil, bei dem sich der General persönlich befand. Man muß sich in Kleists Lage versetzen. Ohne jede Kenntnis von der Lage bei Culm war er ins Gefecht getreten, und ohne jede Möglichkeit, sich einen Überblick zu verschaffen. Was er selbst gesehen hatte, war nur ein erfolgloser Angriff seiner vordersten Brigaden. Dann waren alle noch geschlossenen Verbände von der französischen Kavallerie durchbrochen, und er selbst war mit fortgerissen worden. Es ist begreiflich, daß er den Eindruck einer Niederlage hatte. Wohin sollte er sich wenden? Wohin er auch ritt, überall dasselbe Bild: Franzosen und Preußen ohne erkennbares Ziel umherirrend, bunt durcheinander gemischt. In der Nacht haben dann die Franzosen und die Preußen um dieselben Feuer gelagert und miteinander abgemacht, daß sie in Frieden den Morgen erwarten wollten. Und wer dann als Sieger erkannt werden würde, der sollte die anderen in Gefangenschaft führen.

Endlich, nach langem, peinvollem Suchen fand Kleist seine Reservebrigade und erfuhr dort, daß sein Eingreifen die drohende Niederlage in einen glänzenden Sieg verwandelt hatte. Während er in verzweifelter Stimmung im Walde umherirrte, hatte sein König ihn auf dem ganzen Schlachtfelde gesucht — um ihm persönlich den Schwarzen Adlerorden zu überreichen!

Die Schlacht von Culm bildet nicht nur einen Abschnitt des Krieges, sie bezeichnet zugleich seine vollständige Wendung.

Die französischen Niederlagen bei Großbeeren und an der Katzbach konnten als aufgewogen gelten durch Napoleons Sieg bei Dresden. Nun war auch dieser Sieg zunichte geworden.

Am Abend der Dresdener Schlacht schien ein großer Erfolg Napoleons unzweifelhaft. Da kam zu böser Stunde die Nachricht von Großbeeren und bald auch die von der Katzbach.

Napoleon hielt an. Wie bald konnte seine persönliche Anwesenheit notwendig sein gegen die vordringende Schlesische oder auch gegen die Nordarmee. Also schien es geraten, die Hauptarmee der Verbündeten nur so weit zu lähmen, daß er Ruhe vor ihr hatte, während er sich gegen Blücher und den Kronprinzen von Schweden wendete.

Seine Anordnungen für die Verfolgung wurden anfangs noch dadurch sehr erschwert, daß es lange dauerte, bis zu erkennen war, welche Rückzugsstraßen die Massen des feindlichen Heeres eingeschlagen hatten.

Napoleon hatte Vandamme, St.-Cyr und die Garde auf die östlichste Straße gesetzt. Wenn nun aber wirklich, wie es eine Zeitlang schien, die Verbündeten die westlicheren Straßen eingeschlagen hatten, dann führte das Vorgehen über Pirna zu einem Luftstoß, der die drei Korps nutzlos weit nach Böhmen hineinschickte, während sie vielleicht an anderer Stelle dringend gebraucht wurden.

Zu diesen Erwägungen kam das ganz persönliche Gefühl des Hasses gegen Preußen, der Wunsch, Rache zu nehmen durch Eroberung von Berlin. Daß er den ehemaligen Marschall Bernadotte ohne weiteres über den Haufen rennen würde, daran zweifelte Napoleon nicht. So hielt er denn die Garden an und kehrte selbst nach Dresden zurück.

Ein verhängnisvoller Entschluß. Der Gedanke rücksichtsloser Verfolgung unter Einsetzen der gesamten Kraft war groß gewesen; er suchte den entscheidenden Schlag zu führen, durch den der Hauptgegner aus der Welt geschafft wurde. War dies erst geschehen, so war auch die Allianz gesprengt und der ganze Krieg beendet.

Indem nun der Kaiser sich darauf beschränkte, das Korps Vandamme auf Teplitz anzusetzen, sank die großartige Operation herab zu einer Unternehmung des kleinen Krieges. Wenn sie gelang, konnte sie dem Feind viel Schaden zufügen, aber einen entscheidenden Einfluß hätte sie auch dann nicht ausgeübt.

Es scheint, daß der Kaiser die materielle Tragweite seines Dresdener Sieges doch überschätzt hat. Der Irrtum ist erklärlich. Am Abend der Schlacht waren ihm 20000 Gefangene vorgeführt worden — fast nur Österreicher. Er wußte, daß Murat, Marmont, St.-Cyr, Vandamme zur Verfolgung unterwegs waren; schon hatte er alle Anzeichen der beginnenden Auflösung des feindlichen Heeres selbst erkannt; er wußte ganz genau, wie widerwillig der Kaiser Franz dem Bündnis beigetreten war. Hatte doch sein Schwiegervater an demselben Abend zu ihm geschickt und um die Neutralität von Prag gebeten, damit man dort über den Frieden verhandeln könne.

Also hier ging alles nach Wunsch, und der Druck von vier verfolgenden Korps würde genügen, den Gedanken an weiteren Widerstand bei den Verbündeten niederzuhalten.

Aber von den anderen Seiten kamen die Hiobsposten, die dringend um schnelle Hilfe flehten. Dort mußten die Garden eingesetzt werden.

„Wenn man's so hört, möcht's leidlich scheinen."

Und ist doch falsch.

Hier bei Dresden war der Erfolg schon da. Wenn man ihn nicht wieder aus der Hand ließ, war die Böhmische Armee vernichtet, und dann war gar nicht daran zu denken, daß die Schlesische und Nordarmee den Krieg allein weiter geführt hätten.

Wenn man aber selbst zugeben wollte, daß es vorsichtig war, die Garden vorläufig bei Dresden stehen zu lassen; dann durfte doch Napoleon die Durchführung der Verfolgung nicht seinen Unterführern überlassen. Wo er nicht selber war, da fehlte die erforderliche Tatkraft. Murat und Marmont haben den Feind kaum eingeholt, St.-Cyr hat Stunden verloren mit unentschlossenem Warten. Hätte der Kaiser selbst an der Spitze seiner Truppen gestanden, so wäre sicher mehr geleistet worden.

Noch konnte das Verhängnis abgewendet werden, als Napoleon erfuhr, daß doch die Hauptkräfte der Verbündeten nicht auf der westlichsten Straße zurückgingen, sondern auf der mittleren in der Richtung gegen Culm. Das war der Moment, wo er dem Marschall Vandamme Verstärkung schicken mußte. Mortier stand hierzu mit der jungen Garde bei Pirna bereit.

Napoleon hat später alle Schuld auf Vandamme geschoben. Der Marschall hat ganz richtig gehandelt. Daß 30000 Preußen quer über das unwegsame Gebirge in seinen Rücken marschieren könnten, ohne von Marmont und St.-Cyr festgehalten zu werden — das lag allerdings außerhalb aller menschlichen Voraussicht.

Ein hohes Verdienst um den Sieg maß mit Recht der König Friedrich Wilhelm sich selber zu. Aber auch der Zar hatte geholfen zum Erfolge, indem er Colloredo heranzog und so den Widerstand Ostermanns ermöglichte. Den Ausschlag gab der selbständig gefaßte, kühne Entschluß des Generals Kleist. Er hat mit Ehren fortan den Namen Kleist von Nollendorf geführt.

Es war eine glückliche Fügung, daß Österreicher, Russen und Preußen gleichen Anteil an dem Siege hatten. Und um die Freude voll zu machen, traf noch auf dem Schlachtfelde die Nachricht ein von Bülows Sieg bei Großbeeren.

Selbst Schwarzenberg begann jetzt zu glauben, daß es möglich sein könnte, den bisher Unüberwindlichen zu überwinden, daß der schwere Kampf zu einem glücklichen Ausgang führen werde.

Über den Höhen von Nollendorf und Culm erhob sich das Morgenrot einer neuen, besseren Zeit.

(Ein dritter Artikel folgt.)

Disraeli im Parlament.

1837—1846[1]).

Von

Charlotte Lady Blennerhaſſett.

I.

Der 7. Dezember 1837 iſt der denkwürdige Tag im Leben Disraelis, der ſeiner Jungfernrede im Unterhaus. Das erſte Parlament der Königin Victoria war am 15. November zuſammengetreten; am 20. November hielt ſie die Thronrede im Oberhaus, wo der neue Vertreter für Maidſtone ein Schauſpiel nach ſeinem Herzen ſah, glanzvoll und rührend zugleich, in deſſen Mittelpunkt die jugendliche Erſcheinung der Königin den unter den zwei letzten Herrſchern bedenklich erſchlafften Loyalismus von Millionen der Krone wieder zuwandte.

An der Spitze der Regierung ſtand Lord Melbourne, der Premierminiſter der Whigs, der, zugleich Privatſekretär, Freund und Berater der jungen Monarchin, dem Lande den unvergleichlichen Dienſt erwies, ſie auf die Pflichten des konſtitutionellen Königtums vorzubereiten. Aus Cannings Schule hervorgegangen, war Melbourne, der nie für die Reformbill von 1832, die er durchſetzen half, geſchwärmt hatte, der typiſche Staatsmann einer Epoche des Übergangs, „im Herzen ein Tory und Agrarier", wie Disraeli 1839 nur halb ſcherzend meinte. Er überließ es den enthuſiaſtiſchen Vertretern des neuen, auf Teilung politiſcher Macht der Ariſtokratie mit den Mittelklaſſen beruhenden Syſtems, Männern wie Lord John Ruſſell oder Macaulay, an die Tragfähigkeit dieſes Syſtems für unabſehbare Zeiten zu glauben[2]). Melbournes Zuverſicht in geſetzgeberiſche Maßregeln war ebenſo beſchränkt wie ſein Ehrgeiz. In allen auf religiöſe Freiheit und Gleichheit bezüglichen Fragen dagegen war er aufrichtig liberal, unter anſcheinender Gleichgültigkeit aufs gewiſſenhafte bemüht, das für richtig Erkannte durch-

[1]) William Flavelle Monypenny, The Life of Benjamin Disraeli, Earl of Beaconsfield. Vol. II. London, John Murray. 1912. Der vortreffliche Verfaſſer der zwei erſten Bände dieſer Biographie ſtarb leider einige Tage nach Erſcheinen dieſes Bandes II, im November 1912. S. „Deutſche Rundſchau", Februar 1911, „Der junge Disraeli".

[2]) Schlußſatz des Berichtes des Reformkomitees von 1830—31 in „Parliamentary Papers and Reports". Macaulays Eſſays in der „Edinburgh Review", 1820—1830.

zusetzen, und von einer persönlichen Liebenswürdigkeit und Ehrenhaftigkeit, die auch solche versöhnten, die an seiner staatsmännischen Begabung zweifelten.

Sein Staatssekretär des Innern, Lord John Russell, vertrat die Regierung im Unterhaus, nach Disraelis Worten „der erbliche Führer der Partei, die das parlamentarische System geschaffen, und der den Beweis geliefert hatte, daß er wie kein anderer die Befähigung für diese historische Rolle besaß," nachdem er 1830 den Whigs zum Sieg verholfen und damit die Durchführung der Reformbill, die vorwiegend sein Werk war, ermöglicht hatte. Lord Palmerston, der Staatssekretär für das Auswärtige, besaß, obwohl ein Fünfziger und im Dienst erfahren, damals weder die Popularität noch den Ruf seiner späteren Tage.

Führer der Opposition war Sir Robert Peel, der, bereits 1835 während kurzer Zeit an der Spitze eines Torykabinetts, bald das unentbehrliche Haupt seiner Partei wurde. Anfangs im Einklang, später im Kampf mit Peel hat Disraeli seinen parlamentarischen Ruf begründet und seinem politischen System die endgültige Fassung gegeben. Lord Stanley, später Lord Derby, ohne Vergleich der glänzendste Debatter im Unterhaus und Kolonialsekretär im Ministerium Grey, wurde 1833 bereits als dessen Nachfolger bezeichnet, trat aber 1834 infolge einer Meinungsverschiedenheit über Verwendung des Einkommens der Staatskirche in Irland zu den Tories über. Konservativ wie Peel und klerikaler als dieser, hatte er sich bei den Whigs nie heimisch gefühlt. Es währte Jahre, bis seine bekannte Antipathie gegen Disraeli anderen Gesinnungen wich. Mit ihm unterstützte ein junges Parlamentsmitglied für Newark die konservative Sache. Es war der 1809 geborene W. E. Gladstone, bereits 1835 Unterstaatssekretär des Kriegs und der Kolonien, der glühende Verteidiger der Kirche, dessen außerordentliche Begabung frühe Anerkennung gefunden hatte und die große ihm bestimmte Zukunft vorbereiten half.

Neben den künftigen großen Ministern, Peel, Lord Derby, Lord John Russell, Palmerston, Gladstone, Disraeli, zählte das neue Unterhaus Lordkanzler, Generalgouverneure, Staatssekretäre, Botschafter kommender Jahrzehnte, Größen der Wissenschaft und Literatur, endlich unvergleichliche Redner zu seinen Illustrationen. Freundlos trat Disraeli nicht zu ihnen, aber nicht persönliche Neigung, sondern Ehrgeiz und Politik bestimmten die Wahl dieser Genossen. Lord Lyndhurst, der Lordkanzler, blieb ihm gewogen und ermutigte sein erstes öffentliches Auftreten. Im Unterhaus fand er in Lord Chandos, dem Sohn des Herzogs von Buckingham, dem er 1839 sukzedierte, „einen treuen Freund, der über seine parlamentarischen Erfolge triumphierte," und dessen gastliches Haus ihm sowohl im intimen Familienkreis als bei den festlichen Gelegenheiten offen stand, die durch die Gegenwart der Königin ausgezeichnet wurden. Welchen Wert Disraeli darauf legte, betont seine Korrespondenz. Auch Lord Shaftesbury, der damals noch Lord Ashley hieß und das philanthropische Werk seines gesegneten Lebens seit Jahren begonnen hatte, wollte Disraeli wohl und wußte sich im Einklang mit ihm in seinen Kämpfen gegen die Unterdrückung und das Elend der industriellen Arbeiterklassen. Ein ganz hervorragender Mann und ritterlicher Charakter von furcht-

loser Energie, Lord George Bentinck, der mit Disraeli gleichalterige zweite Sohn des Herzogs von Portland, Soldat von Beruf, saß 1837 zum achtenmal im Unterhaus. Obwohl er die Reformbill unterstützt und mit Lord Stanley von den Whigs zu den Tories übergetreten war, hatte er sich niemals an den großen Debatten des Hauses beteiligt. Erst mit der Krisis von 1846 trat er aus seiner passiven in die führende Rolle über, die ihn in engste Beziehungen zu seinem Kampfgenossen und späteren Biographen Disraeli brachte, ein Bündnis, das jedoch schon 1848 durch Bentincks frühen Tod gelöst wurde.

In der kleinen Schar der Radikalen, deren Mandate die Wahlen von 1837 verschont hatten, vertraten eigentlich nur Sir William Molesworth, dann der Historiker Grote „und dessen Frau", wie Macaulay spottete, den philosophischen Radikalismus Benthams, den Mill populärisiert hatte. Von der älteren Schule unterschieden sich Edward Bulwer, der Romandichter, und Tom Duncombe, die beide mit d'Orsay in Eleganz der Kleidung und des Auftretens wetteiferten und sich in seinem gesellschaftlichen Kreis mit Disraeli befreundet hatten. Zu ihnen gesellte sich der junge radikale Patrizier Charles Villers, der sie alle überlebte, an Ernst der Gesinnung übertraf und als „Vater des Unterhauses" starb.

Isoliert konnte Disraeli somit nicht genannt werden. Aber er besaß weder Zusammenhang mit den immer noch mächtigen kirchlichen Interessen seiner Partei noch den Rückhalt großer Familienkonnexionen; seine literarische Tätigkeit blieb im Hause unbeachtet, sein Charakter erweckte nur Zweifel. Ein erprobter Konservativer wie Croker konnte noch Jahre später, ohne Widerspruch zu hören, sich zu den vielen rechnen, die kein Vertrauen zu Mr. Disraeli hatten. Er wußte sich so unbeliebt, daß die Empfindung davon ihn noch im Alter peinigte. Ob er die zu parlamentarischen Erfolgen notwendigen Gaben besaß, wußte niemand zu sagen, und er allein glaubte es. Auf den Bänken der Opposition, unmittelbar hinter Sir Robert Peel, gelang es ihm, sich eines Sitzes zu versichern. Vierzehn Tage später, unmittelbar nach O'Connell, ergriff er das Wort. Des Versprechens eingedenk, das er ihm gegeben hatte: „Bei Philippi sehen wir uns wieder," schritt er zum Angriff gegen den irischen Agitator, dessen Taktik die Niederlage der Tories bei den Wahlen zu danken war und von dessen Unterstützung die Regierung tatsächlich abhing. Die jetzige Debatte betraf Privilegien der Abgeordneten. Disraeli nannte O'Connells Rede einen rhetorischen Mischmasch und die Geldsammlung, bei der er beteiligt war, ein Projekt majestätischer Bettelei. Das Haus lachte, gab jedoch bald darauf solche Zeichen der Ungeduld, daß der Sprecher ihm den Vorschlag machte, nicht fortzufahren, wenn er nicht auf die erbetene Nachsicht rechnen könne. Die eingetretene momentane Ruhe benützte Disraeli zur Verurteilung der Reformbill, die das alte System der Einschüchterung und Wahlbeeinflussung nur gesteigert habe. Ein entsetzlicher Sturm brach los; inmitten vom Toben und Gelächter, das seine Stimme erstickte, sprach er dennoch weiter, bewahrte seine Selbstbeherrschung, ja seine gute Laune, und vermochte den Lärm mit dem Schlußsatz zu übertönen, die Aufnahme, die er

gefunden habe, setze ihn nicht in Erstaunen. Er habe vieles unternommen und gegen die Vorhersage vieler schließlich auch durchgeführt: „Ich setze mich jetzt," rief er zuletzt mit Donnerstimme, „aber die Zeit wird kommen, wo Sie mich hören werden."

Seine Jungfernrede sei ein Mißerfolg gewesen, schrieb er der Schwester, aber Peel habe gegen seine Gewohnheit ihm Beifall gespendet und zu Chandos gesagt, das sei das Gegenteil eines Mißerfolgs; Disraeli werde seinen Weg machen. Merkwürdigerweise zeigte sich Sheil, der nach O'Connell einflußreichste irische Vertreter, im höchsten Grade anerkennend, machte Disraelis persönliche Bekanntschaft und riet, fortwährend das Wort zu ergreifen und sachlich zu bleiben; ein lärmender Empfang sei wirksamer als die schönste Rede. Am 18. Dezember sprach Disraeli bereits wieder, zugunsten einer Bill zur Wahrung des literarischen Urheberrechts; er wurde mit Beifall gehört, auch eine Zierde der modernen Literatur genannt und hielt inzwischen in Maidstone eine Rede über die konservative Sache, worunter er den Glanz der Krone, den Nimbus der Pairie, die Privilegien der Gemeinen und die Rechte der Armen verstehe, ein Zusammenstimmen aller Klassen und Interessen, von dem die Größe und das Wohl des Landes abhängen. Er werde seinen Wählern Anlaß geben, zufrieden, selbst einigermaßen stolz auf ihn zu sein.

Nach wie vor erhielt die Schwester genaue Berichte über Disraelis Verkehr in der vornehmsten Gesellschaft und über die Auszeichnungen, die ihm dabei zuteil wurden.

Das Bild seiner Jugendjahre wurde hier mit dem Ausblick auf seine Verheiratung abgeschlossen. Den Anlaß, darauf zurückzukommen, gibt ein kurzes Billett vom 15. März 1838, worin er den plötzlichen Tod seines Kollegen für Maidstone, Mr. Wyndham Lewis, dem ersten Mann seiner künftigen Gattin meldet. Bereits am nächsten Tag berichtet er von der besten Rede, die er bisher gehalten, und vom Lob, das ihm auf beiden Seiten des Unterhauses dafür gespendet worden sei. Er verteidigte darin die Aufrechthaltung der Kornzölle gegen einen Antrag von Charles Villers. Besonders die Landsquires seien so dankbar gewesen, was um so natürlicher, da sie selbst nichts zu sagen gefunden. Vor Ende der Session gelang ihm ein neuer, diesmal erfolgreicher Angriff gegen O'Connell.

Viele dieser Briefe sind bereits an Mrs. Wyndham Lewis gerichtet. Sie war Tochter eines Marineleutnants, volle zwölf Jahre älter als Disraeli, gut erhalten, anmutig, nicht schön zu nennen, „kokett und geschwätzig, eine hübsche kleine Frau," lautete der erste Eindruck, den sie auf ihn machte; aber sympathisch waren sich die beiden schon zu Lebzeiten Wyndhams, der seiner Witwe ein Haus im vornehmsten Viertel Londons mit dem Einkommmen von 4000 Pfd. Sterl., das sich später noch vermehrte, hinterließ. Disraelis finanzielle Verlegenheiten waren der Welt sehr wohl bekannt; sie zog daraus den Schluß, daß es sich um ein Geschäft handle. Gerüchte dieser Art drangen zu Mrs. Wyndham Lewis und veranlaßten die einzige peinliche Auseinandersetzung, die ihr Verhältnis trübte. Disraeli, der sie verändert wähnte, schrieb

im Februar, er müsse bekennen, daß seine Werbung anfänglich von keinen romantischen Gefühlen, bald aber durch tiefe Neigung bestimmt worden sei. Ihr Vermögen, das man sehr überschätzt habe, bringe ihm keine Vorteile, da es lediglich zu ihrem standesgemäßen Unterhalt genüge: nur ein brotloser Abenteurer werde sich dazu hergeben, Gast in ihrem Hause zu sein; seine Zukunft sei gesichert, ihm biete die Gesellschaft alles, was er begehre. Er schloß im Ton des trostlosen Liebhabers, den nur Selbstachtung noch aufrecht erhalte.

Mrs. Wyndham, die an Bruch mit ihm nie gedacht hatte, rief ihn unverzüglich zurück: „Dizzi," pflegte sie scherzend später zu sagen, „hat mich des Geldes wegen geheiratet; wenn er es wieder zu tun hätte, würde er es aus Liebe tun." Sie war ihrer Sache sicher: ohne sie, „seine Muse, seine Hoffnung, vielleicht sein Schicksal," so beteuerte er, könne er sich das Dasein nicht mehr vorstellen, er liebe sie leidenschaftlich, bis zum Wahnsinn; der Gedanke an Trennung sei ihm unerträglich, seine Natur verlange nach Liebe fürs ganze Leben: gleichviel ob im Himmel, auf Erden oder unter der Erde, wolle er es an ihrer Seite verbringen. Gegen die Zweifler, die Liebesbriefe nicht überzeugen, spricht die Beständigkeit von Disraelis Neigung und Bewunderung für die Gattin, auch der Umstand, daß seine Geldverlegenheiten noch lange nach der Ehe unvermindert fortdauerten. Er hatte 1841 Schulden im Betrag von über 20000 Pfd. Sterl., zum Teil weil er für seinen Freund d'Orsay gut gesagt hatte und Wucherzinsen von 40% zahlte. Seine Frau fand seine „Operationen" erratisch und begriff nicht, warum er eines Tages nur 5000 Pfd. Sterl. aufnahm. Er wahrscheinlich auch nicht. In die Geheimnisse seiner Finanzwirtschaft weihte er sie freiwillig niemals ein. In allem übrigen schenkte er ihr unbedingtes Vertrauen, das in politischen Dingen seine Schwester Sarah teilte. Nur zu diesen beiden Frauen sprach er unbefangen, einfach und natürlich, dem Zug des Herzens ohne die Berechnung folgend, die in seiner sonstigen Korrespondenz fühlbar daran erinnert, daß er die Menschen zu bestimmten Zwecken zu gewinnen oder auszubeuten pflegte. Diese Frauen teilten auch seine Vorliebe für Glanz und Prunk; sie ließen sich über goldenes Tafelgeschirr, Perlen und Juwelen, Feste und Bankette mit dem gleichen Interesse wie über seine rednerischen Erfolge und die ihm gespendeten Lobsprüche berichten.

Am 8. Mai meldete er ein Ereignis, den Rücktritt des geschwächten Kabinetts Melbourne und die Berufung Peels zur Bildung einer konservativen Regierung. Zwei Tage später brachen die dadurch erweckten Hoffnungen zusammen, denn Melbourne war wieder am Ruder. Der steife, ungelenke Peel hatte die junge Königin durch das unbestimmt gehaltene Begehren geschreckt, ihren weiblichen Hofstaat mit dem Ministerium zu wechseln. „Wie ein unmündiges Mädchen behandelt," weigerte sie sich, dem in dieser Form gestellten Verlangen zu entsprechen, obwohl sie später Lord John Russell gestand, sie sei im Unrecht gewesen. Disraeli trat in den „Times" anonym für seinen Führer ein und hielt der Monarchin eine Strafpredigt, des Inhalts, ihre Popularität nicht einer Kamarilla wegen zu gefährden.

Russell, der Sekretär für die Kolonien, war jetzt die Seele der Administration. Seine Bill zur Schaffung einer Zentrale für das Erziehungswesen, die infolge eines Kompromisses durchging, bekämpften Gladstone im Interesse der Staatskirche, Disraeli, weil er, ein Gegner staatlicher Oberaufsicht, schlimme Folgen für den Nationalcharakter, nicht aber Förderung des Unglaubens, „der dem Engländer wider die Natur sei," befürchtete. Neben seinen parlamentarischen Pflichten fand er noch Zeit zur Vollendung des „Alarcos", einer Schauertragödie, die des Verfassers Absicht, zur Reform der englischen Bühne beizutragen, nicht erfüllte.

Am Tage nach Schluß der Session, 28. August, wurde er mit Mrs. Wyndham Lewis getraut. Es ist ein vergilbtes Blatt von ihrer Hand, der Vergleich zwischen ihren beiden Charakteren, erhalten. Er sei ein Genius, sie ein Dummkopf, er warm in der Liebe und kalt in der Freundschaft, sie das Gegenteil, er sage oft, was er nicht denke, sie nur das, was sie denke, er sei bis zu einem gewissen Grad zuverlässig, sie sei es nicht und hasse die Politik und den Ehrgeiz, denen seine ganze Seele gehörten. Ihr gab er nach ihrem Tode das Zeugnis, sie sei die heiterste und mutigste Frau gewesen, die er jemals gekannt habe. „Eine Szene ununterbrochenen Glückes durch seine Liebe und Güte" sei das Leben an seiner Seite gewesen, so bezeugte sie. Ob zustimmend oder feindlich, konnte das Urteil der Welt über ihre Beziehungen zueinander diesen zwei Menschen fortan gleichgültig sein.

II.

Der Sturmperiode der Reformbill war eine Entspannung gefolgt, die das Ende der Session des ersten Parlamentes der Königin Viktoria nicht überdauerte. In den Kämpfen der nächsten sieben Jahre trat Disraeli ins Vordertreffen; sie offenbarten seine staatsmännische Bedeutung und gewannen ihm die oratorischen Triumphe von 1845—1846, die in ihrer Wirkung mit den Catilinarischen Reden verglichen worden sind.

Gegensatz zu den Whigs blieb der Angelpunkt seiner Polemik. Nach wie vor nennt er sie antinational, auf Verteidigung ihrer Klasseninteressen beschränkt, ohne Verständnis und ohne Sympathie für die Bedürfnisse ihrer Zeit. In seinen ersten Plattformreden erklärt er auch den Toryismus für aufgebraucht; 1833 nennt er sich „einen streitbaren Demokraten" und verlangt die Bildung einer nationalen Partei zur Rettung des Reiches aus den unfähigen Händen der herrschenden Oligarchie. Jugendlich unreif und ungestüm, wie diese Erstlingsversuche sind, verraten sie dennoch den weitaussehenden Blick eines originellen, verwegenen Geistes, der über die Schranken und Scheuklappen der Parteibildungen und parlamentarischen Krisen auf die außerhalb dieser Welt existierende Nation gerichtet bleibt. Den Rückhalt, dessen er bedurfte, um sein politisches Programm durchzusetzen, gab ihm der Übertritt zu den Tories. Dem gegen ihn erhobenen Vorwurf der Gesinnungslosigkeit begegnete die bekannte Erklärung, die Tories seien die wahren Demokraten und geborenen Hüter der Freiheit. Von ihnen allein sei die

Erkämpfung politischer Rechte für den dritten Stand zu erwarten. Vorläufig drängte die wachsende soziale Not. Tories wie Michael Sadler, Lord Ashley und ihre Gesinnungsgenossen setzten 1833 das Gesetz zum Schutz der Kinderarbeit durch. Gleichzeitig mußte einem damit zusammenhängenden, noch größeren Übel abgeholfen werden. Das Armengesetz der Königin Elisabeth, das die Gemeinde zugunsten ihrer mittellosen Glieder besteuerte, hatte sich im großen und ganzen bis zu den Kriegen gegen Frankreich bewährt. Mit Steigerung der Preise und Verminderung der Löhne änderte sich sein Charakter. Ähnlich wie in der Industrie der reichgewordene Kapitalist an Stelle des Handelsmannes, so trat jetzt der vom wirtschaftlichen Umschwung begünstigte Großpächter in die Reihen der Kapitalisten, während der Kleinpächter zum landwirtschaftlichen Tagelöhner herabsank und die Not sich steigerte. Um abzuhelfen, griffen die für Administration des Gesetzes verantwortlichen ländlichen Richter (rural justices) zum verhängnisvollen Mittel, den Landarbeitern eine durch den Brotpreis bestimmte Subvention zu zahlen, wodurch die Löhne noch mehr gedrückt und die Steuerkraft der Gemeinde überlastet, in einzelnen Teilen von England sogar aufgebraucht wurde. Eine ebenso drastische und unpopuläre wie durch die Umstände gebotene Maßregel war das Ergänzungsgesetz von 1834. Es schaffte alle Unterstützungen an Familien mit Ausnahme der für die Kranken nach einem bestimmten Termin ab. Jeder Arbeitsfähige, der eine solche verlangte, mußte zunächst im Workhouse, wo er genährt wurde, zur Probe und nach absichtlich auf Abschreckung berechneten, harten Vorschriften arbeiten. Die einzelnen Gemeinden erhielten das Recht, sich zur Union zu vereinigen, die die notwendigen Steuern gleichmäßig zum Unterhalt eines gemeinsamen Arbeitshauses verteilte. Besoldeten, von Gemeindebevollmächtigten, den Guardians, gewählten Beamten wurde unter Oberaufsicht einer Zentrale in London die Verteilung der Fonds übergeben. Mit Unterstützung Wellingtons, Peels und der seit der Reformbill aufgetretenen sogenannten „philosophischen" Radikalen, orthodoxen Anhängern Benthams, die viele seiner Grundsätze im Gesetz wiederfanden, setzte das Ministerium Grey es durch; 1836 trat es in Wirksamkeit.

Disraeli hielt seine freundschaftlichen Beziehungen zu den von Burdett geführten philanthropischen Radikalen aufrecht. Sie waren halb Tories, halb Demokraten, im Unterhaus nur schwach vertreten, jedoch in den Grafschaften und in den mächtig gewordenen Industriestädten populär. Mit ihnen und einigen Tories stimmte Disraeli gegen die vereinten Kräfte der Regierung und der Opposition für Abschaffung des Armengesetzes. Zunächst weil er, wie bereits gesagt, seinen Urhebern vorwarf, den Armen wie einen Verbrecher zu behandeln; ferner auch deswegen, weil es das alte System der Einheit des Pfarrsprengels zugunsten des ganz unenglischen Begriffes der Zentralisation zerstörte. Er hätte die Rückkehr zur Elisabethinischen Gesetzgebung, wie sie vor 1795 bestand, vorgezogen. Schon vor dieser Zeit hatten Radikale Stimmrecht und Wählbarkeit aller erwachsenen Männer, jährliche Parlamente, Diäten der Abgeordneten, geheime Abstimmung und Abschaffung der Bedingung des Besitzes zur Wahl ins Unterhaus verlangt.

Diese Agitation erwachte zu neuem Leben nach der 1837 eingetretenen Periode der Mißernten und der allgemeinen geschäftlichen Depression. Die fünf Punkte des radikalen Programms vom 18. wurden im 19. Jahrhundert die Forderungen der Volkscharte. Die in London zusammengetretene Nationalkonvention von Abgeordneten der Chartisten veranstaltete eine Monstrepetition an das Unterhaus, das sich kühl ablehnend verhielt und erst vier Wochen später darüber verhandelte. Disraeli ergriff am 12. Juli 1839 das Wort. Er hatte aufgehört zu glauben, daß politische Rechte, wie das Wahlrecht, die Heilung sozialer Schäden herbeiführen. Die Schäden aber waren da und lenkten auf eine gemeinsame Quelle, die Reformakte, zurück. Die alte Verfassung beruhte auf einem verständlichen Prinzip: „Große Vorrechte bedingen große Pflichten." Die neue Verfassung hat gar kein Prinzip; sie hat einer neuen Klasse die Macht gegeben und ihr keine Verantwortungen auferlegt. Beweis dafür sei unter anderem das Armengesetz, das die Bedürftigen nicht auf die Hilfe ihrer Mitmenschen, sondern auf die eines besoldeten Staatsbeamten verweise. Leider mußte Redner zugestehen, daß die Opposition an dem Zustandekommen des Gesetzes mitschuldig sei: sie werde es noch beklagen. Lord John Russell irre, wenn er an die Dauer einer auf die Mittelklassen gestützten Monarchie rechne. Gegen die Mittelklassen, nicht gegen die Aristokratie oder die Kornzölle, sei die Feindseligkeit der Chartisten gerichtet. Mit ihnen sympathisiere er, Disraeli, denn ihre Klagen seien begründet; wenn auch die Charte selbst unannehmbar sei, so hieße es einen verhängnisvollen Fehler begehen, wolle man diese soziale Erhebung mit einer vorübergehenden Aufregung verwechseln.

Inzwischen erhielten die Anhänger der physischen Gewalt das Übergewicht. Lord John Russell, obwohl er so ziemlich wie Disraeli dachte, mußte dem Unterhaus Gegenmaßregeln vorlegen; Disraeli stimmte, weil er sie verfrüht fand, mit verschwindenden Minoritäten dagegen und wurde von Ministern „Anwalt der Rebellion" gescholten. Er rächte sich mit beißenden Sarkasmen: Lord John Russell scheine zu vergessen, was sich in Irland ereignet habe; dort bleibe unter dem Namen Agitation ungestraft, was in England Aufruhr heiße. Immerhin fand Wellington die Greuel, die er in der pyrenäischen Halbinsel gesehen hatte, durch die Szenen der Chartistenaufstände in Birmingham überboten, und Ende 1839 saßen Hunderte der Hauptschuldigen im Gefängnis. Die erste Phase des Chartismus war ausgespielt.

In den Vordergrund der Interessen trat jetzt die Agitation zur Aufhebung der Kornzölle, deren Endergebnis die totale Umwandlung der englischen Politik sein sollte. Aus dem Merkantilsystem, das auf Burleigh und die Regierung Elisabeths zurückführte, zogen die Kornzölle ihren Ursprung. Die Whigs hatten das System im 18. Jahrhundert aufrecht erhalten, es beherrschte die gesamte ökonomische Lage und brachte dem Lande Gedeihen und Größe. Erst gegen Ende des Jahrhunderts hörte England auf, Korn zu exportieren; es traten Schwankungen ein, die eine Zeit hindurch zu einer Art von Freihandel führten. Die Kriegslage verhinderte trotzdem den Import fremden Getreides, und die Preise des inländischen erreichten die erschreckende Höhe,

die den Großproduzenten zugute kam, aber nach Wiederkehr des Friedens zu gescheiterten Versuchen führte, der landwirtschaftlichen Not durch das Verbot der Weizeneinfuhr, wenn der Preis unter 80 Schilling per Quarter sank, aufzuhelfen. Sir Robert Peels erster Eingriff in die Korngesetzgebung erfolgte 1828. Er führte den komplizierten Mechanismus einer gleitenden Zollskala ein, die bei Mittelpreisen noch immer einen Schutz von 30—40% gewährte. Gute Ernten, die Englands Bedarf nahezu deckten und der rasch anwachsenden Bevölkerung billiges Brot schafften, entzogen vorläufig der Agitation gegen dieses Korngesetz den Boden. Nach aufeinander folgenden Mißjahren und der sie begleitenden kommerziellen Depression trat die Agitation unter Cobdens Führung in den Mittelpunkt der Interessen.

Mehr als die ökonomische bestimmte die politische Tragweite derselben die Haltung Disraelis. Die Whigs, die Repräsentanten des aristokratischen Grundbesitzes, waren und blieben Protektionisten. Das System hatte ihnen Macht und Reichtum gebracht. Dadurch, daß die Reformbill es unangetastet ließ, wurde der aristokratischen Tradition der Übergang der Macht an die Mittelklassen zunächst nicht fühlbar, nachdem es Cobden, dem eigentlichen Urheber des bürgerlichen Liberalismus und seiner kosmopolitischen Friedenstendenzen, gelungen war, die Sympathie der von den Whigs wie von Peel ignorierten Massen der Agitation zu gewinnen und gegen die Aristokratie aufzubieten. Peel, kein weitblickender Staatsmann, selbst Sohn eines Fabrikanten und Anhänger seines Standes, machte den Versuch einer Umwandlung der alten Tories zur Mittelklassenpartei. Mit oder ohne sie wich er von Fall zu Fall vor den Angriffen der Gegner zurück und endigte mit dem Übergang ins feindliche Lager. Disraeli begab sich in keines der beiden. Freihandel und Protektion waren Auskunftsmittel, keine Grundsätze, die Menschen nicht für sie, sondern umgekehrt da. Bereits 1832 gab er den Rat, die den Landwirt drückenden Lasten zu verringern und im selben Verhältnis die Schutzzölle zu reduzieren, dann werde das Brot billig werden. Im Jahre 1838 bekämpfte er das Argument, daß die Korngesetze an der Verteuerung der Manufakturprodukte schuld seien, ein Trugschluß, der mit den Gegnern der Kornzölle die Gegner des politischen Systems verbunden habe, das auf dem Übergewicht der landwirtschaftlichen Interessen beruhe. Ebenso verwarf er die Theorie, daß mit Aufhebung der Kornzölle neue Märkte für Englands Industrie geschaffen und dieses den Weltmarkt erobern werde. Er verwies auf das Beispiel Hollands und Preußens unter Stein. Holland hatte den Weltmarkt verloren, weil es die landwirtschaftlichen Interessen preisgab, Preußen durch deren Hebung Deutschland friedlich erobert. Er nannte es eine Verkennung der menschlichen Natur, vorauszusetzen, daß andere Nationen den Wettbewerb mit England aufgeben würden, weil dieses „arrogante Ansprüche" erhebe.

Disraeli vertrat seit 1839 nicht mehr Maidstone, sondern Shrewsbury. Finanzielle Schwierigkeiten nach dem Tode seines reichen Kollegen Wyndham hatten den Wechsel veranlaßt. Er war fest überzeugt, daß die Popularität, deren seine Frau bei den Wählern von Shrewsbury sich erfreute, wesentlich

zu seinem Sieg beigetragen habe. Die Interessen der Agrarier, der Fabrikanten und der Kaufleute seien identisch, sagte er seinen Wählern; er werde jedem Versuch, eine dieser Klassen der anderen zu opfern, widerstehen. Aufrechthaltung der Konstitution, die Interessen der Armen und die Freiheit des Volkes seien das dreifache Ziel, das er sich vorgesetzt habe.

Das längst erschütterte Ministerium Melbourne fiel nach einer Reihe von parlamentarischen Niederlagen endlich den Übelständen seiner Finanzwirtschaft zum Opfer. Nach dem ihm ungünstigen Ausfall der Wahlen und der Adreßdebatte nahm es seine Entlassung. Über den Nachfolger ließ die öffentliche Meinung keinen Zweifel. Es war Peel, dessen Erfahrung, administrative Fähigkeiten und Meisterschaft in der Debatte ersten Ranges waren. Der Herzog von Wellington übernahm die Führerschaft in den Lords, Lord Aberdeen das Äußere; unter den Jüngeren wurde Gladstone Unterstaatssekretär für den Handel.

Fünf Tage nach seinem Amtsantritt, am 5. September 1841, erhielt Peel den denkwürdigen Brief Disraelis, der mit der Versicherung begann, mit Geltendmachung von Ansprüchen werde er den Minister verschonen; obwohl er in vier Wahlschlachten um den Preis großer Geldopfer für Peels Politik eingestanden sei, solle all das unerwähnt bleiben. Dagegen könne er nicht verschweigen, daß er, und er allein, vom Augenblick an, wo ein Mitglied des Kabinetts Peel ihn veranlaßt habe, unter seinem Banner zu streiten, mit einem Sturm von Haß und Bosheit zu ringen gehabt habe wie wenige Menschen vor ihm. Nur die Überzeugung, daß der Tag kommen müsse, an dem der hervorragendste Mann des Landes seinem Charakter und seiner Begabung Gerechtigkeit widerfahren lassen werde, habe seinen Mut gestählt: „Ich bekenne, daß in diesem Augenblick von Ihnen nicht anerkannt zu werden, mir überwältigend dünkt. Ich wende mich an Ihr Herz — an die Großmut und den Gerechtigkeitssinn, die Sie auszeichnen —, um mich aus unerträglicher Demütigung zu retten."

Ohne sein Mitwissen hatte Mrs. Disraeli am Abend vorher ebenfalls an Peel geschrieben, ihres Gatten politische Laufbahn sei ruiniert, wenn er ihn nicht würdige. In Maidstone könne man bezeugen, daß über 40000 Pfd. Sterl. auf ihre alleinige Veranlassung ausgegeben worden seien. Sie bat um Schweigen. An Disraeli schrieb Peel, kein Mitglied seines Kabinetts sei zu Mitteilungen berechtigt, die den Grundsätzen seines Chefs zuwiderliefen. Unabhängig davon würde er glücklich gewesen sein, sich der angebotenen Dienste Disraelis zu versichern. Bei ruhiger Überlegung werde dieser den peinlichen Umständen Rechnung tragen, die den Minister nötigten, auch die wohlbegründetsten Ansprüche von Parteigenossen unberücksichtigt zu lassen. Worauf Disraeli noch einmal antwortete, Peel habe mißverstanden; Versprechen offizieller Natur seien weder gemacht worden noch entspreche es seinem Wesen, einen Handel einzugehen. Er habe Anerkennung seiner parlamentarischen Leistungen und sonst nichts erwartet. Es war an sich nichts Ungewohntes, sie geltend zu machen, und Disraeli bis 1841 von Peel mit Auszeichnung behandelt worden. Peel, der mit Beifall kargte, gab ihn oft

in demonstrativer Weise, wenn Disraeli sprach; er lud ihn zu Gast, berief ihn 1840 zu einer Konferenz, der außer ihm nur offizielle Persönlichkeiten beiwohnten, und beglückwünschte ihn zu seiner Heirat. Die oft gestellte Frage, was ihn veranlaßt habe, Disraeli 1841 zu übergehen, beantwortet eine bisher unbekannt gebliebene Mitteilung Lord Houghtons. Nach diesem wünschte Peel Disraeli ein Amt anzubieten, worauf Lord Stanley erklärt habe, „wenn der Schurke genommen werde, so gehe er". Peel gab nach. Ein paar Jahre später verbündete sich Stanley mit Disraeli gegen Peel!

Vorläufig veränderte Disraeli seine politische Haltung nicht. Als Peel durch neue Korngesetze die Zölle ermäßigte, die Protektion aufrecht erhielt und keine Partei, auch nicht Disraeli selbst, mit der Transaktion befriedigte, stand dieser dennoch zum Minister, dessen Finanzpolitik er, wenn nicht in allen Einzelheiten, so doch im großen und ganzen dem Interesse des Landes entsprechend fand. Die Verantwortung für die Einkommensteuer, die ihm sehr mißfiel, wälzte er geschickt auf die Schultern der Whigs und Palmerstons, dessen Feldzug gegen Afghanistan und abwechselnd apathische und herausfordernde Aktion er aufs heftigste rügte. Im Rededuell mit ihm zeigte er sich in auswärtigen und insbesondere in orientalischen Fragen selten bewandert. Er glaubte Peel noch an die übernommenen Verpflichtungen gebunden, unter anderen die landwirtschaftlichen Interessen gegen Cobdens Agitation zu verteidigen. Solange er das tue, nicht länger, könne Peel auf ihn zählen. Cobden habe „von den barbarischen Resten des Feudalsystems" gesprochen. Er, Disraeli, bedaure vielmehr, daß so wenig davon übrig sei. Obwohl er nicht für mächtige Barone, sondern für die kleinen Leute in Stadt und Land eintrete, sehe er im Besitz der Kirche und der territorialen Aristokratie die Grundlagen des politischen Systems, das er nicht gewillt sei, mit einer destruktiven Revolution zu vertauschen, die durch Parzellierung des Bodens nach kontinentalem Muster Englands Machtstellung zur bescheidenen Wohlfahrt der Staaten dritten Ranges herabdrücken würde. Die Anhänger des Freihandels sollten nicht vergessen, daß nicht die Whigs, sondern Mr. Pitt und Lord Shelburne nach dem Verlust der amerikanischen Kolonien sich die europäischen Märkte durch Herabsetzung der Zölle erschlossen hatten. Eine gesunde Wirtschaftspolitik beruhe auf Gegenseitigkeit.

Disraeli gab sich einer Täuschung hin, indem er Peel noch für einen Protektionisten hielt. Vier Tage nach dieser denkwürdigen, auf Beschwichtigung der Gemüter berechneten Rede sagte Peel zu Gladstone, „er bezweifle, ob er künftig die Korngesetze prinzipiell werde verteidigen können".

III.

Nach Vertagung des Parlamentes verbrachte das Ehepaar Disraeli den Winter 1842—1843 in Paris. Er schmeichelte sich, das Französische leicht und selbst mit Eleganz zu schreiben. Nicht minder war er überzeugt, daß Mrs. Disraeli, die man in London taktlos und exzentrisch bis zur Lächerlichkeit fand, die Pariser intellektuelle und vornehme Welt erobert habe, deren Illustrationen er seiner Schwester aufzählte. Wie es mit seiner Kenntnis der

französischen Literatur bestellt war, offenbart die Bemerkung, „in der fashionablen Gesellschaft lese man nur Eugène Sue, das übrige seien Wilde!“ Sie hießen Balzac, Dumas, Hugo, Lamartine, Musset, George Sand. Eine ihm gemachte Bemerkung über Louis Philipp übersetzt er, »ce que le roi manque, c'est la dignité«. Glücklicherweise sprach der König englisch, gewährte Disraeli Audienzen und pflog mit ihm intime Unterredungen, die Aufsehen erregten. Was sie zusammenführte, war Antipathie gegen Lord Palmerston, dessen Politik in der Levante den Krieg in Sicht gebracht und das Prestige Louis Philipps schwer geschädigt hatte. Disraeli empfahl Förderung der Allianz mit England durch Beeinflussung der Presse und des Parlamentes, das sich zu wenig mit auswärtigen Fragen befasse. Nach seiner Rückkehr gab er durch fortgesetzte Angriffe auf Palmerston das Beispiel dessen, was sich auf diesem Weg erreichen ließ.

Er stand im vierzigsten Lebensjahr. Selbst jugendlich in seinen Anschauungen geblieben, zog es ihn zur künftigen Generation, von der er das Verständnis erwartete, das ihm die Gegenwart nicht gab. Da kam aus Eton und Cambridge eine kleine, begabte Schar junger Leute, die sich gleichfalls zu Disraeli hingezogen fühlte, weil auch sie weder vom versteinerten Torytum der Privilegierten, noch von Peels praktisch-utilitarischem Idol das Heil erwarteten. Diese Romantiker mit jakobitischem Einschlag, die von der Herrschaft des Geldes nichts wissen wollten, schwärmten für eine neue konservative Partei auf historischer und populärer Basis unter der traditionellen Macht der Krone und erhielten 1843 im Unterhaus den Namen „Jung-England“. In kirchlichen Fragen beeinflußte sie die Oxforder religiöse Reaktion. So weit ging Disraeli nicht. Im übrigen verstand man sich. Jung-England trat in der wieder akut gewordenen irischen Frage auf den Plan: Man solle Irland nach dem System Karls I. und Straffords, statt nach dem System Cromwells „regieren“. Es sei ein Unglück, daß die Katholikenemanzipation von Peel, ihrem Gegner, statt von Canning, ihrem Freund, durchgesetzt worden sei. Peel ärgerte sich und forderte, die so dachten auf, doch lieber gleich gegen die Regierung zu stimmen. Jung-England war gemeint und tat es. Disraeli wandte sich jetzt ebenfalls gegen Peel. Er habe seine Haltung in bezug auf Irland gewechselt; feindselige Maßregeln gegen die Irländer seien keine Überlieferung seiner Partei, sondern die Erbschaft von Puritanern. Peel spottete über Disraelis neugebackene irische Sympathien und mußte hören, daß dieser jetzt Palmerston gegen die schwache, untätige auswärtige Politik Aberdeens unterstützte. Eine serbische Revolution war ausgebrochen. Disraeli verlangte diplomatische Aktion zugunsten der Türkei, die stark genug sein müsse, die Dardanellen zu halten. Die gegenseitige Gereiztheit stieg. Graham, Peels Kollege und rechte Hand, schrieb seinem Freund Croker, hinter Jung-England stehe Disraeli, der fähigste Kopf und ein grundsatzloser, enttäuschter Mann, den Verzweiflung in die Opposition treibe; es sei besser, ihn zum offenen Feind zu haben. In Privatbriefen sprach Peel ebenso. Bei Eröffnung der Session von 1844 schickte er nicht, wie üblich, Disraeli das Zirkular der Partei. Dieser bat schriftlich um Aufklärung und rechtfertigte zugleich sein Verhalten,

worauf Peel auf die letzten Reden von 1843 verwies, aber jede persönliche Gereiztheit in Abrede stellte. Disraeli ging auf seinen versöhnlichen Ton ein, stimmte in der irischen Frage und in O'Connells Hochverratsprozeß für die Regierung, bestand aber auf einer versöhnlichen Politik in Irland, „mit seiner hungernden Bevölkerung, seiner abwesenden Aristokratie und seiner dem Volk entfremdeten Kirche, wozu noch die schwächste Exekutive in der Welt komme". Sowohl Peel und Gladstone wie Macaulay bewunderten diese oratorische Leistung, deren Argumente unvergessen blieben und immer wieder auftauchten. Jung-England war keine Partei, aber eine Macht, der Disraeli in „Coningsby oder die Neue Generation" das literarische Denkmal setzte. „Die literarische Arbeit ist die schwerste von allen," bezeugt der Autor. Er konnte bald des durchschlagenden Erfolges sich rühmen, der die hochgespanntesten Erwartungen der Seinen und die eigene Zuversicht übertraf. Alles trug dazu bei, das gereifte Talent Disraelis, nicht zum wenigsten aber auch der Umstand, daß Zeitgenossen im Roman auftraten und auch den Gestalten, die nicht in solcher Absicht entworfen waren, die Bedeutung von Porträten zugeschrieben wurde. Harry Coningsby, der elternlose Enkel von Lord Monmouth, trug die Züge des glänzend begabten, gewinnenden und liebenswürdigen George Smythe, des typischen Vertreters Jung-Englands. Monmouth stand für Lord Hertford, den verächtlichen Lebemann großen Stils; sein Vertrauter, „der Parasit Rigby, dessen Lebenszweck darin bestand, schmutzige Arbeit zu leisten," für John Wilson Croker, den Parlamentarier, der 1832 sein Mandat niederlegte, weil er die Reformbill verwarf. Er blieb eine der besten Federn und einer der geschicktesten Anwälte der alten Tories; Disraeli hielt ihn nicht ohne Grund für einen persönlichen Gegner: „Croker glaubte nie an Disraeli," bestätigt sein Biograph. Der Angriff war dennoch ganz ungerechtfertigt. Croker, ein durchaus ehrenhafter Mann, hat immer versichert, „Coningsby" nie gelesen und Disraeli nie beleidigt zu haben.

Die Versuche des Großvaters, Coningsby zum Werkzeug ehrgeiziger Intrigen zu machen, scheitern an der Begeisterung des Jünglings für den Ideenkreis, den seine Mitschüler in Eton geweckt haben. Eine zynische und unterhaltende Beschreibung der Kabinettskrisis von 1834 und der Berufung Peels bestätigt Coningsby, der jetzt in Cambridge studiert, in der Überzeugung, daß es einer neuen Generation zum Aufbau eines neuen Glaubens in Kirche und Staat bedürfe. Er begegnet in der Person eines Unbekannten dem Apostel der Lehre, daß die Helden der Geschichte vorwiegend junge Männer gewesen seien: „Der Weg zum Heldentum ist der Glaube." Coningsby geht nach Beaumanoir, zu seinem Freund, dem Herzog, wo entzückende, sehr weiblich und sehr geistreich gedachte Frauen walten; ein Nachbar, das Porträt des Katholiken Lisle Philipps, erweckt Coningsbys Teilnahme für die alte Kirche, deren Untergang in England mit dem Aufsteigen der Whigs zusammenfällt. In Manchester studiert Coningsby die Wunder der Maschinen und der Industrie unter der Führung des Fabrikbesitzers Millbank und seiner schönen Tochter Edith, Schwester Oswalds, eines Kameraden aus Eton. Millbank ist Feind der Aristokratie, die seit den Rosenkriegen selbst ihrer

Stammbäume verlustig gegangen und keiner moralischen Überlegenheit fähig sei. Coningsby findet das zynische Urteil im Schloß seines Großvaters bestätigt, wo der Unbekannte wieder auftaucht. Es ist der unermeßlich reiche Jude Sidonia, ein Rothschild oder Disraeli in der Vollkraft der Jahre, ein Mann ohne Vorurteil, ein Intellektueller, der Coningsby wie dieser Jung-England erzieht. Nicht für Gesetze und Institutionen, auch nicht für Utilität und materielles Wohlsein, sondern für nationale Ideale wird sich die Zukunft begeistern. „Der Mensch ist gemacht, um anzubeten und zu gehorchen." Sidonias Apotheose der jüdischen Rasse, die fromm und monarchisch fühle, ist uns aus Disraelis ersten Romanen geläufig. In Paris, bei Lord Monmouth, bereitet sich die Krisis in Coningsbys Leben vor. Er liebt Edith Millbank, deren Vater dem stolzen Lord ein Stück Land, das dieser begehrte, weggeschnappt und sich aufs bitterste mit ihm verfeindet hat. Millbank weist infolgedessen Coningsbys Werbung um seine Tochter zurück. Der davon nichts ahnende Monmouth will bei den bevorstehenden Wahlen seinen Enkel gegen Millbank aufstellen. In einem der besten Dialoge des Romans erfolgt die Auseinandersetzung zwischen ihnen und Coningsbys Weigerung, gegen seine Überzeugung mit den Tories zu gehen, die Monmouth mit der trockenen Bemerkung abweist, man könne denken, was man wolle, vorausgesetzt, daß man mit seiner Partei stimme. Kurz darauf stirbt er plötzlich und hinterläßt seine Reichtümer einer illegitimen Tochter. Den enterbten Coningsby tröstet Sidonia-Disraeli. Reichtum sei nicht Glück und Geld nur zur Bezahlung von Schulden notwendig. Während Coningsby sich auf Broterwerb vorbereitet, erscheint Millbank, tritt ihm seinen Sitz im Parlament ab und gibt ihm seine Tochter. Auch die Erbin des Großvaters stirbt und hinterläßt Coningsby ihre Schätze. Er ist frei, den Kampf gegen Whigs und Tories aufzunehmen.

Weder im Stil noch in der Komposition zeigt „Coningsby" Fortschritte seit „Contarini Fleming", aber die Charakterisierung einzelner Personen ist vorzüglich, und bei allem sarkastischen Witz ist das Zeitbild objektiv.

Bereits 1845 folgte „Sybil oder die zwei Nationen", Reich und Arm. Der soziale Reformroman entstand unter Rückwirkung der parlamentarischen Debatten über das neue Armengesetz und die Fabrikgesetzgebung zum Schutz von Frauen und Kindern, die nicht mehr in den Minen arbeiten durften. Lord Ashley drängte sie dem widerwilligen Staatssekretär des Innern, Graham, auf, nachdem die Berichte einer Kommission fürchterliche Zustände offenbart hatten. Im Einverständnis mit der Manchesterpartei, gegen die Stimmen philanthropischer Tories und vieler Whigs, setzte Peel, der mit seinem Rücktritt drohte, es durch, daß Ashleys Amendement zur Festsetzung einer allgemeinen zehnstündigen Arbeitszeit verworfen wurde. Peel, dessen Finanzpolitik das Gleichgewicht im Budget hergestellt und die Bankakte durchgesetzt hatte, rechnete 1844 mit einem Überschuß und brachte die Herabsetzung der Zuckerzölle in Vorschlag. Jung-Engländer und Konservative vereinigten sich abermals mit der Opposition und verlangten weitere Ermäßigungen für die nicht durch Sklavenarbeit erzeugte Zuckerproduktion der Kolonien. Cobden,

Bright, ihr freihändlerischer Anhang mit ihnen, sahen in den Zuckerproduzenten Verbündete der ihnen verhaßten Grundbesitzer und unterstützten, gegen ihre Prinzipien, die abermals bedrohte Regierung. In herausforderndem, hochmütigem Ton verlangte Peel zum zweiten Male, das Unterhaus möge sein Votum zurücknehmen.

Nun endlich brach Disraeli los. Bis dahin hatte er sich der Zurückhaltung beflissen und nur den unpopulären Graham, dann Lord Stanley, „den ungestümen Prinzen Ruppert der parlamentarischen Attacken, der nie wisse, wann er geschlagen sei," angegriffen. Jetzt nannte er das Vorgehen Peels eine Entwürdigung des Hauses; Peel sei Gegner der Sklaverei, aber das Knallen seiner Peitsche lenke, und zwar durch Drohungen, sklavische Anhänger. Das System, mit Hilfe von politischen Gegnern im Amt zu bleiben, sei weder der Ehre des Hauses noch der Ehre des Ministers förderlich. Peel verharrte in finsterem Schweigen, während von allen Bänken Applaus erscholl.

Was Disraeli vorläufig noch zu sagen hatte, las die Welt in „Sybil", der Heldin der Chartisten, der Idealisation der Begeisterung für die Armen und das ganze Volk der Bedrückten. Wer sie — die katholische Schwärmerin für das Wohl der Massen — liebt, muß sich in den Dienst der Menschheit stellen. Die Rolle fällt dem jungen Aristokraten Charles Egremont zu, der im Gegensatz zu seinem älteren Bruder, Lord Marney, dem hartherzigen Zyniker, und nach getäuschter Jugendliebe den Lebenszweck sucht, den ihm die parlamentarische Laufbahn nicht bietet. Der Hauptvorzug des Romans liegt in den Schilderungen zweier verschiedener Welten, der des Luxus und des Genusses, im Gegensatz zu den herzerschütternden Zuständen in den Kohlenminen und Werkstätten, „wo Menschen ohne Namen, ohne Moralität und ohne Religion", zugleich Parias und Barbaren, an „Unsern Herrn und Erlöser Pontius Pilatus, der für unsere Sünden gekreuzigt worden, und an Moses, Goliath und die übrigen Apostel glauben", ein Zug, den Disraeli mit ähnlichen anderen buchstäblich den Berichten von Blaubüchern entnommen hat!

Nicht weniger packend sind die Typen der eleganten Gesellschaft nach bekannten Herren und Damen aus Disraelis Freundeskreis gezeichnet. So der Earl of Mowbray, Besitzer des gleichnamigen Normannenschlosses, der vollständig vergessen hat, daß sein Vater Kellner in St. James' Street gewesen, und seine Arbeiter aufs grausamste ausnützt, während er im Überfluß schwelgt. Solche und ähnliche Zustände, die Begegnung mit dem Mühlenbesitzer Walter Gerard, seiner Tochter Sybil und dem Sozialistenführer Morley, dessen Gestalt übrigens mißlungen und ins Fanatische verzerrt ist, bewirken die Bekehrung Egremonts zum Volksfreund. Die Szene ist 1839 nach London verlegt, wo Gerard und seine Tochter, die Egremont für einen Journalisten gehalten hatten, erst inne werden, wer er sei. Er sucht die mißtrauisch gewordene Sybil vergebens zu überreden, daß die junge Generation seiner Standesgenossen anders zu denken und zu fühlen gelernt habe und zur Befreiung des Volkes berufen sei. Vergebens auch hilft er ihrem Vater,

den die Beteiligung am Chartistenaufstand ins Gefängnis brachte. Erst drei Jahre später, nachdem er Sybils Leben im Aufruhr gerettet hat, bei dem Gerard und Lord Marney getötet werden und Schloß Mowbray in Asche gelegt wird, gewinnt Egremont die Geliebte zur Gattin. „Sybil" endigt im Melodrama, wie fast alle Romane Disraelis. Sie ist vornehmer Abkunft und Erbin von Mowbray, wie er der Erbe seines Bruders. „Die Notlage des Landes hat nachgelassen, denn die großen Maßregeln Sir Robert Peels, die drei gute Ernten zur Folge hatten, belebten den Handel!" Auch sonst ist der Minister mit sarkastischen Nadelstichen reich bedacht, und den Schwarm politischer Intriganten und Stellenjäger zu züchtigen, war Disraelis liebste Unterhaltung: „Gebt ihnen zu essen," sagt die nach der bekannten Lady Jersey kopierte Lady St. Julians, „dann verfügt ihr über ihre Stimme. Ruft ihre Töchter beim Taufnamen, und sie werden ihre Partei, ja, wenn es sein muß, ihre Haut für euch opfern."

Die Widmung „Sybils" ist berühmt geblieben wie das Buch selbst: „Ihr, deren sanfte Stimme mich oft ermuntert, deren Urteil und Geschmack diese Blätter immer leiteten, der strengsten Kritikerin, aber — der vollkommenen Gattin."

IV.

Jung-England ist in der Entwicklung der Dinge eine vorübergehende Episode, für Disraeli der Anlaß gewesen, seine politische Theorie im monarchischen Sinne auszubilden. „Coningsby" und „Sybil" enthalten die Grundzüge derselben. Die zuweilen mit bewußter, paradoxer Ironie behandelte Basis, auf die er sie stellt, ist in kurzen Zügen die folgende.

Mit dem Fall des Papsttums in England entstand die Aristokratie im modernen Sinn, die durch Plünderung des Kirchengutes veranlaßt wurde, eine sektiererische Religion zu fördern, um das unrecht erworbene Gut sicher zu stellen und die Macht zu behaupten. Diese Aristokratie geriet in Konflikt mit der Krone und der Staatskirche, die beide den englischen Katholizismus gegen die Puritaner zu schützen suchten. In diesem Sinn ist Karl I. das Opfer und der Märtyrer seiner Überzeugung. „Hätte er alle Priester aufgeknüpft, deren Leben das Parlament forderte, so hätte er die Krone nicht verloren." Er stand ferner zu den Armen, indem er durch Erhebung der Schiffsgelder die direkte Steuer, die von den Reichen gezahlt worden wäre, einführen wollte. Das Parlament widerstand und belastete das Volk. Schon Hampden erstrebte für die Whigs die Errichtung einer aristokratischen Republik nach dem Vorbild Venedigs. 1688 tauchte der Gedanke wieder auf. Die verkehrte Politik Jakobs II. würde nie ihren Zweck erreicht haben, „denn schon unter den Plantagenets war England antipäpstlich". Aber diese Politik gab den Vorwand, die bedrohte religiöse und politische Freiheit durch Berufung Wilhelms III. zu retten. Wilhelm war kein Werkzeug in den Händen der Oligarchie. Seine Nachfolger erst wurden Dogen. Eine venetianische Verfassung regierte England bis 1832.

Wilhelm III. hatte ein dreifaches Erbe hinterlassen: die holländische Finanzwirtschaft, die aus der Nationalschuld eine stehende Institution machte,

die Feindschaft mit Frankreich, die venetianischen Methoden. Die drei größten englischen Staatsmänner, Bolingbroke, Shelburne, Pitt, leisteten Widerstand. Shelburne, der hervorragendste Staatsmann des 18. Jahrhunderts, legte zu Utrecht den Keim kommerzieller Freiheit, er befürwortete Allianz mit Frankreich und war der erste Minister, der gegen die Oligarchen von 1688 das Bollwerk der emporsteigenden Mittelklassen zum Schutz des Thrones errichten wollte. Was er für die Tories, tat Burke für die Whigs. Er gab ihnen eine moralische Existenz zurück und triumphierte über die Feinde im eigenen Lager. Pitt ersetzte Shelburne zu früh, aber führte seine Politik fort, bis sein Dämon, die französische Revolution, ihn zwang, alle Reformpläne aufzugeben und sich auf dieselbe Oligarchie zu stützen, die er durch Schaffung einer plebejischen Aristokratie hatte vernichten wollen. Nach ihm, bis 1825, folgten große Ereignisse und kleine Männer. Seit 1815 wollte das Land regiert werden, die Leiter seiner Geschicke handelten wie alle Schwachen und verwechselten Repressivmaßregeln mit Organisation. Diese Erzmittelmäßigkeiten empfanden endlich die Notwendigkeit, sich neues Blut zuzuführen. Mit Peel, Canning, Huskisson lebte die Tradition großer Staatsmänner wieder auf. Im Geist Pitts wurden die Katholiken vom Joch der Puritaner befreit, der Handel gehoben, praktische Reformen durchgeführt. Eine Rückkehr zu den Prinzipien des historischen Torytums auf nationaler Basis versuchte das Ministerium dennoch nicht und verfiel nach dem Tode seines nominellen Chefs, Lord Liverpool, in Anarchie. Ob damals, 1825, gekränkter Ehrgeiz „den Liebling des Unterhauses", nämlich Peel, dazu veranlaßte, Canning im Stich zu lassen, ist unerwiesen, selbst unwahrscheinlich. Aufgeklärt ist die unerfreuliche Episode nicht. Nach Cannings Tod trat Wellington an die Spitze der Regierung, sprengte seine eigene Partei und ging der unvermeidlichen Niederlage entgegen: „Der hervorragendste Mann seiner Zeit kannte den Geist Englands nicht und beschleunigte dadurch die Revolution, die in dieser Form zu verhindern gewesen wäre: er zog sich nicht zurück, er ergriff die Flucht." Die Reform von 1832 war eine Revolution, die die Aristokratie umwarf, ohne weder die Krone noch das Volk zu emanzipieren. Zwei Jahre später fielen die Whigs beim ersten Appell an die neuen Wähler, denen sie durch die 10 Pfd. Sterl.-franchise (die Quote der Hausmiete für das Wahlrecht) tatsächlich das allgemeine Stimmrecht im Prinzip zugestanden hatten, eine Qualifikation, ebenso einfach wie die berühmte Verfassung des Abbé Sieyès und ebenso unpolitisch und willkürlich wie diese. Das Ergebnis war der Chartismus. Sir Robert Peel, der Liverpool verlassen und von Canning sich getrennt hatte, sah sich jetzt gezwungen, vor der Zeit die Bildung einer großen konservativen Partei zu versuchen. Er stand auf der Höhe des Ansehens, als Charakter, als Talent, als parlamentarischer Führer. Das Werk, das er unternahm, die Schaffung von Konservativen an Stelle von Tories, die aufgehört hatten, zu existieren, führte er mit der ihm eigenen politischen Gewandtheit durch. Um Grundsätze kümmerte er sich nicht. „Das Bestehende zu erhalten, so lange es ging," ein solches Programm war verträglich mit politischer Glaubenslosigkeit. Diesem Opportunis-

mus stellt Disraeli den Begriff des Tory und seines politischen Ideals entgegen. Es beruht auf dem Thron im Zentrum, auf dem Volk in der Peripherie. Von der Aufrechthaltung ihrer normalen, unbehinderten Beziehungen zueinander hängt das gesunde Gleichgewicht des Ganzen ab. Denn „die Privilegien der Massen und die Prärogativen des Herrschers sind zusammen entstanden und zusammen in Verfall geraten". Sie müssen auch zusammen, wenn nicht mehr von der selbstsüchtigen Oligarchie, so doch von der nicht weniger selbstsüchtigen, wenn auch weniger engen Mittelklasse befreit werden, die jetzt an die Stelle der Oligarchie getreten ist.

Disraeli war sich der raschen und nahezu unaufhaltsamen Wendung der Zeit zur Demokratie bewußt. Er fürchtete die Demokratie nicht, aber er schreckte vor plötzlicher Übertragung der Macht an die vernachlässigten, noch unerzogenen unteren Schichten zurück. Er hielt dafür, daß den Versuchen und Kämpfen der Massen zur Anerkennung ihrer Interessen und Privilegien ein paralleler Prozeß der Neubelebung des Prestige der Krone folgen werde. Dafür hat er das Seinige getan, wenn auch die direkte Einwirkung des Souveräns auf die Regierung ein Traum geblieben ist, den Disraeli im Interesse der Krone selbst nicht weiter verfolgte. Dagegen ist die in „Coningsby" angekündigte Voraussicht in anderer Weise in Erfüllung gegangen. Die Macht des Parlamentes ist gesunken, die Exekutive erstarkt; zwischen ihr und dem Volkswillen hat das Unterhaus die Kontrolle selbst über die Gesetzgebung verloren, während andererseits die Regierung nicht über den Parteien steht, sondern das Werkzeug einer Partei geworden ist.

Damit hat Disraelis Ideal einer nicht vom Parlament, wohl aber von parlamentarischer Tyrannei emanzipierten Krone nichts gemein. Dagegen hat die ethische Doktrin, die er den Tories schuf, von ihrem Wert nichts eingebüßt. In der 1870 verfaßten Vorrede zur Ausgabe seiner Romane verleiht er ihr noch einmal bündigen Ausdruck: „Das Feudalsystem mag ausgelebt sein, sein Grundprinzip — daß Besitz verpflichtet — ist das Wesen aller guten Regierung. Das göttliche Recht der Könige mag zum Mißbrauch durch schwache Tyrannen geworden sein, aber das göttliche Recht der Regierungen ist der Eckstein menschlichen Fortschritts; ohne dieses Recht sinkt eine Regierung zur Polizeibehörde und eine Nation zum Pöbel herab."

V.

Bei aller phantastischen Übertreibung, die in Disraelis Natur lag, besaß er den scharfen Blick für die Realität der Dinge; so hoch er von sich und seinen Fähigkeiten dachte, gab er sich doch keiner Täuschung über die Stellung hin, die er in der öffentlichen Meinung einnahm. Man hielt ihn für einen redegewandten Parlamentarier, man lachte und applaudierte, wenn er sprach, aber man fragte nichts nach seinen Ideen, und außerhalb eines kleinen Kreises von Anhängern dachte man, nach wie vor, schlecht von seinem Charakter. Man mochte ihn bewundern, geachtet war er nicht. Auch die äußeren Umstände lagen möglichst ungünstig. Während er in die Opposition gedrängt wurde, befestigte sich das Ministerium. Seine Finanzpolitik hatte gute

Früchte gezeitigt; reiche Ernten, der wiederbelebte Handel, die Ausdehnung des Bahnnetzes hoben den nationalen Wohlstand. Disraeli sprach von der Dauer des Kabinetts, das er mit demjenigen Walpoles verglich, der zwanzig Jahre regiert hatte. Innerlich dachte er anders. Seine Meinung über Peel stand schon damals fest. Ausgesprochen hat er sie erst 1851 in seiner Schrift „Lord George Bentinck, eine politische Biographie". Peel, sagt er da, besaß ungeheure geistige und physische Widerstandskraft, ein phänomenales Gedächtnis, klaren Verstand, Methode und die Gabe des Wortes. Was ihm fehlte, war Einbildungskraft. Sein Urteil blieb unfehlbar, so lange er es auf die Gegenwart richtete. Die nächste Zukunft verschloß sich ihm. Wie alle Menschen, die nicht selbst schöpferisch begabt sind, geriet er leicht unter den Einfluß der Ideen anderer. Dann machte er sie mit impulsiver Heftigkeit zu den seinigen, und kein Minister hat so wie dieser hervorragende Mann die Exekutive geschwächt und, trotz aller konservativen Redensarten, die Sache der Revolution gefördert, weil ihm in stürmischen Zeiten die Tiefe, die Leidenschaft und auch die Auskunftsmittel fehlten. Von Natur aus scheu und seiner unsympathischen Art sich bewußt, ohne Kleinlichkeiten, Groll oder Rachsucht, fühlte er sich nur im Unterhaus wirklich heimisch. Er war der größte Parlamentarier, der jemals gelebt hat, schlagfertig, klar, würdevoll und ungeheuer gewandt in der Debatte, mit der schönsten Stimme, doch ohne Pathos, auch ohne Witz, obwohl mit feinem Empfinden für das Lächerliche und ausgeprägtem Sinn für Humor. Die menschliche Natur hat dieser so kluge und geistreiche Mensch doch nur unvollständig gekannt und durch taktlose Arroganz Feindseligkeiten herausgefordert, die er im Bewußtsein lauterer Hingebung an das öffentliche Wohl in ihrer Tragweite unterschätzte.

Disraeli zitiert einmal den Ausspruch des Kardinals de Retz: „Il n'y a rien dans le monde qui n'ait son moment décisif et le chef d'œuvre de la bonne conduite est de connaître et de prendre ce moment." Seinen Moment hielt Disraeli gekommen. Er schritt zum direkten Angriff, und zwar gegen Peel.

Vorerst in einem Scharmützel. Lord Aberdeen hatte es nötig gefunden, Briefe Mazzinis aufbrechen zu lassen, und sein Verfahren war von geheimen Komitees der Lords und Commons günstig beurteilt worden. Ein Radikaler verlangte nochmalige Untersuchung der Angelegenheit, die Disraeli benützte, um Spott mit Peel zu treiben. Das Haus möge ruhig sein, vom scheinbar aufgebrachten Minister habe es nichts zu fürchten, höchstens verlange Peel wieder einmal von ihm, sein Votum zurückzunehmen. Peel entgegnete sehr gereizt, seine Stellungnahme sei ebenso aufrichtig wie die Bitterkeit Disraelis, der doch endlich aufhören möge, zu versichern, daß er in freundschaftlicher Absicht rede. Er zitierte Verse Cannings: „Der Himmel bewahre mich vor dem wohlmeinenden Freund." In „Coningsby" stand zu lesen, daß Disraeli zu denjenigen gehörte, die der Ansicht huldigten, ein solcher Freund sei Peel 1825 für Canning gewesen! Unverzüglich erwiderte Disraeli: „Das Thema, der Poet, der Redner, welch glückliche Zusammenstellung. Wahrlich, hätte sie mir gegolten, es wäre mir nichts übrig geblieben, als den sehr ehrenwerten

Gentleman nicht nur wegen seines vortrefflichen Gedächtnisses, sondern auch wegen seines mutigen Gewissens zu beglückwünschen." Er pflegte diese Dinge mit affektierter Gleichgültigkeit und monotonem, aber scharfem Stimmfall vorzubringen. Ein unverdächtiger Zeuge, Gladstone, nennt ihre Wirkung „wunderbar". Peel in seiner „rechtschaffenen Langeweile" sei hilflos gegen solche Angriffe gewesen. Gladstone zitiert ein anderes Beispiel von Disraelis unübertroffener Ironie. Er sprach vom Regiment der Whigs. „Ein Zirkusbesitzer," erzählte er dem Haus, „machte mit einem Sechserzug von Grauschimmeln Reklame. Einer dieser Schimmel starb, nun ersetzte er das Pferd durch ein Maultier. Dann fiel wieder eines, und ein Esel trat an die Stelle. Die Reklame blieb unverändert dieselbe."

Ende März 1845 brachte Peel, dessen Versuche, Handelsverträge abzuschließen, gescheitert waren, eine neue Revision des Tarifs in Vorschlag. Die Maßregel war ein weitgehendes Zugeständnis an die Theorie von Manchester und an das System, das heutzutage „insularer Freihandel" genannt wird. Das eigentliche Problem, sprach Disraeli, sei dieses: Wolle man Schutzzölle, oder wolle man, nicht Freihandel — was nicht die Alternative —, sondern freie Einfuhr? Cobden habe die Überzeugung gewonnen, daß die ganze Welt folgen würde, wenn wir der Protektion entsagten. Das sei der Punkt, wo seine Theorie versage. Peel wurde an die Reden erinnert, die er zugunsten des Schutzsystems gehalten, „die besten seiner Reden . . . Was mich betrifft, der ich den Genius verehre, so würde ich es vorziehen, daß der Freihandel, wenn wir ihn bekommen sollen, durch Cobden und nicht durch den Mann durchgesetzt werde, der mittels geschickter parlamentarischer Machenschaften das edle Vertrauen einer großen Partei und eines großen Volkes umgangen hat. Das Ergebnis ist mir gleichgültig: Lösen Sie, bitte, das Parlament, das Sie betrogen haben, auf, und wenden Sie sich an das Land, das, meiner Meinung nach, Ihnen mißtraut . . . Mir bleibt wenigstens die Befriedigung, öffentlich die Überzeugung auszusprechen, daß diese konservative Regierung eine organisierte Heuchelei (hypocrisy) ist."

Die Wirkung der Rede war eine ungeheure. Der einzige Mann im Unterhaus, der anscheinend kühl und selbstbeherrscht über den entfesselten Leidenschaften stand, war der Redner. Er wartete nicht lange, dann folgte seine dritte Philippika, diesmal wegen Peels Vorgehen in Irland. Nach einem schwachen Versuch, in die Landgesetzgebung einzugreifen, verwandelte Peel den jährlichen Zuschuß für das römisch-katholische Seminar Maynooth in eine bleibende Jahresrente und schuf gleichzeitig die Queens Colleges für Katholiken und Protestanten. Diese „gottlosen" Stiftungen empörten die katholischen Irländer, Staatshilfe für ein katholisches Seminar übte dieselbe Wirkung auf das protestantische Empfinden. Gladstone glaubte sich durch seine Jugendschrift „State and Church", worin er den Grundsatz ausschließlicher Unterstützung der Staatskirche aufgestellt hatte, gebunden. Er schied aus dem Kabinett, aber er stimmte für die Bill zugunsten von Maynooth und rechtfertigte sein Verhalten in langer Rede, die Cobden zur Äußerung veranlaßte, am Schluß derselben habe er erst recht nicht gewußt, warum denn

Gladstone sein Amt niedergelegt habe. Disraeli zweifelte damals an Gladstones Zukunft und wiederholte mit verstärkter Dialektik den Angriff gegen „den Minister, der fortfahre, die Pläne und Entwürfe, die er in der Opposition aufs bitterste und nachhaltigste zu verwerfen pflegte, nun als seine eigenen dem Haus aufzudringen". Den Katholiken, deren Gleichberechtigung er wünsche, biete dieses elende Zugeständnis von einigen Pfund mehr im Jahr zur Erziehung ihrer Geistlichkeit keinen nennenswerten Vorteil. Sie möchten sich zur Bildung einer konstitutionellen Opposition mit den Whigs verbinden, um endlich „diese Dynastie des Betrugs zu entthronen und das Joch des offiziellen Despotismus und parlamentarischen Hokuspokus abzuschütteln". Aber Disraeli selbst mußte es bekennen: das Ministerium hatte zwar die Herzen von Anhängern, aber nicht ihre Stimmen verloren und war im Herbst 1845 stärker als je zuvor.

Da kam im Oktober die erste Kunde vom Ausbruch der Kartoffelkrankheit in Irland.

Peel hatte unter Cobdens Einfluß die protektionistische Politik innerlich aufgegeben, aber er verdankte seine Stellung der Mehrheit eines protektionistischen Parlaments, und so lange dieses Parlament tagte, hoffte er, der Notwendigkeit eines öffentlichen Widerrufs zu entgehen. Die drohende Hungersnot entriß ihm das Geständnis, zuerst an den irischen Vizekönig, dann im Ministerrat, nun könne nichts mehr helfen als freie Einfuhr aller Lebensmittel. Sein Kollege, Lord Stanley, wandte ein, den irischen Pächtern fehle Geld, um Lebensmittel zu kaufen; ihre Ernten seien Kartoffeln und Hafer; es werde ihnen wenig nützen, den Preis für Hafer im Moment herunterzudrücken, wo die Kartoffeln verfaulten. Das Kabinett rückte die Entscheidung hinaus. Lord John Russell wartete die Entschlüsse der zögernden Whigs nicht ab und trat zu Cobden über. Der Herzog von Wellington versprach, Peel zu unterstützen, und zog dadurch die Majorität, die mit Stanley gewesen war, wieder zu Peel hinüber. Selbst Stanley hätte in zeitweilige Aufhebung der Kornzölle gewilligt. Ihre geplante völlige Abschaffung hielt er unverträglich mit seiner Ehre; wenn in solcher Absicht getan, sei der Vorschlag des Ministeriums „eine Falle". Am 4. Dezember hatte die Sitzung desselben stattgefunden, in der Peel die Absicht kundgab, dem Parlament die totale Abschaffung der Kornzölle vorzuschlagen. Das Ultimatum Stanleys, die Uneinigkeit im Kabinett veranlaßten ihn jetzt, sein Entlassungsgesuch einzureichen. Lord John Russell wurde gerufen und versuchte, ein Ministerium zu bilden. Vierzehn Tage lang blieb die Situation in der Schwebe. Disraeli, der in Paris war, sah dort den König wiederholt. Sowohl er wie Guizot glaubten Peels Wiederberufung wahrscheinlich. Für den gegenteiligen Fall ebnete Disraeli der Rückkehr Lord Palmerstons ins auswärtige Amt die Wege. Aber zur Berufung der Whigs kam es nicht: „Lord John händigte den vergifteten Kelch wieder an Sir Robert aus."

Fünfzehn Jahre früher (1832) hatte Peel seinem Vertrauten Croker gesagt, gegen seine bessere Überzeugung habe er in der Frage der Katholikenemanzipation nachgegeben und hierauf die Reformbill angenommen, weil die

Haltung beider Häuser das alte Regierungssystem diskreditiert und ein neues notwendig gemacht hätte. Noch einmal Ähnliches wie 1829 zu tun, würde eine Entwürdigung — a degradation — für ihn sein. Seine wärmsten Bewunderer, Cobden selbst, fanden das Vorgehen, das er 1846 einschlug, sehr schwer zu verteidigen. Gegner wie Melbourne sprachen geradezu von „einer verdammt unehrlichen Handlung". Die irische Hungersnot führte erst 1847 zur Krisis und des armen Irland „wurde dabei so wenig wie Kamschatkas gedacht". Es hatte den Vorwand geliefert. Die Frage Disraelis, warum Peel die Aufhebung der Kornzölle nicht einem Kabinett Russell überlassen habe, erhielt überhaupt keine Antwort. Gewiß ist, daß diesem Ende 1845 die Übernahme der Regierung durch Peel nicht erleichtert worden war.

Am 22. Januar 1846 begegnete Peel, wieder erster Minister, dem in gespannter Erwartung versammelten Unterhaus. Er erging sich in Einzelfragen, erklärte, daß er im Amt sei, um seine Überzeugung durchzusetzen. Er nannte es keine leichte Aufgabe für einen konservativen Minister, „die einheitliche Aktion der alten Monarchie, der stolzen Aristokratie und des reformierten Unterhauses aufrechtzuerhalten". Er habe vier Souveränen gedient, und seiner konservativen Regierung sei die Niederwerfung des Aufruhrs und der Agitation zu danken. Man bedrohe ihn mit Aufruhr im eigenen Lager, er sei nicht von Parteifesseln abhängig, sein Blick richte sich auf die Zukunft. Der Ton, den Peel anschlug, war stolz und herausfordernd, und ebenso klang die Erwiderung. Disraeli bestritt sarkastisch den Anspruch auf Niederwerfung der Agitation von seiten des Ministers, der eben im Begriff stehe, der Agitation zu gehorchen. Es gehe nicht an, zu sagen: „Ich bin zwar durch eine Partei zur Macht gelangt, aber regieren will ich ohne Rücksicht auf Partei; ich frage nichts nach eurem Urteil, denn ich blicke auf die Zukunft." Die Zukunft ist eine sehr kleine Gesellschaft, und diejenigen, die dort Eingang finden, sind nicht zahlreicher als die Planeten. Während wir an die Zukunft appellieren, geraten wir in große Gefahr, in der Gegenwart unlautere Politik zu treiben. Ob Freihandel oder nicht, worüber jeder denken mag, was er will, muß der Mann mit seinem Prinzip, ob richtig oder falsch, stehen und fallen. Eine Ausnahme gibt es nicht. Der Minister, der gerufen wurde, um den Schutzzoll aufrechtzuerhalten, ist nicht der Minister, der die Korngesetze abschaffen kann. Wenn er das tun will, spendet ihm nicht Beifall, belohnt seine politische Zweideutigkeit nicht. Gebt die Scheidung zwischen den Parteien nicht preis, denn auf der Unabhängigkeit der Partei beruht die Integrität des Politikers, die Macht und der Einfluß des Parlaments selbst.

Jetzt zum ersten Male erreichte Disraeli mehr als einen rednerischen Triumph. Er gab den Anstoß zum organisierten Widerstand außerhalb des Parlaments, und hinter dem kühnen Rebellen stand künftig eine bewaffnete Schar.

VI.

„Die Sezession der Schutzzöllner," sagt Gladstone, „war das Werk dreier Männer. Derby gab das Prestige, Bentinck das Rückgrat, Disraeli das parlamentarische Können."

Ende Januar 1846 erfolgte Peels Verkündigung: Gänzliche Aufhebung der Kornzölle, Erschließung der englischen Häfen binnen drei Jahren, Kompensationen für die geschädigten Interessen, vor allem Irlands, „das am schwersten getroffen sei".

Diese Entschädigungen wurden gänzlich ungenügend befunden.

Lord George Bentinck, bis dahin ein schweigendes und doch sehr bemerktes Mitglied des Unterhauses[1]), galt für den ersten Sportsmann Englands. Zugleich besaß er alle Vorzüge des Ranges, der Erscheinung und persönlicher Eigenschaften. Sein Mut, seine bis zu heftiger Leidenschaft sich steigernde Energie, seine unbestechliche Wahrheitsliebe und Geradheit der Gesinnung waren bekannt, keiner mehr geachtet als dieser Vierzigjährige. Der Freihandel, so wurde ihm gesagt, werde ihm finanzielle Vorteile bringen. „Das ist mir gleichgültig," erwiderte er, „was ich nicht vertrage, ist verkauft zu werden." Bis zuletzt hatte er Peel vertraut und ihn verteidigt. Nach dessen Übergang zu Cobden beschloß er die Bildung einer dritten Partei. Ihre Führung lehnte er ab, er werde als letzter in Reih und Glied kämpfen. Mit Disraeli, den er vorher nicht kannte, in Fühlung getreten, entspann sich das ungetrübte Verhältnis zwischen ihnen, das Disraelis Takt durch Klippen steuerte, die Bentincks vehemente Veranlagung eher aufsuchte denn vermied.

Die beiden hatten noch keine organisierte Armee; nach drei Wochen erreichten sie eine solche Verminderung der Regierungsmajorität, daß es mit Peels Kontrolle über die Konservativen vorbei war. Er hatte mit Disraelis gewohnten Angriffen auf seine Person gerechnet und vernahm statt dessen die wohlüberlegte Kritik des Arguments „der Manchesterschule" — ein zum ersten Male gebrauchter Ausdruck — wonach „gegnerische Tarife durch freie Einfuhr bekämpft werden können". Disraeli stellte die Frage an Peel, ob er selbst das glaube? Nur in diesem Fall sei er so zu handeln berechtigt, wie er es getan. Aber Peel, das wußte man, war gerade darüber in Zweifel, ob andere Länder dem Beispiel Englands folgen würden. Es war der schwächste Ring in der Kette seiner Argumentation. Weder Amerika noch Preußen, noch Frankreich, sagte ihm Disraeli, seien gewillt, ihr Prohibitivsystem zu opfern. Ebenso hinfällig erweise sich die Behauptung, England könne seine Bevölkerung ohne Freihandel weder nähren noch beschäftigen. Der wünschenswerteste Besitz für den Engländer ist noch immer das Land. Den Schutz des Ackerbaues gebietet schon allein die Verfassung, die territorial und auf Selbstregierung begründet ist, nach dem Grundsatz, daß große Ehren große Lasten bringen. Sie dürften kaum geringer werden, nachdem Cobdens Herrschaft des Kapitalismus an Stelle des Landbesitzes getreten sein wird.

[1]) Siehe S. 85.

Aus Irland kam jetzt die Kunde agrarischer Verbrechen, die Zwangsgesetze unentbehrlich machten. Disraeli erkrankte. Bentinck versprach der Regierung die Unterstützung der Opposition unter Bedingung einer Vertagung der Kornbill. Peel und die Whigs lehnten den Vorschlag ab, worauf die Irländer, den strategischen Fehler benützend, zur Obstruktion schritten. Kurz vorher hatte Lord Palmerston sich zugunsten mäßiger Tarife ausgesprochen. Ein Kompromiß zwischen Whigs seiner Richtung und Schutzzöllnern konnte zur Basis einer starken Regierung werden, der die Irländer zugestimmt hätten. Der Plan scheiterte am Widerstand Russells, der sich dem Freihandel und hierauf der Königin persönlich verpflichtet hatte, für Peel einzutreten.

Ein zweiter Plan tauchte auf. Protektionisten und Irländer vereint waren stark genug, das Ministerium zu stürzen. Die Taktik Peels hatte die Irländer in Wut versetzt. Sie warfen ihm ebenfalls vor, die Hungersnot zum Vorwand gebraucht zu haben, um Irland den Freihandel aufzuzwingen, und verlangten freie Korneinfuhr. Bentinck war der Ansicht seines Freundes Stanley, der jetzt die Opposition im Oberhaus leitete. Irland führe, und zwar zu niedrigen Preisen, immer noch Korn aus. Nichts werde dort helfen, wenn man nicht, im Widerspruch zu den ökonomischen Lehren, den Armen zu Hilfe komme, die kein Geld hätten, um Brot zu kaufen. Im übrigen sei er bereit, den Wünschen seiner irischen Freunde entgegenzukommen. Da drohte Cobden, „es würden noch andere Leute, nämlich die englischen Städtebewohner, mitsprechen: sie regierten das Land." Peel habe dem Redner beifällig zugenickt, behauptete jetzt Disraeli. „Ich verneine es durchaus," entgegnete Peel. Es kam zu einer lärmenden Szene, fast zu einem Duell zwischen Disraeli und dem Bruder des Ministers.

Aber Peels hartnäckige Widerstandskraft trotzte der eigenen Unpopularität, den Intrigen der Gegner, dem Abfall der Konservativen. Er setzte nach endlosen Debatten die erste Lesung der Zwangsbill durch und bestand auf Erledigung der Korngesetze. Seine Meinung habe er allerdings geändert, denn jede Beschränkung, die früher in seinen Augen nur unpolitisch gewesen, halte er jetzt für ungerecht.

Im Dezember hatte er seine Rückkehr ins Amt durch die Versicherung gerechtfertigt, entweder komme er oder ein Ministerium Cobden, worauf Wellington die Lords gefügig gemacht hatte. Nun fragten Bentinck und Disraeli, worin noch ein Unterschied zwischen beiden bestehe? Das Ministerium Cobden, so erklärten sie, wäre die ehrlichere Alternative gewesen. Peel setzte nichtsdestoweniger die Kornbill in dritter Lesung durch, worauf Disraeli in dreistündiger Rede noch einmal alle Argumente gegen die Manchestertheorie aufbot und mit neuen Angriffen gegen Peel schloß, der lediglich von den Ideen Cobdens zehre. Dieser Rede wird noch heute nachgerühmt, sie sei ein Meisterstück der Kontroverse; „in der Invektive unvergleichlich," bekräftigte der alte O'Connell. Peels auf die Folter gespannte Nerven widerstanden nicht länger, er sprang auf. Nicht immer, rief er, habe Disraeli schlimm wie heute von ihm gedacht: „Es gab eine Zeit, wo ich sein Vertrauen besaß, ja mehr,

wo er bereit gewesen wäre, seine Geschicke amtlich an die meinigen zu knüpfen."

Was nun folgte, läßt sich nur dadurch erklären, daß Disraelis Vergangenheit sich gegen ihn aufbäumte und daß er den Kopf verlor. Sein hier zitierter Brief von 1841 enthielt nichts gegen seine Ehre, er hätte ihn dem Haus ruhig unterbreiten können. Statt dessen leugnete er, „jemals ein Amt verlangt zu haben". Bereits 1844 hatte er seinen Wählern versichert, „nie habe er von Peel ein Amt erbeten".

Dieser gewährte ihm jetzt die Genugtuung, „die Opposition gegen ihn keinen persönlichen Motiven zuzuschreiben," bestand jedoch auf der Tatsache, wie er sie gegeben hatte. Zwischen seinem Wort und dem Disraelis war die Wahl nicht zweifelhaft. Erst nach des letzteren Tod wurde der Brief von 1841 in Parkers „Leben Peels" veröffentlicht.

Die Regierungsmajorität sank auf ein Sechstel der Stimmen im Unterhaus herab, aber die Lords gaben bei der zweiten Lesung der Kornbill eine unerwartete Majorität; die Niederlage des Kabinetts schien abermals ausgeschlossen.

Disraeli war es, der Peels Sturz herbeiführte. Gegen seinen Rat hatte Bentinck für die irische Zwangsbill bei der ersten Lesung gestimmt. Die zweite Lesung folgte im Juni. Bentinck und Disraeli sammelten die Scharen der Opposition, das Ergebnis blieb zweifelhaft, Bentinck ergriff dennoch das Wort. Peel stütze sich auf vierzig bezahlte Janitscharen und etwa siebzig andere Renegaten, Bentinck erinnere sich des Tags, wo Peel seinen Onkel Canning zu Tode gehetzt habe unter dem Vorwand, er könne den Anwalt der Katholikenemanzipation nicht unterstützen. Das sei falsch und unehrlich gewesen; nach seinem eigenen Zeugnis habe er schon vorher seine Meinung darüber gewechselt. Peel konnte sich rechtfertigen, aber auch Bentinck, für den Disraeli eintrat, verfügte über starkes Beweismaterial, und Peels glänzende Apologie ließ manches unerklärt. „Von niedriger Verschwörung," wie er es tat, zur Königin zu sprechen, war jedenfalls kein Anlaß, wo es sich um Lord George Bentinck handelte.

Einige Tage nach der letzten Redeschlacht, am 25. Juni, ging die Kornbill durch die Lords. Am selben Abend gelangte die irische Zwangsbill noch einmal zur Abstimmung ins Unterhaus. Die Regierung rechnete auf einen zweiten Sieg. Sie wurde mit einer Majorität von dreiundsiebzig Stimmen geschlagen.

Mit allen Ehren, mit der Würde des rechtschaffenen Mannes, in der Stunde des Triumphes der Sache, die er zur seinigen gemacht hatte, rollte der Führer, den seine Armee verlassen hatte, in den Sand der parlamentarischen Arena.

Mehr als ein halbes Jahrhundert hat Sir Robert Peel recht behalten, England ist dem Freihandel treu geblieben. Dann aber regten sich die geopferten Ansprüche der agrarischen Bevölkerungen, deren warmer Verteidiger Disraeli mit prophetischer Einsicht in die verderblichen Folgen aller Klassenherrschaft gewesen ist. Wenn auch unter der latenten Form sozialer Revolution, die Disraeli fast um jeden Preis zu vermeiden bestrebt war, steht das heutige

England vielen seiner ökonomischen und politischen Ideen ungleich näher als der von Ricardo und zunächst von Cobden geborgten Theorie Peels. Ihr gegenüber ist der Vorwurf unstatthaft, Disraeli sei inkonsequent oder selbstsüchtig gewesen. Vor das Problem, ob Freihandel, ob Schutzzölle, gestellt, verlangte er praktische Lösungen und Wahrung aller Interessen. So wie er veranlagt war, konnte er nicht anders. Denn die Größe des Mannes beruht eben darauf, daß er das innerste Wesen eines Volkes im organischen Zusammenhang mit seiner Vergangenheit erfaßte und seinen staatsmännischen Blick auf das Ganze gerichtet hielt. Im Gegensatz zur Schule, die von Geschichte nichts wußte und nichts wissen wollte, hat Disraeli einem historischen Ideal gehuldigt. Gleichviel ob er es unter dem Namen Tory auferbaute — es war das nationale Ideal, und dafür lebt in den Nationen ein unverwüstlich dankbarer Instinkt.

Weder zu Füßen Peels noch zu denen Gladstones liegen Kränze. Wenn der Frühling kommt, häufen sich die Blumen auf den Stufen des Monumentes, das, in ihren Pairsmantel gehüllt, die so lange und nicht immer zu Unrecht verlästerte Gestalt des Abkömmlings spanischer Juden trägt.

Trotz allem und allem, er hatte die gewaltige Phantasie, den imperialen Schwung des redegewaltigen Gedankens, der die Menschen mit fortreißt und über den Alltag erhebt. Sein Geburtsrecht ist das Genie, und sein Erbe wartet auf den König der Zukunft, gerecht und stark genug, um allen Tyranneien zu widerstehen, denjenigen vor allen, die unter falscher Flagge Piratenraub am höchsten Gut, dem Selbstbestimmungsrecht des Menschen, treiben.

Spanisch-portugiesische Burgen und Gärten.

Von
Marie von Bunsen.

I. Der Domgarten und die Mauern von Tarragona.

Aus dem Halbdunkel der wie von Riesen getürmten romanischen Pfeiler trat ich in die Sonne, in den Kreuzganggarten. Er wird von goldbraunen Säulengängen umschlossen, ist lieblich und ernst. Geschnittene Buchshecken, Palmen, Zitronenbüsche, als tiefste Dunkelheit zu dem Hellgelb der Zitronen schlanke Zypressen. In der Mitte ein steinerner Brunnen. Es rieselt sein Wasser, es singen unsichtbare Vögel. Ein Flug weißer Tauben hebt und senkt sich in der durchleuchteten Luft.

Kein Mensch ist zu sehen. Meine Schritte hallen auf den steinernen Fließen. In die Wandnischen nisten sich gotische Kapellen. Hinter den kühn geschwungenen, schmiedeeisernen Ranken beugen sich in ihrem Schmerz tränenvolle Marien vor Heilandsgestalten. Der Sohn ist blutüberströmt, seine Augen brechen. Die Bogen des Kreuzganges werden von Kuppelsäulchen getragen, und dies sind wahre Wunderwerke romanisch-gotischer Steinmetzerkunst. Verschlungene Bandornamente, lebendiges Blattwerk, Mohnblumen, Reben, dazwischen biblische legendarische Motive, klassische und anekdotenhaft humanistische Szenen. Gewiß wirken die Gestalten noch roh, aber sie sind eigenartig und lebend, geradezu erstaunlich in den Raum, sei es der Kapitellen, sei es der Deckplatten, hineinkomponiert. Da gibt es Zentauren und Drachen, gekrönte Kampfhähne, die auf Hunde einhacken, Raben, kornaufpickendes Geflügel, Hunde, welche Vögel zerfetzen. Da gibt es Bogenschützen auf Kamelen. Nicht nur diese zeigen deutlich den orientalischen Einschlag, insbesondere die Wirkung der persischen Miniaturen, der Sassanidenstoffe. Die Flächenornamentik des Ostens hat, wie fast überall hierzulande, Spuren hinterlassen.

Seit über sieben Jahrhunderten haben alt und jung sich an der Phantastik dieses Kreuzganges erfreut. Vorher erhob sich hier eine Moschee, noch früher der römische Tempel. Wo jetzt der Palazio Arzobispal die Gegend beherrscht, stand ehemals der maurische Alkazar, stand das Prätorium. Ich ging durch Höfe und Flure des weitläufigen Palastes, durch helle, kahle Säle mit frostigem Spät-Empiremobiliar. Hier beim Erzbischof verkehrte Don Baltasar Grazian, der Rektor des nahen Jesuitenkollegs. In diesem Umkreis lehrte das spanische Vorbild des Herzogs von La Rochefoucauld wie des Lord Chester-

field sein berühmtes System weltmännischer Weisheit. Gut läßt es sich hier in Tarragona ausmalen, wie die hohe Geistlichkeit, der Adel im Domgarten und in den stattlich stillen Straßen mit diesem überlegenen Rektor Verhaltungsregeln in gefeilten Sätzen präzisierten. „Behutsames Schweigen", sagte Grazian, „ist das Heiligtum der Klugheit . . . Wichtiger als Beredsamkeit ist beim Reden die Diskretion." Es betonte ein ehemaliger Vizekönig: „Ohne Mut ist das Wissen unfruchtbar . . . Alles vermag die Einbildungskraft über uns, Glück und sogar unser Verstand erhält Berichtigung von ihm." „Kein Sündenregister sein," so mahnte der Geistliche einige geschwätzige alte Herren, „wer in solchen Dingen am meisten wühlt, wird sich am meisten besudeln." Einen hungernden Dichter, den „die anderen nicht aufkommen ließen" (jahrtausendelang wird diese Redensart von neuem wiederholt), tröstete er: „Es soll uns betrüben, wenn unsere Sachen allen gefallen, es ist ein Zeichen, daß sie nichts taugen; das Vortreffliche ist wenigen bestimmt." Leise lächelnd schärfte er allen ein: „Dumm ist nicht, wer eine Dummheit begeht, sondern wer sie nachher nicht zu bedecken versteht."

Don Baltasar Grazian kannte wahrscheinlich die hier hängenden Gemälde, nachgedunkelte Bilder des großen 17. Jahrhunderts. Schulwerke, doch mit unverwüstbaren Qualitäten: große Linien, leidenschaftliches Pathos, golddüstere Töne. Genau so wie die heutigen sahen wohl die damaligen Priester aus, war ihr Kulturgrad auch noch so anders. Hagere Geistliche in ihren schmalen, violetten und schwarzen Gewändern huschten vorbei, aus den blassen Gesichtern schielten schwarze Augen auf die Fremde. Der Pförtner ging voran, plötzlich befand ich mich in einem uralten Festungsraum. Unbehauene Steinquadern, eine schmale Stiege führte auf den Turm.

Alles war hier unberührt echt: die Stoffe, die eisenbeschlagenen Türen, die ausgetretenen Fliesen. Oben eine zinnenumgebene Turmterrasse. Wohl aus dem frühen Mittelalter, aus der Zeit jenes ebengesehenen Wunderganges um Palmen und Zitronen und Zypressen. Aber die unter mir schroff herabfallenden Mauern waren römisch, und gewiß erhob sich während der römischen Herrschaft hier auf dem höchsten Punkte ihrer Feste Taracco der Aussichtsturm. Hier spähten sie sorgenvoll nach dem Feind oder verfolgten wehmütig, heimwehbefallen jene Heerstraße, welche an der Porta Aureliana in Rom begann. Später sahen sie triumphierend von dieser Hochburg des Römertums, von dem großen glänzenden Regierungssitz des Statthalters, auf das eroberte Land. Gnäus Scipio und Publius Cornelius Scipio haben, ältere Mauern benutzend, die mächtigen Befestigungswerke angelegt. Der junge Publius Scipio, der bald sich stolz „Africanus" nennen durfte, hatte hierher seinen Waffenplatz gelegt, hier wohnte eine Zeitlang Tiberius Gracchus. Auch ein uns weniger sympathischer Römer hat hier geweilt: der Zensor Cato sah mit strengen, unbestechlichen Augen nach dem Rechten, immerhin hat auch er Gold und Silber in Unsummen nach Rom geschickt. Noch mehr der junge Prätor Julius Cäsar, und war doch wegen seiner Gerechtigkeit verehrt. Unerschöpflich erschien damals das Land — könnte es vielleicht wieder sein. Vielleicht . . . wenn . . .

Dann wanderte ich draußen um die Mauern. Ein merkwürdiger Gang; die Lagen des Gemäuers erzählen die Geschichte der Stadt. Zu unterst die Zyklopenblöcke, ungeschlachtet, roh, aber doch planvoll gefügt. Mit schier unbegreiflichem Aufwand der Kräfte haben die Iberer sie geschichtet. Sonderbare Tore, aus fortifikatorischen Gründen in einem spitzen Winkel eingefügt; nicht groß, ein Reiter müßte absitzen, aber riesenhafte Quadern, oben ein gewaltiger Sturz. Einige sind vermauert, aber noch heute sind mehrere dieser Tore der Iberer im Gebrauch. Ihre Schriftzüge sind hier und da auf Steinen zu sehen. Wir kennen ihre Schädel, einige ihrer Geräte; im übrigen sind sie uns schattenhafte Umrisse. Einige Gelehrte suchen in ihnen die Nachkommen jener Sumerer-Akkadier, welche lange vor Hammurabi über Probleme grübelten und Lebenskultur besaßen. Die Basken sprechen noch heute eine Abart der iberischen Sprache, werden für die Abkömmlinge der einstigen Beherrscher des Landes gehalten.

Auf dieser untersten zyklopenhaften Schicht ruhten die Quadern der Scipionen, fest und harmonisch gefügt, aus der Kraftzeit der Republik. Auch viele der oberen Teile waren römisch, aus der Kaiserzeit, mit unregelmäßigeren Lagen. Immerhin besser als der minderwertige Abschluß, als die notdürftigen Ausbesserungen der späteren Periode. Es kamen Türme und Bastionen, immer war es ein malerisches, ausdrucksvolles Bild. Ein kastellartiges Gebäude, vermutlich augusteisch, ist sagenumwoben. Es heißt das Haus des Pontius Pilatus. Jener verhängnisvolle, unschuldige Römer soll hier als Landpfleger geweilt haben. Andere wissen jedoch genau, daß Kaiser Augustus (der tatsächlich längere Zeit in Taracco lebte) hier in seinem Palast das Edikt zur Reichseinschätzung kurz vor Christi Geburt erließ.

Besonders stimmungsvoll war die dem Hafentreiben abgekehrte einsame Innenlandseite. Hart an der Mauer erhob sich mit den frühmittelalterlichen Türmen der erzbischöfliche Palast. Seine Fenster waren in die verwitterten goldbraunen Römerquadern herausgebrochen, die Fundamente ruhten auf den nackten Felsen. Ein kleiner Fußpfad führte mich an verwilderten, verlassenen Steinbrüchen vorbei. Im Schutz der alten Stadtmauer lauschte ich, auf einem Granitblock sitzend, dem Vogelgesang. Ringsumher Weißdornbüsche, der Wind aus Afrika fing sich in den Zweigen, verwehte ihre Blüten.

II. Die Feste Sagunt.

Von weither sichtbar, ragte dunkel-schroff der Felsenberg mit seinem Gemäuer empor. So seit Tausenden von Jahren, und Murviedro, „altes Gemäuer", nannte man das einstige Sagunt; vor einiger Zeit wurde der glanzvoll klingende Name erneuert.

Unten erstreckte sich das Städtchen. Niedrige, weißgetünchte Häuser, Fenster- und Türvertiefungen in schönem Türkisenblau bemalt. Oft sah ich durch die offene Tür hindurch fleißig arbeitende Bewohner, sie hämmerten, sägten oder flochten Hanfsandalen, Maultiere wurden mit den landesüblichen weiten Korbsatteltaschen beladen. Vor einer Bodega standen große Fässer

auf der Straße, schwarzäugige Männer füllten sie aus Ziegenschläuchen. Selbst rührend bescheidene Häuser zierten Wappenschilder stolzer Hidalgos. Die Plaza hatte türkisgrün gestrichene Arkaden mit schweren Säulen und Kapitellen aus römischer und romanischer Zeit. In die gotische Kirche hineintretend, fand ich wohl noch ältere kleinere Alabasterfenster, wundervoll sanft war der Schein dieser goldbraun durchleuchteten Platten. Eine andere verkrümelnde Kirche zeigte noch maurische Motive; ich sah Häuserdielen mit Balkendecken, mit Freitreppen im Hof. Einst Palazios, jetzt Herbergen für Maultiertreiber.

Mit einiger Mühe fand ich das Haus des Conserje der Festung. Ein zahnloser Greis im üblichen schwarzseidenen Kopftuch, dessen herabhängender Zipfel den Nacken schützt, hatte mich liebenswürdig hingeleitet, weigerte sich, eine „Propina" (Trinkgeld) anzunehmen. Der Conserje war ein alter Unteroffizier, überall in der Welt derselbe, meistenteils ganz vertrauenweckende Typus. Er führte mich den Bergpfad hinauf. Die Steine waren ausgetreten, wer will sagen, ob seit Hunderten, ob seit Tausenden von Jahren! Am Wege lagen Reste eines römischen Theaters an einer wie immer mit dem sichersten Geschmack ausgesuchten Lage. Über mir wuchsen Mauern aus dem Gestein. Durch die mittelalterliche Zugbrücke betrat ich das Kastell.

Ein verfallenes, vereinsamtes Gebiet. Die meisten der Mauern, der runden Wachttürme, der Bastionen und Terrassen entstammten dem 16. und dem 17. Jahrhundert, aber dazwischen lagen Überbleibsel der arabischen, römischen, phönizischen, iberischen Zeit. Hier fand ich ein maurisches Tor mit Kleeblattfenstern, hier unterirdische Gefängnisse mit einer oberen Öffnung — so die Verließe unserer Feudalen, in welche Bauern hinuntergehaspelt wurden. Ein unterirdischer Gang führte von einer Akropolis nach dem antiken Theater; aus allen Epochen waren Brunnen, in dieser berühmten, schier uneinnehmbaren Festung war für Wasser gesorgt. Hart an der Felsterrasse lag die einstige Kantine, davor ein kleiner, verwilderter Garten. Uralte Rebenstämme rankten sich über einer verfallenen Laube. Jetzt alles vereinsamt. Hier saßen keine Korporale am Landwein, an den Bastionen ertönte nicht der schwere Schritt wachthabender Posten. Blaßgrüne Cystuspflanzen und hellrosa Kelchblumen, leuchtend gelbgrüne Wolfsmilcharten woben freundliche Schleier über das erstorbene, bedeutungsschwere Gemäuer. Alles war aromatisch durchduftet: Rosmarin, Thymian, ein herber Wohlgeruch, dem Gedenken der vielen hier verbluteten Helden angemessener als der süße Orangenduft, der unten in der Ebene aus den ummauerten Gärten drang.

Auf einer Terrasse waren Spuren des Diana-Tempels. Stets, zu allen Zeiten, hat man auf spanischem Boden heilige Jungfräulichkeit verehrt. Die Iberer beteten zur keuschen Göttin des Mondes, dann kam der Kultus der mondgeschmückten Diana, und noch heute segnet, auf der Mondsichel thronend, die unbefleckte Jungfrau das Land, erhört das zu ihr aufsteigende Flehen.

Daneben der ebenso alte Stierdienst, auf der ganzen Halbinsel finden sich seine Spuren. Die überirdisch-kalte Mondgöttin-Jungfrau, die wilde Elementargewalt des Stieres — lebt dieser Gegensatz nicht noch heute? Virgen und

Toro, haben sie nicht bis heute ihre Macht bewahrt? Sind sie nicht noch heute Symbole des Landes?

Während ich nach der inneren Burg hinaufstieg, erläuterte der alte Conserje die große Belagerungstragödie. Der vierundzwanzigjährige Hannibal umzingelte die romfreundliche Feste: „Saguntum vi expugnavit." Acht Monate kämpften die Iberer wie Helden, dann beschlossen sie, heldenhaft zu sterben. Sie verbrannten ihr Hab und Gut, sie töteten ihre Frauen und Kinder und fielen im Verzweiflungskampf.

Hier auf diesem schmal aufsteigenden Felsengrad, Schritt vor Schritt drang der Feind vor. Immer höher zogen sich im wahnsinnigen Straßenkampf die Iberer hinauf. Auf dieser obersten Felsenplatte war der letzte Ansturm. Hier zogen die Karthager über Leichenhaufen ein. Schroff stürzten die Felsen herunter, im Hintergrund erhoben sich kühngezackte, tiefdunkle Berge. Die Sonne stand hinter geballtem Gewölk — eine großzügige, heroische Landschaft.

An eben dieser blutgetränkten Stelle wurde in den napoleonischen Kriegen erbittert um die Festung gekämpft. Als das letzte Fort beschossen wurde, gelang es der Garnison, auf unterirdischen Gängen zu entweichen, so erzählte mir der Conserje und zeigte tief unter uns, jenseits vom Fluß, den alten Turm, aus dem die Soldaten der Erde entstiegen. Er zeigte mir auch unten in der Ebene das Feld, auf welchem General Martinez Campo stand, als er ein Pronunziamento veranstaltete und Alfons XII. zum König ausrief. Vor kurzem war „Don Alfonso" hier gewesen, betrachtete, an eben diese Brüstung gelehnt, lange die Stelle, auf der seinem Vater die Krone Spaniens wurde.

Die Sonne versank hinter den Bergen, die fernsten waren ein blaßblauer Hauch, maurische Türme und Mauern zogen sich nach der Stadt hinunter, tief unten lag sie, mit bräunlichen Dächern und Kuppeln aus dunkelbläulichen metalleuchtenden Kacheln.

Ich verabschiedete mich vom Führer, nahm unterhalb der Mauern einen Ziegenpfad. Auf dem ferneren Berggrat standen blaubeschattete, weiße Stationenkapellen und tiefdunkle Zypressen gegen die im abendlichen Glanz überflutete Ferne. Zwischen Steinblöcken, Kakteen, mächtig geästeten Johannisbrotbäumen kletterte ich hinunter. Vor dem stillen Städtchen führte ein Pfad zwischen frühlingsgrünen Weizenfeldern und blühenden Mandelbäumen. Im Sonnenuntergangsschein kam mir ein Schäfer mit seiner Herde entgegen. Am Weg lag eine verfallene Kapelle, daneben ein uralter Brunnen; Pilger haben sich einstmals dort gelabt.

III. Die „Lonja de la Seda".

Valencias Marktplatz, ein buntes Gewirr von Buden und Menschen, ein lautes Stimmengeschwirre und -gesurre. Hellflackerndes Licht, unter den aufgespannten Tüchern die braunleuchtenden Schatten der „Spanischen Schule"; alles wogte, drängte und sprach durcheinander. Über den Buden ragte ein prachtvoller Bau in die mitleidslos blaue Luft. Es ist die Seiden-

börse, die „Lonja de la Seda". Spanische Spätgotik, mit ihrem Überschuß der Motive, ihrer Überfülle der Ornamente, aber durch einen besonders vornehmen Geschmack in Zaum gehalten; eine gedrungene, gute Komposition. Unvergeßlich, wie im großen Saal die leichtgewundenen Säulen in kühner Verschmelzung in die Fächerrippen der Wölbung übergehen. Ein architektonisch fast bedenkliches Motiv, aber diese Säulen haben etwas organisch Belebtes, etwas Vibrierendes, mit schlanker Kraft gepaart. Ich dachte an einen Hain hochaufragender Palmen.

Noch bedeckt das alte, nachgedunkelte Fliesenornament den Boden, noch schließen die spanisch-arabischen Läden den Sonnenbrand aus. Ein reich mit Knaufen, Blattwerk und Tieren geschmücktes Portal führt in den Lonjagarten. So hatte ich mir einen altspanischen Garten geträumt. Schmale Wege, immergrüne, lorbeerartige Hecken, Orangenbäume im Schmuck ihrer herrlichen Früchte, Feigenbäume und Palmen. Unter ihnen Schwertlilien und Kallakelche, Heliotrop und persischer Jasmin, Rosen und Veilchen, alles blühte und duftete durcheinander, von der Sonne beschienen, oder im tanzenden Schatten der Palmen. Ein schlichter Garten, vermutlich nur von einem der Pförtner versehen, aber in uralter, bester Tradition.

Die Lonja steht auf der Stelle des ehemaligen Alkazar, allerwahrscheinlichst war hier der maurische Garten. Nach der Eroberung ging blutgetränkt der Cid hier umher, besah sich sachverständig und beutegierig die Pracht. Vor diesem Alkazar hat er eine seiner schlimmsten Scheußlichkeiten vollbracht: trotz seines feierlich gegebenen christlichen Ritterwortes ließ er unter dem Vorwand, alle Schätze seien ihm nicht ausgeliefert, den maurischen Herrscher vor dem Alkazar lebendig verbrennen. So hielt er es auch mit den maurischen Patriziern, die ihre Stadt heldenhaft verteidigt hatten; nur mit Mühe und Not bewogen ihn seine Hauptleute, nicht auch Frauen und Kinder zu Tode zu martern.

Hier packt einen das Cidproblem. In geschichtlicher Zeit lebte ein Söldnerführer. Treulos, habgierig und roh, seine grausame Gewalttätigkeit erregte selbst in jenen Zeiten Abscheu. Nur einige Generationen später entstanden die Gesänge vom Cid, und durch all diese Jahrhunderte, bis auf den heutigen Tag, bleibt die hehre und dabei menschlich nahe Gestalt des Helden die Verkörperung vornehmster Ritterlichkeit, das stolze Symbol der Nation, ihr Ruhmestitel, ihr Ansporn. Diese Lieder vom Cid haben Spanien sichtlich gehoben; jedes Land wäre glücklich, dieses einzige Volksepos zu besitzen.

Er war ein demütig ergebener Sohn der Kirche; das erklärt vieles, aber nicht alles; in seiner Persönlichkeit lag anscheinend Ungreifbares, das die Phantasie bezwang. Sie hatten ihn gehaßt, und doch erzählten am Herdfeuer alte Krieger ihren Enkeln eindrucksvoll vom großen Rodrigo Diaz Vivar, El Campeador, „Cid" genannt.

IV. Das Kastell des Santo Duque.

Ich befand mich in der Heimat der Borjas.

Jativa ist eine Stadt der Paläste. Fast jedes Haus der jetzt stillen Straßen hatte ein großes Wappen, ein vorstehendes Sparrendach, im oberen Geschoß die hierzulande charakteristischen kleinen Bogenfenster. Nach dem Patio, dem Innenhof, führte ein Durchgang mit schwerer Balkendecke, herrliche beschlagene Türen hatten getriebene Klopfer. Es ist der spanische Palaziotypus, nicht groß, nicht kostspielig, aber vornehm und gut. Vergebens suchte ich nach dem Stierwappen der Borjas, nach dem Stammhaus ihres Geschlechts. Endlich hatte ich es entdeckt; heruntergekommen, verfallen, von ärmlichen Leuten bewohnt. Im Hofe ein schönes, maurisch-spanisches Kuppelfenster aus guter Zeit. Als Hintergrund der großartig aufragende Felsenberg mit seinem zinnenreichen Kastell. Hier lebten sie als kleine Provinzedelleute, bis einer von ihnen Beamter Alfons I. wurde, nach Italien kam und als Calixtus III. den Stuhl des heiligen Petrus bestieg. Er, wie auch Rodrigo, sein Neffe, Papst Alexander VI., sind hier geboren. In Valencia sah ich Rodrigos Bild; er kniete vor der Maria — fromm sah er deswegen nicht aus. Ein kelto-iberisches Gesicht, rund, kräftig, mit der häufig vorkommenden langen Oberlippe. Ein zielbewußter, klugverwegener Mann. Aber packender ist noch ein anderes Borjabild. In der Mitte Maria mit dem Kind, vor ihr die Söhne vom Papst Alexander, schöne, prächtig gekleidete junge Männer. Don Juan Borgia (dies die italienische Form des Namens) kniet, den Rosenkranz in den Händen, vorn, sieht mit durchdringendem Blick seinem Bruder Cäsar ins Gesicht. Don Cäsar hat sein Schwert gezogen, streckt es dem Bruder entgegen, hat seinen Handschuh zu Boden geworfen. Am 16. Juni 1497 hatte man den Leichnam des Don Juan aus dem Tiber gezogen, alle Welt zieh — mit Recht oder mit Unrecht — den schrecklichen Don Cäsar des Brudermordes. Ein Schüler des San Leocadio hat das Bild gemalt, wer hat es bestellt? War es ein Sühnebild, vor dem eine Verwandte, die den Juan liebte und den Cäsar haßte, knieend die ewige Gerechtigkeit anrief? Neben der Maria steht San Domenico, der Inquisitor, der auch verborgene Sünden ermittelt. Unvergeßlich dies sich in die Augen sehende Brüderpaar: Don Juan, der kniend um Rache betet; Cäsar, der stolz sein Schwert überreicht. Vor dem französischen Kunstforscher Bertaux hat anscheinend niemand bisher auf das Bild geachtet, dieser suchte und fand den Schlüssel.

Damals, an der Schwelle des 16. Jahrhunderts, hat man den Fremden mit Stolz diesen alten Borjapalast gezeigt, das Geburtshaus des mächtigen und sündigen Heiligen Vaters. In Rom hat Alexander VI. gewiß oft seinen Kindern, der schönen Lucrezia, dem Juan und Cäsar, von Jativa, von diesem Vaterhaus erzählt. Einer seiner unehelichen Söhne kehrte nach Spanien zurück, ließ sich nicht weit von Jativa in Gandia nieder, gründete das zu hohem Ansehen gelangte herzogliche Geschlecht.

In Gandia, wohin ich durch ein wildschönes Bergtal abfuhr, erweckt der Name Borja einen uns fremden, ungewohnten Klang, erweckt nicht die

Erinnerung an Verschlagenheit, Gewalttaten und Wollust, sondern an Gottesliebe und Gottessehnsucht. Gandias größter Sohn ist der „Santo Duque", der heilige Franz von Borja. Ich stand vor dem kastellartigen Schloß. Im Hof erkannte ich die Freitreppe, auf Gemälden und Bildteppichen hatte ich sie schon mehrmals gesehen. Jedem Spanier ist die Szene geläufig, jeder weiß, daß hier der Sohn des großen Hauses Abschied nahm, ehe er auszog, um der Welt zu entsagen, sich seinem Heiland zu widmen. Auf den Stufen der Freitreppe drängten sich weinende Angehörige und Diener, der Herzog umschlang seinen Sohn.

Innen ein charakteristisches spanisches Barockschloß mit maurischem Einschlag. Schwere Kassettendecken und Balken, prächtige Bildteppiche an den Wänden, darunter Fliesen in farbig schimmerndem Glanz, und dieser einfache dekorative Schmuck zog sich auch um die Türen. Noch bis vor kurzem, wohl bis das Schloß den Jesuiten eingeräumt wurde, war das Zimmer des Heiligen vorhanden, der Schauplatz seiner Seelenkämpfe, seiner Träume. Im Namen der Pietät hat man diese erinnerungsgeweihte Stätte vernichtet, sie in eine neugotische Kapelle verwandelt (es ist die nämliche „Pietät", die seinerzeit Marie Antoinettes Zelle in der Conciergerie sinnig und geschmacklos umgestaltete, die in Sanssouci den Sterbestuhl des größten Königs entfernte und eine moderne Marmorgruppe an die Stelle setzte).

Die Stadtkirche mit gotischen Portalfiguren, mit Renaissanceschnitzereien trug überall das Borjawappen. Vor dem Chor standen schöne dunkle, wappengeschmückte Bänke; mit einem fein ziselierten, durchbrochenen eisernen Streifen war der verblaßte Purpursamt befestigt. Hier sah man sie steif und würdig sitzen, die Duques von Gandia.

V. Der Pfarrgarten von Elche.

Im Palmenwald von Elche wanderte ich umher. Am Weg lag eine große Zisterne mit graugrünem Wasser. Es öffnete sich der Blick auf das goldbraune alte Kastell mit seinen Wachttürmchen an den Ecken, wie auf die Ebene mit ihren blaufernen Höhen. Ein steiler Absturz, unten das Flußbett. Es kam eine Mühle, unter dem offenen Vorbau saßen Frauen und Mädchen in bunten Tüchern, Blumen im Haar, nähten und schwatzten. Kassiahecken mit den kleinen, goldgelben Bällchen dufteten betäubend — überall, so weit der Blick reichte, Palmen. Selbst in Afrika, selbst in Asien ist schwerlich ein solcher Palmenwald zu sehen.

Es war sehr eigenartig fremd. Im Grunde genommen sind andere Wälder schöner, haben tiefere Schatten, breite malerische Massen, doch kann schwerlich irgendein anderer Baum sich mit der Dattelpalme messen. Schlank, hoch, kräftig und doch geschmeidig ist ihr Linienaufschwung, federartig und weich, doch fast stilisiert ihre gleichmäßig vom Mittelpunkte aus sich hebende und senkende Krone, unerreicht ihr vornehmer Rhythmus. Einige waren von schwindliger Höhe, dazwischen schoß junger Nachwuchs empor, hier umgaben frische Triebe die Wurzeln. Gelegentlich eine feierliche Allee, zu beiden Seiten der farrenumdrängten Stämme plätschernde Bäche.

Dann kam ich auf ein schlichtes, weißes Haus. Der „Cura", ein würdig freundlicher Herr, stand an der Tür, sah, daß ich von der Hecke aus nach den Blumen lugte, und bat mich, in seinem Garten, solange ich nur wollte, umherzugehen.

Eine Idylle im Palmenwald. Orangenbaumpflanzungen, von Rosenhecken umrankt, an den Wegkreuzungen Töpfe mit hellgelben Ranunkeln, Palmenallee, Hecken von blutroten Geranien. Inmitten der Geranien setzte ich mich auf eine steinerne Bank. Von einer nahen Kassiahecke zogen süße Düfte, hinter ihnen wogte der Palmenwald. Mir kam der Gedanke an den geheimnisvollen „Elche"-Kopf im Louvre, jenes schönste Bildwerk Spaniens aus altersgrauer Zeit wurde ja hier gefunden. Vermutlich ein Grabschmuck aus dem fünften Jahrhundert v. Chr., gewiß nicht ohne griechischen Einfluß entstanden, und doch ein ungriechischer, überaus eigenartig fesselnder Typus. Den schmalen Kopf umfaßt ein schwerer, reicher Scheibenschmuck, er erinnert an den noch heute nach 2500 Jahren vorkommenden spanischen Kamm! Ein barbarischer schwerer Schmuck, um so überraschender das merkwürdig subtile Gesicht; diese anziehende junge Frau mit den fein differenzierten, schwermütig lächelnden Zügen erscheint eine Blüte edler Kultur. Solche Frauen hat der Künstler von Elche bewundernd geschaut.

Hinter den Geranien und Palmen sah ich die Gestalt des Cura. Er beugte sich über seine Artischocken, seine Ranunkeln, prüfte die Bohnen, beschnitt einige Rosenranken. Ein fremdes Pflanzenbild, dieser Garten inmitten der über hunderttausend Palmen, doch die nämliche friedlich-freundliche Gartenatmosphäre wie etwa in Graubünden oder Yorkshire, in Holstein oder in der Touraine.

Um das Haus blühten Akelei und Ringelblumen in grünen und blaubraun glasierten Töpfen. Der Cura bat mich, einzutreten. Ein behaglich einfaches, sauberes Zimmer. Im Hintergrunde ein von weißen Mullvorhängen getrennter Alkoven, dort ein Kruzifix, das Bett weiß verhüllt, zart und zierlich, als schliefe darin ein aus der Pension nach Hause gekommenes junges Mädchen.

VI. Malagas Burg.

Noch immer ragt die Alcazaba-Feste, wie seit den Tagen der Phönizier, der Römer und Mauren, beherrschend über die Stadt. Sie ist verfallen, vereinsamt. Nicht oft steigt ein Fremder in dieses verrufene Zigeunerviertel hinauf.

Eine alte rotbraune Ummauerung, die unteren Schichten aus den schmalen, langen „römischen" Ziegeln, bastionenartige Ausbauten. Innen verlassene alte Gebäude und Höfe. Ein Gewirr elender Behausungen; zwischen steinernen Bogen, Wehrgängen und Stufen huschten freche Gestalten. Unter dem Halbmond war dies der Mittelpunkt der reich-üppigen Stadt. Der verfeinerte Luxus ihrer Schlösser, ihrer Gärten war weit und breit berühmt. Noch steht nicht fest, ob ihr Name dem griechischen Wort für „angenehm"

oder der arabischen Bezeichnung „königlich" entlehnt ist; beide Deutungen ständen der Pracht dieser Mittelmeerstadt.

Dann nahte sich ihr Verhängnis, das christliche Heer.

Noch immer erhebt sich hier der Turm, auf welchem endlich, nach verzweifelter, heldenhafter Wehr, die Fahne von Aragonien und Kastilien wehte. Davor liegt, mit maurischen Toren geschmückt, ein freier Platz. Hierher wurde die unselige Bevölkerung entboten, hier wurde ihnen ihr Los verkündet: Hab und Gut wurden eingezogen; sie waren allesamt Sklaven! Ferdinand wählte hundert der stattlichsten Krieger, schenkte sie als pietätvolle Huldigung dem Papst. Isabella schickte als hübsche Aufmerksamkeit den Königinnen von Sizilien und Portugal die schönsten Jungfrauen, gab auch andere an Damen ihres Hofes. Der Rest wurde an die Heerführer, Ritter und Mannschaften verteilt. Und zwischen dem Menschenschacher wehte die Fahne des Kreuzes.

Isabella war das Ideal einer Landesmutter, war gewissenhaft, von Herzen gütig; Ferdinand war ein tüchtiger, sympathischer Mensch. Die gleichzeitigen Geschichtschreiber bringen diese Tatsachen ohne ein mißbilligendes Wort, erkennen das Walten des Allmächtigen in dieser Bestrafung der Heiden.

Rotbraunes, zerfallendes Gestein, eine fluchbeladene Stätte.

Lange Mauern verbinden den Alcazaba mit dem Gibralfaro; seit uralter Zeit ist dies der Leuchtturmberg gewesen, noch heute ein aktives Kastell. Diese spanischen Festungen wirken humoristisch. Nur nach Meldungen in der Stadt, nach Schreibereien und Gegenzeichnungen hatte ich die Erlaubniskarte erhalten. Unter den Trümmern jämmerlicher Häuschen suchte ich lange nach dem Aufstieg, fand endlich einen verkrümelnden Pfad. Offene Tore, friedliche Stille; endlich erschien ein Soldat, der bei meinem Anblick sich die Jacke überzog und mir höflich die Karte abnahm. Ich durfte ungestört umherwandern, stand bald staunend vor einem bewunderungswürdigen, nirgends erwähnten Durchgangsbogen aus arabischer Zeit. Fast ohne Zwickel ging der rechteckige, backsteinerne Raum in eine Kuppel über, anscheinend selbstverständlich; vorbildlich geschmackvoll ergaben sich Muster aus den sich nach oben verjüngenden Schichten der Backsteine und Kacheln. Eine bemerkenswerte Architektur; doch bleiben diese einfachen Reste maurischer Kunst fast unbeachtet. Die Stalaktiten-Kinkerlitzchen, die unechten gepreßten Ornamente des späten Alhambrastils sind berühmt, werden unselig oft nachgeahmt.

Herrlich die Aussicht auf das weite Meer, auf die bergige Küste. Malerische Schilderhäuschen aus der Barockzeit, Türme, Wälle, graugrüne Absinthsträucher und rosa Winden, von Schmetterlingen umspielt. Sehr malerisch; doch bei Syrakus wirkt die um zweitausend Jahre ältere Euryalus-Festung des Dionysius solider, kriegsmäßiger, moderner.

Auf einem kleinen Ziegenpfad ging ich draußen umher; steil ragten die Mauern empor, einige hatten noch ihre sarazenischen Zinnen. Dann ging ich hinunter nach der Plaza de la Victoria. Hier stand Ferdinands Zelt; als die Belagerung sich immer länger hinzog, der Mut der Angreifer abflaute, entbot Ferdinand seine schöne Königin zu sich. Isabella kam mit

glänzendem Gefolge, wurde mit Begeisterung empfangen. Aus allen Teilen des Reiches eilten vornehme Freiwillige herbei, um unter den Augen der Königin und ihrer Damen zu kämpfen. Die Blüte des Rittertums war versammelt. Unter den Anführern befanden sich die glänzendsten Ritter aller Zeiten, so Rodrigo, Ponce de Leon, Marquez von Cadiz, stolz und wagemutig, ein erprobter General. Von Ferdinand und Isabella wurde er hochgeehrt; nach einem glänzenden Sieg schickten sie ihm und seiner Gemahlin ihre königlichen Gewänder, bestimmten, daß diese vom Paare an jedem Jahrestag der Ruhmestat getragen werden sollten. Garcilasso de la Vega begann soeben die Augen aller auf sich zu ziehen; verwegen auf dem Feld, verfeinerter Kulturmensch, schwermütig, sinnig in seinen Gedichten.

Dunkel erhoben sich die Mauern und Türme des Gibralfaro gegen das Geflimmer der Luft. Heute nicht viel anders als während der Belagerung, da oben der Halbmond wehte und hinter jenen Zinnen der Befehlshaber, jener ebenso edle als kühne Hamet Zeli auf das Christenlager sah.

VII. Landwege in Andalusien.

An der Meeresküste erstreckt Malaga sich weit, endet in Gärten und Blumen. Blumen sind immer schön; hier waren es Kaskaden der magentaroten Bougainvillia, Heliotrophecken, Plumbago mit ihrem unsäglich zarten Lilablau, Büsche der orangerot blühenden Lantana. Im übrigen nüchterne, anspruchsvolle Villen; nur wenige einfach-altmodische hatten Stil, lagen am Ende einer Palmenallee, hatten buchsumgebene Beete.

Vorbei an steilen Felsenküsten hart am Meer. Ein strahlend sonniger Tag. Dieses spanische Mittelmeer ist jedoch nicht blauer, als bei wolkenlosem Himmel das von Rügen oder Schottland wäre. Nicht einmal habe ich hierzuland auch nur annähernd das Saphirblau der italienischen, der griechischen Meere erblickt. Wie hängt das zusammen? Niemand konnte es mir sagen. Die Schatten dieser prall in der Glut liegenden Felsen, die Reflexe der weißen Gebäude sind dunkel goldgelb durchleuchtet; es fehlen hier die violetten, purpurblauen Töne des Südens. Jene braungelben Schatten der altspanischen Galeriebilder sind weniger konventionell, als wir glauben. Seinen Farbenrausch hat Zuloago in Pariser Ateliers erlernt, nicht seinem Heimatland abgesehen.

In einem Fischerdorfe stieg ich aus, setzte mich an den Strand. Fischer waren an der Arbeit, stämmige, kräftige Menschen, bis oben entblößte braune Beine, farbige Hemden. Sie zogen am Tau ein anscheinend sehr weit draußen liegendes Netz herein. Die Arbeit war langwierig und schwer. Eine andere Mannschaft stach in See; die Schiffer sprangen in das Boot, ergriffen die Riemen und ruderten über das bewegte Meer. Am altertümlichen Steven des grün und gelb bemalten schweren Fahrzeugs hingen aufgeblähte Schläuche aus Schweinshaut. Es wirkte uralt homerisch; seit vielen Tausenden von Jahren ergeben hier die auf Fischfang, auf Abenteuer ausziehenden Männer ein wenig verändertes Bild.

Unterdessen war das Netz der anderen Leute hereingezogen; Frauen und Kinder strömten herbei; in der Sonne glänzten Hunderte von emporschnellenden, glitzernd sich windenden Fischchen.

Armes Volk, doch eine schöne Rasse. Auf den regelmäßigen Zügen der einen jungen Frau lag eine herrliche Strenge, mehrere der Kinder waren lachend und lieblich wie Murillosche Engel. Nur in den von Fremden aufgesuchten Orten (es sind nicht viele) wird man hierzulande angebettelt.

Ich ging weiter. Ein seichter Fluß; bis weit hinauf hockten Wäscherinnen mit gelben, roten und rosa Tüchern. Jenseits der kleinen Brücke ein rundes, zinnengeschmücktes Kastell mit einem hohen Aquädukt. Goldbraunes Gestein; an das Gemäuer nistete sich ein Häuschen mit weinberankter Laube. Ringsumher wehendes Schilf, große mattgraugrüne Kakteen, bunte Feldblumen, im Hintergrund blauviolette Berge. Nun kam eine Talsenkung. Am Fuß des Olivenbaumabhanges erhoben sich mächtige römische Pinien in hoheitsvoller Pracht. Es war feierlich still, kein Mensch zu sehen.

Mit der Kleinbahn fuhr ich weiter. Es kamen überaus fruchtbare Täler, Feigenbäume, Bananen- und Erdbeerfelder. Von der Endstation aus ging ich auf der Landstraße spazieren; vermutlich hat sie noch nie eine Dame begangen. Die Bahn ist ganz neu; was sollten „estranjeras“ auch hier suchen? Doch hatte dies unberührte, unverfälschte andalusische Landleben seinen eigenen Reiz. Vieles war genau wie bei uns: fleißige Arbeiter in Hemdsärmeln auf dem Acker, Lastwagen, Karren, gelegentliche Häuschen und Schänken am Weg. Dazwischen fremdartige Töne. Weite, fahle, gelblichgraue Zuckerrohrfelder, große knarrende Schöpfräder, mannshohe Hecken von Kakteen und Agaven. Bauern in ihren breitkrempigen andalusischen Hüten, auf Pferden und Maultieren, zur Seite buntgewirkte Satteltaschen, klassisch geformte Krüge.

Es kam ein verlockender kleiner Nebenpfad; ich schlug ihn ein. Der Weg war tief ausgefahren. Zu den Seiten ein Gewirr von blühenden Geranienbüschen und Kakteen. Dazwischen Granatbäume mit dem unwahrscheinlichen, sonst in der Natur kaum vorkommenden leuchtenden Orangerot ihrer Blüten. Alles wucherte durcheinander, alles war mit Blumen durchschossen; ich pflückte mir einen Märchenstrauß. Dann kam ich auf das Anwesen, und dies andalusische Bauernhaus war entzückend. Ein schneeweißes, niedriges Gebäude, ein Innenhof, leuchtend ultramarineblaue Türen und Fenster. An der äußeren Seite erstreckte sich ein Laubengang, davor der rundummauerte Brunnen, in buntglasierten Töpfen Ringelblumen, Balsaminen und Reseden. Ringsumher Feigen und Granatbäume und Hecken von rosa und rot blühenden Geranien. Ein unsäglich heiteres, farbenstrahlendes Bild, dabei einfach primitiv, die wahre Verkörperung eines poetischen Landlebens im Süden.

In hellster Freude wanderte ich weiter. Hier war eines jener milchweißen Häuschen fast unter der Fülle der magentaroten Bougainvilliablüten begraben. Hier erhob sich ein großes Schöpfrad an einem kastellartigen Bau, davor monumental prächtige Aloen mit geschweiften, gekrümmten, blaßbläulich-

grünlichen Blättern. An einem ausgelaugten, verwitterten Felsabhang waren die Gräser mit Feldblumen durchschossen. Hier kam ich wieder auf die Landstraße, und diese Landstraße war mit Rosenhecken umsäumt! Das habe ich noch niemals gesehen, eine große Landstraße mit Rosenhecken! Es war eine süßduftende gefüllte Art, blaßrosa mit tiefrosa Kelch. So blühten und dufteten sie zu Tausenden auf dem Weg, leuchteten im dunklen Haar der vor den vereinzelten Häuschen stehenden Mädchen.

Die Straße führte über einen raschfließenden grünlichen Fluß. Hier schlugen Nachtigallen in einem Silberpappeldickicht, Farne bedeckten den Boden..

Am nächstfolgenden Tag nahm ich die andere Richtung. Ein jämmerlicher Wasserlauf im breiten öden Flußbett führt den stolzen Namen: Guadalmedina. Die Brücke, die einst hinüberführte, ist zerfallen; so fahren Wagen durch das trübe Wasser, und Fußgänger benutzen einen schwankenden, auf Tonnen endenden Bretterfeg. Wahrscheinlich seit geraumer Zeit, denn zu beiden Seiten sind Buden und Tische errichtet. Zu meiner Befriedigung hatte ich eben in der Zeitung gelesen, daß die städtische Korruption Malagas nicht länger zum Himmel schreien sollte. Mit einem eisernen Besen würde ausgefegt werden. Das Geschenk, das unser Kaiser aus Anlaß der den Überlebenden der „Gneisenau" freundlichst gewährten Hilfe spendete, werde zum Brückenbau verwendet. Der Gobernador civil war soeben nach Madrid berufen worden, die „escandalosa administracion des Ajuntamiente" werde untersucht. Es war auch Zeit.

Am Fluß entlang ging ich das Tal hinauf; bebaute grüne Abhänge, freundliche Häuschen auf der Straße. Die Männer mit breitkrempigen Hüten, junge Frauen und Mädchen ausnahmslos mit Blumen im Haar. Alle Gegenden des südlichen Spaniens verschönt dieser einfache lieblichste Brauch.

Am Eingang der Besitzung San José war eine Heiligennische an einer grau wirkenden Wand. Als ich näher zusah, bestand diese graue Masse aus entfärbten Votivgeschenken, dem heiligen Josef zu Ehren. Alle ordentlich nebeneinander aufgestapelt: Männer, Frauen, Kinder, Pferde, Ochsen, Glieder, unendlich viele Herzen, dann Krücken und Beinschienen und, am rührendsten, abgeschnittene Haarzöpfe, noch immer leuchtend schwarz und weich.

Eine Allee führte auf das hellgelbe, gut klassizistische Haus. Ein kleiner Junge führte mich im Parkgarten umher. Er wird außerordentlich bewundert. Mich betrübte seine neunzehnjahrhundertliche Stillosigkeit. Es war der sogenannte „englische" Garten, und dieser ist ja, wie man jetzt drüben auch einsieht, mißverstandene Nachahmung chinesischer Motive. Was hätten gute frühere Zeiten hieraus gemacht! Denn wundervoll waren die tropischen Bäume und Blüten. Mächtig schossen die Palmen, Yuccas, Gummibäume hervor; gewaltige Magnolien breiteten sich aus. Der Boden war mit Immergrün und anderen Rasenpflanzen bedeckt, ein Abhang mit rosa Geranien. Da gab es schattige Steineichen, Pinien, Rosenbüsche; Schnittblumenbeete mit herrlichen großen, rot und weiß und purpurnen Amaryllen, und eine merkwürdige Lilienart mit indigo und flammengelben Blüten. Inmitten dieser exotischen Fruchtbarkeit sangen die Nachtigallen ihre Lieder.

Etwas weiter hinauf kam die Concepcion, dem Marquez di Casa Loring gehörend. Aus dem Park von San José führte eine kleine Gartenpforte zur anderen Besitzung, erzählte von freundlichnachbarlichem Verkehr. Dies hier ist eine noch größere Anlage, hat sehr gute Partien, so eine Palmenallee, welche sich zwischen einem Zitronenhain und einem Pinienabhang erstreckt, so der von Bougainvilliablüten umwucherte Laubengang am klassizistischen Schlößchen. Von der Terrasse sah man über Palmen- und Magnolienwipfel auf das ferne Meer, auf Malagas hochliegende Kathedrale.

Ein Tempelchen hatte klassische Altertümer; ringsumher kommen sie oft zutage; hier in diesem schönen Bergtal lagen in römischer Zeit die Lusthäuser der Großen. Vor einem erhöhten, palmenbeschatteten Platz standen Bänke — ein Naturtheater. Hier haben die Töchter dieser Landschlößchen Calderonsche und Lope de Vegasche klingende Verse gesprochen. Vielleicht war ihr Können ungenügend, ihre Schönheit und Anmut genügten. Die Schönheit und Anmut der Südspanierinnen hat jeder gefeiert und keiner übertrieben!

In der Nähe des Tempelchens spiegelten sich einige Statuen im steinumfassenden Teich, einige marmorne Ruhebänke schimmerten weiß im Piniendunkel. Wunderbar die Üppigkeit! Quellwasser rieselte die Abhänge hinunter, kleine Naturbrücken führten über plätschernde Bäche. Nur etwas Tradition, nur das einstige Gefühl für Rhythmus, für Linien, und diese Gärten wären bezaubernd, sinnverwirrend.

An der Landstraße lag eine bescheidene „Tienda“, ländlicher Laden, der auch Landwein führte. Ich erbat mir ein Glas und setzte mich draußen an ein Tischchen. Der Märchenlilie, welche mir der Gärtnerjunge abgeschnitten hatte, mißfiel die Sache, sie verschloß, prinzessinnenhaft eigen, ihre wunderbaren geschweiften indigo- und flammenfarbigen Blätter. Mir war es ganz behaglich; das Mädchen wischte sorgfältig den Tisch, brachte in sauberen Gläsern auf sauberen Tellern ein großes Glas Wasser, ein kleines Glas mit goldgelbem Wein. Ein herrliches Gewächs, feurig und doch mild und rund, einem König hätte man ihn vorsetzen dürfen, wurden auch nur zehn Centimos dafür verlangt.

Nun ging ich einen kleinen Seitenpfad hinauf und fand auf halber Höhe den nach Malaga führenden Wasserleitungsweg. Ein schmaler Fußpfad war zur Seite der steingefaßten Villen ins Gras getreten. Es war ein unvergeßlicher Gang. Gleich zu Anfang eine vollendet komponierte Landschaft. Vorn der gurgelnde Wasserlauf, Blumen, blühende Sträucher, ein Pinienhain, tiefer unten ein olivenbedeckter Hügel mit einem Sommerhäuschen des 18. Jahrhunderts. Jenseits vom Flußtal Pinienwaldhöhen, in der Ferne tiefblau beschattete Berge.

Zwei Stunden lang verfolgte ich den Aquädukt, gedachte jenes wunderbaren Weges an der Wasserleitung des Hieron in der Epipolaeebene von Syrakus, auch hier der Klang des rauschenden Wassers, in der Ferne die Stadt, das Meer. Habe ich jedoch irgendwo in der Welt so viele Blumen gesehen wie hier? Am Weg blühten nicht nur unsere bescheidenen deutschen Rainpflanzen: Felderbse, Wegerich, Ochsenlippe, Kamille, sondern auch noch,

fast ebenso wild wuchernd, gefüllte Rosen, Orangenblüten, Mittelmeerginster, Granaten, Aloen, Kakteen; neben hyazinthenähnlichen interessanten Orchideen blühten unsere liebliche blaue Braut in Haaren, rosa Winden neben fremdartigen Akazienbäumen.

Der Pfad führte nicht nur am Aquädukt, sondern öfters auf demselben, während die 30 Fuß hohen, graugrünen, verschimmelten Steinbogen kleine Einsenkungen und Täler überspannten. Man mußte schon schwindelfrei sein. Ab und zu kam eine Hacienda, weiß, von Margeriten und Geranien belebt; eine wurde von Mispelbäumen mit gelben Früchten umstanden, eine andere von Aloe und Schilf. Überaus reizvoll waren Zisternen am Weg. Eine gehörte zu einer alten grauen Villa, Rosenhecken umwucherten das Gestein. Ein schlankes, junges hellgekleidetes Mädchen schöpfte Wasser; Rosen und Mädchen spiegelten sich in der ruhigen Fläche.

Es war sehr einsam, nur selten war ich einem Landmann begegnet. Wie bei uns hatten diese brave verarbeitete Züge, wie bei uns wünschten sie mir freundlich „Guten Abend". Ich hatte mir vorher meine Diamantohrringe abgenommen, schämte mich dieser schlappen Feigheit und tat es niemals wieder.

VIII. Granada.

Die Burg.

Spät abends war ich in Granada angekommen. Als ich aufwachte, hörte ich Nachtigallengesang. Vom Bett aus sah ich durch das offene Fenster auf einen alten Festungsturm der Alhambra. Es ist der Siete Suelos-Turm, wahrscheinlich jener, durch den der letzte König zum letzten Male ritt. Auf seine Bitte wurde das Tor nachher zugemauert. Der braune, verkrümelnde Turm gibt die Stimmung; alle Klänge Granadas werden von der Klage um die verlorene Herrlichkeit durchtönt.

Durch den herrlichen Ulmenhain ging es nach der Alhambra. Noch immer sind die meisten ihrer Mauern, Wälle, Bastionen und Türme erhalten; noch immer hat sich der Festungscharakter bewahrt. Als Ferdinand und Isabella den Krieg erklärten, war die Burg wohlverproviantiert; kriegsgerüstet zählte die Besatzung allein 20000 maurische Ritter. Sie war damals uneinnehmbar, die größte Festung der Welt. Im ungerechtfertigten Vertrauen auf das Wort der Christenherrscher wurde sie geräumt.

Am Eingang steht die Puerta Judiciara, das Tor der Gerechtigkeit; ein gewaltiges Gebäude. In der Halle saßen die granadischen Könige oder ihre Vertreter zu Gericht. Uralte orientalische Tradition. Sagt nicht Moses: „Richter sollst du dir setzen in allen deinen Toren." Über einem Hufeisenbogen ist eine Hand zu sehen, über dem anderen Bogen ein Schlüssel. Diese Hand, so glaubte man, würde den Schlüssel ergreifen, nähme das Maurenreich ein Ende. Jede Generation hat diese phantastischste aller Königsburgen mit Legenden geschmückt. Als Anne Lady Fanshawe, Gattin des Botschafters Karls II. von England, Verfasser liebenswürdignaiver Memoiren, bewundernd vor dem Tore stand, deutete man ihr diese Zeichen. Wenige

Tage vor der Übergabe von Granada, so sagte man, habe der Maurenkönig, einen neuen Bogen prüfend, aus Versehen den steinernen Schlüssel über dem Tor angeschossen. Der Stein bröckelte ab und fing sich in der steinernen Hand.

Ein prächtiges Tor; vom ersten Jussuf, dem großen Bauherrn, um die Mitte des 14. Jahrhunderts errichtet. Diese Festungsgebäude, diese Tore muß man betrachten, um der islamischen Kunst gerecht zu werden. Hier wie in der folgenden Puerto del Vino einfach wuchtige Flächen, durch sparsame, überaus geschmackvolle Ornamente belebt. Gepreßte Tonkacheln, Friese führen zu den Zwickeln, darüber das anmutige arabische Doppelbogenfenster, mit orientalisch wirkenden Holzläden verschlossen. Noch hat das Tor der Judiciara seine gewaltigen, eisenbeschlagenen Torflügel erhalten. Es sind die nämlichen Türen, welche sich vor den ruhmbedeckten Kriegern wie vor den verzweifelten, von einer verlorenen Schlacht heimkehrenden, öffneten und schlossen. Unter dieser Torwölbung haben die Pferdehufe all der Maurenhelden geklirrt. So El Zagal, der „Schrecken der Christen", noch im hohen Alter ein gefürchteter Krieger, so der gewaltige Recke Tarfe. Bis in das spanische Lager war er gesprengt, hatte vor Isabellas Zelt als Herausforderung seinen Speer geschleudert. Boabdil ist nicht nur durch seine vielbesungenen Abschiedstränen und Abschiedsseufzer zu verstehen. Von Kindheit auf wurde er „Unglücksvogel" genannt, war unschlüssig, neigte zum Paktieren, zum Vermitteln, jedoch ohne Geschick. Er war kein Feigling, hat sich oft glänzend im Feld bewährt; er, der diesen angestammten Thron nicht zu wahren vermochte, fiel im Herzen von Marokko als alter Mann tapfer kämpfend in mörderischer Schlacht. Neben ihm steht eine prächtige Frauenerscheinung, seine Mutter Aisha. Eine vornehme Maurin; man nannte sie „Die Keusche" wegen der makellosen Reinheit ihres Wesens. Aber sie war noch mehr, sie war willensstark und stolz. Ihr Gatte, der König Abul Hassan, der blutige Niederwerfer der ihm gefährlich erscheinenden Abencerragen, wandte sich einer als Kind gefangengenommenen schönen Spanierin zu. Isabella de Solis wurde Zoraya, die Morgenröte, genannt. Als sie ihm zwei Söhne gebar, wollte sie diesen die Thronfolge sichern. Dort ragt mächtig der Comares-Turm. In diesem wurde Aisha mit ihrem ältesten Sohne, Mahomet Abdalla — im Mund der Spanier ist daraus Boabdil geworden — gefangengehalten. Eines Nachts ließ Aisha sich mit dem Kind an zusammengebundenen Tüchern an der äußeren Festungsmauer hinunter. Andere von Abul Hassans Söhnen, ob die der Aisha oder seiner Nebenfrau ist ungewiß, wurden in diesem Palast ermordet. Noch heute sieht man in einem Saal auf dem Marmorboden dunkelbraune Flecken — im 16. Jahrhundert wurden sie als Blutspuren der hier auf Geheiß der Isabella de Solis hingemordeten Prinzen gezeigt. Später verschwamm diese möglicherweise richtige Überlieferung mit der sagenhaft zugespitzten Ermordung der Abencerragen, und nach diesen wird der Saal noch heute genannt.

Geradezu geht es nach dem Palast, hier an den Mauern entlang zur Feste, der Alcazaba. Vor mir lag die unterirdische Zisterne mit ihrem eiskalten Wasser. In langen Reihen zogen hierher die Wasserträgerinnen

vom Palast, um ihre Krüge zu füllen. Ringsumher Myrtenhecken und blühende Akazien, Rosen und Syringen. Auch die kommenden Festungswälle sind mit Blumen gefüllt. Zwischen der alten Zinnenbrüstung und den gewaltigen Mauern erstreckt sich ein schmaler Garten von bestrickender Schönheit.

In den buchsgefaßten Beeten blühten Lilien und Levkojen und spanische Iris. In ihrer Mitte schoß ein schimmernder Strahl empor, fiel in murmelndem Rhythmus in das Becken hernieder. Die braunen Quadersteine der Mauern sind von rankenden Rosen bedeckt; goldrote Orangen leuchten aus den hochgezogenen Orangenbäumen, lassen nur Raum für einen Renaissancebrunnen aus hellgrauem Stein.

Auf den alten Stufen ging ich auf die Torre de la Vela, Hauptturm der Festung, Wahrzeichen der Stadt. Unsäglich schön ist der Blick auf die Ebene, auf das mächtige Gebirge. Wie die baumbestandenen Felsen herabfallen, die Stadt zu ihren Füßen in die vom Fluß durchschimmerten grünen Fluren übergeht; wie das Hochgebirge sich auftürmt, graublau gegen die durchstrahlte Luft, dies Zusammengehen, diese Steigerung der Linien bildet eine der glänzendsten Landschaftsbilder der Welt. Mit Taormina, mit Ravellos Pracht zu vergleichen, aber keine dieser Stätten hat auch nur annähernd den bestechenden Zauber der granadischen Geschichte. Auf den Berggipfeln sind noch maurische Burgen zu sehen; eine nach der anderen hatte sich nach verzweifeltem Kampfe ergeben. Dort unten lag das spanische Lager von Santafé. Während des langen Krieges ist auf jedem Zollbreit dieser Ebene Blut geflossen. Muß Krieg sein — und bisher sind kriegmeidende Völker entartet — dann ein schöner Krieg, und einen „schöneren" hat es nie gegeben. Alles, was die Herzen höher schlagen ließ, war vorhanden. Dort das leidenschaftliche Verlangen, für die Sache Gottes zu kämpfen, das einstmals ihren Vorfahren entrissene Land zurückzuerlangen, hier auf der Festung der Wille, für den Halbmond, für die schöne Heimat das Leben zu lassen. Auf beiden Seiten ritterlichster Mut, die vollendetste Kriegskunst ihrer Zeit, auf beiden Seiten eine Herrlichkeit der Lebenserscheinung wie rauschende Musik. Bei den Mauren die größte, bereits späte Verfeinerung, bei den Spaniern die robustere Kraft, die staatsmännische Notwendigkeit der Einigung des Reiches. Nicht edler, gewiß treuloser als die Unterliegenden, stand doch hinter ihnen weltgeschichtliche Logik.

Auf diesen Turm stieg am Tage der Übergabe der große Kardinal Don Pedro von Mendoza, „ein Mann der Tat, ein Staatsmann in der mittelalterlichen Maske des kriegerischen Prälaten", König Ferdinands unzertrennlicher Begleiter und Waffengefährte. Sein Bild zeigt energische, lebhafte Züge, einen feinfühligen Mund. Die Hände, die so oft das Schwert umfaßten, waren klein und beweglich. Er verehrte schöne Frauen, hatte drei Söhne von Damen des Hofes. Bildung war bei den Mendozas erblich. Sein silbernes Kreuz ließ er neben dem Banner Kastiliens und des Santiago hissen. Das Kreuz ist noch heute im Sagario von Toledo zu sehen. Als es in der Sonne als Siegessymbol erglänzte, schrie das unten in der Ebene harrende Heer vor Aufregung und Freude. Ferdinand und Isabella knieten nieder und dankten Gott.

Mit klopfendem Herzen ging ich im Palast umher. Noch immer heißt er und ist er der „Palacio arabe“. Ungestört kann man Tag für Tag dort verweilen. Früher ersah man in diesem späten, überreichen Alhambrastil den Höhepunkt der mohammedanischen Kunst. Noch immer wird er von den vielen frenetisch bewundert, noch immer leider nachgeahmt. Jene, welche die frühe Kunst des Islam, die Pracht des byzantinisch-arabischen Mosaikschmucks kennen, stehen diesen wohlfeil gepreßten Gipssurrogaten skeptisch gegenüber, verkennen dabei doch leicht ihr geistreiches, immer verschiedenes Linienspiel; auch übersehen sie die gediegene Vornehmheit der eigentlichen Architektur. Wie die Türen angebracht sind, die Fenster, wie das Dach hervorsteht, der Brunnen sich erhebt, der Teich eingelassen ist, die kleinen Nischen am Eingang versenkt sind, die Raumverteilung, die Wölbungen, die Größenverhältnisse . . . das alles ist vorbildlich, einfach und gut.

Sinnverwirrend umdrängen einen die Gestalten. Dort im Gesandtensaal, an jener Stelle, war der Thron. Hier saß der alte Wüterich König Ab ul Hassan: vor ihm stand der spanische Ritter Don Juan von Vera und verlangte im Namen von Ferdinand und Isabella den fälligen Tribut. Ab ul Hassan antwortete: Die Könige von Granada, welche den klingenden Goldtribut zahlten, seien tot. Von jetzt an würden hier nur Schwertklingen und Lanzen gemünzt. Juan von Vera verbeugte sich und verließ den Raum. In den Löwenhof tretend, betrachtete er den schon damals berühmten Brunnen, kam mit den maurischen Rittern in ein Gespräch, das sich bald auf dogmatische Gebiete erstreckte. Er war der geistreichen Kasuistik der Araber nicht gewachsen, sah in schweigendem Zorn, auf sein Schwert gelehnt, umher. Da erlaubte sich ein Abencerrage eine witzige Schmähung der „unbefleckten Empfängnis“. Der Spanier konnte sich nicht länger beherrschen, nannte ihn Lügner, schlug ihn mit der Degenscheide über den Kopf. Empört zogen alle das Schwert. Der Tumult drang zum König. Ab ul Hassan erklärte den Botschafter für unantastbar, ließ ihn mit aller Höflichkeit geleiten, schenkte ihm eine Damaszenerklinge mit Achatgriff, mit goldener Scheide.

Nicht vierzehn Jahre später tagte die letzte Versammlung im selben Saal. Boabdil saß blaß auf dem Thron; die Bedingungen der Übergabe wurden verhandelt. Muza, der große Reitergeneral, Abgott seiner Untergebenen, Vorbild aller jungen Ritter, sprach leidenschaftlich für die Fortsetzung des Kampfes. Die anderen, Herrscher wie Untertanen, waren unsicher; sie murmelten: Gott ist groß, sein Wille geschehe. Muza warnte, den Versicherungen der bis an das Mark falschen Christen zu trauen. Diese Übergabe sei das letzte schmachvolle Elend. Sie wiederholten: Gott ist groß, sein Wille geschehe. Da verließ Muza den Gesandtensaal, ging über den Löwenhof durch das Tor der Gerechtigkeit hinaus. In voller Rüstung bestieg er sein Lieblingspferd und jagte durch die Stadt. Am Ufer des Genilflusses traf er ein Häuflein spanischer Ritter. Er griff sie wutentbrannt, verzweifelt an, schlug mehrere zu Boden. Tödlich getroffen, warf er sich endlich in den Fluß, wurde von der Rüstung hinuntergezogen.

All die Generationen über haben in hingerissener Bewunderung die ver-

schiedensten Menschen hier am Löwenbrunnen gestanden, haben die sich ringsumher öffnenden Prachthallen angestaunt. Diese sonnengetönten Alabasterplatten, diese in bläulich grünen Lichtreflexen spielenden Kacheln, diese reicheingelegten hölzernen Türen hat der Tiroler Ritter und Sänger Oswald von Wolkenstein besungen. Der Erbauer, sein königlicher Gastfreund Jussuf I., hat sie ihm gezeigt. Einer der romantischsten deutschen Fürsten, der abenteuernde Friedrich von der Pfalz hat hier Karl V. besucht, wehmütig seiner Liebe zu dessen Schwester gedacht. Friedrich war ein Kunstkenner, ein glänzender, gewandter Ritter, eine schönvornehme Erscheinung. Am Löwenbrunnen wiederum gab Chateaubriand, ehe er nach Palästina reiste, sich mit seiner angebeteten Gräfin Noailles, späteren Herzogin Mouchy, ein Stelldichein. Er blieb aber lange aus. Als er eintraf, hatte sie sich mit einem anderen die Zeit vertrieben. Dieser war gestorben. So fand er sie in Trauer und Tränen und mußte sie trösten. Er hatte es sich anders gedacht.

Die Palastmauern fallen hart ins Tal hinab. Noch weit erstreckt sich die Festung. Es wurde einsam und still. An den gewaltigen Mauern hing dunkler Efeu; gelegentlich kam ein altmaurischer Aquädukt, gelegentlich rankten sich Rosen über die Zinnen. Mächtig ragten die Türme empor; sie verkörpern das Einzigartige, das Einzigartige der Alhambra. Außen streng, eine der Welt trotzende Burg, innen zierliche Räume. In letzter Verfeinerung der subtile Schmuck; verworren und doch mathematisch genau verstricken sich die kunstvoll aufgelösten Ornamente. Die Formen sind gebrochen und verzweigt, und doch ist die Wirkung eine geschlossene, dank der harmonischen Verteilung des Raumes.

Auf den hohen Teil des Burgfelsens klimmend, wanderte ich unter raschelnden Pappeln und blühenden Akazien; es reckten sich Aloehecken aus den Gräsern. Hinter ihnen lag die Sierra Nevada; gewaltige Berge, mit Ausnahme der Alpen die größten Europas. Und immer wieder kamen braune, verkrümelnde Mauern und Wälle, die Türme der Burg.

IX. Granada.

Die Gärten.

Würde ich 100 Jahre alt, nie könnte ich den Garten von Generalife, den Sommergarten der maurischen Könige, vergessen!

Flieder- und Weißdornhecken, dann ein Zypressengang, zwischen tiefdunklen Bäumen lugten lilaviolette Schwertlilien hervor; darüber erhoben sich die Berge von Nevada, es leuchtete der ferne Schnee. Zu beiden Seiten plätscherten die Wasserläufe, durchzogen die Huerta mit ihren Feigen und Reben und Oliven. Vor dem Eingangsportal warfen mächtige Kastanien ihre Schatten auf die geweißten Mauern. Und von hier aus ging es in den Gartenhof. Es ist wohl einer der ältesten Gärten der Welt, der des Vatikan, jener der Villa Barberina mögen noch weiter zurückgehen, sonst wenige. In der Mitte floß der Kanal mit rauschendem, klarem Wasser; weiße Lilien neigten sich herüber, Rosen und Levkojen, Löwenmaul und Skabiosen wucherten inner-

halb der Myrtenhecken. An den Wänden zogen sich bis hoch hinauf Rosen und Orangen.

Den Hof umgrenzten Wandelhallen mit zierlichen Bogen, mit Stalaktiten, mit Reliefornamenten, gelegentlich weiß übertüncht, aber, Gott sei es gedankt, nicht restauriert. Unter den Bogen stehend, sah ich vor mir im Morgensonnendunst die Alhambra, Granada, die Vegaebene, das Gebirge. Ein visionhaft schönes Bild. Es sind die alten Fenster, die alten Decken, die alten Mudejarfliese. Gewiß ist manche Herrlichkeit vernichtet, ist manches im Laufe der Zeit hinzugekommen, doch naturgemäß bescheiden, ohne fälschende Absicht. Erst Sommerpalast der Könige, dann den Statthaltern der katholischen Könige überwiesen; der erste dieser war Graf von Tendilla, der gewissenhaft und wohlwollend sich seiner maurischen Untertanen annahm. Seine Tochter war Maria Padilla; jeder Spanier kennt diese heldenhafte Frau, weiß, was sie in Toledo im Kampf der Communeros geleistet hat. In diesem Zaubergarten hat sie als junges Mädchen gelebt, konnte das Große und das Schwere ihrer Zukunft nicht ahnen. Es folgte Don Pedro von Granada, ein Renegat, aus vornehmstem, arabischem Geschlecht. Noch immer gehört Generalife seinen Nachkommen, hoffentlich noch lange. Sie wünschen sich keinen archäologischen Kitsch, keine Seidl-Romantik. Schlicht und recht werden die Gebäude instand gehalten oder erneuert; einfache Gärtner lassen sie nach der Väter Weise gewähren, und der maurische Garten wird von Wassergerieſel, von Blumen und Duft erfüllt.

Der guten Tradition zufolge gab es kleine Gärtchen mit Buchshecken, Rosen, Zypressen und Flieder; je nachdem man Sonne oder Schatten suchte, je nach dem Augenblickswunsche wählte man sich das eine oder andere Blumenreich. Hier lag der Garten der Sultanin, von rosenbedeckten Mauern umgeben. Hunderte von Rosen — nein, Tausende blühten, das Sonnenlicht war von ihnen durchduftet. Die Blätter der hellgelben und purpurroten und weißrosa Blüten rieselten herunter, kreisten auf dem dunklen Wasserspiegel, lagen auf den grünbraun bemoosten Mosaikwegen, auf den alten Myrtenhecken. Rosenmauern! Der Venetianer Navagiero hat sie hier im Generalife-Garten gesehen, ließ sich in seinem Garten in Murana auf den Wänden, „wie es in Spanien geschieht", Rosen ziehen. In der Mitte war ein steingefaßter Wasserteich, ein Marmorbrunnen, dunkelbraun und feucht. Durch die funkelnden Wasserschleier schimmerte das Rosenrot der Rosen. Wasserkanäle murmelten und rieselten zwischen den Buchshecken; unter den Blumen überwog das Purpurblau der Akeleistaude. Eine Bank stand unter dem uralten Zypressenbaum; er kann sehr wohl noch der Maurenzeit entstammen. So erzählt man, daß, unter diesem Baum sitzend, das schuldige Paar, der Abencerragenritter und die Lieblingsgemahlin des Königs, belauscht worden seien.

Verschwiegen, verschlossen, rosendurchduftet, ein Frauengarten. Die schönen Frauen der Alhambra, ihre „golddurchwirkten Schleiergewänder" wurden besungen. Es waren noch nicht die stumpfen Haremssklavinnen der späteren Verfallzeit. Nachher hat der Islam niemals den Frauen eine

solche Freiheit, Ausbildung ihrer Persönlichkeit, intellektuelle Vertiefung gewährt als in dieser Hochblüte seiner Macht und seiner Kultur. Von den Sarazenen haben anscheinend die provenzalischen Ritter als erste in Europas schwärmerische Frauenverehrung, ritterlichen Minnedienst übernommen.

Von den Frauen selbst, die hier unter den Zypressen saßen, wissen wir einiges. Die granadische Dichterin Haffa war wegen ihrer Schönheit und ihres Geistes berühmt. Sie liebte einen Dichter; da der allmächtige Statthalter von Granada ihr nachstellte, war sie zur strengsten Vorsicht genötigt. Wo die arabische Zunge erklang, in Damaskus, im fernen Indien, kannte man ihre Antwort an den Geliebten, als dessen Sklave ihr sein um eine Zusammenkunft flehendes Gedicht überbrachte. Aus dem Stegreif antwortete sie im gleichen kunstvollen Silbenmaß, sich derselben Reime bedienend! Ihre Antwort erklang wie eine Absage, bezeichnete in Wirklichkeit ein Stelldichein in einem Gartenhaus zur kommenden Nacht.

X. Die Terrasse über der Ronda-Schlucht.

Die alte Stadt Ronda hat nicht nur ihre stupende Schlucht, sie hat auch ihren architektonischen Stil. Kleine weißgetünchte Bürgerhäuser, das bescheidene Tor hat Säulen, hat oft noch bis in das 18. Jahrhundert einen spätgotischen Bogen. Darüber ein an Deutschland erinnerndes Erkerchen; doch haben die mit Eisenstäben versehenen Fenster maurische Holzgitterläden. So stehen diese alten weißen Häuser in Reihen. Eines war etwas anspruchsvoller, war schon eher ein Palacio im bescheiden spanischen Sinn. Das Tor stand offen; ich sah hinein. Eine anständig einfache Frau sagte, es sei die Casa de Mondragon; ich solle näher treten.

Eine schlichte Halle, Holzläden, Stufen, um aufs Pferd zu steigen, eine malerische, unberührt erhaltene Mudejar (spanisch-maurische) Balkendecke. Dann kam der Patio, von Loggien umgeben; steinerne Säulen, zierliche flache Backstein- und Kachelornamente. In der Mitte ein Renaissancebrunnen mit kühngeschwungenem schmiedeeisernem Aufsatz. In diesem stimmungsvollen Hof duftete weißer persischer Jasmin; rotgelbe Trompetenblumen rankten sich um die steinernen Säulen. Ein schmaler Gang führte mich auf eine Terrasse; strenge, dunkle Zypressen, davor zitterten die rosa Blüten eines Judasbaumes. An der Mauer standen milchweiße Schwertlilien; Orangenbäume erhoben sich über dem Geranke hellgelber Rosen. Von der Brüstung sah ich hinunter auf die Schlucht. Ein unerhörter Spalt. Tief, tief unten schäumte und schwoll der dunkelgrünblaue Tajo; auf unglaubwürdig hohen Bogen ruhte die alte Brücke.

Den gleichen Blick genoß ich von dem oberen Terrassenzimmer. Früher war es wohl das Prunkgemach; ringsumher gelblichblaue Fliesen, eine besonders reich geschmückte Balkendecke. Nichts restauriert, kaum etwas verfallen, von bescheidenen ordentlichen Leuten bewohnt, durch die Jahrhunderte abgetönt, in verblaßter Schönheit erhalten. Ein harmonisches Beispiel der Paläste aus der großen Zeit um 1500, vornehm und doch

wohnlich-schlicht. Aus solchen Häusern zogen Gatten und Söhne aus, um die neue Welt zu erobern, um für ihre Könige in den Niederlanden, in Deutschland und Italien zu kämpfen. Nur ein Sohn der Stadt ist mir gegenwärtig — keine besonders anziehende Gestalt. Aus Ronda stammte der junge Don Fernando de Valenzuela. Als Page des Herzogs von Infantado kam er nach Madrid, wurde dort Günstling der Königin Marianna von Spanien, der Witwe Philipps IV. Genau kennen wir aus den vielen Velasquezschen Bildnissen ihr rosa geschminktes, trotzig-mürrisches Kindergesicht. In der Valenzuela-Zeit hat Carreno sie in der nonnenhaften Witwentracht gemalt. Sie wirkt noch etwas phlegmatisch, aber energisch. Der Günstling war liebenswürdig und geschickt, wurde Oberstallmeister, Grande von Spanien, Ministerpräsident. Dann war das Maß seines Glückes voll. Der alte Adel tat sich gegen ihn zusammen; er wurde gestürzt, nach den Philippinnen verbannt; dort konnte er der Zeit des Glanzes gedenken, erinnerte sich dann auch seiner Heimatstadt an der gewaltigen Schlucht. Ehe er sie als ehrgeiziger und blutarmer Junker verließ, verabschiedete er sich auch gewiß hier, in der Casa de Mondragon.

XI. Die britische Trotzburg.

Nachts kam ich in Algeciras an, hier am Bahnsteig waren vor wenigen Jahren die Diplomaten ausgestiegen. Sämtliche in einer gewissen Erregung; es galt, Kränze zu erringen oder den Ruf zu verlieren. Aus aller Herren Ländern waren sie hergeeilt, wie einstmals zum Turnier.

Morgens fiel mein erster Blick auf Gibraltar. Jenseits der großen hellschimmernden Bucht ragte löwenhaft der Felsen empor. Ich fuhr hinüber. Immer näher rückte der Burgfelsen, immer malerischer mit seinen alten Befestigungen aus maurischer Zeit (die neuen liegen versteckt im Innern des Berges). Der Umriß wirkte grandios. Deutlich ruhte dort die Riesenlöwin, nach der Landzunge das gewaltige Haupt, die Pranken mit den unscheinbaren Löchern vor todspeienden Galerien. Nach dem offenen Meere zu fiel die Schweiflinie lang hinunter. Unten das Städtchen, darüber kahles Gestein, macchiaartiges Gestrüpp.

Gleich bei der Landung ein groteskes Halbengland. Die herumstehenden Soldaten, die mit den Pferden ihrer Herren herausreitenden Offiziersburschen waren die echtesten Johnnies; der daneben stehende Policeman im Londoner Helm wirkte mit seiner gelbbraunen Haut, seinen rollenden dunklen Augen, seinen ausdrucksvollen Gesten lächerlich „foreign“. Hier war die typische englische Kirche, die „Young Men Christian Association“, ein „Tea shop“, in dem ein fahler Jüngling, Bastardgemengsel aller erdenklichen Rassen, die unverfälschtesten „seedcakes, jamrolls, scones“ verkaufte. Dann pittoreske steinerne Treppenaufgänge, dunkle Tore, Gärten mit englischer Blumenliebe gehegt und gepflegt, umwachsene Bastionen. Fabelhaft sauber die Gassen; spanische Kinder spielten umher, keines bettelte, alle waren ordentlich angezogen. Es war ganz unterhaltend, aber unharmonisch. Am schönsten

draußen an den einheimischen Häuschen der Sonnenuntergang am Meer. Auf der weiten, gelblich-bläulich beschienenen Wasserfläche lag ein schwefelgelb bemaltes Boot. In ihm angelte ein Knabe in einer olivgrünen Jacke; im Vordergrund glatte, von grünem Seetang bedeckte Klippen. Ein fabelhafter Akkord! Daneben ein weißes Häuschen, das sich hellblaugrau von der schimmernden Abendluft abhob. Auf den steinernen Torstufen saßen drei junge Spanierinnen in rosa, rötlichen und gelben Kleidern; im tiefen Dunkel der geöffneten Haustür hockten zwei schwarzgekleidete ältere Frauen.

In der Morgenfrühe schiffte ich mich ein. Merkwürdig grün war der freundliche Bergkranz dieser Algecirasbucht; die Flur in Irland ist nicht saftiger, und ich erinnerte mich, daß die Araber damals diese Gegend „die grüne" nannten. Als ich in einer behaglichen Ecke am Steuer sitzend über die maurische Eroberung nachlas, ersah ich, daß gerade heute, am 28. April, vor etwa zwölfhundert Jahren, der Berberanführer Tarik hier gelandet war. Am kleinen Strand dieses gewaltigen Felsenberges landete er, sprang er mit seinen Scharen aus dem Schiff des Grafen Julian, des verräterischen Statthalters von Ceuta. Er eroberte den Felsen, gab ihm seinen Namen Dschebell al Tarik. Ein Schicksalstag der Welt. Nur die Legende weiß von der durch König Roderich in Toledo entehrten Tochter des Grafen. Aber die Saat war für den Schnitter reif, die Kraft der Goten war verbraucht. Nicht eigentlich von den Arabern — nur wenige befanden sich im Eroberer-heer —, sondern von den stammverwandten, wahrscheinlich früher aus Spanien herübergekommenen Berbern wurden die Goten bezwungen. Von den Bewohnern Spaniens trennte sie weniger das Blut als vor allem die Schranke der Religion. Sie konnten sich gegenseitig recht gut verstehen und haßten sich auf den Tod. Spätere Jahre brachten die uralte Kultur der Perser und Kopten nach Spanien; schon mit diesen kam die leidenschaftliche Glaubensstärke der Araber herüber. In dem gemäßigten europäischen Klima entwickelten sich diese Stämme zu der staunenswerten Blüte, die Afrika ihnen schwerlich beschieden hätte.

Jenseits vom schimmernden Meer ragte blau, aber mit deutlich zerklüfteten Massen der Musaberg Afrikas empor, die andere „Säule des Herkules". Ein herrliches Tor des Mittelländischen Meeres. Immer wieder waren die punischen Seeleute hier umgekehrt bei den „silbernen Säulen", wenn die Opfer ungünstig ausfielen; ihnen graute vor dem furchtbaren Weltenmeer. Dann, eines Tages, trotzten sie dem Schicksal und fuhren auf ihrem Schiff zwischen den beiden damals wie heute blauaufragenden Felsenbergen hindurch an der Küste entlang.

Achtlos fuhren sie an einem sandigen, niedrigen Vorsprung vorbei. Erst seit hundert Jahren erklingt sein Name bedeutsam: Trafalgar. Der Vorsprung liegt nicht weit von Gibraltar, ist dessen Erklärung, — berechtigt die britische Trotzburg im fremden Meere.

(Fortsetzung folgt.)

Der Kampf wider die Konsumvereine.

I.

In der „Deutschen Rundschau" ist vor einer längeren Reihe von Jahren die Aufmerksamkeit auf die Konsumvereine gelenkt worden, und zwar auf eine Seite ihrer Erscheinung, die zwar geeignet war, ihr Verhältnis zu der Masse der Konsumenten überhaupt zu beleuchten, die jedoch eine Gruppe derselben voranstellte, welche weniger als die Mehrzahl der Bevölkerung ein allgemeineres Interesse beanspruchen durfte, die auch in deutschen Landen weder damals noch seitdem ein hervorragender Erfolg der ganzen Konsumvereinsbewegung gewesen ist („Die Beamten-Konsumvereine in England" von Gustav Cohn; Deutsche Rundschau, 1890, Bd. LXV, S. 83—119). Wenn nämlich die Berechtigung und die Zweckmäßigkeit der genossenschaftlichen Organisationen in ihrer Konkurrenz mit dem herkömmlichen System des Detailhandels für den Nutzen gewisser mittlerer oder höherer Schichten ihr eigenes Interesse hatte, so fehlte diesem nicht nur die Tragweite in die Breite der Volkswirtschaft; es fehlte hier auch eine tiefere Beziehung zu der sozialen Reform der arbeitenden Klassen, die den edleren Reiz der Sache ausmacht, ja die der historischen Entwicklung als Geburtshelferin gedient hat. Die Konsumvereine sind für den Bedarf von Beamten und Offizieren in England erst eingerichtet worden ein Menschenalter später, als sie für die Not der arbeitenden Klassen erdacht und ins Werk gesetzt waren. Der oft genannte Verein der Pioniere von Rochdale war aus kleinsten Anfängen bereits zu einem weltbekannten Erfolge gediehen, als man daran ging (1865), in London für die Zivilbeamten etwas Ähnliches zu errichten. Aber niemals haben die Nachahmungen das Vorbild in seinen allgemeineren sozialpolitischen Leistungen erreichen können, sie haben es nicht einmal gewollt. Und dieses noch viel weniger in Deutschland. In England haben sie doch ihren engeren Zweck erfüllt; in Deutschland auch nicht einmal das. Dagegen hat es hier zwar länger gedauert, bis die Konsumvereine für die arbeitenden Klassen etwas Ähnliches geworden sind wie in England; dafür ist der Erfolg dann desto größer geworden, und zwar recht eigentlich in der allerneuesten Zeit, in den wenigen Jahren des neuen Jahrhunderts.

Es geschah im Kampfe mit dem hochverdienten Vorkämpfer des deutschen Genossenschaftswesens, Hermann Schulze-Delitzsch, daß Ferdinand Lassalle, bestrebt dessen Leistungen herabzusetzen, den von ihm (neben den „Volksbanken") geförderten Konsumvereinen zum Vorwurf machte, sie kämen den Arbeitern überhaupt nicht zustatten, da der durch sie verwohlfeilerte Lebens-

bedarf gemäß dem „ehernen Lohngesetze" auf eine Erniedrigung des Lohnes hinauslaufe, also auf einen Vorteil für die Arbeitgeber. Seitdem ist ein halbes Jahrhundert verflossen. Bereits vor zwanzig Jahren hat die radikale Arbeiterpartei das Dogma vom ehernen Lohngesetz aus ihrem Programm hinausgeworfen, belehrt durch die Wirklichkeit der Tatsachen, denen es widersprach. Die Tatsachen, nicht erst nach Lassalles Auftreten, haben gelehrt, daß die behauptete Gesetzmäßigkeit, der zufolge der Arbeitslohn auf die Dauer sich stets um den Maßstab des notdürftigen Lebensunterhaltes bewegen müsse, unhaltbar sei. Vollends im letzten Menschenalter haben sich Bewegungen der Arbeitslöhne vollzogen, die das Gegenteil zeigen. Und noch mehr; zu den Kräften, die innerhalb der arbeitenden Klassen Deutschlands fortschreitend gewachsen sind, um verbesserte Löhne zu erhalten und zu behaupten, gehört eben jene Organisation der Konsumvereine, die eine glänzende Widerlegung Lassalles für die Arbeiter zutage gefördert haben. Ja, sie haben im Dienste der arbeitenden Klassen erst gezeigt, wie viel Größeres sie zu leisten imstande sind, als eine bloße Verwohlfeilung der Waren des täglichen Haushaltsbedarfes, so wichtig dies für sich allein sein mag.

II.

Die Ansicht von der Überlegenheit des Großbetriebes in allen Zweigen der volkswirtschaftlichen Produktion, wie sie zumal in der Literatur und den Parteiprogrammen des deutschen Sozialismus seit der Mitte des 19. Jahrhunderts vertreten wird, ist nur teilweise richtig. Die Tatsachen der Gegenwart entsprechen ihr für gewisse Gebiete. Für andere ist eher das Gegenteil richtig. Wiederum in anderen Gebieten beobachten wir einen Zwischenzustand, in dem starke Tendenzen zum Großbetriebe sich langsam durchsetzen wollen, gehemmt durch einen mühseligen Übergangsprozeß. Der Sieg des Großbetriebes ist längst erkämpft in den großen Verkehrsanstalten, in den wichtigsten Gebieten der großen Industrie. Nicht nur der große Betrieb, sondern der immer noch größere sucht sich in diesen durchzusetzen. Etwas ähnliches gilt vom Bergbau, vom Bankwesen und anderem. Dagegen hat gerade das letzte Menschenalter gezeigt, und zwar in der Zeit einer sogenannten agrarischen Krisis, daß in der Landwirtschaft der bäuerliche Betrieb sich nicht nur behauptet hat in den Ländern seiner herkömmlichen Vorherrschaft (Schweiz, Frankreich, Süd- und Westdeutschland), sondern daß er zugenommen oder sich besser behauptet hat, als das herkömmliche Rittergut in dessen hauptsächlichen Bezirken, während von einer Tendenz zum ganz großen Betriebe in der Landwirtschaft überhaupt bisher wenig zu bemerken war.

Zwischen diesen beiden großen Gruppen der Produktion liegt nun das, was man den städtischen Mittelstand nennt. Es ist ein spezifisch deutscher Begriff, der durch die Sprache des deutschen Sozialismus vorzugsweise verbreitet worden ist. Hierbei ist zu unterscheiden, daß zwar der weitere Sinn des „Mittelstandes" den ländlichen Mittelstand (die Bauern) mitumfaßt, dagegen der pathologische Zug sich nur auf die städtischen Gruppen des kleinen Handels und des Handwerks erstreckt. Diese letzteren haben meist nicht die Widerstandskraft gezeigt, sich im neuen Zeitalter gegen die Überlegenheit des Groß-

betriebes zu behaupten; sie sind vielmehr zum Teil unterlegen, zum Teil zeigten sie Züge mehr oder weniger dauernder Widerstandskraft, zu einem anderen und ziemlich großen Teile gewähren sie den Anblick eines aussichtslosen Kampfes. Nachdem das Handwerk ein groß Teil preisgegeben hat an die überlegene Industrie, die heute nicht mehr in Frage gestellt wird, nachdem eine Reihe von Gewerben ihr eigenes Todesurteil unterzeichnet hat, indem unter dem alten Namen des Handwerks ein Kaufladen für Industrieerzeugnisse gehalten wird, ist doch immer noch ein gewisser Raum offen für Handwerksarbeit, mindestens für ein Stück der Handwerksarbeit alten Schlages, oder aber es hat sich im Zusammenhange mit dem neuen Wohlstande eine Blüte gewisser Gewerbe, so zumal der Baugewerbe gezeigt, die durch die lokale Gebundenheit ihrer Leistungen gegenwärtig noch in den Bahnen der alten Zeit sich behauptet haben. Ähnlich das Schlächtergewerbe, allenfalls das Bäckergewerbe u. dgl.

Was dem Handwerk zur Seite steht, ist ein gewisser Grad gelernter Fertigkeit, die einigermaßen vor dem Zudrange ungesunder Konkurrenz schützt. Je weniger solche Fertigkeit in Betracht kommt, je kleiner das erforderliche Betriebskapital ist, desto mehr versagt der Schutz. Das Barbiergewerbe, das Schankgewerbe weiß davon zu erzählen.

Wo nun gar eine gelernte Fertigkeit entbehrlich ist für den Betrieb, oder doch nicht handgreiflich zutage tritt, da schießt die Konkurrenz in schrankenloser und ungesunder Fülle empor — so im Kleinhandel, und hier wiederum in gewissen Zweigen des Kleinhandels. Mit der Leichtigkeit des Eintritts in diese Konkurrenz verbindet sich das soziale Moment einer gewissen Überlegenheit in der äußeren Geltung — verglichen mit dem Handwerk. Alle diese Existenzen wollen leben, wollen sich behaupten. Die Selbstkritik über die eigene Unzulänglichkeit ist allen Menschen schwer. Der Ausscheidungsprozeß, der sich an denen vollzieht, die nicht auf eigenen Füßen stehen können, geht im ganzen langsam vor sich, und für die Ausgeschiedenen wachsen immer wieder neue hinzu. Natürlich sind tüchtige und sehr tüchtige Elemente im einzelnen mit darunter. Diese gedeihen; desto schlimmer für die Untüchtigen. Wo nun aber einmal eine übermäßig große Zahl von Konkurrenten in demselben Gewerbe heimisch ist, da muß jeder, und je kleiner sein Betrieb ist, desto mehr, einen übermäßigen Aufschlag auf die Preise machen, um nur dürftig leben zu können, während ein großer Umsatz nur kleine Aufschläge verlangt und dennoch Gedeihen möglich macht.

Dieser pathologische Zustand berührt sich nun mit dem Charakter unserer Wirtschaftspolitik derart, daß man den Klagen des Mittelstandes in unseren Parlamenten ein williges Gehör schenkt, ja daß die Volksvertreter auf die Hilfe für den Mittelstand vor den Wahlen verpflichtet werden. Nachdem diese Bestrebungen und dieses Entgegenkommen längere Zeit gedauert haben, ist in der Hauptsache nichts gebessert worden. Und zwar aus einem einfachen Grunde. Auf die Vorteile des Großbetriebes, der auch in diesen Gewerben der Zweckmäßigkeit entspricht, will niemand verzichten. Er beklagt sich nur insoweit über seine Wirkungen, als diese sich gegen ihn kehren. Es ist ein

unhaltbarer Standpunkt, die heutige Volkswirtschaft zu dem Verzicht auf die in ihr ruhenden Vorteile zwingen zu wollen. Ein ähnlicher Verzicht ist im einzelnen, in dem Verhältnisse des Reichen gegen den Armen, möglich. Im ganzen, als Grundsatz für die Gesamtheit, ist er nicht durchführbar. Die große Masse der Menschen, und der heutigen Menschen zumal, will die ihnen zugänglichen Vorteile genießen, die aus den Leistungen der modernen Volkswirtschaft fließen. Sie klagen mit jedem Jahre mehr über „Teuerung" — wie sollten sie auf die Wohlfeilheit verzichten wollen, die ihnen durch die konsequente Durchführung der modernen Produktivität erreichbar ist. Niemand, auch kein Häuptling der Mittelstandsparteien, nicht in der Stadt und nicht auf dem Lande, will das.

Deshalb sind all die Einrichtungen, die zur Wohlfeilheit führen, jedermann in demselben Grade wünschenswert, ja selbstverständlich, als sie ihm selber nützen, d. h. ihm die Wohlfeilheit statt der Teuerung bringen. Daher die lehrreichen Widersprüche, die sich in dem politischen Parteiwesen, zumal zur Zeit der Wahlen für Landtag und Reichstag, ereignen, daß die Parteien, die für den Schutz der Mittelstände sich verpflichten, eben dieselben Einrichtungen der neuen Volkswirtschaft im Dienste ihrer mittelständischen Berufsinteressen anwenden, die sie nach anderen Seiten hin bekämpfen.

Es ist darum vorauszusehen, daß der Sieg am Ende auch auf diesem Gebiete derjenigen Seite zufallen muß, nach der im Grunde alle hinstreben.

III.

Der Großbetrieb hat sich für den Detailhandel bisher vorzugsweise gezeigt in der Gestalt der Konsumvereine und der Warenhäuser (im engeren Sinne). Ich sage vorzugsweise — denn neben den Warenhäusern, und vielleicht in einer nicht fernen Zeit aus den Warenhäusern heraus wird sich noch ein anderes Gebilde deutlicher herausschälen, das heute schon vorhanden ist, die Verbindung der entwickelten Arbeitsteilung mit dem Großbetriebe — in gewissem Sinne das Gegenteil des Warenhauses, dem das Gesetz die Straf-umsatzsteuer aufgelegt hat nur unter der Bedingung der Vereinigung mehrerer Gruppen des Detailhandels in demselben Betriebe. Eine Strafe, die korrekterweise dahin führen muß, wohin sie zum Teil bereits geführt hat, daß die von dem Gesetze verfolgte Universalität des Warenhauses (aus Gründen ihrer Gefährlichkeit für den Kleinbetrieb) der Arbeitsteilung Platz macht, die nicht zu einer geringeren, sondern zu einer größeren Überlegenheit des Großbetriebes führen muß, die eben nur von dem Gesetz nicht bestraft wird.

Wir verweilen bei diesem Gegenstande nicht und wenden uns den Konsumvereinen zu.

Keinem Gebilde der Produktion, einem neuen so wenig als einem alten, dem Großbetriebe so wenig als dem Kleinbetriebe, ist für den konkreten Fall das Urteil im allgemeinen gesprochen. Auf die Persönlichkeiten kommt es in jedem Falle an, auf die Persönlichkeiten, die an der Spitze des Unternehmens stehen, die den Betrieb organisieren. Eine tüchtige Persönlichkeit macht aus dem Kleinbetrieb einen Großbetrieb, oder sie weiß die eigentümlichen, günstigen Qualitäten des Kleinbetriebes fruchtbar hervorzukehren. Der Großbetrieb

selber ist darum allein nicht siegreich, weil ein großes Kapital den Ausgangspunkt bildet. Es kommt auf den Mann an der Spitze an, der die Vorzüge des großen Betriebes zu entfalten versteht. Und so der Konsumverein. Seine Überlegenheit ist keineswegs von vornherein darin begründet, daß er ein Konsumverein ist. Viele Konsumvereine sind gescheitert, so gut wie andere Unternehmungsformen des Detailhandels. Insbesondere ist es eine Aufgabe für sich, dem einzelnen Konsumvereine diejenige Kraft zu verleihen, die er ja als solcher nicht mitbringt, die aber erst seine volle Leistungsfähigkeit bedingt — die Macht des Großbetriebes. Und diese wiederum nicht bloß als rechnerische Vervielfältigung des umgesetzten Quantums der Waren, sondern als fruchtbaren Boden für neue Gestaltungen, die als selbständige Produktivzweige auf der genossenschaftlichen Basis erwachsen, um dem Bedarf der Konsumenten zu genügen — Schlachthausgenossenschaften, Bäckereigenossenschaften, Baugenossenschaften, Milchproduktion, Viehzucht, Reederei, Großhandelsgenossenschaften auf nationalem und am Ende auf internationalem Grunde.

Das sind nun nicht Phantasien mehr. Sie sind längst — zum größten Teile wenigstens — Wirklichkeit. Seit langem in England, neuerdings in Deutschland. Sie haben auf einem Umweg zur Lösung des Problems geführt, das Lassalle einstmals mit Staatshilfe und mit so viel größeren Hindernissen lösen wollte — die Produktivgenossenschaft, welche an die Stelle der bisherigen monarchischen Verfassung der Fabrik die republikanische Verfassung der sich selbst regierenden Arbeiter setzt, um an die Stelle des Lohnes, d. h. der Notdurft des Lebens, den ungekürzten Arbeitsertrag zu setzen, vermöge der Abschaffung des Unternehmers und seines Unternehmergewinnes. In der Produktivgenossenschaft der Arbeiter, die aus der Konsumgenossenschaft herauswächst, ist die hauptsächliche Schwierigkeit des Lassalleschen Projekts beseitigt: die Frage des Absatzes für die Produkte ist von vornherein erledigt. Den Absatz gewährt der Konsumverein durch den großen Kreis seiner Konsumenten, deren vorhandene Zahl ihn erst befähigt hat, eine eigene Produktionsstätte für bestimmte Bedarfsartikel sich zu schaffen. Wie aber das Verhältnis der Arbeiter innerhalb dieser Produktivgenossenschaft sich gestalten soll, das ist seit den ersten Versuchen in Rochdale einer fortschreitenden Entwicklung anheim gestellt.

Zugleich läßt solch eine große und verzweigte Konsum- und Produktivgenossenschaft sich nicht verwalten ohne eine entsprechende Verfassung und eine entsprechende Verwaltungsorganisation. Eine ganze Anzahl von Ämtern, Ehrenämtern, bezahlten Ämtern, Aufsichtsbehörden, Versammlungen der Mitglieder usw. bildet den Stoff, in dem sich das öffentliche Leben der Genossenschaft einem Staate gleich betätigt. Hier ist eine Schule für die Besorgung von öffentlichen Geschäften. Hier ist Gelegenheit, zu lernen, was es bedeutet, im Dienste für ein Gemeinwesen zu arbeiten. Hier sieht man auch, welches die Bedingungen, die Hemmnisse sind, wenn man die Welt verbessern will.

Wir wollen uns bei gegenwärtigem Anlaß nicht diesen größeren Ausblicken zuwenden. Wir bleiben in dem engeren Bezirke von Teuerung und Wohlfeilheit.

Im deutschen Reichstage fanden in den Tagen vom 23.—26. Oktober 1911 Debatten über die Teuerung statt. Der Reichskanzler erklärte bei dieser Gelegenheit, daß die Detailpreise für Lebensmittel den tatsächlichen Ernteergebnissen nicht entsprechen. Ein Parteiführer des Zentrums meinte: die Kommunen einerseits, die landwirtschaftlichen Genossenschaften anderseits müßten durch Ausschaltung des unberechtigten und verteuernden Zwischenhandels erreichen, daß sich die Preise im Kleinverkaufe den Großpreisverhältnissen allmählich stärker als bisher nähern, und das Reich sollte Maßnahmen, die darauf gerichtet sind, unterstützen, wo immer das in seinen Kräften steht. Ein anderer Redner sagte: es muß die Sicherheit dafür gegeben sein, daß die billigeren Preise auch wirklich der konsumierenden Bevölkerung zugute kommen, daß nicht hier ein Großzwischenhandel oder Kleinzwischenhandel durch ungewöhnliche hohe Profite die Preise verteuert. Der Landwirtschaftsminister machte in der Hauptsache den Zwischenhandel für die Preissteigerungen verantwortlich. Er wolle es herbeiführen, daß eine Preisregulierung für den Verkauf von Lebensmitteln erreicht werde, daß die Städte durch die Drohung, den Verkauf wichtiger Lebensmittel an die ärmere Bevölkerung in die Hand zu nehmen, dafür sorgen, daß die Preise nicht unnötig in die Höhe geschraubt werden. Ein Redner der Linken deutete treffend darauf hin, daß man nicht einerseits die Zwischenhändler anklagen dürfe, um dann andererseits aus denselben Kreisen hier das Zwischenhändlertum zu verteidigen und gegen die Vereine in Schutz zu nehmen, die den Beruf erfüllen, die angeklagten Schäden zu beseitigen. Auch an anderen amtlichen Stellen hat man sich in letzter Zeit in gleicher Weise über den Zwischenhandel geäußert. Das Kollegium der württembergischen Zentralstelle für Landwirtschaft sagt: eine preisverteuernde Wirkung zu ungunsten der Konsumenten ist in weitem Umfange dem Zwischenhandel und der mangelnden Kontrolle des Detailverkaufs der Lebensmittel in Hinsicht auf Preis und Beschaffenheit zuzuschreiben; die möglichste Ausschaltung des Zwischenhandels muß daher von der Landwirtschaft und den Städten gemeinsam angestrebt werden; der übermäßigen Entwicklung des Kleinverkaufswesens in den größeren Städten wie auch der zu weit gehenden Zersplitterung der Lebensmittelgewerbe ist entgegenzuwirken.

Mehrere neueste Vorgänge der Gesetzgebung und Verwaltung haben diese Beschwerden auf ihre Weise beleuchtet. Als die preußische Eisenbahnverwaltung und ihr folgend die übrigen deutschen Eisenbahnverwaltungen Frachtermäßigungen eintreten ließen für gewisse Artikel des allgemeinen Konsums, hat der Handel die Frachtermäßigungen in seine Taschen gesteckt, so für Futtermittel, so für Kartoffeln. Die Konsumenten, solange sie nicht organisiert sind, haben die Kraft nicht, die für sie bestimmten Vorteile zu erobern. Ganz ähnlich ist es gegangen, als am 1. April 1910 das Reichsgesetz in Kraft trat, welches die städtischen Aufschläge für Fleisch, Mehl, Brot usw. aufhob. Bei der Beratung des landwirtschaftlichen Etats im preußischen Abgeordnetenhause, Frühjahr 1911, gab der Minister für Landwirtschaft zu, daß diese Aufhebung nur in wenigen Fällen ihren Zweck erreicht habe, nämlich den, den Konsumenten jene Artikel für entsprechend verwohlfeilerte Preise

zu liefern. Die statistischen Ämter von Aachen und Dresden haben die Frage näher untersucht und sind zur Bestätigung dieser Ansicht gelangt. Das Dresdner statistische Amt faßt die Ergebnisse seiner Untersuchung dahin zusammen, daß die Hoffnungen der Konsumenten sich nur in recht beschränktem Umfange verwirklicht haben, und daß dies die früher gemachten Erfahrungen bestätige.

IV.

Wie steht es nun demgegenüber mit den Leistungen der Konsumvereine? In jenen Reden aus dem Reichstage ist auf das Eingreifen der Stadtverwaltungen hingewiesen worden. Derartiges ist an mehreren Orten mit einzelnen Artikeln der Volksernährung wirklich geschehen. Aber die Konsumvereine dürfen sich rühmen, die Verbilligung der städtischen Verkaufspreise durch ihre Leistungen übertroffen zu haben. In Essen, wo der Bürger- und Arbeiter-Konsumverein „Eintracht" schon seit längerer Zeit den Verkauf von Seefischen und Kaninchengefrierfleisch vornimmt, konnte er, als auch die Stadt Essen diese Waren zum Selbstkostenpreise abgab, billiger sein als die Stadt. Die Differenz betrug bis zu 10 Pf. für das Pfund Fische. Auf dem Markte kosteten Mohrrüben 10 bis 15 Pf, aber der Verein verkaufte sie zu 6 Pf. Auch in Düsseldorf war der Allgemeine Konsumverein mit seinen Fischpreisen fortgesetzt wohlfeiler als die Stadt. Zum Teile kosteten sie bei ihm nur die Hälfte. Der Düsseldorfer Verein hat, als er Angriffe erfuhr, bei fünf Händlern am Orte Probeeinkäufe vornehmen lassen. Dabei ergab sich, daß diese Preise 10 bis 20 Prozent wohlfeiler waren.

Wenn also erstens der „Zwischenhandel" zum Hauptschuldigen für die Teuerung gemacht wird, wenn andererseits die Organisation der Käufer in den Konsumvereinen mindestens eins der verfügbaren Mittel ist, die schädlichen Einflüsse des Zwischenhandels zu beseitigen, so ist es nicht folgerichtig, wenn man sich gleichwohl verleiten läßt, den Zwischenhandel in seinem Kampfe wider die Konsumvereine durch öffentliche Maßnahmen zu unterstützen oder den Konsumvereinen mit solchen Maßregeln den Kampf gegen den Zwischenhandel zu erschweren. Denn wenn man sich bei dem etwas zweideutigen Worte „Zwischenhandel" eine klare Vorstellung machen will, nämlich den unentbehrlichen Handel von dem sich gleichsam dazwischen drängenden, überflüssigen und ungebührlich verteuernden Handel scheiden — dann ist es gerade der Punkt, auf den es ankommt, daß die Konsumenten sich als eine Macht organisieren, um die Kontrolle über die Versorgung des Bedarfs zu angemessenen Preisen in die Hand zu nehmen, und dadurch alle Zwischenglieder auszuschalten, die verteuernd wirken, weil sie keine Leistung produzieren, die ökonomisch notwendig ist.

Zu den widersinnigen Mitteln nun, die unsere Gesetzgebung in den deutschen Staaten den Konsumvereinen auf das Andrängen der „Zwischenhändler" entgegensetzt, gehört namentlich die Steuergesetzgebung. Sie trägt die dem Fachmanne wohlbekannten Züge jener „mittelstandsfreundlichen" Wirtschaftspolitik, die sich in Halbheiten, Unklarheiten und Widersprüchen bewegt. Ja das voraufgehende zeigt uns ein echtes Beispiel des Wider-

spruches dieser Art. Von dem einen Ende dieser gedankenarmen Politik verspricht man unverständigen Wünschen der Interessenten, die ihre wirtschaftliche Mangelhaftigkeit durch desto größere politische Tugendhaftigkeit mit Erfolg zudecken, eine fortlaufende Reihe von Befriedigungen. Auf dem anderen Ende, vielleicht ohne sich des Widerspruches bewußt zu werden, erhebt man Anklage gegen ebendieselben leistungsunfähigen Gruppen, die man von Stufe zu Stufe und seit Jahrzehnten daran gewöhnt hat, daß ihrer Leistungsunfähigkeit die Bürgschaft des Bestandes von Staats wegen gegeben werden müsse. Solche Widersprüche sind nur ein Symptom davon, daß der deutsche Staat sich auf einen Weg begeben hat, dessen Konsequenzen er niemals ziehen kann. Er hat sich verleiten lassen, diese und jene Wohltat zu spenden, und damit nichts weiter erreicht, als daß die Klagen nicht aufhören und nur neue Zumutungen an ihn herantreten. Einfach deshalb, weil die wahrhaft lebensfähigen Organe der neuen Volkswirtschaft trotz alledem und alledem sich weiterentwickeln, dagegen das Lebensunfähige nicht zu retten ist.

V.

Zu den Hemmschuhen, die man der Entwickelung der Konsumvereine entgegensetzt, gehört die Besteuerung.

Als anfangs der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts in Preußen die ersten Versuche zur Gewerbebesteuerung der Genossenschaften, speziell der Vorschußvereine, gemacht wurden, bestritten die Genossenschaften ihren gewerblichen Charakter, da sie sich auf den Kreis ihrer Mitglieder beschränkten. Die oberste Steuerbehörde, zum Teil in Gemeinschaft mit den Gerichten, trat dieser Auffassung im wesentlichen bei. Wenn der Verein, heißt es da, nur seinen Mitgliedern die zu deren Gewerbebetrieb erforderlichen Geldmittel beschafft und statutengemäß alle Nichtmitglieder von der Kreditgewährung ausschließt, auch sonstige Bank- oder Leihgeschäfte nicht treibt, vielmehr nur als Empfänger einzelner Darlehen zu Nichtmitgliedern, die an der Dividende nicht teilnehmen dürfen, in Beziehung tritt, wird von der Besteuerung abzusehen sein, indem alsdann die Vereinstätigkeit nur den eigenen Bedarf der Mitglieder zu beschaffen bestrebt ist. Eine nur auf die Deckung des eigenen Bedarfs beschränkte Produktion kann aber nicht wohl als ein Gewerbe und eine zu solchem Zwecke gebildete Gesellschaft nicht wohl als zu einem gewerblichen Zwecke gebildet betrachtet werden. In gleichem Sinne ergingen in den folgenden Jahren wiederholte Entscheidungen für andere Fälle. Erneute Versuche, die Heranziehung zur Besteuerung durchzusetzen, wurden gemacht, als das Genossenschaftsgesetz 1867—68 erlassen wurde. Man berief sich darauf, daß dieses die Genossenschaften als Kaufleute bezeichnete, was freilich sich nur auf ihre privatrechtliche Stellung bezog. Ein Reskript des Finanzministers (1868) lehnte auch das neue Ansinnen ab, gestützt auf die gleichen Erwägungen. Ebenso lautete die Anweisung (1876) zur Veranlagung der Steuer vom stehenden Gewerbebetriebe.

Nun wurden die Klagen immer heftiger, da die Kreditgenossenschaften sowohl als die Konsumgenossenschaften den Kreis ihrer Geschäfte über den eigentlichen Zweck ihrer Genossenschaft hinaus erweiterten. Jetzt kommt auch die

Wendung. Seit 1877 erfolgen ministerielle Entscheidungen, die das dehnsame Moment der Geschäfte mit Nichtmitgliedern schärfer fassen, um zugunsten der Besteuerung sich auszusprechen. Wie bei den Vorschußvereinen, so wurde auch gegenüber den Konsumvereinen die steuerliche Praxis allmählich strenger. Mehr und mehr neigte man zu der Ansicht, daß die Beschränkung auf den Mitgliederkreis bei den Konsumvereinen tatsächlich unmöglich sei. In Görlitz war der Lagerhalter streng angewiesen, nur an Vereinsmitglieder zu verkaufen; als es aber den Gegnern des Vereins im Jahre 1869 gelang, durch ihre Dienstboten dennoch aus verschiedenen Verkaufsstätten des Vereins Waren zu beziehen, wurden die Lagerhalter von der Regierung bestraft und die Gewerbesteuer eingeführt. Auch das Kreisgericht zu Görlitz entschied (entgegen der bisherigen Gerichtspraxis), daß ein einmaliger Verkauf an ein Nichtmitglied ein unbefugter Handelsbetrieb sei. Etwas ähnliches spielte sich Ende der siebziger Jahre gegenüber dem Breslauer Konsumverein ab.

Eine Verfügung des Finanzministers von 1885 verschärfte die Besteuerungsgrundsätze. Für die Konsumvereine ist schon das offene Verkaufslokal maßgebend. Kreditgenossenschaften sind regelmäßig als gewerbesteuerpflichtig anzusehen.

Was die Klassen- und Einkommensteuer anlangt, so war die Ausdehnung derselben auf die Genossenschaften zunächst einfach ausgeschlossen. Die Gesetze von 1851, 1873 kennen als Steuerpflichtige nur „Einwohner", also physische Personen. Die kommunale Besteuerung brach hier Bahn für die Wendung. Das Gesetz von 1885 erklärte eingetragene Genossenschaften, deren Geschäftsbetrieb über den Kreis ihrer Mitglieder hinausgeht, für verpflichtet zur Gemeindeeinkommensteuer, nachdem bis dahin nur „Einwohner" und juristische Personen dazu verpflichtet waren, die Genossenschaften aber diesen Charakter nicht hatten. Etliche Jahre bestand nur die kommunale Steuerpflicht. Durch das Einkommensteuergesetz von 1891 kam auch die staatliche Einkommensteuerpflicht der Genossenschaften hinzu, unter der bisherigen Voraussetzung, daß der Geschäftsbetrieb über den Kreis der Mitglieder hinausgeht.

Am 3. Mai 1911 beriet das Plenum des Abgeordnetenhauses über einen Antrag zu einer Ergänzung des Einkommensteuergesetzes, lautend: „Als verteilte Dividende gilt bei den (§ 1 Nr. 5) bezeichneten nichtphysischen Personen jede an ihre Mitglieder in Form von Rabatten oder in sonstiger Art gewährte Rückvergütung." Der Zweck des Antrages ist, die Rabatte der Konsumvereine, die nach den Entscheidungen des Oberverwaltungsgerichtes frei zu bleiben haben, als Einkommen zu behandeln, und sie demnach der Einkommensteuer zu unterwerfen.

Im Plenum des Abgeordnetenhauses sprachen sich die meisten Redner für den Antrag aus, und ähnlich stimmte die Kommission mit Mehrheit für seine Berücksichtigung bei der Neuregelung des Einkommensteuergesetzes. Er ist in der Tat nur die Konsequenz der bereits geltenden Heranziehung der Dividende zur Einkommensteuer.

Seltsamerweise ist von einer Seite, die wissenschaftlichen Charakter hat,

ein Begriff des Einkommens konstruiert worden, der so weit gefaßt ist, daß derartige Tendenzen dadurch sanktioniert werden. Man sollte meinen, daß dem Urheber jenes Einkommenbegriffes bei dieser praktischen Folgerung die Augen hätten aufgehen müssen über die Unhaltbarkeit seines Einkommenbegriffes. Wir wollen die Sache an einem einfachen Beispiele klarmachen. Man denke sich den Typus, aus dem sozusagen das Wesen des Konsumvereins sich entwickelt, ohne etwas anderes hinzuzutun als die Mannigfaltigkeit der Artikel, die Größe der Mitgliederzahl, die daraus folgende Technik der Verwaltung. Nehmen wir an, es kauft heute an der Mosel ein weinkundiger Mann ein Fuder edlen 1911er im Auftrage eines Kreises von einem Dutzend Bekannter, von denen dann ein jeder seine hundert Flaschen in den Keller geliefert erhält. Die Kosten werden nach Abwicklung des Geschäfts von jedem Mitgliede des Kreises erstattet. Es kann aber auch geschehen, daß der weinkundige Freund gerade derjenige ist, der am wenigsten in der Lage, etliche tausend Mark zu verauslagen und etliche Monate oder länger auf die Rückerstattung zu warten. Es liegt in diesem Falle daher nahe, daß die Beteiligten im voraus eine runde Summe zahlen, die groß genug bemessen ist, um für alle Fälle auszureichen. Bei der Abrechnung ergibt sich daher ein Überschuß, der den einzelnen zurückvergütet wird. Haben sie durch diese Rückerstattung ein „Einkommen", einen Zusatz zu ihrem sonstigen (wirklichen) Einkommen erhalten? Wer wird das wohl glauben? Wie weit entfernt sich ein solcher Einkommenbegriff, der das bejaht, von der Wirklichkeit dessen, was man vernünftigerweise unter „Einkommen" im Leben, in der Wissenschaft, in der Gesetzgebung, in der Rechtsprechung verstehen kann! Und vollends, welche Folgerungen in der Anwendung auf den Konsumverein! Es mag, im Sinne jenes einfachen Beispiels, der Konsumverein seine Preise alle miteinander planmäßig und auf Grund ausreichender Erfahrung derart bemessen, daß jeder Preis für die Mitglieder genau so hoch ist, wie es die Rückerstattung der Kosten verlangt. Dann ist offenbar kein „Einkommen" vorhanden und kein Einkommen zu besteuern. Wenn dagegen der Konsumverein die Preise aus diesen oder jenen Gründen höher bemißt, so schuldet er den Mitgliedern eine Rückvergütung in irgendeiner Form (Dividende jährlich oder halbjährlich, oder in Form von Rabatten). Jetzt beziehen die Mitglieder vom Verein ein Einkommen und hat gar der Verein selber ein „Einkommen". Es hat also lediglich von der Höhe der Preise abgehangen, wie groß oder wie klein oder gar nicht solch ein „Einkommen" entsteht, das, wie man sieht, nur den äußeren Schein und nicht das Wesen des wirklichen Einkommens hat. Nun kommt noch hinzu, daß die höhere Bemessung der Verkaufspreise des Konsumvereins, die zu der Dividende führt, einen sehr lobenswerten Zweck hat, den kein Gesetzgeber sollte stören wollen — die Ersparnis, und durch die Ersparnis hindurch die moralische Einwirkung auf die Mitglieder, mit weiteren Folgerungen, wie etwa der Versicherung. Gerade dadurch hebt sich der Konsumverein über das Niveau der bloß auf Verwohlfeilung der Waren eingerichteten Institute, und in England hat man den Stolz der herkömmlichen Konsumvereine für die arbeitenden Klassen auf diese höhere Bestimmung gegründet im Gegensatze zu den Beamten-Konsumvereinen.

Was dann den Punkt betrifft, der mit Recht aus dem Wesen des Konsumvereins die Grenze zieht für den Verkauf an die Mitglieder und gegen den Verkauf an die Nichtmitglieder, so ist die Mitgliedschaft eines Konsumvereins sehr leicht zu erkaufen; es braucht niemand draußen zu bleiben, der seine Vorteile genießen will. Eben darum ist die Gefahr, daß ein Zudrang von Nichtmitgliedern zu den Verkaufsräumen stattfindet, nicht groß. Und der geringen Gefahr ist es keineswegs unmöglich, durch angemessene Kontrolle entgegenzutreten.

VI.

Nun ist es lehrreich, daß dergleichen Hemmnisse, die man in den Weg der Konsumvereine gelegt hat, nichts gefruchtet haben im Dienste ihrer Absichten. Nächstens kann man ein hundertjähriges Jubiläum feiern — man weiß allerdings nicht sicher, auf welcher Seite des Kampfes es zu feiern ist. Doch wohl eher auf seiten der Konsumvereine als ihrer Gegner. Im Jahre 1815 wendeten sich die Bäcker der Stadt Plymouth an die Staatsregierung, um die Aufhebung der genossenschaftlichen Kornmühle durchzusetzen. Dann geschah es (1830, 1831), daß in mehreren Städten Englands den darbenden Arbeitern die Armenunterstützung entzogen wurde, weil sie sich der Genossenschaftsbewegung angeschlossen hatten, und weil Shopkeeper in der Armenbehörde saßen. So ist es dann weiter gegangen, bis das Ende dieser kümmerlichen und zuletzt doch erfolglosen Bestrebungen erreicht war. So wird es auch in Deutschland kommen. Je mehr wir uns der neuesten Zeit nähern, um so mächtiger werden die Erfolge der Konsumgenossenschaften. Sie fassen sich für das Deutsche Reich namentlich in dem Zentralverbande deutscher Konsumvereine zusammen, dessen Jahresbericht[1]) Zeugnis ablegt von der wachsenden Bedeutung dieser Organisation. Die Zahl der Mitglieder stieg von 1 181 000 auf 1 325 000 in dem letzten Jahre. Ein solches Wachstum ist bisher nicht erreicht worden. Die Ursache mag zum Teil in den hohen Preisen wichtiger Nahrungsmittel liegen, die den Konsumvereinen die Mitglieder zutrieben. Der Gesamtumsatz, einschließlich des Umsatzes der Großeinkaufsgesellschaft, stieg von 433 Millionen Mark auf 506 Millionen. In eigener Produktion wurden für 81 Millionen Waren hergestellt gegen 66 Millionen im Vorjahre. Die Zahl der in der Gesamtorganisation beschäftigten Personen stieg von 18923 auf 21939. Der Grundbesitz hatte einen Wert von 74 Millionen Mark; das eigene und fremde Kapital, mit dem man arbeitete, betrug 152 Millionen. Diese wenigen Zahlen lassen erkennen, zu welcher wirtschaftlichen Macht die Organisation des Zentralverbandes angewachsen ist.

Von besonderem Interesse ist die Entwicklung zur Eigenproduktion. Hier ist der Betrieb eigener Bäckereien zu betonen, der immer mehr zunimmt. Er ist die dringendste Aufgabe der Konsumsgenossenschaftsbewegung. Bäckereien sind heute aber nur dann durchaus leistungsfähig, wenn sie sich alle Errungen-

[1]) Der Zentralverband deutscher Konsumvereine im Jahre 1911. Jahresbericht über die Entwicklung, erstattet zu Händen des neunten ordentlichen Genossenschaftstages des Zentralverbandes 17. bis 19. Juni 1912 in Berlin. Herausgegeben von dem Generalsekretär Heinrich Kaufmann. Hamburg 1912.

schaften der modernen Technik dienstbar machen können. Der Maschinenbetrieb setzt einen so großen Absatz voraus, daß nur größere Konsumvereine einen mit allen Erfordernissen der Gegenwart ausgestatteten Bäckereibetrieb errichten können. Nahezu ebenso wichtig ist die Milch- und Fleischversorgung der Mitglieder. Nun sind für die Bäckereien die genossenschaftlichen Arbeitsmethoden längst erforscht, daher schließt die Errichtung einer Bäckerei kein größeres Risiko mehr ein. Doch mit der Fleisch- und Milchversorgung durch genossenschaftliche Schlächtereien und Molkereien ist man über das Experimentieren noch nicht hinausgekommen. Es ist zunächst eine einwandfreie Feststellung der genossenschaftlichen Arbeitsmethoden auf diesem Gebiete notwendig. Daß es manchmal dabei ohne empfindliche Verluste nicht abgeht, ist natürlich. Genossenschaftliche Schlächtereien werden seit langen Jahren auch in ganz anderen Kreisen der Konsumenten angestrebt als in denen des Zentralverbandes, da vor allem in ihnen das Abhilfsmittel oder die Probe auf die Zwischenhände zwischen der Viehproduktion und den täglichen Einkäufen für den Bedarf der Haushaltungen liegt. Aber es ist bisher sehr wenig von den etwaigen Versuchen zustande gekommen oder gar erfolgreich gewesen. Jedoch innerhalb des Zentralverbandes werden schon in einer kleinen Anzahl der großen Genossenschaften solche Schlächtereien mit gutem Erfolge betrieben. Man glaubt bald so weit zu sein, daß man aus dem Stadium des Experimentierens heraus ist, und daß die genossenschaftlichen Arbeitsmethoden festgestellt sind. Voraussetzung eines erfolgreichen Betriebes ist ein ausreichend großer Absatz, eine tüchtige fachmännische Leitung und eine starke Kapitalkraft der Genossenschaft.

Damit die gesammelten Erfahrungen nützlich verwertet werden zur Ausbreitung gleichartiger Anstalten, muß ein eingehendes Studium der erzielten Erfolge vorangehen. Man darf behufs Gewinnung tüchtiger Männer zur technischen Leitung des Schlächtereibetriebes nicht vor ausreichender Höhe des Gehaltes zurückschrecken, da tüchtige Leute überall selten sind.

Genossenschaftliche Milchversorgung ist noch schwieriger als genossenschaftliche Schlächterei. Die Schwierigkeiten liegen nicht nur in der Verteilung und dem schwankenden Absatz, sondern weit mehr noch in der Beschaffung der erforderlichen Milch, für die man von den landwirtschaftlichen Milchproduzenten abhängig ist. Engere Beziehungen zu der landwirtschaftlichen Genossenschaftsbewegung werden vielleicht dazu dienen, über diese Schwierigkeiten hinwegzukommen.

Die steigende Kapitalkraft der Konsumgenossenschaften gibt fernere Entwickelungsmöglichkeiten, auf die man früher nicht zu hoffen wagte. Dies zeigt sich in der Behandlung des Arbeiterwohnungswesens. In erster Linie ist das allerdings die Aufgabe besonderer Baugenossenschaften. Doch sehr kapitalkräftige Konsumvereine können ihre überschüssigen Kapitalien auch für diesen Zweck verwenden. Ein Vorbild von großer Bedeutung hat dafür der Konsum-, Bau- und Sparverein „Produktion" in Hamburg gegeben. Andere Konsumvereine folgen dem Beispiel. Jedoch ist es nur da ratsam, wo Kapital so reichlich vorhanden, daß für die näheren Zwecke genügend gesorgt ist, und überschießende Mittel für diese keine ausreichende Verwendung finden.

Eine neue Art der Betätigung, die sich an die Kapitalkraft der Konsumvereine knüpft, ist die gewerkschaftlich-genossenschaftliche Versicherungsaktiengesellschaft „Volksfürsorge", die eben erst im Entstehen begriffen ist. Sie wird im praktisch-gemeinnützigen wie auch im wissenschaftlichen Sinne ein interessanter Versuch sein, wieviel die freie Selbsthilfe für den Zweck der Volksversicherung zu leisten imstande ist, im Vergleiche oder neben demjenigen, was die Reichs-Arbeiterversicherung auf dem Boden des gesetzlichen Zwanges und der öffentlichen Zuschüsse gegenwärtig bereits leistet. Erst dadurch wird man eine Antwort erhalten auf die seit den Anfängen der Reichs-Arbeiterversicherung in Deutschland und den anderen Ländern vielfältig erörterte Frage nach der relativen Leistungskraft der Prinzipien der Freiwilligkeit und des öffentlichen Zwanges für die Volksversicherung. In Deutschland und zumal im Auslande — Frankreich, England, Vereinigte Staaten — hat man mehrfach die Schattenseiten des Zwanges, die Vorzüge der Freiwilligkeit betont. Jedoch das Ausland selber, England und Frankreich neuerdings, neben der Schweiz und Österreich zuvor schon, haben sich der Nachahmung des deutschen Beispieles zugewendet. Bestimmt durch die Einsicht, die auch für unsere Reichsgesetzgebung entscheidend war, daß der öffentliche Zwang allein imstande ist, die große Gesamtheit auf einmal für die neue Reformmaßregel zu gewinnen, während die Freiwilligkeit zunächst nur für eine kleine Elite genügt. Jetzt soll das neue Experiment uns lehren, was die Freiwilligkeit zu leisten imstande ist, wieviel sie für das Ganze leistet, was sie im einzelnen mehr leistet, und wie sie die bestehenden Reichsanstalten ergänzt.

Es gibt durch die vorhandenen Lebensversicherungs-Gesellschaften bereits sogenannte Volksversicherungen. Es wird aber in den Kreisen der Arbeiter behauptet, daß diese die Versicherungsnehmer in weitem Umfange schädigen, daß es daher im Interesse des Volkes sei, das Volksversicherungswesen auf gewerkschaftlich-genossenschaftlicher Grundlage selbständig zu organisieren. Seit dem Jahre 1905 ist der Plan der genossenschaftlichen Volksversicherung („Volksfürsorge") vorbereitet worden. Seit dem Jahre 1911 hat eine Studienkommission zu seiner Förderung Sitzungen gehalten. Man hat sich mit dem Reichs-Aufsichtsamt für Privatversicherung in Verbindung gesetzt und aus mündlichen Erörterungen die Überzeugung gewonnen, daß diese Behörde bereit sein wird, in durchaus objektiver Weise dem Plane näherzutreten und ihm jede Unterstützung zu gewähren, die innerhalb der amtlichen Befugnis liegt. Anfangs hatte man gemeint, einen Rechtsanspruch auf die Renten der Volksfürsorge ausschließen zu sollen, um dadurch die Aufsicht des Reichsamtes entbehrlich zu machen. Jetzt entschloß man sich, diesen Standpunkt aufzugeben. Das Weitere ist abzuwarten.

Die wenigen Worte über diese bedeutsame Erscheinung des deutschen Konsumvereinswesens sollen nur eine Andeutung geben von dem, was bis jetzt schon erreicht ist und was von der Zukunft zu erwarten ist. Alles bisherige ist verhältnismäßig jung. Der Zentralverband ist erst im Jahre 1903 errichtet. Die Konsumvereinsbewegung ist in Deutschland viel später in Gang gekommen und zur Kraft gediehen als in England. Im Vordergrunde

haben lange die Kreditgenossenschaften gestanden, für die Schulze-Delitzsch vor einem halben Jahrhundert in erster Reihe gewirkt hat. Umgekehrt haben in England von allen Anfängen des Genossenschaftswesens her die Konsumvereine den Vorrang gehabt und die Erfolge desselben auf sich konzentriert. Dem entsprach es, daß vorläufig und lange die deutsche Konsumvereinsbewegung unter dem Schutze des „Allgemeinen Verbandes der deutschen Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften" blieb. In dem Maße, als die Bewegung an Selbständigkeit und Stärke zunahm, verlangte sie auch eine selbständige Vertretung der besonderen Interessen der Konsumenten durch den „Allgemeinen Verband". Dieser aber, weil er vor allem ein Verband der Kreditgenossenschaften war, deren Mitglieder als einzelne Detailhändler vielfach Konkurrenten der Konsumvereine sind, zeigte sich dazu nicht bereit. Es folgten lange Jahre unerquicklicher Differenzen, bis schließlich der „Allgemeine Verband" auf dem Genossenschaftstag die Großeinkaufsgesellschaft deutscher Konsumvereine und etwa hundert Konsumvereine ausschloß. Dies gab das Zeichen zur Gründung eines selbständigen Zentralverbandes deutscher Konsumvereine im Jahre 1903, der den größten Teil der deutschen Konsumgenossenschaftsbewegung umfaßte.

Lassalle hat zu seiner Zeit die von Schulze-Delitzsch vorzugsweise geförderten Kreditgenossenschaften geringschätzig beurteilt. Sie dienten, meinte er, dem Handwerksmeister, dem kleinen Detaillisten, d. h. jenen „Mittelständen", deren Untergang längst von dem Sozialismus als unvermeidlich bezeichnet war. In dem seitdem verflossenen halben Jahrhundert hat der Untergang doch länger gedauert und hat bis heute mehr davon übrig gelassen, als jene Ansicht erwarten ließ. Noch mehr ist das Urteil Lassalles über die Konsumvereine durch die Tatsachen widerlegt worden. Aus einem unehrlichen Mittel im Dienste des Profits der Unternehmerklasse, wozu Lassalle sie herabwürdigen wollte, ist in dem neuen Jahrhundert ein Mittel der sozialen Reform von ansehnlicher Größe für Deutschland geworden, und statt einer geringschätzigen Zurückweisung durch die Arbeiterpartei wird umgekehrt von entgegengesetzter Seite her den Konsumvereinen der Vorwurf gemacht, daß sie nicht nur ein ökonomisches, sondern auch ein politisches Machtmittel für die Sozialdemokratie seien. Die Absicht ist deutlich. Es sind die uns bekannten mittelstandspolitischen Bestrebungen, die auf diese Weise die Gegnerschaft gegen die ökonomische Kraft der Konsumvereine durch politische Agitationen in den Parlamenten und Regierungen verstärken wollen. Darum hat der Zentralverband wiederholt seine Unabhängigkeit und Neutralität gegenüber allen politischen Überzeugungen und volkswirtschaftlichen Bekenntnissen zum Ausdruck gebracht und hat festgestellt, daß seine Ziele lediglich auf die wirtschaftliche Kräftigung und Hebung der materiellen Lage seiner Mitglieder gerichtet seien. Ebenso hat er gegenüber den Kämpfen unter den verschiedenen gewerkschaftlichen Richtungen seine Neutralität bekundet. D.

Literarische Rundschau.

Die Edda.

Edda. Erster Band: Heldendichtung. Übertragen von Felix Genzmer. Mit Einleitungen von Andreas Heusler. Jena, Eugen Diederichs. 1912. (Sammlung Thule. Altnordische Dichtung und Prosa. Herausgegeben von Professor Felix Niedner. Bd. I.)

Vor beinahe hundert Jahren, nämlich 1815, ließen die deutschesten der deutschen Gelehrten, die Brüder Grimm, ein Buch erscheinen: „Lieder der alten Edda. Aus der Handschrift herausgegeben und erklärt. Erster Band." Die Brüder gaben darin den altnordischen Text der hauptsächlichsten Heldenlieder der Sammlung mit sprachlichen und sachlichen Erläuterungen sowie zwei Übersetzungen: einer mehr wörtlichen und einer freien in Prosa. Die Götterlieder sollten in einem zweiten Bande folgen, der aber niemals erschien, weil das Buch infolge ungünstiger äußerer Umstände keinen Erfolg hatte. Und doch hätte es ihn reichlich verdient. Einmal war die darin gebotene wissenschaftliche Leistung für die damalige Zeit recht bedeutend. Dann war die freie Übersetzung sehr glücklich geraten. Sie fand bei ihrem Erscheinen Goethes Beifall. Gehörte doch eine ähnliche Arbeit für den Homer zu seinen Lieblingswünschen und Plänen. Und noch heute steht sie in hohem Ansehen. Denn noch heute erfüllt sie mit ihrer prunklosen, schönen Sprache ihren Zweck: von der alten Poesie ein unmittelbares Bild zu geben.

An dieses Buch werden wir durch die kürzlich erschienene, oben bezeichnete Übersetzung der Edda erinnert, weil auch sie zunächst nur die Heldenlieder bietet. Sonst aber steckt sich diese neue Übertragung ein anderes höheres Ziel, als den Brüdern Grimm vorschwebte. Sie will nicht bloß eine Vorstellung von jenen alten Liedern geben, sondern sie will, soweit das möglich ist, die Originale ersetzen. Darum strebt sie nach der äußersten Worttreue. Der Stabreim ist, wo es nur irgend anging, genau befolgt. Rhythmus und Metrik entsprechen den Vorbildern aufs engste; ebenso die Anzahl der Worte, beinahe der Silben. Dennoch ist der modernen Sprache nirgends Gewalt angetan. Bis auf einen leisen Hauch von Altertümlichkeit, der geboten war und den Versen nur zur Zierde gereicht, lesen sich die Strophen wie edle deutsche Poesie. Man darf sagen, daß der kühne Versuch, diese älteste nordische Dichtkunst einzudeutschen, d. h. sie in unsere heutige Sprache zu übertragen und zugleich ihren urtümlichen, nationalen Charakter möglichst zu schonen, aufs schönste gelungen ist. Insofern aber die vorhandenen Edda-Übersetzungen sich diese hohe Aufgabe, das Original so treu wie möglich, bis in den Tonfall hinein, wiederzugeben gar nicht stellten, können sie einen Vergleich mit dieser ihrer jüngsten Konkurrentin nicht aushalten. Der Eindruck der Lieder in dem neuen Gewande ist denn auch überwältigend.

Es scheint, daß diesen Zeugen einer Zeit, auf der nach Wilhelm Grimms schönem Wort der erste Glanz der Sonne und das Morgenrot lag, ein urpoetischer Gehalt eine ewige Wirkung sichert. Ja, je verbildeter die Menschheit wird, um so grandioser müssen diese Äußerungen eines naiven, starken Kunstgefühls anmuten. Mit den einfachsten Mitteln künstlerischer Darstellung bieten sie dichterisch umgewandelte Geschichte. Der Idealismus einer heroischen Welt tut sich in unverlöschlichen Bildern auf. Diese Gedichte besingen nicht die Freuden des Daseins. Nur des Lebens Leid kennen sie. Und frei äußern sich die heftigsten Leiden-

schaften. Eine ungebändigte Grausamkeit ist die Voraussetzung der Geschehnisse. So ziemlich das Hauptmotiv ist die Gewalt der Rache. Und doch werden diese elementaren Ausbrüche auch für das zartere Gefühl des anders gearteten modernen Menschen geadelt und verklärt, einmal durch die kühnste Todesverachtung, dann durch die edelste Treue. In ihr findet Axel Olrik die Ethik jener Heldenzeit beschlossen. In seinem schönen Buch „Nordisches Geistesleben" sagt er mit der den Gelehrten der Nordländer eigenen Präzision: die Treue gegenüber dem gegebenen Wort ist die höchste Treue gegen sich selbst.

Daß aber diese Lieder einem Publikum vorgetragen wurden, das die in ihnen behandelten Stoffe kannte und von ihnen immer wieder singen hörte, dies gab der Darstellung jenen eigenen Ton, worin sie sich von der späteren auf dem fixierten Wort beruhenden Poesie so nachdrücklich unterscheidet. In den höchsten Momenten genügte eine Andeutung, ein Bild, und die Situation war dem inneren Sinne des Hörers eingeprägt, sein Mitempfinden erregt. Noch jetzt übt diese Kargheit, diese schweigsame Herbheit eine tiefe Wirkung. Für den heutigen Leser entsteht daraus ein eigenes, den künstlerischen Eindruck steigerndes Gefühl. Wir glauben der Zartheit eines weichen Gemütes zu begegnen, das uns schonen will und das Grausige sänftigt, aus Scheu, uns zu verletzen. Zugleich gewinnt die Poesie durch dieses Andeuten und die damit verbundene sprunghafte Darstellung jenes Ahnungsvolle, Unbestimmte, das unsere Gedanken und Empfindungen weckt und dem Erzählten einen tiefen Hintergrund schafft. Dazu nun noch die immer wieder in Erstaunen setzende Fähigkeit jener alten Sänger, die Erzählung in Bilder aufzulösen, mit denen sie die Phantasie ihrer Hörer anzuregen wußten, also jene Kunst, die Herder vor allem am Volkslied bewunderte und der verkünstelten Poesie seiner Zeit so wirksam entgegenhielt. Wenn im alten Sigurdlied Gudrun die heimkehrenden Brüder fragt:

Wo habt ihr Sigurd,
Den Heldenfürsten,
Da Gjukis Erben
Als erste reiten?

und Högni antwortet:

Nieder hieben
Den Helden wir.
Der Hengst neigt das Haupt
Auf des Herrn Leiche,

so geben die beiden letzten Verse ein Bild von unvergleichlicher Eindrücklichkeit. Es verfehlte auch seine Wirkung nicht. Das wird deutlich, wenn wir sehen, wie ein späteres Lied, die sogenannte zweite Gudrunarkvida, in der vorliegenden Übersetzung „Gudruns Lebenslauf" genannt, es nachahmt. Hier erzählt Gudrun:

Weinend ging ich
Mit Grani reden.
Feucht von Tränen
Fragte ich ihn.
Da neigte Grani
Ins Gras sein Haupt
Der Hengst wußte,
Sein Herr war tot.

Oder das jüngere Sigurdlied schildert das Verscheiden des Helden und den Schmerz der Gattin:

Der Sinn schwand der Frau,
Dem Fürsten das Leben.
Zusammen schlug sie
So sehr die Hände,
Daß die Becher
Auf dem Bord klangen
Und hell die Gänse
Im Hof schrien.

Wie wird hier durch die Wirkung nach außen, durch den Reflex die Tiefe des Schmerzes ausgedrückt! Auch das findet Nachahmung. In der sogenannten ersten Gudrunarkvida, in dieser Übersetzung „Gudruns Gattenklage" genannt, heißt es:

Da weinte Gudrun
Gjukis Tochter.
Ihre Klagen
Klangen durchs Haus,
Und hell schrien
Im Hof die Gänse,
Schmucke Vögel,
Die die Frau hatte.

Und gerade diese Wahrnehmungen, wie wichtige Motive in den Liedern mehr oder weniger umgebildet wiederkehren, geben der Lektüre dieser Sammlung noch einen besonderen Reiz. Wir blicken in eine über Jahrhunderte sich erstreckende Entwicklung jener Urpoesie. Wir beobachten, wie die gegebene Sage sich fortbildet und umwandelt. In den verschiedenen Standpunkten, von denen aus die überlieferten, immer wieder gehörten Stoffe dargestellt werden, zeigen sich die Ansätze von dichterischen Persönlichkeiten. Allmählich erblüht in dieser rauhen Welt eine zarte Seelenkunde. Mit der stofflichen Ummodelung wandelt sich auch die innere Form der Lieder. An die Stelle der herben Knappheit der älteren Zeit tritt eine verweilende, mehr genremäßige Behandlung, die sich die Ausmalung der Situation angelegen sein läßt. Über das Tatsächliche hinaus schreitet die Poesie zur stimmungsvollen Reflexion, die sich zunächst in Dialogen, dann auch monologisch äußert. Zuweilen nähern sich die Gedichte dem Charakter des schriftlich fixierten Epos. Auch kündigt sich leise schon die Künstlichkeit der Skaldendichtung mit ihren gleichnisreichen Umschreibungen an.

Man versteht es, daß Gervinus einst schreiben konnte: „Bei dem Hinblick auf die kostbare Sammlung der Edda darf uns wohl ein neidisches Gefühl überkommen, daß uns in Deutschland nichts Ähnliches erhalten blieb." Nun, wenn wir an Verwandtem auch nicht mehr als das Bruchstück des Hildebrandliedes aufzuweisen haben, so besitzen wir immerhin die beiden großen Epen, die sich — darüber ist man sich heute in der Wissenschaft wohl einig — aus Einzelliedern in der Art der eddischen Heldengesänge gebildet haben. Zu solchen Epen aber haben es wieder die Länder des Nordens nicht gebracht. Die Rechnung wird sich also ausgleichen.

Übrigens sind diese skandinavischen Gedichte beinahe unser Eigentum geworden. Die deutsche Forschung hat an ihrer geschichtlichen Erkenntnis seit den Tagen der Brüder Grimm einen großen Anteil. Und eine Übersetzung wie diese Genzmersche macht sie uns erst recht zu eigen. Wie sehr die deutsche Forschung die Auffassung dieser stammverwandten, ja fast stammesgleichen Poesie gefördert hat, lehrt das vorliegende Buch selbst mit seinen Einleitungen und dem fortlaufenden Kommentar, die Andreas Heusler, der Vertreter der Wissenschaft von der nordischen Sprach- und Literaturgeschichte an der Berliner Universität und Akademie, beigesteuert hat. Mit ruhiger Sachlichkeit und eindrucksvoller Schlichtheit bietet er darin das zum Verständnis der Lieder Erforderliche. In einer kurzen treffenden Gesamtcharakteristik beschreibt er Art und Wesen dieser Heldenpoesie. Jedem einzelnen Stück ist dann noch eine besondere Einführung vorangestellt, die den ihm eigentümlichen Geist klar und scharf darlegt. Diese Stilanalysen sind ebenso tief wie geschmackvoll und ruhen auf einem feinen Gefühl für dichterisches Schaffen. In ihnen wie in den kommentierenden Noten zeigt sich Heusler von jener Romantik, die vor gar nicht so langer Zeit noch die Auffassung aller Volkspoesie umnebelte, durchaus frei, darum aber keineswegs nüchtern. Welch große Gelehrsamkeit seinen Ausführungen zugrunde liegt, weiß nur der Kenner, der, wie der Interpret selbst, das ungeheure Gebiet der gesamten germanischen Sagenbildung beherrscht. Man sieht diesen oft ganz kurzen Bemerkungen nicht an, daß sie das mittelbare Ergebnis

einer gewaltigen Geistesarbeit von drei Generationen sind. Seit jener Veröffentlichung der Grimms wurden Berge von Büchern und Schriften gehäuft, ehe man zu der so einfach und natürlich erscheinenden Auffassung gelangte, wie sie sich in diesem Kommentar kundgibt. Was wurde nicht allein über die Frage nach der „Echtheit der Edda" für Tinte vergossen! Wie viel Mühe wurde aufgewendet, um über die Entstehungszeit der Lieder zur Klarheit zu gelangen, um festzustellen, daß sie in der überlieferten Gestalt nicht vor dem neunten Jahrhundert nach Christi Geburt entstanden sein können und bis ins zwölfte reichen! Auch der Nachweis des isländisch-norwegischen Ursprunges erforderte viel Arbeit und nicht weniger Polemik. Wie schwer endlich war es, von der formalen Entwicklung dieser Poesie ein sicheres Bild zu entwerfen! Man hat durchweg das Gefühl, daß Heusler in dem heute noch wogenden Kampf der Meinungen eine eigene, fest begründete Stellung einnimmt. Das sieht man schon daraus, daß er die allgemein übliche Reihenfolge der Gedichte zugunsten einer neuen Anordnung aufgegeben hat. Er gruppiert die Lieder nach einem künstlerischen Prinzip im Gegensatz zu dem stofflichen der Haupthandschrift, der man bisher im wesentlichen folgte. Und er vermehrt noch den Bestand um Stücke eddischer Art, die in einzelnen Sagas oder lateinisch übersetzt bei Saxo Grammaticus überliefert sind, ebensogut aber in der alten Sammlung des 13. Jahrhunderts hätten Platz finden können. Es war nur ein äußerer, mehr zufälliger Umstand, daß es nicht geschah. Dieser erste Band bringt allein zehn solcher Lieder.

Heusler ist wohl auch die Herstellung des Textes zu danken, der der Übersetzung zugrunde liegt. Auch diese Aufgabe gehört zu den umstrittensten Problemen der nordischen Philologie. Soweit mir ein Urteil zusteht, verfuhr er in der Anordnung der Strophen wie in der Ausfüllung der Lücken maßvoll und gestützt auf die genaueste Kenntnis der Überlieferung.

Diesem ersten Bande soll in Kürze der zweite folgen, der die Götterlieder bringen wird. Damit ist noch der schwierigere Teil der schwierigen Aufgabe zu lösen. Allein nach dieser Probe dürfen wir die besten Hoffnungen hegen. Liegen auch diese Lieder mit ihrer grüblerischen, tiefsinnigen, tragischen und doch auch humoristischen Auffassung der Weltordnung vor, dann hat sich der alte Ruhm der deutschen Literatur: die besten Dolmetscher fremder Poesie hervorgebracht zu haben, durch eine große und bedeutende Leistung von neuem bewährt.

Otto Pniower.

Alfred Huggenberger.

Die Schweiz weist gegenwärtig eine außerordentliche Fruchtbarkeit an dichterischen Talenten auf. Sie sind fast durchwegs Epiker und stehen, da sie das schweizerische Naturell nicht verleugnen können, als gute Wirklichkeitsmenschen auf dem Boden ihrer Zeit und Heimat. Die neuen Talente springen aus allen Gesellschaftsschichten auf: die überreife Kultur der abblühenden alten Stadtaristokratie liefert sie wie der geistliche, der Ärzte-, der Beamten-, der Kaufmanns- und Wirtestand, das Gelehrten- und das Handwerkertum. Die Mehrzahl steigt aus dem Lehrerstand herauf. Ist der Grund hierfür vielleicht darin zu suchen, daß er sich zumeist aus dem Bauernstand rekrutiert? Dem Bauer selbst sprach man freilich bis jetzt die Fähigkeit für wirklich dichterisches Schaffen nicht zu, die Begriffe Bauer und Dichter schienen einander auszuschließen. Der Bauer ist kleinlich, hamsterig, beschränkt, gefühlstrocken und phantasiearm — was kann da Gutes aus Nazareth kommen? Und nun ist er doch gekommen, ihr Dichter, von den Höfen der Kleinbauern, die im zürcherischen Vorland, an der Grenze gegen den Thurgau hin wohnen. Aus einer

Landschaft, von der es in der Umgegend spottweise heißt, daß sich dort die Spatzen sogar in der Ernte auf den Rücken legen; und doch hat sie ihre Reize in Fülle, vom einfachen Wiesengrund mit dem plaudernden Bach über die Hügelwellen und die Vorgebirge hin bis zum ewigen Schnee, und im Herbst hat sie ihr Farbenbacchanal wie eine. Bauer und Dichter! Das war noch nie dagewesen. Zwar hat jede größere Ortschaft auf dem Lande ihren Lokalpoeten oder gar mehrere, die dann zusammen, einander ablösend, Spottlieder singen auf die Nachbardörfer oder an einer Skandalchronik des eigenen wirken. Sie sind durchaus nicht immer ohne Talent; und wenn so einer „gut aufgelegt ist, so kann er in einem Kaib (d. h. in einem Zug) zwei Seiten voll reimen". Ihre Kunst steht gewöhnlich nicht in bestem Ansehen bei den Dorfgenossen, und wenn nicht der Bauer den Dichter, so diskreditiert doch ganz gewiß der Dichter den Bauer.

Unter diesem Mißtrauen hatte auch Alfred Huggenberger, der Bauerndichter von Bewangen, zu leiden. Und doch gehörte er nie unter die wildschossigen Naturdichter. Er ist ein echter, vollwertiger Poet, der mit bewußtem Kunstverstande arbeitet, und dabei ist der Bauer in ihm ebenso echt geblieben; einer bedingt den anderen, und die Lebensbedingungen beider wurzeln in der Erde der Heimat. Und wenn der Dichter in Huggenberger sich heute bereits einen Platz in der Literatur erobert hat, so ist auch der Bauer in ihm, wenigstens für die engere Heimat, mit mehr als einer durchgreifenden Neuerung in der Bewirtschaftung des Bodens direkt vorbildlich geworden. Das ist das Phänomen, daß in Huggenberger Dichter und Bauer einander heben und tragen. Beide siegten über Mißtrauen und Vorurteile, aber der Kampf war hart, für den Dichter noch mehr als für den Bauer. Das Talent hatte ihm die Natur wohl mitgegeben, aber auch fast unüberwindbare Hindernisse, es zur Reife und Fruchtbarkeit zu bringen.

In Armut und Not hineingeboren (1867) als der Sohn eines Fabrikarbeiters, sieht er von Kindheit auf nur ein hartes Ringen um das Notdürftigste. Mit dem fünfunddreißigsten Jahre gibt der Vater die Arbeit in der Fabrik auf und kauft nach und nach zu dem mageren Gütchen noch etwas Land. Der Ertrag bleibt dem als Bauern unpraktischen Manne aus. Die jungen Töchter mußten mit Verdienst durch Stickerei nachhelfen, besonders als ihr älterer Bruder in die Sekundarschule [1]) ging und nachher das Seminar bezog. „Für mich war so was ausgeschlossen," erzählt Huggenberger selbst, „denn wer hätte dann am Ende Feld und Stall besorgen müssen? Ich verschmerzte die Schule, denn die Arbeit im Freien war mir lieb" [2]). Diese Liebe zum Schaffen in Feld und Wiese war ein Erbteil von der Mutter. Die Hauptlast ruhte auf ihr; jedes Wetter fand sie draußen, und sie leistete fast Unglaubliches. Der Sohn durfte bei ihrem Tode schreiben: „Sie starb nach einem sorgen- und mühereichen Leben; ich kann wohl sagen, auf zwanzig Stunden weit hat keine Frau wie sie geschafft und mit Armut und Sorgen gekämpft. Nun hätte sie es noch ein wenig besser haben können, aber sie war eingewerkt und müde."

Gewiß lebte Huggenberger keine lärmfrohe Jugend auf seinem einsamen Hofe, dafür aber eine innerlich reiche, wie sie das Glück der Bauernkinder ist. „Auch für mich bedeuten die im Frieden eines weltabgeschiedenen Bauerndörfleins verlebten Jugendtage einen Schatz, von dem ich mit reinem Danke mein Lebenlang zehren darf." Als es aber so gegen die zwanzig ging, kam ihm doch alles etwas arm vor. Der Hunger nach dem Buch ergriff ihn. Aus der nahen thurgauischen Kantonsbibliothek borgte er sich durch Vermittlung eines alten Lehrers, dem er im Roman [3]) (S. 218 f.) mit der Figur des braven „Vetter Kaspar Inzuben" eine

[1]) Im Kanton Zürich freiwillige Alltagsschule vom zwölften bis fünfzehnten Altersjahre mit obligatorischem Unterricht im Französischen.

[2]) Die biographischen Zitate sind Stellen aus Briefen an den Verfasser dieses Aufsatzes.

[3]) „Die Bauern von Steig". Leipzig, L. Staackmann.

Gedenktafel setzte, Bücher die Menge. Wahllos, weil unberaten, war seine Lektüre. Er las, was ihm der Zufall in die Hände spielte, und meinte wohl auch, wie der Bauernknecht Gideon Reich, der Held seines Romans, in den Büchern alles Schöne und Gute der Welt zu besitzen. Doch Lesen und Studieren stehlen dem Bauer die Zeit und bringen ihn bei seinesgleichen in Mißkredit. Auch Alfred mußte seine Bücher wie verbotene Früchte in den heimlichen Abendstunden kosten; aber das Verlangen wuchs, und bald lagen tagein tagaus über jede Essenszeit Buch und Bleistift neben ihm, und er machte sich von allem, was er las, Notizen und Auszüge.

Erst fesselten ihn historische Werke, namentlich kulturhistorische, wie Johannes Scherrs „Germania" und „Deutsches Leben im 13. und 14. Jahrhundert" von Alwin Schultz. Von schöner Literatur las er alles kreuz und quer durcheinander. Lange nahm ihn Schiller gefangen, vom fünfzehnten Jahre etwa bis zum fünfundzwanzigsten. Daneben kamen Scheffel, Heine, Baumbach, der ihn zur Nachahmung reizte, später Goethe, Keller, Eichendorff, Strachwitz, Mörike, überhaupt „alle, die etwas konnten", an die Reihe. Einen großen und nachhaltigen Eindruck machten ihm C. Ferd. Meyers Gedichte.

Die Historie und die schöpferischen Geister weckten den Dichter in ihm. Lange trug er sich mit dem Plane eines Epos aus den Zeiten der Kyburger: „Hugo, das Singerlein". Der Plan blieb liegen, dafür schrieb er zwei historische Volksschauspiele: „Der letzte Landenberger" und „Der Bauernkönig", unter dem der Führer im schweizerischen Bauernkriege (1653), Niklaus Leuenberger, zu verstehen ist. Eine Menge von Schwänken, die jetzt fleißig auf unseren Dorfbühnen umgehen, wohl ein halbes Hundert, entsprang dem baren Bedürfnis, auf selbstgezimmerter Bühne in einem Dorfwirtshaus gemeinsam mit gleichgestimmten Kameraden die winterlichen Sonntagnachmittage mit Theaterspiel zu kürzen. Fehlte nur das Repertoir, denn was landauf, landab über die Bretter lief, wollte man doch nicht spielen. Und so wurde Huggenberger Regisseur, Schauspieler und Theaterdichter zugleich. Merkwürdig und bedeutsam ist, daß weitaus die Mehrzahl dieser Schwänke Huggenbergers in der Schriftsprache, nicht in der Mundart, geschrieben wurden, wie er denn, nach seinen eigenen Worten, innerlich Erlebtes nie im Dialekt auszudrücken vermochte, Gedichte nur, soweit sie für die Jugend bestimmt waren.

Ein erstes Bändchen Verse erschien 1890, Reiter- und Kasernenpoesie, die er heute selbst herzlich unbedeutend findet. Ein Lustrum später folgten „Lieder und Balladen"[1]). Noch stark konventionell in Stoff und Form, kamen sie dem landläufigen Geschmack entgegen und fanden in der engeren Heimat ihre Gemeinde.

Die Verse hatten Wohllaut und Fluß und ein merkliches Streben nach Abwechslung in der Strophengliederung; aber dem reinen Lied mangelte noch die Unmittelbarkeit und volle Stimmung, den epischen Stücken Struktur und energischer reliefgebender Umriß; bloßer Bericht ersetzte oft das Leben. Eine wohl durch die Lektüre noch bestärkte, jünglingshafte Sehnsucht nach Vergangenheit, Ferne und Abenteuer hatte hier zum Singen gelockt. Die Romantik der Landstraße, der weiten See, des Ritter- und Landsknechtslebens, Schützen- und Vaterlandslieder, ein vornehmerer Niederschlag des bramarbasierenden Festpatriotismus wechseln mit Liebesscherz oder -klage und mit Kneipliedern aus der Schenke, dem Rittersaal oder dem Klosterkeller. Das meiste scheint mehr aus Unempfindung als eigenem Erleben geboren zu sein: der Dichter hatte den Weg zur Heimat und zu sich selbst noch nicht gefunden.

Er mochte es fühlen und verstummte. Zwölf lange Jahre des Schweigens folgten. Sie waren für Huggenberger ökonomisch und künstlerisch ein sorgenvolles Ringen. Mit dem Jahre 1896 übernahm er das Gut, das der Vater dem Zwanzigjährigen schon zu bewirtschaften ganz überlassen hatte, definitiv. Das war bei der Kargheit des Bodens und der Verschuldung ein Wagnis. Doch

[1]) Verlag J. Huber, Frauenfeld.

der junge Mann griff keck zu; er arrondierte seinen Besitz mehr und mehr und suchte durch Verbesserungen in der Düngung und namentlich Drainage von Wiesen, Äckern und Wald seinen Besitz ertragsfähiger zu machen. Monatelang stand er, gewöhnlich zur Winterszeit, in selbstgezogenen Gräben und entwässerte so an die dreißig Jucharten[1]), ein gutes Dritteil ohne jede Mithilfe. Im Jahre 1903 verheiratete er sich mit der Tochter eines Müllers, die ihm nicht nur eine wackere Hausfrau, sondern auch eine kluge Beraterin bei seinem dichterischen Schaffen wurde. Verbrecherische Hand warf ihnen 1904 mitten in einer Nacht den Brand ins Haus. Nach eigenen Entwürfen baute er sich rasch wieder ein neues auf und schrieb nebenher in der Notwohnung im nahen thurgauischen Dörflein Gerlikon, wo er heute in einem ebenfalls nach seinen Plänen errichteten Heim, halb Bauern-, halb Dichterhaus lebt, die ersten Kapitel zu seinem Roman. Das war schon ganz nur Bauernleben der Heimat. Nach und nach hatte er erkannt, daß Natur und Umgebung, Mensch und Tier der Heimat, das eigene Erlebnis, das äußere und das innere, die Scholle, die er pflügte, harkte und besäte, einzig die Welt für sein dichterisches Schaffen werden konnten. Die Überzeugung wuchs in ihm auf: nie kann ein Bauer das Leben auf der Scholle inniger und tiefer gelebt, die Offenbarungen, die nur Bebauern aus ihr emporsteigen, hellsichtiger geschaut haben als ich. Es wurde ihm zur Gewißheit: ich bin dazu geboren und berufen, all dieser Lebensfreude und Tatkraft weckenden Schönheit, der Demut und Leidenschaft, der Süßigkeit und Bitternis, allem, was auch uns Bauern beim Schreiten über die Erde hin das Leben hell und rätselhaft zugleich macht, im Worte Gestalt zu geben, wie keiner meiner Pfluggenossen zuvor! So kehrte er nach langen quälenden Zweifeln und Wirren aus dem Lande der Romantik zurück in die Heimat, fand so den Weg zu sich und ganz nahe zu den Menschen um ihn herum. Und jetzt fließt ihm von Wald und Feld, von Wiese und Himmel, von Tieren und Menschen mit einem Male ein ungeahnter Reichtum zu. Geweckt vom Rhythmus der eigenen Arbeit, dem lachenden Sonnenschein, dem leisen Zug der Wolkenkähne hoch in Lüften, dem Schrei und Lied der Vögel, der Ackerstille, dem Schnee der Berge oder Waldesbrausen im Sturm, dem Flüsterton der Bäume oder Klingen der Luft, dem Glockenton, dem ganzen, scheinbar unverhüllten und doch so rätselhaften Wandelgang alles Menschlichen in ihm und um ihn, stiegen Gestalten vor ihm auf, aber jetzt aus der eigenen Furche. Er hatte Visionen, Schatten folgten ihm im Dämmerschein auf dem Heimweg, — die lange Reihe derer, die vor ihm, frei oder geknechtet, den Acker gebaut hatten. Heiß und drängend verlangten sie nach Auslösung und Befreiung. Aber sie zu fassen war schwierig. „Es dauerte lang, bis ich den Ausdruck für das fand, was mir am nächsten lag . . . Die Stoffe sind schwer zu bewältigen wie die Erde, auf der sie stehen . . . Sie wären es wohl auch für den vom Glück Begünstigten gewesen, um so mehr noch für den Autodidakten, der sich selber aus der Erde graben muß." Er rang unablässig mit Stoff und Form; doch sein hartnäckiger Wille überwand die künstlerischen Schwierigkeiten wie die ökonomischen. Was für ein Kampf muß das aber gewesen sein! Man bedenke doch: „auf den tausend Irrwegen und bei der Bewältigung der ungeheuren Summe von Arbeit, die zwischen dem ersten Lautwerden unbestimmter Sehnsüchte und der bewußten künstlerischen Durchdringung eines Stoffes liegen", war er ganz auf sich selbst angewiesen. Aber vielleicht war das doch für ihn ein Glück? Die Schule hatte ihn nicht verdorben; so war er, an die Großen der Dichtung herantretend, die ihm einzig Führer sein konnten, naiver im Genießen, selbständig im Urteil und nicht beeinflußt im Erkennen.

Alle Gedichte entstanden neben der Feldarbeit. „Das war mein heimliches Fest; wenn mir eines gelang, war ich glücklich." Hatte er zu den „Liedern und Balladen" die Stoffe aus zweiter Hand geholt, so empfängt er sie jetzt aus erster und mit der neuen Liedergabe — „Hinterm Pflug. Verse eines Bauern[2]) —

[1]) Eine Juchart = 36 Aren.

[2]) J. Huber, Frauenfeld.

bekommt der verblaßte Dichtername Alfred Huggenberger auf einmal wieder Glanz und läuft von Mund zu Mund. Vier Auflagen folgen sich innerhalb eines halben Jahres! Uralte Stoffe, aber lebendig gesehen und neu und lebensfrisch gestaltet. Da sind „Weggefährten", „Heimliches Glück", „Wir Bauern" („Wir Bauern, das lassen wir uns nicht nehmen — Wir brauchen uns nicht des Lebens zu schämen"), „Vor der Ernte", „Das Knechtlein", „Der unfruchtbare Baum", „Fahnenflucht" („Ich kann es nicht verstehen, daß du den Schritt zur Stadt gewandt"), „Reife Wiese". Und dann vor allem die drei umfänglicheren: „Der Pflüger", „Der Traum", in dem er sich hinter seinem eigenen Sarge hergehen sieht und die Kritik der Dorfgenossen über den vermeintlich toten Dichter vorauf genießt, und „Auf der Mähmaschine", denen sich, später veröffentlicht, das anmutige Lied: „Wenn der Frühling kommt" [1]), die „Ochsengeschichte" und „Der Mähder" [2]) anschließen. Wie in Segantinis „Müttern" und Millets Ackermenschen bilden in diesen Gedichten Mensch und Natur eine untrennbare Einheit, und die Mittel zum Ergebnis sind gleich eindrucksvoll in ihrer Einfachheit. In diesen Tagträumen empfindet der Dichter kosmisch: alles Leben springt aus demselben Urquell, Mensch und Tier sind wesensverwandt. Eben weil er der Heiligkeit des Lebens bewußt geworden ist, wird er der Grausamkeit, mit welcher Sense, Pflug, Mähmaschine und sein Fuß in die harmlose Welt des Kleingetiers der Furche und Wiese fahren, mit Entsetzen inne; aber er rettet sich mit einem energischen Ruck über die Fallstricke der Sentimentalität hinweg auf den Boden der realen Notwendigkeiten, für die der Mensch keine Verantwortung trägt. Von den eigentlichen Liedern sind manche frisch, andere aber nicht frei von Unempfindung oder Anklängen. Der Lyriker ist inzwischen in Huggenberger aber nicht hinter dem Epiker zurückgeblieben. Dafür mag das folgende Lied zeugen.

Leise Stunde.

Was willst du mir denn sagen,
Du grüner, lachender Frühlingstag?
Die muntern Drosseln schlagen
Wie trunken noch im dunkeln Hag.
Mein Acker scheint zu träumen,
Ganz still ist's unter den Bäumen,
Ich hör der leisen Stunde Schlag.

Sie kommt mit jedem Lenze,
Steigt auf, wie ein versunken Gut,
Fern an der Kindheit Grenze,
Wandl' ich in treuer Augen Hut;
Ein Duft liegt über den Weiten,
Die heimlichen Glocken läuten:
Du hast es gut, du hast es gut!

Ich seh der Mutter Hände,
Verwelkt und hart — und doch so weich!
Sie müht sich ohne Ende
Und gibt und gibt und bleibt doch reich. —
In Ackers Grund geborgen
Schläft ihr Segen und Sorgen
Und macht ihn mir zum Märchenreich.

Als Erzähler trat Huggenberger mit dem Buche „Von den kleinen Leuten" in die Öffentlichkeit. Der Titel war ein Programm. Denn in diesen sechs ersten Novellen — Daniel Pfund, Der Hofbauer, Der Holz-Schuhmacher, Am Heideweiher, Jakob Spöndlis Glücksfall, Die Scholle — wie den fünf des zweiten Novellenbandes „Das Ebenhöch" [3]) — Der Acker am Herrenweg,

[1]) Beide in „Frühlicht". Herausgegeben von Heinrich Moser. Verlag Verein für Verbreitung guter Schriften, Zürich und Enßlin und Laiblin, Reutlingen, Bändchen III.
[2]) „Frühlicht", Bändchen V.
[3]) Die beiden Novellenbände erschienen bei J. Huber, Frauenfeld.

Elsbeths Enttäuschungen[1]), Die Heuerin, Peter Wenks Heimsuchung, Der Halbwild — und wie in dem oben erwähnten ersten Roman „Die Bauern von Steig" handelt es sich nicht um Bauern, die auf hergebrachtarrondiertem Besitze leben und herrschen wie Könige. Huggenbergers Bauern sind die Kleinen, die sich ihr Fortkommen erst aus magerer Scholle erarbeiten müssen; es sind die zähen Streber nach Emporkommen aus der Enge zu dörflichem Ansehen und einem den Nachkommen die Unabhängigkeit sichernden Besitz; es sind aber auch die Enterbten, die an sich selbst Verunglückten, welche zur Selbstentschuldigung für ihre Unnützheit am liebsten in der Vergangenheit leben. Mit besonderer Lust stellt er uns die klugen Evastöchter vor, die in mannigfachem Spiel heißblütig den Mann suchen; und daneben die Frauen, auf deren versonnenem Antlitz ein „Abglanz von der Stille der Felder leuchtet". An mehr als einer, vornehmlich an der trefflichen Anna Stucki im „Acker am Herrenweg", würde Gottfried Keller seine Freude gehabt haben. — Die ausgebildete Gemeindeautonomie in der Demokratie hat mittels des Stimmzettels Wert und Selbstbewußtsein des Bürgers in gleicher Weise gehoben; der Beamte spielt daher bei Huggenberger als solcher fast gar keine Rolle, — immer nur der Mensch, nicht die Etikette interessiert ihn. Innerhalb des mehr oder weniger eng gespannten Horizontes haben seine Bauern gesunde Verständigkeit und Lebensweisheit, meist einen größeren oder kleineren Schuß Humor, einigen hängt die Narrenschelle in der Brust; manchem, wie dem eingebildeten Kranken Peter Wenk oder dem Maitli-Christoffel, ein ganzes Geläut; dabei sind sie derb, doch nie roh, und auch wieder gutmütig, manierlich, bis zum Wortgeiz verschlossene Einsiedler, beredsam nur in der Verteidigung bedrohter Interessen, von berechnender Schlauheit, spottsüchtig; herbe Strenge kehren sie gegen sich und andere und sind wieder verdeckter Sinnlichkeit voll; im Hasse zäher noch als in der Liebe, lassen sie sich vom Geiz und Eigensinn tyrannisieren; im Vertrauen wohl einmal ausholend, wenn die seelische Spannung es erheischt, ist ihnen Mißtrauen und Hinterhältigkeit nicht fremd; hart und wieder feinfühlig können sie sein; und wie im Punkte der eigenen Ehre äußerst empfindlich, sind sie allem Unlauteren, Turbulenten, Aufgeblasenen abhold. Nur schwer vermögen sie sich hinzugeben, so daß sie auch für das Hochgefühl der Liebe kaum andere als Alltagsworte finden.

Die Jahrhunderte haben den Charakter dieses Stammes allemannischer Bauern nicht viel verändert. Ihr Innenleben möge man aber nicht unterschätzen. Der Dichter setzt im Roman und an anderen Orten warnend dem städtischen Hochmut den Stolz der Verkannten entgegen. „Unter dem knorrigen Äußeren verbirgt sich nicht selten ein ungeahnter Reichtum, eine tiefe Innigkeit der Empfindung; hinter verschwiegenen Lippen können unversehens Worte hervorbrechen, deren unmittelbare Wucht uns staunend aufhorchen läßt." Das ist Huggenbergers Welt. Die Sorgen und Festtage seiner Ackergenossen und ihre einförmigen Lebensgänge sind ihm vertraut — „die Quelle hat mir niemand trüben können". Doch will er weder ihr Prediger noch ihr Ankläger, weder Anwalt noch Richter sein, ganz nur ihr Kamerad. Als solcher ist er nicht blind für die Schwächen; aber daneben sieht er ebensogut ihr Leiden und ihre Freuden, die Herzenseinfalt und Natürlichkeit, das stille, oft aufopferungsvolle Dulden, namentlich der Frauen, und den Grundzug ihres Wesens, Ehrbarkeit und Rechtlichkeit, und ihre Armut und Gedrücktheit werden ihm zum Reichtum. Er ist verwachsen mit ihnen und wird es bleiben; denn die Scholle ist der Nährboden seiner dichterischen wie seiner physischen Existenz.

Huggenbergers Bücher umfassen jetzt schon fast alle Lebensströme des Dorfes — des inneren Lebens — des äußeren noch nicht. Ob er den Mann der Öffentlichkeit in seinen Konflikten mit der Welt einmal schildern oder von den großen drängenden Problemen, die die heutige Bauernschaft bedrohen, welche aufgreifen wird? Erste Anzeichen hierfür möchte man in seinen Prosaschriften vielleicht finden; zunächst scheint ihn jedoch die individuelle Psyche mehr zu interessieren als

[1]) Zuerst in der „Deutschen Rundschau", Juliheft 1911.

die der Masse. Und für solchen Lebensausschnitt, der zwar begrenzt ist, aber doch alles seelische Eigensein konzentriert enthalten kann, bedarf er keiner ergrübelten Probleme. Sein geschärftes Auge und die aufrichtige Anteilnahme, ja Liebe für die Menschen, sieht die Konflikte des ihn umgebenden Lebens schon von selbst. Da stellt er denn seine Menschen gerne auf die Kreuzstraße der Versuchung; ob sie ihnen zum Verderben wird, wie dem Risten-Sali in der „Heuerin" oder Rolf im „Heidenweiher" und dem jungen Gideon im Roman, oder ob sie sich aus den Seelenwirren emporläutern, wie Fredi im „Acker am Herrenweg" an den flehenden Bitten der ihm versagten Geliebten und der bangen Herzensnot der Mutter, das wird durch ihren Charakter bestimmt. Denn bei Huggenberger geschieht nichts aus Zufall oder Willkür. — Realistisch wie sein Schauen ist sein Charakterisieren. Die Vorliebe für scharfe Umrisse liegt vielleicht begründet in den nicht geringen zeichnerischen Fähigkeiten, die er während und noch lange nach der Schule so leidenschaftlich pflegte, daß er den Verlust seiner Zeichnungen durch den Brand in Bewangen heute noch nicht verschmerzt hat. Immer gibt er die Tatsachen, nicht die Reflexion, bleibt aber stets knapp und hält in der Verwendung der Personifikation oder des Bildes weise Maß. Um den Erdgeruch der Echtheit zu wahren, überträgt er die Rede seiner Bauern direkt aus dem Dialekt bis auf die täglichen Gruß- und Umgangsworte herab. Und dabei ist das Deutsch dieses Bauerndichters, abgesehen von einigen absichtlichen Ausnahmen im Zwiegespräch, völlig fremdwortfrei. In den Novellen besitzt die Sprache noch ganz die Kraft der Konzentration, der die Geschmeidigkeit des Nebensatzes gerne geopfert wird; im Roman dagegen, wo der Dichter an der Handlung gemächlich spinnen und die Empfindung ruhig ausschöpfen kann, baut er wohlgefügte Perioden. Ebenso hatte in der Novelle der Stil über die Gedrungenheit hinaus noch etwas Abruptes, Starres, Verhaltenes, während im Roman die feinen, bewegten Übergänge und die Lyrismen das Schroffe ausgleichen, wobei aber durch die Häufung der Substantive in den Perioden die weichere Form doch Festigkeit bekommt. Hier geht der eigene Pulsschlag des Dichters. Wieviel er damit seinem Helden, dem armen Waisenbuben, den die Schuftigkeit des Armenpflegers um Eltern und Erbe bringt und dem eine knabenhafte Irrung im Mein und Dein die Karriere zerbricht, aus eigenem Erleben mitgegeben hat, wird wohl nicht genau zu bestimmen sein. Jedenfalls sind Gideon Reichs Freude am Zeichnen, seine Loslösung vom Gottesglauben im Konfirmandenunterricht, seine spätere leidenschaftliche Lektüre und deren Beschaffung sowie die Entstehung des ersten Schwankes autobiographische Züge; desgleichen hat man in dem wackeren Zeigerhaniß und der Frau Esther die Eltern des Dichters wiedererkannt.

Das Ergebnis sorgsam einrangierenden Aufbaues fehlt den „Bauern von Steig"; die „Burdi-Leute" stehen außerhalb des Zusammenhanges mit der Haupthandlung, und die innere Notwendigkeit der köstlichen kleinen Pflug- und Ackergeschichten sieht nicht leicht ein, wer nicht selbst Pflüger- oder „Männbub" war. Aber einem Roman autobiographischen Charakters soll man solche Freiheiten nachsehen, besonders wenn wir damit ein Buch wie dieses erhalten. Alle Geschehnisse sind vom bloßen Alltag und erscheinen uns doch wie aus frisch aufgeblühten Gärten des Lebens. Und wir empfinden erst jetzt, wie reich dies scheinbar ewige Einerlei des Dorfes im Grunde ist und wieviel von jener wahrhaft innerlichen Menschlichkeit, die allein Wert gibt, von diesem Einfachen ausgeht. Wer es nicht wissen mochte, lernt hier das Wort des Zeigerhaniß, des Mannes von unbeirrbarer Rechtlichkeit, verstehen, daß „mancher die armen Leut weniger verachten würde, wenn er mehr von ihnen wüßte". Der dieses Buch schrieb, wir fühlen es, hat für die Menschen ein Herz voll Gutmeinen und Anteilnahme, für ihre Schwächen ein verstehendes Lächeln. Über dem Ganzen liegt die Klarheit eines Bergwassers, die lebendige Frische und Sonnigkeit eines Maimorgens, in dem der Humor seine Lerchenlieder trillert. Das Buch ist beides für uns: Erlebnis und Verheißung.

Heinrich Moser (Zürich).

μβ. **The Girlhood of Queen Victoria.** A selection from her Majestys diaries. Two vols. London, John Murray. 1912.

Ein merkwürdiger Gegensatz dieser: des braven, kleinen Durchschnittsmädchens und seiner weltgeschichtlichen Bestimmung. Kenntnisse und Begabung, Schönheit und Geist fehlen der jungen Victoria, doch wurde ihr eine wertvollere Regentenmitgift zuteil: sie war gewissenhaft und weiblich taktvoll, war aufmerksam und fleißig. Ihre niedliche blonde Alltäglichkeit wurde durch Haltung und Würde gehoben, sie war bemerkenswert vorsichtig und diskret; ihr durch keine unerfüllbaren Träume beunruhigtes Herz saß auf dem rechten Fleck. — Wir besitzen nicht allzuviele derartig intime Tagebücher geschichtlicher Gestalten, so reizt es zum Lesen, was sich ein Herrscher am Abend der Krönung darüber aufschreibt. Wir lesen von der heißen Dankbarkeit, mit der die vereinsamt aufwachsende Prinzessin an ihrer deutschen Erzieherin hängt. Dann notiert sie, daß kein Mitglied der königlichen Familie, selbst ihr Onkel nicht, ohne ihre Erlaubnis eine Ehe eingehen darf; daß Sir Robert Peel, als sie ihren Willen kundtat, überaus erschrocken war und von ihr gefaßt und kühl abgefertigt wurde. Rundtänze waren ja leider zu ihrem Schmerze „durch meine Lebensstellung ausgeschlossen"; glücklicherweise durfte sie nach Herzenswonne reiten und schildert die beglückenden Eigenschaften ihrer verschiedenen Pferde. Am interessantesten ist das fein ausgeführte, den größten Teil der zwei Bände ausfüllende Stillleben: die Freundschaft des achtundfünfzigjährigen Premierministers Lord Melbourne nnd seiner achtzehnjährigen Herrin. Nicht nur führte er sie mit taktvoller Geduld in die Regierungswerkstatt ein; durch ihn lernte auch das in engbegrenzter Frauengesellschaft aufgewachsene junge Menschenkind erst die Welt kennen. Jetzt durfte sie das Glück des täglichen Umganges mit einem ebenso geistvollen als liebenswürdigen, ebenso erfahrenen als gütigen und vornehmen Manne genießen. Tag für Tag ritt er mit ihr, erledigte Staatsgeschäfte, plauderte abends über ihre Kleider, über die Vorzüge der französischen Küche, über englische Geschichte, über die Gesetze der Ethik und des praktischen Lebens. Gewissenhaft schrieb sie sich alles nieder. Die Anschauungen und Gewohnheiten des damaligen Englands treten uns vor Augen; ein England, in dem man das Rudern als mühselige Plage verachtete, sich dagegen noch duellierte; in dem man soeben wieder anfing, sich mit religiösen Fragen zu befassen, und die Eton-Schüler gewohnheitsmäßig mogelten und logen. In dem man sich nichts aus Gärten, aus Blumen machte, in dem man die nationalen Geschmacklosigkeiten auf allen kunstgewerblichen Gebieten bedauernd feststellte, in dem das Haupt der Liberalen über Volksbildung und Volksbeglückung spottete. Ihre Prinzessinnen-Kindheit war umwölkt gewesen. Sie stand ihrer Mutter fremd gegenüber, verabscheute deren Hofmarschall und Günstling Sir John Conway. Als junge Königin lachte ihr das Leben, sie war wunschlos glücklich, wollte nichts von der Ehe hören — bis sie den Vetter Albert sah und sich rettungslos in dessen Schönheit verliebte. Sie wurde selige Braut, und die Schilderung ihres Hochzeitstages bildet den Abschluß. — Der Zeremonienmeister Lord Esher hat das Werk vorbildlich herausgegeben. Seine kurzen Einleitungen, seine Fußnoten geben alles Wissenswerte mit einer knappen, geistvollen Grazie. — Möchten unsere Herausgeber und Verleger ähnlicher Werke sich das Buch auf diese Vorzüge hin betrachten!

γ. **Hermann v. Tresckow,** General der Infanterie und Generaladjutant Kaiser Wilhelms I. Ein Lebensbild. Von Dr. Thilo Krieg. Berlin, E. S. Mittler. 1911.

Der Koburger Archivar, dem wir schon die interessanten Lebensbeschreibungen von Döring, C. v. Alvensleben und v. Gersdorff verdanken, hat uns mit diesem Buch einen anderen bedeutenden Kriegshelden aus der Zeit Wilhelms I. aufs neue lebendig gemacht. Tresckow hat als Chef des Militärkabinetts wesentlich dazu mitgewirkt, daß 1866 und 1870 die richtigen Männer am richtigen Platze standen, und er hat das um so mehr tun können, als er selbst bescheiden, uneigennützig, bedürfnislos, ohne Falsch und ohne Wanken war. Vor allem hat er an dem Grundsatz seines Vorgängers Manteuffel festgehalten, das Offizierkorps nach Möglichkeit zu verjüngen. Im November 1870 übernahm Tresckow dann an Stelle des erkrankten Generals v. Schimmelmann die 17. Infanteriedivision und bewies in den Kämpfen an der Loire, besonders in der Schlacht bei Loigny, sich als ein „Divisionskommandeur" ersten Ranges. Nach dem Kriege wurde er kommandierender General des IX. Armeekorps; in den Ruhestand trat er 1888: gestorben ist er 1900. Krieg hat viele ungedruckte Quellen — leider nicht die Akten des Militärkabinetts — benutzen können; dabei tritt gar manches zutage, worüber man noch mehr wissen möchte. So lesen wir S. 103 f., daß Bismarcks Beziehungen zu dem König und Moltke um den 21. Januar 1871, also nach der Kaiserproklamation, täglich schlechter wurden, daß Bismarck das einzige Mittel einer Besserung in der Rückkehr Gustavs v. Alvensleben zum König sehe, daß Podbielski seinerseits einen Mann wünsche, der auf Bismarck Einfluß üben könnte. Das alles ist sehr dunkel: woher diese Entfremdung, welche man mit der Einwilligung des Königs in die Annahme des Kaisertitels für gehoben ansah?

γ. **Unsere Zukunft.** Ein Mahnwort an das deutsche Volk. Von Friedrich

v. Bernhardi, General der Kavallerie z. D. Erstes bis fünftes Tausend. Stuttgart, Cotta. 1912.

An der Spitze dieses packenden Schriftchens steht der bekannte Vers aus Fridericus rex: „Ihr verfluchten Kerls, sprach Seine Majestät, daß jeder in der Bataille seinen Mann mir steht; Sie gönnen mir nicht Schlesien und die Grafschaft Glatz Und die hundert Millionen in meinem Schatz!“ In einem größeren Buch „Deutschland und der nächste Krieg“ hat General v. Bernhardi die Gefahren aufgezeigt, von denen Deutschland heute umringt ist, und die Notwendigkeit einer starken Kampfbereitschaft und verstärkten Rüstung dargetan. Die Grundgedanken der großen Schrift werden in dem vorliegenden Büchlein knapp zusammengefaßt und mit den Erwägungen vermehrt, welche die neueste politische Lage aufdrängt. Knapper Umfang (154 S.) und billiger Preis sollen dem Büchlein den Weg in weite Kreise bahnen; möge es ihn finden!

γ. **Neue kaukasische Reisen und Studien.** Von Carl v. Hahn. Leipzig, Duncker & Humblot. 1911.

Ein württembergischer Theolog, der als Erzieher der Kinder des russischen Großfürsten Michael Alexandrowitsch nach Tiflis kam und dort zum Gymnasialdirektor und kaiserlich russischen wirklichen Staatsrat aufrückte, legt hier eine neue Frucht seiner Reisen und Studien im Kaukasus vor, nachdem er schon drei Bände ähnlichen Inhalts hat ausgehen lassen. Die Landschaften Mingrelien, Sfamursakan, Abchasien, Daghestan und Ossetien ziehen an uns vorüber; wir machen einen Schülerausflug nach dem berühmten Kloster Etschmiadsin mit, auf dem das 900 qkm bedeckende Massiv des Ararat, an dem Noahs Arche landete, die Blicke der Reisenden an sich zieht und man Gelegenheit hat, von Archimandriten geführt zu werden, welche in Deutschland studiert haben und sich freuen, wieder Deutsch reden zu können. Von besonderem Wert dürfte ein in der Tiflifer geographischen Gesellschaft gehaltener Vortrag sein, welcher die kaukasischen Ortsnamen mit ungemeinem Fleiß auf ihre Abstammung und Bedeutung hin untersucht. Die ganze Sammlung verdient als anregend und belehrend die Aufmerksamkeit der Lesewelt.

μβ. **Ägypten und der Sudan.** Handbuch für Reisende. Von Karl Baedeker. Siebente Auflage. Leipzig, Baedeker. 1913.

Was wir an unserem Baedeker haben, zeigt etwa der Vergleich mit Murrays letztem Handbuch von Indien. In diesem dicken, umständlichen Buche fehlen die wichtigsten Ratschläge über Reiserouten, Zeiteinteilung, Ausrüstung, Kosten, und selbst die spärlichen Hotelangaben sind ungenau. Daß all dieses, daß die historische und kunstgeschichtliche Einleitung auf der Höhe steht, braucht beim neuen Baedeker nicht erwähnt zu werden. Mit ausführlichen Karten wird ein Luxus getrieben, doch vermißt man eine Kartenskizze des alten Ägypten. Warum wies man nicht auf den Fundort jener sensationellen Skulpturen aus der verlassenen Bildhauerwerkstatt von Tel el Amarna hin? Sie bildeten den unverhofft reichen Lohn der Ausgrabungen der Deutschen Orient-Gesellschaft.

γ. **Lettres et documents pour servir à l'histoire de Joachim Murat 1767—1815.** Publiés par S. A. le prince Murat. VI. 1808. 1809. Paris, Plon. 1912.

Mit diesem sechsten Bande der Korrespondenz Murats, die sein Enkel mit Hilfe des Archivbeamten Le Brethon herausgibt, treten wir erst recht in das dramatisch-heroische Stadium Murats. Bisher schon ein wertvoller Beitrag zur Geschichte der napoleonischen Zeit, hat die Korrespondenz nun die Urkunden zu buchen, welche sich auf den Aufstand der Spanier und Murats Erhebung zum König von Neapel beziehen. Der Großherzog von Berg verhehlt seinem Schwager am 24. April nicht, daß es in Spanien, das seine Königsfamilie in Napoleons Gewalt zu Bayonne sieht, gewaltig gärt, und er mahnt, die Ungewißheit, wer das Land als König regieren soll, nicht länger andauern zu lassen. Da, als am 2. Mai auch die Königin von Etrurien nach Bayern reisen soll, bricht der Aufruhr in Madrid aus, der das Losungszeichen zu einem Kampf ohne Gnade und Barmherzigkeit wird und Napoleons Sturz von weitem her vorbereitet. Vergebens beschwört Murat „die braven Spanier“, sich nicht von den gemeinsamen Feinden Spaniens und Frankreichs betören zu lassen und überzeugt zu sein, daß ihr Land nicht um ein Dorf verkleinert werden soll; sie lassen sich nicht beruhigen, und wenn auch Madrid gebändigt wird, Spanien bleibt aufrecht. Murat zeigt sich entgegen den oberflächlichen Berichten mancher Historiker nicht nur als stets furchtloser Soldat, sondern auch als klug, energisch und doch behutsam, vorausschauend und voll Sorgfalt für die kleinsten Einzelheiten in Heer und Verwaltung. Marbots legendarische Erzählung von dem Aufstand des 2. und 3. Mai wird berichtigt und die Fabel von einer Entwendung der Krondiamanten, welche die Ultras der Restauration verbreiteten, wird in nichts aufgelöst. Als König von Neapel ist Murat bemüht, sich als loyaler Gefolgsmann seines kaiserlichen Schwagers zu zeigen, aber auch als Anwalt seiner neuen Untertanen, und ihnen zuliebe stellt er sich sogar, als ob er das Wunder des heiligen Januarius gläubig verehre. Den Schluß des Bandes bildet die Erzählung des Zuges gegen Capri und der Vorbereitung einer Heerfahrt gegen Sizilien, wo die Engländer König Ferdinand deckten.

βλ. **La Conscience collective et la morale.** Par Arthur Bauer. Paris, Alcan. 1912.

Dieser, in der reichhaltigen Bibliothek

zeitgenössischer Philosophie erschienenen Abhandlung ist von der Académie des sciences morales et politiques der prix Bordin zuerkannt worden. Sie ist zunächst dem gesamten französischen Erziehungspersonal zu praktischer Anwendung bestimmt und empfiehlt sich durch den edlen, sachlichen, durchaus würdigen Ton der Beweisführung auf einem Gebiete, wo wenig Neues zu sagen und durch Beispiel und Vorbild so unendlich viel zu erreichen ist.

βλ. Eternal Life. A Study of its implications and applications. By Baron Friedrich v. Hügel. Edinburgh, Clark. 1912.

Der Verfasser dieser Studie über das ewige Leben ist Deutscher von Geburt, hat in England eine zweite Heimat gefunden und führt, durch Taubheit auf einen kleinen Kreis von Freunden beschränkt, im geräuschvollen London ein nach innen gekehrtes, beschauliches Dasein. Wir vermögen nicht zu sagen, ob zwei umfangreiche Bände über „die heilige Katharina von Genua und ihre Freunde", wobei die Biographie zum Anlaß über „das mystische Element in der Religion" gedient hat, das Erstlingswerk dieses katholischen Mystikers und Philosophen sind. Wir wissen nur, daß alle, die Baron Friedrich v. Hügel zu kennen den Vorzug haben, von ihm mit hoher Verehrung für seine Person und Ehrfurcht vor seinem umfassenden Wissen, seiner eigentümlich tiefen geistigen Veranlagung sprechen. Das erwähnte Buch über die Heilige aus Genua ist schon an sich eine Lektüre, die Vertrautheit mit dem behandelten Stoff voraussetzt. Sie ist dadurch erschwert, daß dem Stil des gelehrten Verfassers die Klarheit mangelt. Sein Englisch liest sich wie die vor Jahrzehnten in Deutschland von seinen Fachgenossen noch geschriebene Prosa, die heuzutage glücklich überwunden ist. Das fühlte er wohl selbst, denn in seiner Vorrede von 1912 dankt er zwei ungenannten Freunden, dem Leser die Aufgabe durch Einfachheit und Klarheit des Ausdrucks erleichtert zu haben. Der Inhalt würde eine eingehende Besprechung von berufener Hand verdienen. Es ist der Zweck dieser paar Zeilen, eine solche zu erbitten. Baron Hügel unterwirft sich am Schluß seiner Vorrede dem Urteil seiner Kirche und seiner christlichen Brüder. Eine Bezeichnung, die er im weitesten Sinne des Wortes versteht. Von den Urzeiten geschichtlicher Kenntnis bis zur Gegenwart, ohne Ausschluß irgendwelcher Religionen und Philosophien, mit Würdigung der gesamten einschlägigen Literaturen, deren Übersicht ein vortrefflicher Index erleichtert, rollt der Verfasser sein Thema auf. Es betrifft uns alle, denn es ist der geheimnisvolle Sinn des Lebens, über das Diesseits hinaus dem ewigen Ursprung alles Seins in demütiger Pflichterfüllung zuzustreben.

λγ. Diderot: Zweite Satire (Rameaus Neffe). Nach dem im Jahre 1891 gefundenen Originale übersetzt von Gustav Rohn. Wien und Leipzig, J. Eisenstein & Co. 1913.

Der Titel dieser neuen Schrift wird manche Leser überraschen. Wir sind seit Goethe gewohnt, kurz von dem Dialog „Der Neffe Rameaus" zu reden, das 1891 aufgefundene Original führt die Überschrift „Zweite Satire" im Anschluß an eine erste, weniger bekannte, die sich auf holländische Verhältnisse bezieht. Was wir bei einer solchen Publikation in erster Linie gewünscht hätten, nämlich das Verhältnis der neu gegebenen Übersetzung zur Goetheschen dargelegt zu sehen, wird nicht gegeben. Dagegen wird in einer sehr hübschen Untersuchung „Zweck und Bedeutung der zweiten Satire Diderots" lehrreich behandelt. Als das Jahr ihrer Vollendung wird mit guten Gründen das Jahr 1774 dargetan, der erste Entwurf aber dem Jahre 1762, und zwar genau dem Dezember 1762 bis Januar 1763 zugewiesen, so daß Goethes Ansicht, die Satire sei 1760 entstanden, fallen gelassen werden muß. Denn Goethes Meinung, sie sei im Groll auf Palissot unmittelbar nach dem Erscheinen von dessen Komödie „Die Philosophen" geschrieben, wird mit Recht zurückgewiesen, besonders auf Grund der Briefe Diderots an Mademoiselle Volland. Wieweit der Entwurf später große Änderungen erhalten, läßt sich nicht feststellen, nur einzelne Einschiebungen sind sicher nach späteren Ereignissen hinzugefügt worden, sie gehören meist den Jahren 1770—1772 an, so daß damals eine Revision erfolgt sein muß, der sich dann 1774 die Schlußredaktion anschloß. Der Verfasser führt aus, daß der Dialog keineswegs nur ein Porträt des Neffen Rameaus ist, sondern daß er ihm Charaktereigenschaften unterschiebt, durchdringenden Verstand, tiefe Verworfenheit, schamlose Offenheit, die dieser Neffe nicht besaß, und daß er ihm namentlich Äußerungen über das Wesen der Musik in den Mund legt, die vielmehr den Anschauungen Diderots entsprachen. Auch viele andere Lebensgewohnheiten und Eigentümlichkeiten Diderots sind bei der Charakteristik des Neffen verwendet. Der Zweck des Dialogs ist daher — um mit dem Verfasser zu sprechen — die satirische Darstellung der Moral, die in manchen Kreisen der französischen Gesellschaft damals tatsächlich herrschte, sowie der geistigen Verfassung der damaligen Generation. Daneben macht sich allerdings eine starke Verspottung Palissots und mancher anderer Schriftsteller und Schriftstellerinnen jener Zeit bemerkbar. Die neue von dem Herausgeber seiner Untersuchung vorangestellte Übersetzung liest sich gut.

βλ. La vie et l'œuvre de Palissot. Par Daniel Delafarge. Paris, Hachette. 1912.

Der Verfasser dieses über 500 Seiten umfassenden Bandes ist sich sehr wohl be-

wußt, daß er Zeit und Mühe einer undankbaren Aufgabe gewidmet hat. Wenn er es dennoch unternahm, sich so eingehend mit einer Mittelmäßigkeit wie Palissot zu beschäftigen, so geschah es in der Überzeugung, daß dessen Polemiken gegen die Enzyklopädisten wichtiger für die Literaturkenntnis der Zeit als die minderwertigen Komödien und Satiren sind, die er während der Jahre gegen sie schrieb, wo solche Angriffe der Regierung willkommen waren. Delafarge nennt Palissot „den Antiphilosophen wider Willen". Seine Feindschaft gegen Diderot und einige andere überdauerte den Gegensatz der Schule, aus der sie kamen. Die Angriffe gegen J. J. Rousseau hat er, freilich vergeblich, zurückgenommen, nachdem es nicht mehr zum guten Ton gehörte, ihn anzufeinden. Palissot, der allen Gewalten des Tages, von Choiseul bis Bonaparte geschmeichelt und sein Leben auf vierundachtzig Jahre gebracht hat, blieb für das große Publikum der Verfasser „der Philosophen". Nicht er, dessen schwaches Talent auf der Bühne versagte, sondern Beaumarchais verfügte über Pfeile des Witzes, die tödlich zu treffen wußten. Die Komödien Palissots waren harmlos und überdies nicht komisch. Sie wurden bald vergessen. Ihm fehlte, auch als Kritiker, die Originalität, „der Sinn für das Außergewöhnliche", wie Goethe es in seiner Übertragung von „Rameaus Neffen" schon richtig erkannte. Seinem scharfblickenden Urteil schließt sich der Verfasser an und verschärft es noch durch den Ausspruch, Palissot sei bereits 1791 würdig gewesen, sich der Sekte der Theophilanthropen anzuschließen. Auch dabei blieb es nicht: er tat Abbitte für die Verirrungen seines Lebens und starb fromm wie so manche seiner Berufsgenossen.

λγ. **Rousseau.** Von Prof. Dr. Paul Hensel. Zweite Auflage. Mit einem Bildnisse Rousseaus. (Aus Natur- und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen. 180. Bändchen.) Leipzig, B. G. Teubner. 1912.

Während zum Rousseau-Jubiläum in der französischen Schweiz und in Frankreich eine ziemliche Anzahl von Schriften erschienen, ist auch die einzige selbständige, bei dieser Gelegenheit in Deutschland veröffentlichte keine neue Arbeit, sondern die zweite, im ganzen unveränderte Auflage einer 1907 publizierten. Sie ist keine eigentliche Biographie, sondern, wie es von dem Verfasser, seinem Fach nach, zu erwarten war, eine Schilderung des Philosophen und enthält fünf große Abschnitte über die Geschichts-, Rechts- und Religionsphilosophie sowie über die Erziehungslehre und die neue Heloise. Voran geht ein kurzes Kapitel „Der Mensch", den Schluß macht eine synchronistische Tabelle. Die Einteilung, die der Verfasser wählt, hat freilich einen großen Nachteil: sie behandelt die Schriften nicht nach der chronologischen Folge ihres Erscheinens, so die politischen vor den Erziehungsarbeiten usw. — Auf die Schriften über Musik und Botanik, die doch für Rousseau sehr wichtig genannt werden müssen, geht der Verfasser nur kurz ein. Das, was er als Philosoph sagt, verdient alles Lob, die kurze, den Hauptausführungen voranstehende Biographie dagegen fordert zu manchem Widerspruch heraus. So z. B., was Hensel über das Verhältnis Rousseaus zu Frauen sagt, namentlich das zu Frau v. Houdetot. Über wichtige Punkte, wie die Kinderaussetzung, wird sehr kursorisch hinweggegangen. Der kurze Satz (S. 13) beweist, daß Hensel an eine geistige Verwirrung in den letzten Jahren glaubt. Das wird man zugeben müssen. Wohl aber ist das rasche Hinweggleiten über die „Verschwörung seiner Feinde", d. h. den systematischen Gegensatz der Grimm-Diderot-Clique zu beanstanden; die Untersuchung einer englischen Forscherin hat evident erwiesen, daß eine solche starke Gegenpartei mit mannigfachen Manifestationen bestand. Sehr sympathisch dagegen berührt die Ausführung Hensels, daß er an die Diderotsche Erzählung nicht glaubt, in der dieser behauptet, er habe Rousseau den Gedankengang seiner ersten Schrift, des sogenannten ersten „Discours", imputiert. Die ganze ruhig gehaltene Monographie, die keineswegs einen Lobeshymnus anstimmt, aber auch nicht in der hämischen Weise mancher modernen Franzosen alles bekrittelt, was der große Autor des 18. Jahrhunderts geschrieben, gesagt und getan hat, ist wohl geeignet, in das Studium des viel verkannten Mannes einzuführen, und hat entgegen anderen literar-historischen Versuchen den Vorzug, daß ein Philosoph, der zugleich ein fein literarisch gebildeter Mann ist, über Dinge seines eigenen Faches kenntnisreich spricht.

βλ. **Von der Wolga bis zur Donau.** Slawische Novellen, übersetzt von Marie Beßmertens. Berlin, Schwetschke & Sohn. O. J.

„Trüber Tag", so die Aufschrift einer Szene im „Faust". Unwillkürlich erinnert man sich daran, wenn man mit slawischer Literatur in Berührung kommt. Mit einigen Ausnahmen, von denen gesagt ist, daß sie fremdländischen Legenden ihren Ursprung verdanken, sind die meisten dieser Novellen trübselig, mehr skizzenhaft als ausgeführt. Einiges stammt von der Übersetzerin, die ihre Aufgabe gut gelöst hat. Mit dem Besten oder auch nur Guten anderer Literaturen läßt sich dies hier Gebotene nicht vergleichen. Der Prüfstein des Talentes auf diesem Gebiete ist die Fähigkeit, dem Leben die heitere Seite abzugewinnen und scherzend zu belehren. Man denke an Maupassant. Diese Note fehlt.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. März zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Alberti. — Kriegsbriefe des Leutnants Wilhelm Alberti aus den Befreiungskriegen. Nebst Reiseberichten aus Holland und Belgien vom Sommer 1814. Festgabe des Vereins für Geschichte Schlesiens zur Jahrhundertfeier der Befreiungskriege. Bearbeitet von Rudolf Brieger. Mit zwei Bildnissen Albertis. Breslau, Ferdinand Hirt. 1913.

Angell. — Die falsche Rechnung. Was bringt der Krieg ein? Von Norman Angell. Elftes bis zwanzigstes Tausend. Berlin, Vita Deutsches Verlagshaus. O. J.

Aus Natur und Geisteswelt. Bd. 179. Deutschlands Stellung in der Weltwirtschaft. Von P. Arndt. Bd. 402. Das Deutschtum im Ausland. Von R. Hoeniger. Leipzig, B. G. Teubner. 1913.

Benz. — Die deutschen Volksbücher. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Dichtung. Von Richard Benz. Jena, Eugen Diederichs. 1913.

Billard. — Education de l'infanterie. Avec 4 croquis hors texte et nombreuses figures dans le texte. Par Billard. Paris, Librairie Chapelot. 1913.

Blum. — J. A. Starck et la querelle du Crypto-Catholicisme en Allemagne 1785—1789. Par Jean Blum. Paris, Félix Alcan. 1912.

Blum. — La Vie et l'Oeuvre de J.-G. Hamann. Le „Mage du Nord" 1730—1788. Par Jean Blum. Paris, Félix Alcan. 1912.

Brückner. — Wie baue ich mir billig Brutapparate, Kückenheime und Fallennester? Von Paul Brückner. Mit vielen Abbildungen. Von Paul Brückner. Vierte, erweiterte Auflage. Leipzig, Alfred Michaelis. O. J.

Die Bücher der Bibel. — Herausgegeben von F. Rahlwes. Zeichnungen von E. M. Lilien. Siebenter Band: Die Lehrdichtung. Die Sprüche, Hiob, Der Prediger, Ruth, Jona, Esther, Daniel. Nach der Übersetzung von Reuss. Braunschweig, George Westermann. O. J.

Büchner. — Dramatische Werke. Von Georg Büchner. Mit Erklärungen herausgegeben von Rudolf Franz. München, Birk und Co. O. J.

Burger. — Handbuch der Kunstwissenschaft. Unter Mitwirkung Anderer herausgegeben von Dr. Fritz Burger. Mit vielen farbigen Abbildungen. Erste Lieferung. Berlin-Neubabelsberg, Akademische Verlagsgesellschaft U. Koch. O. J.

Busse. Kantorowicz. — Das Schülerorchester. Von Erich Busse und Ernst Kantorowicz. Hannover, Lehne und Komp. O. J.

Ettlinger. — Marquis Bonvivant. Von Karl Ettlinger. Mit Zeichnungen von M. Schwarzer. Fünfte Auflage. München, Georg Müller. 1913.

Freimark. — Der Meister. Roman aus der Gegenwart. Von Hans Freimark. Leipzig, Wilhelm Heims. 1913.

Friedenthal. — Musik, Tanz und Dichtung bei den Kreolen Amerikas. Von Albert Friedenthal. Berlin-Wilmersdorf, Hausbücher-Verlag Hans Schnippel. 1913.

Froeding. — Gedichte. Von Gustav Froeding. In den Versmaßen der Originale übersetzt von Professor Otto Badke. Leipzig, Albert Bonnier. O. J.

Gachot. — 1809 Napoléon en Allemagne. Par Édouard Gachot. Ouvrage accompagné de gravures et de cartes. Paris, Plon-Nourrit et Cie. 1913.

Gilbur. — Eines Narren Liebestraum. Von Alex. Josef von Gilbur. Leipzig, W. Härtel und Co. Nachf. O. J.

Gilson. — La Liberté chez Descartes et la Théologie. Par E. Gilson. Paris, Félix Alcan. 1913.

Gröber. — Über die Quellen von Boccaccios Dekameron. Von Gustav Gröber. Mit einem Porträt und einer Einleitung von F. Ed. Schneegans. Straßburg, J. H. Ed. Heitz (Heitz und Mündel). 1913.

Heine. — Heines Werke in zehn Bänden. Unter Mitwirkung von Jonas Fränkel, Ludwig Krähe, Albert Leitzmann und Julius Petersen herausgegeben von Oskar Walzel. Bd. 3, 4, 8. Leipzig, Insel-Verlag. 1913.

Holland. — Franz von Assisi. Legenden von F. A. Holland. Kempten, Jos. Köselsche Buchhandlung. 1912.

Hozzenstedt. — Deutschlands Heer in der Entscheidungsschlacht. Von Julius Hozzenstedt. Wohlfeile Ausgabe der „Millionenschlacht an der Saar". Mit sechs Kartenskizzen. Berlin, Mittler und Sohn. 1913.

Igenstein. — Die Gedankenwelt der modernen Arbeiterjugend. Eine Beleuchtung der roten Jugendbewegung. Von W. Igenstein. Dritte vermehrte und verbesserte Auflage. 5. bis 6. Tausend. Berlin-Pankow, Im Selbstverlage des Verfassers. 1912.

Lémonon. — L'Italie économique et sociale (1861—1912). Par Ernest Lémonon. Paris, Félix Alcan. 1913.

Lilienfein. — Der Tyrann. Ein Drama in vier Akten. Von Heinrich Lilienfein. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. 1913.

Lissauer. — 1813. Ein Cyklus. Von Ernst Lissauer. Mit einem Bild von Hodler. Jena, Eugen Diederichs. 1913.

Locella. — Dantes Francesca da Rimini in der Literatur, bildenden Kunst und Musik. Nach den Plänen und Entwürfen des Professors Baron Guglielmos Locella. Bearbeitet und herausgegeben von Baronin Marie Locella. Mit 19 Kunstbeilagen und 75 Abbildungen im Text. Eßlingen, Paul Neff Verlag. 1913.

Ludwig. — Aus dem Regen in die Traufe. Von Otto Ludwig. Volksbücher der deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung. Heft 28. Hamburg, Verlag der deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung. O. J.

Mayr. — Gleichnisse und Legenden. Von Hetta Mayr. Frankfurt a. M., Verlag der Literarischen Anstalt, Rütten und Loening. 1913.

Mignon. — Études de Littérature italienne. Par Maurice Mignon. Paris, Hachette et Cie. 1912.

Niedner. — Islands Kultur zur Wikingerzeit. Von Felix Niedner. Mit 24 Ansichten und 2 Karten. Jena, Eugen Diederichs. 1913.

Novicow. — L'Alsace-Lorraine obstacle à l'éxpansion allemande. Par J. Novicow. Préface de Ch. Richet. Avec un portrait de l'auteur. Paris, Félix Alcan. 1913.

Paregrinus. — Das Geheimnis der Eierschale. Versuch einer kurzen Entwicklungsgeschichte des Huhns. Von K. Paregrinus. Mit 60 Abbildungen. Leipzig, Alfred Michaelis. 1912.

Perrin. — Les Atomes. Par Jean Perrin. Avec 13 figures. Paris, Félix Alcan. 1913.

Petsch. — The development of the german drama in the nineteenth Century. An inaugural lecture delivered before the University of Liverpool on Friday, October 25, 1912. By Robert Petsch. Liverpool, University Press. 1912.

Piépape. — Histoire des Princes de Condé au XVIIIe siecle. La fin d'une race. Les trois derniers Condé. Par le Général de Piépape. Avec trois gravures hors texte. Paris, Plon-Nourrit et Cie. 1913.

Poirier. — L'officier en Allemagne. Le haut commandement et ses aides. Par Jules Poirier. Paris, Librairie Chapelot. 1912.

Poirier. — L'officier en Russie. Le haut commandement et ses aides. Par Jules Poirier. Paris, Librairie Chapelot. 1912.

Polteratzky. — Profils russes. — Une Princesse Russe à Rome. La comtesse Roumiantzeff. — Un évêque russe. — Marfa Possadnitza. Paris, Perrin et Cie. 1913.

Reynaud. — Les origines de l'influence française en Allemagne. Étude sur l'histoire comparée de la civilisation en France et en Allemagne pendant la période précourtrise (950—1150). Tome premier. L'offensive politique et sociale de la France. Par Louis Reynaud. Paris, Librairie Ancienne Honoré Champion. 1913.

Roche. — La Vie de Jean de La Fontaine. Par Louis Roche. Paris, Plon-Nourrit et Cie. 1913.

Runge. — Briefe von Ph. O. Runge. Ausgewählt von Erich Heucke. Berlin, Bruno Cassirer. 1913.

Schade. — Königin Luise. Sechs Bilder aus Preußens großer Zeit. Von Marie Schade. Berlin, Karl Curtius. 1913.

Schafheitlin. — Ausgewählte Lyrik Von Adolf Schafheitlin. Berlin, S. Rosenbaum Verlag. 1912.

Schaukal. — Beiläufig. Von Richard Schaukal. München, Georg Müller. 1912.

Schaukal. — Neue Verse. 1908—1912. Von Richard Schaukal. München, Georg Müller. 1913.

Verlag: Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. Druck: Pierersche Hofbuchdruckerei, Altenburg.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Stephana Schwertner.

Ein Steyrer Roman

von

E. von Handel-Mazzetti.

(Fortsetzung.)

VI.

Wie der Sturm mit Macht gefahren kommt, Bäume niederhaut, Steinschläge von den Graten jagt und die Hütten der Armen in Trümmer bricht, — hat er sich ausgetobt, so erscheint wieder die holde, segnende Sonne und scheint freundlich zur Erd, aber sie scheint auf ein Trümmerfeld, — so ward es auch nach den beiden furchtbaren Rechtstagen Händels, die, ein jüngstes Gericht voll Blut und Schrecken, über das todesbange Steyr hereingebrochen waren; es kehrte wieder Ruhe und Stille in die Stadt zurück, aber es war die Ruhe des Kirchhofs.

Verstohlen und lässig gingen die Hämmer in Steyrdorf und schmetterten nicht wie sonst; die Feuer brausten nicht, die Blasbälge pfauchten nicht. Langsam und fürsichtig rollten die Kobelwägen, die linzwärts mit Messern und Scher und Spenglerware fuhren; ganz still und heimlich sprachen die Gevatter und Maimen unter den Toren, und man hütete sich, das Wort Papst oder Priester, oder Kirch oder Messe auszusprechen; wer nicht um seiner Hantierung willen *mußte* über den Spittelplatz gehen, wich ihm in weitem Bogen aus . . . denn schaurig stand das Strafgerüst zwischen Spittel und Tabor, und die vier Gehenkten hingen noch daran mit ihren geknickten, fahlen Häuptern; drei Tage, hat Händel befohlen, sollen sie also hangen, und dann in die Verbrechergrube am Steinfeld ohne Segen und Paternoster geworfen werden. Der Galgen aber soll drei Monat stehen bleiben, allen Papisten, die Rebellion zu machen im Willen hätten, zu Warnung und Abscheu . . .

Die vier Mannen hingen greulich da, die Raben schrien über dem Gerüst; gens Örtltor zu, weit genug, standen zween Schützen Wache; und unter dem Gericht, auf dem ausgekehrten Platz, saß Zellers Weib mit ihrem Kind auf dem Schoße und flehte in einem Stück ihren Johann, der still und stumm am Strange hing, an, zu ihr zu kommen; sie war irren Geistes geworden.

Der Spittelmeister hat sie bei Nacht ins Bürgerspital führen wollen, dem kam sie wieder aus; ihre Brüder waren wohl zehnmal da, sie abzuholen, brachten sie aber nicht von der Stelle.

Mitleidige Frauen kamen und labten ihr Waislein mit Milch, denn ihr war sie versiegt.

Wie die arme Zellerin am Galgen bei ihrer erwürgten Liebe saß und trauerte, trauerte in Weh und Bangen das ganze Steyrdorf, ja die Stadt Steyr ob der Schmach, die ihren Toten geschah; es lachte an diesem Tage kein Katholischer in Steyr.

Alle knirschten es in die Zähne, daß das nicht menschliches Gericht sei, noch an toten Leibern seine Wut kühlen; keiner aber sagte es laut.

Doch hell vor aller Augen brannte in der Wirtsstube des Schwertnerkretscham, gleich einem blutgießenden, flammenden Herzen, die Heiliglampe vor dem Josefsbild von früh bis spät und hatte die ganze Nacht gebrannt, und Stephana tat oftmals frisches Öl in die Lampe und sagte mit ihrer ernsten, holden Stimme laut zum Fenster hinaus den Leuten, das Flämmlein brenne für die vier armen Seelen der Hingerichteten, und sie woll es brennen und es nicht löschen, noch auch selbst zur Ruhe gehen, bis sie würden ihr Grab in geweihter Erde haben. Spricht leis der Schwödchorer: „Jungfrau, da könnt Ihr Öl zugießen bis zum jüngsten Tag, wißt Ihr nit, was der Händel befohlen hat?" Stephana sprach: „Gott vermag alles."

— —

Es war noch Morgenzeit, ein blauer, scharfer, klarer Morgen, da sprangen die Siegel von den Pforten der Hauptkirche Steyrs; aber nicht vor dem König der Glorie, dem Gott in Brotsgestalt, wie Albertus geweissagt hatte, sondern vor dem lutherischen Machtherrn von Steyr. Jetzt, wo das schwere Gericht vorbei ist, will er der Stadt erweisen, daß er nicht bloß töten, sondern segnen und beleben kann. Stolz und wuchtig trat er mit einem Stab von Ratsmännern in die öden, dumpfen Hallen, die seit dreien Tagen ihres segensvollen göttlichen Meisters beraubt waren; doch es schien, als seien sie sein schon durch Jahre verwaist. Eine Spinne hatte vor dem Tabernakel ihre Fäden gesponnen, und Fledervögel huschten aus der Taufkapelle und Beichtkapelle; und es schien das Gold an den Altären blind geworden, und die Malereien waren ohne Pracht und Farbe; so liegt in Trauer und Dunkel die schönste Maienau, wenn sich die Sonne, die Glanz- und Lebenspenderin, hinter den Wolken verborgen hat . . . Jesus, die Sonne, hatte sich verborgen.

Die Männer, die mit Händel waren, überschlich ein heimliches Grauen, sie zogen ihre Mäntel enger um sich; Händel aber sah unbewegten freien Blickes in der verödeten, schaurigen Kirche herum; er stand dabei auf den Grüften seiner Eltern, auf den rotmarmornen Bildern mit Hahn und Stern; kein Totengeruch war zu spüren, und kein Riß war in den Grüften zu sehen. Und Händel, das finster flackernde Auge auf dem beraubten Speisaltar, sprach: „Die Kirche soll von Ostern wieder Kirche sein, wie sie es zu meiner Jugendzeit war; fünfzehn Jahre war sie ein Götzenort. Hier liegen meine Eltern begraben, die den teutschen Gott bekannten. Ihm soll die Kirche an Ostern wieder gehören."

Er musterte genau Altäre, Speisgitter, Taufstein, Betstühle und die ganze Anlage des Baues.

„Es ist alles," sprach er, „in äußerst sehr elendem Zustande; ich dachte

es nicht so arg sein; wo die vielen Meßstiftungen und Seelgeraidten und Stolgebühren hinverschwinden, weiß man nicht; vermutlicher auf die Tafel der Geistlichen oder in die Taschen der Haushälterinnen. Der Abt von Garsten hat als Patron für die Kirche gesorgt, wirklich! . . . Seht, Than, wie die Mauern und Pfeiler da ausgebrannt sind, nur die vorderen halten das Gewölb aufrecht . . . Ich erinnere mich, daß unser Senat vor fünfzehn Jahren eine große Restaurationem in Angriff nehmen wollt, aber damals hub sich die Verfolgung an, und alles mußte unterbleiben . . ."

Er stieß mit seinem Schwerte ein wenig an die zierlichen, bleigearbeiteten Figuren des Taufsteins an. „Das waren Meisterstück," sagte er, „von Vischer aus Nürnberg gegossen, zur evangelischen Zeit, und das ließ man so verwahrlosen. Fürwahr, es war hohe, höchste Zeit, daß wir die Kirche diesen Barbaren weggenommen haben, die aus ihr eine Mördergrube machten wie aus ihren Herzen . . ."

„In Linz sind italienische Bauleut im Landhaus beschäftigt," sprach Händel, „die werden hier binnen kurzem Arbeit haben. Die Kirche soll auf eine schlichte, neue Form ausgebaut, auch der Estrich soll erneuert werden. Ein tüchtiger Steinmetz soll die evangelischen Epitaphien, die diese Vandalen zerkloben haben, erneuern und die beschädigten basso rilievi auskitten. Die schreiendsten Mängel müssen bis Ostern gehoben sein, damit in der Kirche schon evangelische Ostern gehalten werden; später wollen wir zu allem andern sehen."

Er schritt die Kirche wieder zurück vor den Hochaltar. Da bog sich der Steyrer Christus blutend und sterbend an seinem Kreuz, an dessen linkem Arm hatte sich ein Fledervogel aufgehängt.

„Das ist Christus," sprach Händel, mit düsterem Blick den Schmerzensmann betrachtend, die Arme vor der gewaltigen Brust verschränkt, „unseres Glaubens heiliges Symbol — die Papisten haben ihn vom Thron gestürzt und eine Göttin an seine Statt erhoben. Christus, nach dem wir uns nennen und zu dem wir uns bekennen, ist mir wert . . . aber die papistischen Aberglaubereien haben auch ihn befleckt und verdunkelt . . . dieses pfäffische Kreuz muß auch weg. Ich will ihn lassen von einem Künstler großen Namens malen, inmitten seiner Jünger das Abendmahl einsetzend, Eidonius, Twenger, Calixtus, Mauritius und alle die anderen Apostel des reinen Evangeliums in Steyr sollen seine Jünger sein. Für Christus muß sich aber der Künstler ein besonders schönes und fürnehmes Vorbild wählen, damit das Bild edel und würdig sei. Denn ich denke mir dieses Bild als ein evangelisches Gegenstück zu dem des Leonardus, das in einem welschen Mönchskloster vorgezeiget wird."

Da meinte Madlseder kriecherisch: „Ich wüßte schon einen Christus . . . Ich wüßte einen Mann, vollenkommen an Schönheit und göttlich von Sendung; er hat die Lebensjahr Christi zwaren schon überschritten, aber es ist ein Bild von ihm da, als er vierundzwanzig Jahr zählte; kein Christus ist schöner und fürnehmer; der Maler bilde Christum nach diesem Angesicht."

Händel schoß dem Servilen einen hoffärtigen Blick zu: „Der Mann, von dem Ihr sprecht, ist aber schwarz, und Christum denken wir uns blond."

„Die Farb der Haar," sagte Madlseder, „ist doch das Wenigste."

Händel fragte: „Was ist mit der Orgel? Than wird's wissen."

Than sagte: „Sie soll auch in Unordnung sein. Vor neun Jahren hat sie der Garstner gnädige Herr etwan zusammenflicken lassen, vom Georg Hackher Orgelbauern, hat nur 10 Gulden ausgeben wollen, und da kann man denken, was für eine Pfisterei daraus worden ist."

„Sehen wir," sagte Händel. „Der Organist soll kommen."

Der Organist, ein alter, gebrechlicher Mann, der im Meßnerhäusl hauste, kam mit Zittern und Beben, er war mit einem der gehenkten Männer versippt. Händel befahl ihm, die Orgel zu schlagen, er wolle sehen, wie es damit sei, ob die Schäden so groß, daß sich eine Reparatur noch auszahle.

Der Alte kannte nur katholische Lieder und spielte das uralte Sakramentslied:

Pange lingua gloriosi
Corporis mysterium . . .
Sanguinisque pretiosi . . .

Wie in feierlicher Trauer durchzitterten die Akkorde des uralten Sakramentsliedes die Wölbungen der verwaisten Kirche; wehmütig widerhallten sie vor dem Tabernakel, aus dem der geheimnisvolle Leib und das kostbare Blut des Herrn hinweggenommen waren . . . die evangelischen Ratsmänner standen schweigend und lauschten bewegt; Händel stand in ihrer Mitte mit verschränkten Armen und lauschte, und auch über ihn schien Ergriffenheit zu kommen; so stand wohl Titus auf den Trümmern des Tempels und hörte die todesbangen Klagelieder der besiegten Juden; in seiner Brust den stolzen Traum der Älia Capitolina . . .

Der Organist spielte seine Weise weiter, aus seinen alten, halbblinden Augen tropften Tränen auf die Orgeltasten; seine welken Lippen murmelten ihm unwissend die hehren Worte:

Tantum ergo sacramentum
Veneremur cernui,
Et antiquum documentum
Novo cedat ritui.

Da rief von unten der Herr und Regent Steyrs: „Es ist genug." Und die Orgel verstummte. Händel sprach zu seinem Herrn:

„Es ist wahr, wie ich hörte; sie ist spottschlecht. Es stecken mindestens vier Register. Ich will eine newe Orgel von einem Augsburger Orgelbauer, ein Werk von starkem Klange, mit Pfeifen und Registern bauen lassen, zur würdigen Begleitung des edlen deutschen Kirchengesangs. Es soll meine Sorge sein, solche Orgel bis Weihnacht zu beschaffen . . . Organist! wie heißest du?" rief er zum Chor hinauf.

„Kirchperger Johann," antwortet mit schebberiger Stimme von oben der Alte.

„Spiele jetzo noch ein evangelisch Lied, mit wenig Registern, daß ich sehe, ob es die Orgel zur Not bis Weihnacht noch tut."

Der Organist kam an die niedere verwitterte Brüstung und sprach mit seiner verängsteten alten Stimme: „Vieledel hoher Herr, evangelische Lieder spielen kann ich nit."

Da sprach der Richter zu ihm hinauf: „Dann mußt du sie lernen, oder du findest in Steyr kein Brot; denn fürderhin wird's in Steyr keine katholische Kirche, daher auch keinen katholischen Kirchengesang geben."

Der Alte redete oben, seltsam, wie gesprungenes Glas klang seine traurige, bebende Stimme: „Alsdann wird i furtwandern, sambt meine Leut, in unkatholischen Kirchen spiele ich nit auf. Dreißig Jahr hab ich die Orgel zu Meß und Segen geschlagen, erst in Waidhofen und dann allhier, i spiel koani unkatholischen Lieder, verzeigen Euer Gnaden, i tat mi förchten, die Finger fäulatn mir a."

Damit verschwand der Alte vom zerborstenen Parapet, und seine schwachen, mühseligen Schritte schlürften die steile Stiege hinunter.

Händel sagte zu seinen Freunden lächelnd: „Siehe, ein wahrer Israelit, an dem kein Falsch. Du armer Mensch," sprach er zum alten Mann, als der aus der Chorstiegentür herfür wankte, „warum willst du in der Fremde sterben? Die lutherischen Lieder sind leicht gelernt und ihre Melodien sind auserlesen."

„I stirb eh nit in der Frembden, Ewer Gnaden!" sagte der Alte, der in seiner Mühsal vor dem Gewaltigen stand, doch mit seltsam stechenden Augen ihm von unten herauf ins Gesicht sah. „I stirb eh in Steyr. Es werdent eh allhier Meßlieder und unser Frauen Lieder no gnua gesungen werden. I wird eh wieder tantum ergo spielen."

„Mir scheint, du spinnst?" lachte Händel. „Laß dir was sagen! — So wahr eure drei Mordbuben draußen am Galgen hangen, so wahr wird kein Meßpfaff mehr diese Kirche noch überhaupt eine in Steyr verschänden." —

Der Organist machte mit seiner dürren, zitternden Hand ein andächtiges Kreuz, wie um den Bösen zu beschwören; das reizte den Gewaltherrn abermals zum Lachen. Der Organist schlich leis wie ein Kirchhofgespenst davon; Händel verließ mit stolzem Schritte, von seinen Räten kortegiert, die Kirche, und seine gebietende Hand legte den Riegel für, daß kein Papist es wagen sollte, zu betreten, was nicht mehr des Bischofs, noch des Abtes, sondern was Joachim Händels, des Machtherrn von Steyrs, Eigentum ist.

Vom Hauptportale der Kirche weg ging er über den Friedhof stolzen Schrittes zur Margaretenkapelle, deren Schlüssel er auch bei sich hatte, und stand eben, bevor er die Kapelle aufschloß, vor einem der alten Grabmale, die außen angebracht sind, still; es war jenes aus rotem Marmor, wo andre Vorster, Bürger zu Steyr, Elspet seine Hausfrau und beider Söhne im Gebet kniend zu sehen sind, beschirmt vom Apostel Paulus mit gezücktem Schwert. Händel bemerkte gegen seine Begleiter, dieser Paulus sehe mehr nach einem Scharfrichter denn nach einem Heiligen aus. Als er so sprach und die Herren dazu lachten, erschien plötzlich zwischen den mageren Segenbäumen ein hoher Mann zu Pferd, auf dessen Hut Elsterfedern nickten, der Hauptmann von Steyr. Man hatte ihn nicht anreiten hören.

Im Schritte ritt er zwischen den morschen Totenkreuzen zur Kapelle hinan,

hielt da unter einem Segenbaum; mit dem Schwert den Richter grüßend, forderte er eines Augenblickes Gehör. Der Richter mit seinem Korteſch stand bei der Margaretenkapelle und rief dem Hauptmann zu, zu reden.

Heinrich sprach laut unter dem Totenbaum hervor: „Ich bitte, Herr, im Namen von Steyr und als Hauptmann von Steyr, daß Ihr mir Urlaub gebt, die Körper der vier Gerichteten jetzt vom Gericht abzunehmen."

Händels noch eben lächelndes Gesicht ward Stein. „Sie bleiben drei Täg hangen!" sprach er kurz; ein Blick wie ein halbgezückter Dolch schoß unter seinen Lidern herfür. „War Luz bei dir bitten?"

„Nein."

Eine Natter fuhr unterm Segenbaum auf und davon, Heinrichs Pferd, das stolz gebrüstet das Erdreich mit dem Vorderfuß schlug, hatte sie aufgestört.

„Woher sonst dies Begehren?" fragte Händel rauh.

Heinrich erwidert: „Daher: als Hauptmann von Steyr hab ich die Gesetze der Stadt und vor allem Euer Pestgesetz inacht zu nehmen. Ihr habt befohlen, daß kein gefallenes Tier über der Erd gelassen werden soll, so lang Steyr in Gefahr der Ansteckung schwebt. Sundern man soll sie schnellstens vergraben. Ein ganz kleiner Kadaver kann die Kontagion ausbreiten und eine Ortschaft vergiften, und die vier Leichen solln inmitten bewohnter Häuser hangen bleiben, Euerm weisen Gesetz zum Hohn?"

Die junge stolze Stimme klang verwegen über die Gräber hin, über die Leichensteine, auf denen der Tod die Zähne fletscht. Ein neuer Feind ist ihm in Steyr erstanden, heißt Heinrich, ist des Richters Sohn. Der Richter biß die Zähne fest übereinander. Will der Bursch von zweiundzwanzig Jahr lüger und besonnener sein als sein Vater, der Herr von Steyr? Und doch war in ihm ein Wohlgefallen an diesem schneidigen Burschen, der nicht zögert, Händel wider Händel auszuspielen für das Wohl von Steyr — das ist recht händlisch, frech ist das aber auch! Drum wies ihn der Richter herrisch zurück:

„Wer untersteht sich, mein Gesetz zu kommentieren? Der das Urtel über die Mörder schrieb, ist derselbe, der das Gesetz gab, und er legt es aus, wie er will, und nit wie ein Lausbub will."

Heinrich erwiderte: „Ihr nennt mich einen Buben, wo Ihr mich zum Hauptmann von Steyr gemacht habt? Da tut mir doch Steyr leid! — Wenn Ihr es unanständig von mir findet, daß ich als Hauptmann an Eure Stadt denke und Euer Gesetz wahre, so fragt die Ärzt, was sie von einer solchen Exposition von vier Kadavern halten! Es hebt Südwind an!" rief Heinrich, mit dem Goldhandschuh die Zweige des Baumes weisend, die gen den Pfarrhof webten und schwebten. „Von Süden kommt die Pest."

Händel riß einen der Äste, der ihm ins Gesicht fuhr, zornig ab. „Was ist mit den Ärzten, hastu mit ihnen gesprochen, mit welchem?"

„Ja, mit Dokter Fekler und mit Persius. Persius sagt, noch zwölf Stund und die Leichen fangen zu verwesen an, es ist zu mildes Wetter."

„Wie? — Persius? Wo hast denn du mit Persius geredt?"

„Am Tor. Er ist in aller Früh gekommen. Er will Euch sagen, daß er Euren Brief gestern empfangen hat."

„Der ist schnell! — Wo wohnt er?"

„Im Schiff, wo auch der Cornusch ist."

„Immerhin hastu nichts zu fordern, noch auch die Ärzte," sprach Händel. „Ich bin frei, aus Gnade zu tun, worumb ich geziemend gebeten werde. Mit gebeugtem Knie sollen die Ärzt mich bitten."

Heinrich stieg vom Pferd, bog ein Knie vor dem Richter und sprach: „Herr! Steyr ist in Gefahr. Es geht Südwind, und das Wetter ist warm und weich. Persius sagt, in Linz seien die Flecken ausgebrochen. Das Urtl ist vollstreckt. Ein mehr oder minder der Schand für die Toten dient Eurer Ehr nit, wohl aber, wenn Ihr Eure Sorg für diese Stadt, die Ihr Eure höchste Liebe nennt, über Euren Zorn gegen vier arme Schächer siegen laßt, wird Euer Nam und Eure Ehre aufs neu in den Herzen der Steyrer leben. Denkt an den Helden Achilles, Herr, von dem das alte Lied ist, daß er wollte seinen Feind den Hunden zum Fraß geben, und er ließ nachher den Leichnam bestatten, das gefiel den Göttern wohl."

Stolz und mannhaft kamen die Worte von Heinrichs Lippen, aber seine Augen flackerten heiß und unruhig, während er sprach. Ach er hat, die Stadt umreitend, bei einem Fensterlein ein Licht glühen gesehen, da sagten sie ihm, die arme Jungfrau wolle es nicht erlöschen lassen, noch wolle sie ihr Haupt aufs Kissen zum Schlafen legen, bis die Leiber begraben wären ... und er sah die Leiber jammervoll am Holze hängen und das zerrüttete Weib unten liegen und weinen ... Darum, darum bog er sein stolzes Knie vor dem Vater, das hätte er sonst nie getan.

Händel sagt: „Warumb aufs neu leben? Lebt er jetzt etwa nicht? — Du bist umb neuen Trugschluß nie verlegen. Hektor war ein Held und kein Mordbub. Aber daß Steyr meine Liebe ist, das sagst du recht. Wenn Persius und die andern Ärzt die Witterung für so gefährlich halten — allerdings spüre ich eine weiche laue Atmosphäram gegen gestern — so will ich meinem Pestgesetz diesen Verstand geben, daß außer dem toten Vieh auch die Hochgerichtleichen eingegraben werden sollen, also auch die vier in Steyrdorf. Den Galgen aber soll man stehen lassen, solang bis ich den Abbruch befehle."

Der Hauptmann erhob sich zu seiner gebietenden Größe, senkte schweigend das Schwert und atmete tief auf.

Der Richter, der plötzlich guter Laune schien, schlug ihn auf die Achsel und sagte zu den Ratsherren, die zwischen den Gräbern in ehrerbietiger Haltung zugehört hatten, gewandt, halb spöttisch, halb mit stolzem Behagen: „Mein Herr Filius hat das, was das consultum medicorum hujus provinciae Prophylaxe nennt, ebensogut oder besser weg als ich. Das kommt vielleicht daher, daß sein Lehrer in Linz ein halber Medizindoktor war, der den Avicenna auswendig konnte."

In Heinrichs Antlitz, als der Vater so sprach, schoß Blutröte, und seine Brust dehnte sich und schwoll krampfig. Er ging es klug an, er hat als ein echter Händel sein Ziel gewonnen, aber der grade Bube schämt sich nun. Denn das betrübte Lichtlein, das die Holdselige brennt, das Weinen der armen Zellerin war's, das, nicht die Prophylaxe! Da schwoll der Mannes-

schmerz, die Schand, daß er den Vater mit einer Scheinwaffe besiegt hat, in seiner Brust, und er sprach, das Pferd am Zügel haltend, laut über die Gräber hin: „Ehrenvester Herr, es gibt noch andres als Prophylaxe! Viele gute Leut, die Besten von Steyr, kränken sich ... Die arme Zellerin liegt seit gestern mit ihrem Kind unterm Galgen, wo die vier hangen also elend, daß der Teufel seine Freude daran haben kann, aber nit ein Mensch . . ."

„Hab ich den Zeller roguliert? Was für gute Leut denn, der Luz und der Adler?" fragt Händel, zog seine Hand von der Schulter des Sohnes zurück und maß diesen wütend.

Ah! wieder? Nit der Händelsche Geist der Klugheit ist's, sundern wieder das Herz, das weibische, kränkliche Mitleid, das den Buben treibt, und wieder regt sie sich, die perfide heimliche Macht, die diesem Helden den harten Mut und den Willen zerbricht? Verdampt, verdampt sei diese Macht, ist sie Mann, so verdient sie den Strick, ist sie Weib, so sollt man sie in der Enns ersäufen.

In seiner Wut fragt Händel den Sohn, der zu Pferde stieg: „Ah! Geht die Fahrt nach solchem End? Vermutlichen haben die Ärzt und ihre Aussagen dir geträumt; ist Persius wirklich nach Steyr kommen?"

Heinrich war zu Pferd gestiegen und vom Pferde rief er: „Herr, habe ich Euch je schon belogen? — Ja, wenn ich Euch hätt beim Glauben gelassen, daß ich bloß aus Prophylaxe die Leichen abnehmen will, so hätte ich Euch einen Teil der Wahrheit verhohlen, die ich als Mann Euch unverkürzt schuldig bin. Befahrt nun, wie Ihr glaubt in der Sach. Ich hab nach Pflicht gesprochen."

Als er so redete, war er schön und voll Zornes, wie ein Wetterhimmel mit Sonnenblitzen im wilden Gesäuse; sein Vater fühlte, wie dieser reine und rechte Zorn seinen eigenen hässigen, finsteren aus dem Felde schlug. Seine Wut ward indes nicht kleiner, aber er bekam doch Gewalt über sich und meisterte sie. Gebieterisch sprach er zum zürnenden Ritter: „Du warst bislang kein Lügner, wennschon das Mädchen dich ehegestert zu einem machen wollte; wer sie dafür zurechtwies, ist dir, glaube ich, bekannt ... Ob du mich wahr bericht hast über den Persius, habe ich gefragt, was ist daran beleidigend? es steh übrigens jetzt dahin, ob ja ob nein. Deine Bitte angehend: mein Befehl ist geben, ich widerruf ihn nicht, du nimmst die Leichen ab; du sollst aber dem Volke durch einen Anschlag und mit Trommel kundtun, daß die Leichen nur wegen dem, daß sie die Luft kontaminieren könnten, abgenommen werden, aus keinem andern Grund. Denn fürwahr, umb einer Phantasie eins weichherzigen Knaben willen erlasse ich keinem, auch totem Papisten kein Deut an Straf oder Schmach. Daß du es wissest."

Heinrich entgegnete kein Wort. Er grüßte seinen Vater förmlich und kalt mit gesenktem Schwerte und gab seinem Rotroß die Schenkel, da trabte es stolz zwischen den Totenbäumen mit seinem edlen Reiter hinweg.

Der hatte mitten im Schmerz, den des Vaters schnöde Worte ihm bereiteten, als ihn dieser vor allen wie einen Buben beschämte, eine heimliche

helle Wonne; es soll ihn schelten, wer da will! Stephana wird ihr Trauerlichtlein löschen, wird ihr holdes Haupt auf den Polster legen, und der Rosenkränz und Psalter sind genug, denn die vier armen Schächer werden keine Stund länger in Schmach, den Krähen und Dohlen zur Letze, an dem Galgen hangen . . . .

Er war durch Disteln und Dornen des wüsten Totenackers ans Tor gekommen, da hielt er das Pferd an, um einen Mann vorbeizulassen, der zum Tor eintreten wollte, doch vor dem Reiter sehr erschrak.

Der Mann war seltsam anzuschauen, schwarz von Haut, wie der dritte König an Epiphanias, trug einen langen rotseidenen Kittel mit gestickten Zeichen gleich jüdischer Schrift darauf; einen mächtigen grüngefiederten Turban auf dem Kopf und ein Kästlein, das auch nach dem König Kaspar aussah, in seiner schwarzen Hand.

Sowohl der Hauptmann als der Richter, dessen scharfer Blick dem Reiter ans Tor gefolgt war, erkannten in dem Mohren alsogleich den schwarzen Diener des Archiaters, den berufenen Matteuccio, den Persius von seiner Fahrt in Trapezunt mitgebracht und sogar in sein Wappen hatte aufnehmen lassen. — Heinrich fragte den Mohren, was er dahier suche; spricht der Mohr, die Arme unterwürfig kreuzend und schreckhaft nach dem Pferde schielend, in schlechtem Venetianer Welsch: „Signor Illustrissimo, viene il mio Maestro, far riverenza all' Illustrissimo Signor Giudice, che digon essesser qui in chiesa, ed io lo cercò.“ Darauf der Hauptman erwidert: „E presente quì.“ Und ritt an dem scheusamen Mohren vorbei durch das Kirchhofstor weg. Der Richter kam zum Tor und musterte mißmutig den Mohren; der kreuzte die Arme und bückte den Turban bis zum Boden und wiederholte sein Sprüchel: „Il messa Persio desidera palar con la Illustrissima vostra Grazia!“

Der Richter sprach auf italienisch: „Herr Persius solle sich nach Vogelsang begeben, wo er, Händel, ihn erwarten werde. Wann Herr Persius von Linz ankommen sei? „Stamattnia.“ Per Wagen? „In sedia.“ Die Hufschläge des roten Satans verhallten in der Berggasse. Gar umbsonst hast du, Händel, deinem Sohn ein so schnödes Wort gesagt: Ist Persius wirklich in Steyr!

Von rechts der Gilgtorseite her kam indes langsam auf den Schultern zweier buntgekleideter Männer eine Sänfte daher, in der ein graubärtiger Mann ruhte. Kaum ersah dieser den Richter, so ließ er die Träger halten und stieg aus; er trug eine schwarze Sammetmütze bis über die Ohren und ein pelzgebrämtes, einem jüdischen Priesterkleid ähnliches schwarztuchenes Gewand. Er kam, seine kleine dürre Hand ausstreckend, auf Händel zu. Inner dem Kirchhoftor begegneten sich die beiden. Persius sprach mit ruhiger, feierlicher Stimme, wie ein erlesener Prädikant auf der Kanzel spricht — doch der teutsche Prädikant wird es teutsch sagen.

„Illustrissime Domine Domine observantissime, est debitum obsequiorium commendationem praecor Illustrissime Dominationi vestrae quaeque. Debueram fateor ad Illustrissimae Dominationis vestrae litteras respondere —“

„Habt Ihr mein Pestgesetz studiert, Herr Archiater?“ unterbrach Händel

den Bombast des Lateiners. „Ich will den Punkten von den Kirchen und Gräbern ausgestalten, darum schrieb ich Euch. Hier —" er wies auf die entweihte Pfarrkirche, „ist eine Pestgrube, die ich geschlossen habe. Aber es bleibt jetzt für andre volkreiche Städte zu sorgen."

Spricht Persius: „Mihi nec fidat nec diffidat licet; examinatam nihilominus velim per Dominationem vestram hanc meam idaeam," und fährt teutsch fort: „Bleiben die vier Körper am Galgen in der Vorstadt hangen, mir ist es neu, daß man zu Steyr kein Gericht extra muros hat, es sind sofort Raben dabei und wie Consultatio mea probiert, so sollen alle Körper und Leichen vor Sonnenuntergang des Todestags ja mit Kalch wol verdecket in tiefe Gruben geschaufelt werden, aber nicht am Licht bleiben, in der Uffer ist aller Unlust von Kadavern vom Gericht schon vergraben und versenket. Deus praepotens interim Styriam vestram, Domine, concervet florentem."

Über Händels Gesicht huschte ein Licht, aber ein fahles. Also übel hat er seinen Bub den Heinrich gescholten! Immer mehr wird es ihm leid. Nun sagt ihm Persius dasselbe wie sein Bub.

„Die Körper werden eben abgenommen. Mein Sohn ist unten," — sagte er, hielt aus und fügte bei: „Mein Sohn ist es, der mich vermochte, ein Beiurteil zu kassieren und die Toten abnehmen zu lassen."

„Gratias ago Domino meo propter hac benignam resolutionem ... Filius praeclarus patri vero dignus est. Sed quid ego? Bene Dominatio vestra sapienti suo judicit, novit ea adhibere media, quae huic ... huic ... malo commoda ac opportuno videbuntur. — Nehmet, edler Herr," sprach er auf teutsch ehrerbietig weiter, „als ein Symbol meiner Veneration vor den gueten Genius dieses Landes in obschwebender Pestfahr das, was wider das Kontagium nach meinem Ermessen nach in Trapezunt gemachten Experimenten die besten Antidoten seind, — huldvoll entgegen." Er winkte den schwarzen Diener, der noch unbeweglich wie ein dunkler Schatten beim Kirchtor stand, herbei. Der Mohr kam auf seinen güldnen Sandelschuhen unhörbar, fiel, die rechte Hand an die Stirn führend, vor seinem Gebieter im Staube nieder und bot diesem dann, auf ein geflüstertes Wort, das Kästchen, das von Ebenholz war und von rot und grün angefärbtem Gold erschimmerte.

Persius, das Kästchen dem Richter darreichend, sprach, und mit lang aus den Krausen gereckten Häuptern spannten die Ratsherren: „Hier ist, Herr Ehrenvest und Gestrenger, sambt beschriebener Anfertigung, Species requietis Nicolai, mit Mohnöl das edelste Mittel vor herzlabenden Schlaf; Aqua stapediana, mein Mittul, heilsamen Schweiß herfürzubringen, in welchem die Infektion sich entladet; Bezoar, Dominus veneni, der trotz alter Weiber Plappern noch immer das beste fieberbrechend Mittul ist. Ich sage aber wahrlich: Species requietis, aqua stapediana, Bezoar, seind drei edle Mittel; das edelste immer bleibet die Fürsicht eines Herrn und Regenten, wie Steyr einen solchen in der Person Joachims von Händel zu besitzen sich rühmen kann."

Heinrich ritt, ohne sich aufzuhalten, auf den Platz, versammelte dort eine halbe Kompanie und zog mit ihr nach Steyrdorf zum Galgen. Als die Steyrdorfer ihn kommen sahen, mit entfaltetem Banner und unter schmetterndem Avertissement, lief alles erschrocken an die Fenster; denn man gewärtigte eine neue grausame Verfügung des Stadtrichters; der junge Hauptmann aber sprach, da er vorm Spittel angekommen war, einige Worte vom Pferd herunter zum Volke, nicht sehr laut, der Anblick der Leichen beklomm ihn; und doch verstand man ihn augenblicklich im ganzen Umkreis der Richtstätte; ein halblautes freudiges Reden, wie Seufzen einer erleichterten Riesenbrust schwoll um ihn; plötzlich belebte sich der Platz, und ganz Steyrdorf lief auf die Kunde: den vier armen Menschen ihr Körper werden abgenommen, am Spittelplatz zusammen.

Und das traurige Werk geschah so in Ruhe und Würde, daß keines einzigen Katholiken Herz, und nicht einmal das der elenden Zellerin, die, den Namen des Liebsten lallend, noch immer unterm Gerüst kauerte, einen Stoß bekam.

Nicht der Freimann mit seinen scheußlichen Händen rührt die armen Leiber an; Heinrich verbot, daß er gerufen werde. Sondern vier wackere Kriegsleut suchte der Hauptmann aus, und fragte sie, ob sie die Armen abnehmen wollten, das taten sie ihm gerne zuliebe. Leitern ließ er vom Spittel holen, der Spittelmeister brachte sie selbst. Und als die vier Kriegsmannen das schaurige Gerüst erklommen, stieg der Hauptmann vom Pferd und beschritt unter tiefem Schweigen der Menge auch das Gerüst, und unter den schaurigen Totenleibern, die im Südwind schwerfällig hin und wieder schwankten, in seiner stolzen Jugend emporgereckt, überwachte er seine Leute und befahl: „Nehmet sie sacht. Langsam. Nit werfen, herniederlassen." Und da die vier Erwürgten schrecklich nebeneinander auf dem Boden der Bühne lagen und wie ein elendes Tier die Zellerin zu ihrem Liebsten zu krallen versucht, breitete er sein seiden Schnupftuch dem armen Zeller übers blaue Gesicht und sprach zur Zellerin vom Gerüst herab barmherzig, und legte seine goldstarrende Hand sanft ihrem Kind aufs zitternde Köpflein.

Dann ließ er Krankenbahren aus dem Spittel holen. Unter seinen Augen wurden die vier Leichen von den Spitteldienern auf die Tragen gebettet und zugedeckt. Weinen tönte rundum, aber auch immer wieder flüsterten die Leute bewundernd: Herr Heinrich! Der ist guet! O, der ist baß denn sein Vater. Es faßten sich nun auch die Cordinischen und die Brüder Luz ein Herz und näherten sich dem Hauptmann und fragten ihn, ob die Toten nicht dürften ein Plätzlein im katholischen Freithof haben; der ältere Luz bot das Gewicht seines Schwagers in Silber an, wenn man ihn nicht auf das Steinfeld führe.

„Ein Händel tut nichts umb Geld, des haben wir genug," sagte Heinrich, aber nicht hochfahrend oder wegwerfend. „Die Leichen komben auch so nicht aufs Steinfeld; sie gehören euch, den Angehörigen der vier; meine Leute werden sie in Weichselgarten tragen, allwo ihr sie nach eurer Kirche Brauch beerdigen könnt."

„Wie sollend wir danken," sprach der ältere Luz und fing plötzlich zu schluchzen an. Daß der Sohn des Würgers so mild sein würde, hat er nicht vermeint, noch meinten es die andern. Viel Männer weinten mit dem Luz.

Einer, es war Schwödchorer, rief: „Leut! Sagt das der Stephana.“ Da erschauerte Heinrich vor süßer Lust bis ganz tief in sein junges Herz. Herzliebe Stephana, Lichtlein löschen, gelt, und keine Rosenkränz mehr beten, und dein süßes, allerholdestes Haupt zur Ruh legen — Stephana, darumb hat ers ja tan, der luthrische Kerl, daß du wieder ruhen und süß träumen kannst ... du holdeste Kleine.

Es schritten die acht gewaltig großen Schützen mit ihrer traurigen Last wuchtig bergab; die Gefreund der Hingerichteten schlossen sich im Zug den Bahren an; der ältere Luz, der seine Schwester führte, ging zuerst. Bald sah man sie rotkorallene und gagatsteinerne Rosenkränz aus Kitteln und Mänteln herfürlangen; denn vom Hauptmann ist nicht Verrat gewärtigend, der ist gütig und edlen Sinnes. Die Männer hoben den Rosenkranz zu beten an: „Ich glaube an Gott Vater,“ und die Frauen respondierten; so ging es bergan und dann in die Sierninger Gasse links hinein, dem Weichselgarten zu; einen Priester zwar hat die arme verlassene Gemeinde nicht, aber in dieser Zeit der Verwaisung lässet Gott jeden, der frommen Glaubens die Kirchengebete spricht, als einen Priester gelten, das hat Stephanas Beispiel gelehrt.

Heinrich folgte, am Spittelplatz haltend, dem Zuge mit den Augen. Das Beten, das zu ihm herüberwehte, machte ihn traurig, und doch geschah ihm wohl; denn er dachte an Stephana. Er führte nunmehr seine Halbkompanie stadtzu, aber nicht über die Brücken, sondern vorher ritt er die Vorstadt bis Kegelpriel ab, dahin man übers Wieserfeld reitet, denn beim Wieserfeld sind alle seine Gedanken. . . .

Am Wieserfeld angelangt, ließ er sein Pferd Schritt gehen; mit großen Augen spähte er ins Schwertnerhaus: es ist kein rotes Schmerzenslichtlein mehr hinterm Fenster der Gaststube, oben aber, wo ihr Zimmer ist, da ist ein Fürhang gezogen; herzige Steffi, liegstu schon auf deinem Laubbettlein und solltest ein seidenes haben, und eine Perlmutter- und Sandelholz-Bettstatt wie ich! und träumst von lauter schneeweißen Engeln? Und jetzt reitet der Teufel, der hochlutherische, unter deinem fromben Fensterl vorbei, tust du dich im Traume kreuzigen für dem höllischen Bankert — mit deiner weißen Hand, weiß wie Blumen und Schnee — was bin ich vor ein dunkliger Kerl; magstu dunklig haben oder ist dir lieber blond? Wie deine Maria und ihr Jesulein auf eueren Tafeln sind?

So dacht er, seine leuchtenden Augen hangen verzaubert an ihrem Fenster. Wenn er rufen tät Stephana! Und wenn dann die zartweiße Hand den Fürhang teilte und das goldgekrauste Haupt herunterspähte auf ihn und grüßte ihn. Er stund doch unter den Leichen am Strafgerüste ihretwillen. Aber sie wecken, die kleine Zarte, wenn sie ruht, Heiner! Wär das ein grober Mensch.

Indes er so denkt und fürbaß reitet, behutsam seines Rosses feurigen Trab mäßigend, sah er plötzlich die Schwertnermutter unterm Haustor hervorkommen, ein Kind auf dem Arm und eins an der Hand; sie schaute nach den Soldaten. Da hielt er sein Roß an, es hielt auch seine Halbkompanie mit ihm, und er fragte die Frau, die sich erschrocken und demütig vor ihm neigte: „Wirtin, wie geht es Eurer lieben Tochter?“

Spricht die Schwertnermutter demütiglich: „Hoher Herr, i dank schön der gnädigsten Nachfrag, mein Tochter is schon wieder besser beisamben.“ — Als sie aber den jungen Hauptmann, vor dem sie heillosen Respekt hat, fröhlich lachen sieht, als freue ihn etwas absonderlich, getraut sie sich schon etwas mehr heraus: „Die Nacht hat sie nicht geschlafen, Herr, nur gebet't vor die vier Hascher draußt . . ., aber wia es kundbar worden ist — daß — Euer Gnaden die Leichnam gnädigst habend abgenommen, da hat mei liabs Kind gesagt: Gott sei Lob und Dank davor, von ihr Knie sich erhebt, Lichtlein ausgelescht. ‚Muetterl! Jazt gehn i schlafa, i bi müed.‘ Und jetzo schlaft sie obnet gar sanft, das dankt sie dem gnädigen Herrn.“

„So, das ist ja guet,“ sagte er und lachte abermals; es flogen seine Elsterfedern mächtig im Wind, und seine Augen sprühten, und alles Gold an ihm glastete in der Sonne, und der Panther auf seinem Herzen fibberte mit den Silbertatzen, daß der Frau das Sehen fast verging und sie sich die Hand vor die Augen hielt. „Wenn sie wohl ausgeruhet ist, aber erst dann! — so sagt Eurer lieben Tochter, daß ich sie grüßen lasse.“ Er ritt davon, ohne Trommeln und Trommeten, die er seinen Schützen verbot, setzte aus der Straße in den grünen Anger, damit kein Hufschlag die herzige Schläferin wecken sollte. — Er weckt sie nicht, sie liegt auf ihrem Laubbettlein ganz angetan mit ihrem dunklen Gewand, wie eine weiße Rose im Moos versteckt, und träumt von der Kaiserau, wo die Hirschlein springen. In ihrem Traum hört sie eine Stimme, die klingt sehr schön: grüßt mir die liebe Tochter. Wer ist das, ist es woll der geistliche Mann, der des Wegs kombt . . . ist er nit mehr gefangen . . . aber nein . . . es ist ein ander Stimmen gewest . . . und sie träumt weiter ihren Kindestraum von der Kaiserau und den Hirschlein.

Die Mutter ging unten im Haus herum. Es fährt ihr ein Gedanken her, wia das dann kommt, daß der stolze Herr Hauptmann von Steyr zum kleinen Wirtshäusl zweimal geritten kombt und umb die liebe Tochter fragt? Was soll das sein? . . . . .

Ja was soll's dann sein, als daß das grad sein Straßen war, straft sie sich erbost über die Vermessenheit, so etwas auch nur zu denken. Haliga Tragsnach! Das seind schon die rechten müßigen Gedanken. A so a großer Herr, dem's die Grafinnen und was der will auf göldene Tazen bringen!

Und so armi Heiter wia mir san! Jessas, und wann's war! Was tat denn sei Vata alsdann, wir müessetas alli mitn Löbe büessen! Haliga Gott! Mei arms liabs Kind! Jo i hans nöti, die Hoffart!“ schalt sie sich immer aufgeregter. „D' Gaststuebn is lar, kimp kom Mensch zechn, da Galge treibts uns alli davaun! Daß i Gäst kriag, mueß i schaugen, i wir oan Zettel mitn neuchen Kometstern ins Fensta henka,“ überlegte sie. „Das ziagt d' Leut herein. O, wann mein liabs Kind nur wieda ganz beisamben wär und wollt Budel stehen, die ziagat no mehr Leut herein.“ Sie ging in die Wirtsstube, kurzatmig ächzend, und ärgerte sich, daß der Böse ihr allfort den schönen jungen Händelbuben und Säcke Gold und Silber tückisch fürmalte. — Die kleine Dina saß in der leeren Wirtsstube und strickte, und Frau Schwertner verrechnete mit ihr die Losung vom Vortag nachmittag . . . siebzehn Kreuzer.

VII.

Das heilige Osterfest war nah, vom Tabor bis hinunter nach Örtl blühten gelbe und weiße Blumen und sangen Vögelein mannigfalt, wie wenn kein Zank und Hader in der Welt, sondern alles eitel Sonnenschein und Lust war, wie im Himmel also auf Erden.

Der Galgen aber stand noch unterm Tabor, als furchtbares Wahrzeichen der Rache des evangelischen Richters. Die vier Schraufen rosteten im Frühlingstau. Der Rabe, der immer oben hockte, mit dem Schwanz wackelte und mit den Flügeln schlappte, sah wie ein böser Geist, der den goldenen Maien verunzierte, aus. Es blühte der Maien, zu Steyr wie allüberall, aber für die niedergebeugten und gedemütigten Katholiken Steyrs hatte er ein trauriges Angesicht.

Dagegen den Evangelischen lächelte er verheißungsvoll. Wo die Urtelsstimme Madlseders erklungen war, hört man jetzt ein anderes Getön. In der Spittelkirche scharren die Krampen und knarren die Krane; viel Werkleut sind an der Arbeit, die Kirche aus einem Stall wieder in ein Gotteshaus, aber in ein lutherisches, zu verwandeln. Am Tor des Spitals, unter der alten eingehauenen Schrift: Elisabeth Germanorum Regina hujus hospitalis pauperes largis pro sua pietate datibus auxit, ist in froher rot und schwarzer Schrift auf ungeschnittenem Blaupapier zu lesen: Diese Khirche wirdt Oster Sontag wider eröfnet, vndt Leuth von beeden religion seyndt zur evangelischen Predig geladen.

Auch in der Bruderhauskirche hämmerten und dämmerten die Zimmerer und klopften und scharrten die Steinmetze; und auch dort hing, an der Tür des Altenhauses, eine Schrift, besagend, daß auf Pfingsten die Kirche aufgetan und mit evangelischem Gottesdienst wieder eingeweiht werden wird.

Am eiferlichsten aber ward oben am Berge an der Kirche zu Sankt Ägydius und Kolomann gearbeitet; denn Händel will, daß am Pfingsttage, als dem Tage des siegreichen Evangeliums, an dem der Geist der teutschen Wahrheit über alles welsche Lügenwerk in Steyr für immer triumphieren wird, die uralt ehrwürdige Pfarrkirche, in der der Staub seiner Eltern ruht, unter den anderen vier neuen evangelischen Gotteshäusern wie eine bräutliche Königin unter ihren Ehrenjungfrauen erstrahlen soll. Doktor Majorius, sonst auch Scultetus genannt, wird in der Pfarrkirche zu Ostern predigen, und Händel hat ihm Eilpferde nach Regensburg, wo er eben weilt, gesandt, damit er zu guter Zeit in Steyr wäre; es sind schon alle Anstalten getroffen, ihn in Ehren zu empfangen. — Der Ruhm des größten Predigers seit Luther geht ihm voran, und alle Welt würde auf Steyr blicken, wenn er, wie Händel gern haben möchte, an der Steyrer Pfarre Superintendens wird.

In Fieberhast verschönern Händels Arbeitsleute die Pfarrkirche, versehen die fleckigen Wände mit neuem Anwurf; zween Bildhauer arbeiten an den Grabsteinen aus edlem Oswalder Granit, gestocktem wie geschliffenen, verkitten die Schäden und übergülden die evangelischen Symbole, Kelche, eherne Schlangen und Jonasfische, die den Papisten ein Greul gewesen waren, mit Dukatengold. Im Estrich ward ein neuer Gruftdeckel für den einzigen,

der einen Crepo hatte, eingefügt, damit war der Gefahr, daß böse Dämpfe aus den Grüften dringen und die Kirche verpesten können, wirksam begegnet.

Der Orgelbauer kam auf der Donau gefahren und richtete die Pfeifen der alten Orgel aus dem 1587sten Jahr, so gut dies an dem alten Kasten noch ging, in Ordnung; auf Weihnacht wird aber eine neue, an der er schon drei Jahre baut, und er baut sie für eine Kirche in Regensburg, bei deren Regens wird er sich entschuldigen, auf der Donau nach Steyr kommen, ein wunderbares Werk, das vierzig Stimmen, darunter die allerseltsamsten, als unda marina, vox humana, risum angelicum besitzt.

Auch der Maler war schon angekommen. Er arbeitete an seinem Altarbild in der Bücherstube des Rathauses. Viel Bilder und Kupfer mit der alten und neuen evangelischen Prediger Konterfakturen hatte er rings um seine Leinwand angeheftet und aufgesteckt, von Bruder Calixt und Wolfgang Waldner bis zu Mauritius; unter all diesen mehr oder weniger apostolischen Angesichtern aber stach als das schönst das auf Pergamen mit Wasserfarben gemalte Bild eines jungen Mannes mit kurzem, braunem Kinnbart und schief zueinander gestellten Augenbrauen herfür, der dem Hauptmann von Steyr wunderbar glich; es war aber der Richter von Steyr, im Alter von vierundzwanzig Jahren, und es war dies Bild aus dem Ehrenbuch der Eisenkompanie herausgenommen worden, um dem Maler als Vorbild für das hochheilige Antlitz Jesu Christi auf dem Abendmahlsbilde zu dienen.

Auf dem Gymnasium nähten die Pastorenfrauen freudig Draperien zu den Fenstern auszuhängen und schöne seidene Banner zum Schwingen für die Schüler für das große Pfingstfest. Die Prediger aber gingen, mit Luthers von Conciliis und Kirchen, mit den Büchern des Präzeptors Germaniae und denen der geringeren, aber darum nicht verächtlichen Geister Twenger, Eidonius und Mauritius in den Händen, im grünenden Schulgarten auf und ab; ihr Bestes mußten sie an Pfingsten predigen, sunst schlug sie alle der gewaltige Streiter des Herrn, Herr Majorius, aus dem Felde . . .

Die Schüler übten das schöne hochteutsch und hochevangelische Stück „von Ständen" des Martyrerprädikanten Mauritius ein. Und es ward eine ganz neue Szene hineingefügt, „der beste Richter"; die Prediger hatten gern gewollt, daß Kern, der schöne Verse schrieb, sie abfassen sollte, aber er war dazu nicht zu haben, denn seit dem Tage der unglücklichen Pestprozession, die durch seinen Anzeigeeifer unterblieben war, war er stets krank propter laesam phantasiam, wie die Doktoren sagten. — Sohin schrieb die Szene der neue Lehrer am Gymnasium, Augustinus Riener, ein großer Dichter vor dem Herrn, auf deutsch und auf latein.

Der evangelische Frühling, der nun in Steyr nach langer dumpfer Winternacht in Blüte stand, wenn man den Zeichen glauben sollte, machte er das stolze finstere Herz des Richters froh? Ließ er ihn die schwarzen Stunden, die er verlebt, als die Pest ihre Boten schickte, als der Mönch ihn ausforderte, als das Mägdlein ihn höhnte, als Zeller ihn am Leben bedräute, vergessen? —

Es schien so, wenn der Richter Steyrs nach den Ratssitzungen, wo er noch unermüdet für das Wohl seiner Stadt riet und redete, durch die Gassen schritt,

und Blicke rechts und links auf die alten steinernen Häuser warf, von deren Türstürzen und Fenstersimsen alle Marien, St. Ägydii, St. Berthold und Wolfgang verschwunden waren, wenn er, auf den Berg seine Schritte lenkend, das mächtige Gedämmer in der Pfarrkirche hörte und wenn er, steyrdorfzu nach seiner Messerei wandernd, schon von weitem die Feuer knallen und prasseln und die leise Musik des Ambos auf den Stahlstangen hörte, aus denen unterm Schwang der Hämmer die zweihundert Messer wachsen müssen.

Zweihundert Messer für Bethlen Gabor, den evangelischen Fürsten, dazu hundert Spieße, achtzig Helleparten; aus der Armaturenschmied Sturmhauben, Seitenwehren samt ihren Gürteln und Gehängen für des Bethlen Leibgarden, die Haiduken. Es heißt, daß die Gevollmächtigten noch im Frühjahr werden in Tyrnau tagen, Forgach, Mollardt, Dorvecy, Pethey und Paul Apponyi, und daß der Kaiser den Bethlen Gabor wider Bathory als Fürsten von Transsylvanien bestätigen wird. Bestätigt ihn aber der Kaiser, warum soll ein aufrechter evangelischer Fürst nicht evangelischen Stahl haben an der Seite hangen? — Steyrischer Stahl, wider Türken ihn zu zücken — und wider Rom.

Oft steht Händel mit unterschlagenen Armen beim blendenden Feuer, blickt unverwandt in die Glut; wird aus dieser die Krone seines Werkes herfürschweben, eine Union aller protestantischen Kräfte und Mächte wider Rom, ein Heldenbund, dessen Schwert und Mauerbrecher das letzte Bollwerk und die letzten Streitkräft Roms zusammenschmettern und niedermähen muß, nicht bloß in Steyr, sundern in der ganzen Monarchie. — Die Pfingstglocken werden in Steyr Händels Sieg von allen sieben Türmen läuten, und Händel kann den sichern Tag schon in die Annalles Styrenses schreiben lassen; wann aber wird seine evangelische Glocke, Libertas Christiana genannt, in Wien vom Stephansdome läuten? So brausen feurig die Gedanken in Händels Jovishaupt, während er am Feuer steht, darin die Messer Bethlen Gabors werden — immer neue Pläne zeugt sein Geist, alle leben vom Hasse wider Rom . . . so wie Lucifer vom Hasse wider Gott. Aber wie Lucifer seines Reiches nicht froh wird, so auch Händel. Ah, die Prädikanten, die ihre Sprüchlein aus Eidonius und Mauritius mühselig zusammenhausen, wie wenig sind sie nach seinem Sinn, und wie andere Männer brauchte Steyr! Männer, Männer, aber die wachsen nicht aus dem Boden, die Paulus und Philippus, und man muß sich eben leider mit geistigem Pöbel begnügen, solange nichts besseres da ist . . . Immerhin sind teutsche Prediger von selbst kleinem Intellekt tausendmal besser als römische Pfaffen, selbst gelehrte . . ., denn sie sind, wenn auch elende und zerbrochene Gefäße des reinen Wortes und der wahren Lehre . . .

Aber lasset nur den Majorius kommen. Und ihm sollen andere folgen. Die Perlen der teutschen Priesterschaft müssen nach Österreich, soll Österreich wieder werden, was es unter Maximilian dem anderen war . . .

Es werden, wenn Majorius kommt, auch die paar nicht unansehnlichen Bürger den Kelch nehmen, die sich heunt noch weigern . . . So will es Händel, so wird es geschehen.

Mächtig zürnt er, daß es überhaupt noch welche gibt, die sich heute weigern.

Er geht seines Weges durch Steyrdorf, seiner Stahlschneiderwerkstatt links über steht ein kleines Türl zu einem Geschäft halboffen, in einem blinden Fenster hangen weißschalige Messer, Scheren, Stifte an Spagat, aber kein Mensch ist drin, der verkauft. Eine Lockerin hört man drinnen und ein Kind, das schreit, eine todkranke junge Mutter liegt hinter dem blinden Fenster, die Zellerin, die er zur Witwe gemacht hat. Er wendet sein finsteres Angesicht, das Urtl war gerecht! Es ging um die Sicherheit der Stadt! Es ging umb die Integrität des Richters! Er hat nicht dem Zeller das arme Weib gefreit, die der Papist vergaß, um für eine fremde Dirne sich in den Tod zu stürzen. Beschehn ist beschehn . . .

Sieh da, Trommelklang! Über den Trommeln fliegt ein Kommandoruf, gar eine liebe wohlbekannte Stimme. Flugs sind die Wolken weg von des Richters Sirn, stolz lacht er: Kombt er, mein Hauptmann von Steyr! Ja, das ist ein Hauptmann! Den sollens uns in Wien nachmachen, was däucht dem Erzherzog, Bischof von Passau, ist Heinrich besser als Ramee? Vorgestert im Gesäus die Absperrung überwachen, da warf er die Ketten mit eigner Hand; gestert in Enns bei der Hengstenschau, hundert Schützen werden beritten gemacht, das ist sein Idea, des Heinrich; heunt Schießübung auf dem Tabor; gibt sich kein Ruh, der Bub, das ist bei Gott ein Hauptmann! wer einen bessern weiß, allo der soll herfür und ums den seinen zeigen!

An der Brücke begrüßen sich die beiden, Händel der Richter und Händel der Hauptmann, jeder stolz, kraftbewußt, kurz ist der Gruß; gegen den Tabor steht grausig der Galgen, um den reitet der Hauptmann herum bergan, über Örtel, der Richter blickt ihm nach.

Der junge Hauptmann reitet über Örtel, nicht übers Wieserfeld, und sein Weg geht doch nach Gleink, und sein Herz und sein ganzes Gedenken ist am Wieserfeld, wo am Fenster das blütenhelle Vorhangtuch weht, dahinter sie betet; wo in der Küche die Tellerlein klirren, die sie wäscht; wo im Armleutgärtel die gelben Hühnlein scharren, die sie füttert. Er ist einmal und abermal unter drei Tagen vorbeigeritten; einmal hörte er sie im Hausflur ganz leise singen, das andermal stand sie unter den Bäumen und fütterte den Hendlein Brosamen. Was war sie schön und wonnig, da sie sich ganz niederbückte und den dalkischen Hennen das Brot neckend vor den Schnabel schob.

Er mußte ganz hinzureiten und sie vom Pferd grüßen, und sie dankte, aber mit so leisem Neigen ihres wunderbaren Hauptes an dem zarten rosenlichten Hälslein, daß man nicht wußte, grüßte sie oder neige sich ihr Haupt in Gedanken . . . Tag und Nacht verlangt ihn, sie zu sehen . . . Und er reitet heunt doch durch Örtl und preßt das Herz, das nach ihr fiebert, mit der Faust nieder.

In banger Nacht ging es ihm für: zwei Glauben, ein Patriziat, ein Schwert mit Flammen, Fratzen und Opfern, dessen Schärfe ihr droht, steht zwischen ihr und ihm, und das ist alles nichts, aber das Schwert, dessen Schärfe ihr, der Süßen, droht, hält sein Vater, ihm noch teuer und wert in der Rechten und seinen evangelischen Glauben, den sie einen Satansglaub schiltet, den hat er von der Mutter; heiß wie Blut von zwanzig Jahren und wild wie die Steyr

im Mai ist seine Liebe, aber seinen Glauben gibt er für einen Engel des Himmels nicht auf und nicht für die allerschönste, allerreinste Magd, seinen Glauben trägt er im Herzen wie der Priester der katholischen Kirche in seiner Seele das unauslöschlich Mal. Ein evangelischer Bub, ein Händel zu Steyr vergibt und verwirft sich nicht, der reinen wunderbaren Magd ist sein Luther, ihm aber ist ihr Papst ein Greul, und da führt kein Weg hinüber und herüber, . . . ja bei schlechten Mannen gibts Weg, ohne den Ring an der Hand, und ein schmählicher, pechschwarzer Hornteufel summt ihm davon ins Ohr, wenn er die Nacht auf seinem seidenen Prunkbett sich wälzt, und Stephana in ihrer holden jungen Schöne fast körperlich greifbar im Mondglanz vor seinen verwirrten Augen steht; „du bist Herr, du hast viel Geld, Macht und Wege, es braucht auch keines Pfaff, du kannst hienachmals noch des Königs in Engelland Tochter ehelich haben."

„Apage!" dehnt sich da mit dräuend gezückter Faust der junge Held auf seinem einsamen Prachtseidenlager, „du dummer Teufel, meinstu, daß ich, der ich das Blut Calvins in mir habe, ausgeh, die zarteste Magd, die Gott gleich Engeln schuf, zu verführen, — und meinstu, Strick, daß sich die Stephana, das Engelskind, verführen lassen tät?"

An Stund nimmt er sich für, noch emsiger zu reiten und im Dienst sich zu strapazieren, um seines heißen Blutes Herr zu werden; er mattet sich ab im Dienst wie ein gemeiner Knecht; und er meidet das Wieserfeld, wo sie weilt, die über alle Engel schön, aber auch über alle Frauen rein ist, . . . meidet sie und denkt ihrer Tag und Nacht, es muß Gottes Wille sein, daß dieser Gedanke mit ihm geht, wie der Schutzengel nach katholischem Glauben mit der ihm befohlenen Seele. Wie ein Stern strahlt ihr Bild in seiner jungen Brust und segnet ihn, bei Tage, daß der Tiger in seiner Brust gar erschwacht und bald sterben will, dem Cherubin aber goldene Flügel wachsen, und segnet ihn bei Nacht; kein Teufel kann ihm dann an, Stephanas heilige Unschuld schützt die seine.

Der heiligen evangelischen Gottesgelahrtheit Doktor Majorius, sonst Schultheiß oder Scultetus genannt, der höchste Prediger des evangelischen Deutschland, der Doctor universalis, dessen Fürsten und Herzöge begehren, wenn sie Gottes Wort erlesen fürgetragen und herrlich ausgelegt haben wollen, kam von Regensburg zuerst mit den Händlischen Eilpferden und dann in einer wohleingerichteten Ulmer Schachtel[1]) schon vor Ostern an, den Regenten von Steyr zu begrüßen, und die Kirche, die von Pfingsten ab der größte evangelische Dom in Oberösterreich sollte sein, zu besehen. Groß staunten die Steyrer den feierlichen hagern und blassen Mann, den Magus aus Norden, an, der teutsch sprach und doch kaum zu verstehen war; Majorius nämlich war ein bürtiger Jüte, es hatte ihm der dänische König für viele erlesene Predigten, die er in Kopenhagen getan, den Adel verliehen.

Majorius sprach zu Händel, im großen Saal der Rhetorikklasse, als er

[1]) Donauschiff.

die Arbeiten in der Bergkirche, hienach die Schule und Schulkirche angesehen hatte: „Δος μοι που στω — gibe mir einen Punkten, sagt Archimedes, und ich will die Welt aus den Angeln heben. Ihr, edler, vester, hochwerter, teurer Mann, dessengleichen unsere Kirche nicht mehr besitzt, habt diesen Punkten gefunden, und schon bewegt sich das Herz der teutschen Welt, nämlich Österreich, in einem andern Takt, als es, krank und siech, bishero geschlagen hat . . . Führwahr, caritas urgit me, die Liebe treibt mich an, dieser Stadt schon heute zu sagen, welche wunderbare siegreiche Macht und Kraft Christi in ihr tätig ist; und so es meinem Herrn genehm, will ich morgen als am Palmsonntag eine Exhorte hier in Steyr halten; gebt Ihr mir hiezu Verwilligung?"

Händel sprach: „Sie ist Euch gegeben, nur finde ich die Schulkirch zu eng und befürchte beim Ansturm vielen Volkes Zufälle; darumb wäre es mir angenehmer, Ihr sprächet im Freien."

„Das tu ich noch lieber," sagte Majorius, „meine Stimme langt gar wohl aus."

Triumph schwellt Händels Brust, Majorius auf dem Platz vor Tausenden das Evangelium predigend — in edlem Teutsch, mit herrlichen Exempeln mit feiner Dialektika! Ein Paroli dem Albert, dem Schänder, und seiner jesuitischen Bettelsuppen, mit der er den Steyrern vergab! Wohlauf Steyr, schau zu, was katholische, was evangelische Predigt und Priesterschaft! — Er sprach zu Majorius:

„Ich lasse eine fliegende Kanzel vor der Kirche aufstellen, da Ihr den ganzen Platz übersehet. Ich will, daß vor der Predigt das Nachtmahl gereicht werde. Ihr Herren," das galt den Steyrer Predigern, „sorgt für zureichend Wein und Brote; ich werde mit meiner Familie zuerst, und dann sollen alle, die unseres Glaubens sind, das Abendmahl nehmen; es soll auch ausgerufen und in allen Straßen verkündet werden, daß alle Steyrer zur Predigt sollen erscheinen; und ich will die neuen Bibeln und Lieder, die ich von zweenen Buchführern kommen ließ, nach der Predigt an jene, die das Evangelium noch nicht angenommen haben, verteilen lassen. Es ist Zeit, daß auch diese Dumpfen und Erstarrten geistiges Brot bekommen, wenn ihnen gleich ihre Treber, Kolomannsegen, Fraisgebeter und derlei Unsinn, zur Stund noch lieber sind als die unerschöpfte Schönheit von Luthers teutschem Christentum."

Majorius sprach voll Bewunderung: „Was vor ein Hoheit des Wortes fließet aus Eurem claustrum animae! Wie milde seid Ihr einem Volk, das, wie uns wohl wissend ist, durch groben und frechen Trotz Eure sorgende Vatergüte gelohnt hat."

„Ich war dem Volk einst milde," gab Händel schroff zurück. „Sie verdienten es aber nicht! Es war nicht Vatergüte, wider die sie sich aufgelehnt haben, sundern das klipp und klar geschriebene Gesetz. Werden die österreichischen Sachen droben so verdreht erzählt?"

„Ich will mich gern," sagte Majorius, mit eleganter Neigung seines fahlhaarigen Hauptes und der abfallenden Schultern, „von Herrn Händel belehren lassen, wie sie in Wahrheit liegen." Leisen leichten Trittes verließ er, zur Linken des Herrn von Steyr, den Rhetoriksaal.

„Habend die Wohlerwürden gehört?" fragte Tobias Schaithauff, als auf

dem Granit der Schulstiege Händels mächtiger Schritt und wie ein schwaches Echo hinterher Majorius' leise Sohlen verklangen. „In Wahrheit lügen. Das soll wohl eine Antithesis sein, haha. Wunderbar! In Wahrheit lügen." Velten Lang zuckte verächtlich die Achseln: „Ja, der ist der Große, weil er von Danimark kombt. Und red't, daß ihn kein Katz in Steyr, viel weniger ein Mensch versteht. Ja, wenn das zum Evangelisieren Österreichs genug ist, wenn einer von Norden kombt, atlassene Strümpf trägt, den Professorendampf hat und die Zwielaut quetscht, dann will i a Österreich in drei Wochen evangelisieren. Soadene Strümpf hätt i ja, nur zerrissen seinds a weng."

Schaithauff stapfte hin und her im Rhetoriksaale: „Uns geschicht ein Tort!" sagte er bös. „Er stiehlt uns das Brot! Gar gewiß wird er die Hauptkirche erhalten; Herr Händel ist anders worden, er fängt an, auch den Schmeichlern zuzuhören und die Schweifwedler zu lieben, wie es die siegreichen Herrscher pflegen, aber das ist nit gut. . . ."

Insingus sprach lachend: „Δος μοι που στω!! Ich bitte sehr um Entschuldigung, aber Herr Majorius scheint seine Sätze umb der vorrätigen Zitate willen zu bilden. Den Punkt des Archimedes zog er bei den Haaren herbei. Er sagt, Händel hat den Punkt gefunden. Was vor ein? Wo das Herz — Achtung! — sich in einem neuen Takt beweget — ach wie schön! Vermutlichen hat das Herz Tanzbeine bekomben, aber ich frage: Was sucht dieser Prediger wohl in Steyr, sich — oder das Reich Gottes?" — —

Die Tribüne für den Richter von Steyr und seine Freundschaft war mit scharlachrotem Kammertuch ausgeschlagen und mit grünen Laubkränzen geschmückt; sie war gegenüber dem Rathaus aufgerichtet. Der Söller des Rathauses sollte dem Dr. Majorius als Kanzel dienen.

Eine sehr große Menschenmenge füllte den Stadtplatz, den eine Postenkette von Steyrer Schützen in glänzender Festtagstracht umsäumte. An den Fenstern, die im Schmucke von Blumen und Bannern prangten, drängte sich Kopf an Kopf. Etwas Schnee war in der Nacht gefallen, er lag wie ein dünner weißer Flor auf den Dächern, Brunnen und Figuren des Stadtplatzes und glänzte vielfarbig in der roten Palmsonntagsmorgensonne. Vor der Schulkirche war eine lange, mit Linnen bedeckte niedrige Tafel nach Art einer Kommunionsbank aufgestellt, wo das Abendmahl von drei Predigern gereicht werden sollte. Drei große Schwingen mit Broten und sieben zinnerne Kannen Wein waren auf weißgedeckten Kredenzen breit; etwas links zu, gegen den Grimmordt, standen Oboenbläser, Paukenschläger und Zymbalisten, um in den feierlichen Augenblicken der Spendung des Abendmahls an den höchsten Herrn von Steyr ihre Musik erschallen zu lassen. Die Schüler des Gymnasiums bildeten Spalier vom Kommunionstisch bis zur Tribüne des Richters; sie trugen jeder sein schwarzes Pallium von Sartin, und die vier Prediger, die im offenen Tor der Kirche harrend standen, trugen ihre feierlichen Lutherröcke.

Majorius war nicht zu sehen, er betete in der Kirche, in großer verzückter Andacht. Noch immer fielen einzelne Schneeflocken, die im goldenen Glanz der Sonne wie Rosenblätter aussahen. Um acht ertönten Pauken-

wirbel, und die Menge teilte sich vor der Pfarrgasse weit auseinander; Händel kam, seine Gattin am Arm führend, die Gasse herab; er schritt in ruhiger Majestät, einem gesalbten Herrscher gleich; sein Gemahl war geschmückt wie eine Königin. Dem Richter folgten, wie die Prätorianer dem Cäsar, die erlesensten Schützen; sein Sohn führte sie zu Pferd; am Platze angekommen stieg er vom Pferde und schritt zur Rechten seines Vaters, der die Gattin an der linken Hand geleitete, zum weißgedeckten Abendmahlstisch. Nun stiegen durchdringend die Oboen himmelan, und die Knaben sangen mit ihren Wunderstimmen, denen einst der Kaiser freudig lauschte: „Du Lamm Gottes, unschuldig am Stamm des Kreuzes geschlachtet, gib uns deinen Frieden, o Jesu." Aus der Predigerschar aber trat Insingus vor, während der Richter am weißverhangenen Tisch als erster niederkniete, Insingus' Hand war unsicher, er bebte vor Ergriffenheit und Aufregung, um nichts zu tun oder zu sagen, was dem gewaltigen Manne mißfallen konnte. Mit wankender Stimme sprach Insingus, man hörte Wort für Wort auf dem totenstillen Platze, da alles Volk, das hier den Gottesdienst mitfeierte, die Hände faltete und das Knie beugte, die Reiter ihre Hüte abnahmen, und der Fähnrich die Fahne senkte, die Worte des Abendmahlssegens: „Geliebter Bruder, ich bitte dich und Euch alle, die Ihr das heilige Mahl nehmt, daß Ihr mit rechtem Glauben des Testaments Christi wahrnehmet und allermeist die Wort, darinnen uns Christus sein Leib und Blut zur Vergebung schenket, im Herzen feste fasset, daß Ihr gedenket und denket der grundlosen Liebe, die er uns bewiesen hat, da er uns durch sein Blut vor Gotteszorn, Sünde, Tod und Hölle erlöset hat . . . und sprach: ‚Das ist mein Leib, der für Euch gegeben wird . . .' und wieder: ‚Nehmet hin und trinket alle daraus, das ist der Kelch, ein neu Testament in meinem Blut, das für Euch vergossen wird zur Vergebung der Sünden . . .'"

Mit zager Hand reichte er dem Richter das Brot, das dieser unbewegten Antlitzes zu sich nahm, dann blitzte der Kelch blendend auf, und der Richter trank; jetzt kniete sein Sohn links neben ihm nieder, rechts seine Gemahl mit Mühe in ihrer steifen spanischen Pracht. Es begann in der Kirche ganz leise die Orgel zu spielen, und ihre fromme verhaltene Flötenstimme mischte sich mit den gellenden Oboen, mit dem Morgenwind, der immer froher und kräftiger blies und das Panier hoch in Lüften flattern ließ. Nun sprach der Prediger laut den Segen, und seine Rechte zitterte nicht, als er dem Sohn Händels das Brot gab; mit leisem Lächeln sah er in das ernste Gesicht und auf die fast scheu gesenkten und in sich gekehrten Augen des jungen Helden, und er dachte an dessen Taten, die in Steyr von Mund zu Mund gingen und dachte, dich erhalte uns Gott und rief laut, ihm den Kelch reichend: „Es segne dich Jesus Christus." Dann sangen die Knaben Allmächtiger Gott und Vater unseres Herrn; und dann sah man in der wogenden Menschenmenge, die um die Kirche sich staute, eine Gasse werden und durch diese schritt Joachim von Händel zur Tribüne, rechts von ihm sein Sohn in seiner Reiterpracht und links ging die glänzende Schönheit, seine Gemahlin. Wie das rote Meer, das in die Spuren Mosis und der Seinen sich stürzt, flutete den Dreien eine Unmasse von Menschen nach, bis zur Tribüne, die sie erstiegen. Der Richter saß auf

der Tribüne zurückgelehnt, die Hand am Schwerte, und sah um sich. Zu süßem Beten hat er keine Zeit, seine Gebete sind Taten. Daß er des Leibes würdig genossen hat, obwohl dem armen Schelmen von Prädikant die Hand schlotterte, das steht. Die blutigen Schatten der vier Männer, die er gerichtet hat, irren ihn nicht, noch irrt ihn die leidende Unschuld, durch ihn am Sündpfahl ausgestellt. Er hatte die Hand an seinem Schwert und sprach stolzen Mutes: „Christus hat das Wort gesprochen und brach das Brot, ich glaube hie, was Rom verdammt, des freue ich mich, Amen."

Und dann schaut er übers Volk hin mit dolchgleichem Blicke. Papisten! Sind sie da? Alle? Ihn däucht, er sieht nicht gar viele von den bekannten und verhaßten Gesichtern im Schatten der Töre und Lauben. Man wird ihrer schon mehr ankommen sehen, wenn die Bibeln verteilt werden, die Viertelmeister sind verhalten, sie vorzuführen. Händel der Richter zürnte und winkte mit der Hand, daß weil die Knaben so lang singen.

Rechts vom Richter sitzt der Hauptmann, sein Sohn. Ungern ist er da hinaufgestiegen vor allen Leuten, bei seiner Danksagung sich angaffen lassen, ungern auch und mit einem dunklen Gefühl von Schande nahm er fürhin vor den vielen Tausenden prunkend das heilige Mahl ... auf dem Platze, auf dem Platze ... wo die Jungfrau in ihren Eisen stand und litt. —

Er stützte, auf der königlichen Tribüne vor aller Blicken sitzend, das dunkle Haupt allweg in den Goldhandschuh, verbarg sein Gesicht vor den vieltausend Augen, die da lauerten und sehen wollten, wie der tapferste Mann von Steyr in seiner Andacht ausschaut. Im stillen spricht er seine Gebete, die er in der Sprache seiner Mutter lernte; doch in die feierlichen Psalmverse hinein klingen ihm andere Worte, jene zarten, liebreichen, die das vielholde Kind den Männern unterm Galgen vorgesprochen hat: Die Seele Christi heilige mich — der Leib Christi erlöse mich — nichts soll mich von deiner Liebe scheiden, o Jesu. Und er betete, evangelischer Bub der er war, mit seinen Lippen, die der lutherische Abendmahlswein genetzt hat, auf einmal statt der feierlichen Psalmen diese Wunderworte des katholischen Mägdleins, die Sanct Ignatius zu Manresa einstmals sprach ... Er ward dessen inne, er versuchte, von diesen Zauberworten mit Gewalt sich zu befreien; ah! Die Schüler singen jetzt ein Lied, das er kennt, es steht auch in seinem Buch; er schlug die Blätter um, es zu suchen, und hunderte zarter Fräulein lugten begierig, wie er, die Brauen faltend, herumblätterte. Er aber dachte traurig: Süße Stephana, was tust du mir an? Ist's nicht genug, daß du mir hast das Herz durch und durch verwundt, laß mich doch mein Gebet nach meinem Glauben sprechen, römisch *will* ich nicht beten, weißt du wohl?

Die Knaben sangen zum ökenden Getöse der Oboen sanft und innig, unterdes die letzten Kommunikanten zur weißgedeckten Tafel schritten:

Komb her und schau, mein teures Leben,
Das allerschönste Jungfrau-Kind.
Schau, wie es ist ans Kreuz gegeben
Für unsre Schuld und große Sünd.
Er ist so elend zugericht,
Daß mir mein armes Herze bricht.

Den ersten Vers sang der junge Hauptmann mit, und alle Jungfrauen erzitterten für Lust, als seine Stimme von der Tribüne klang gleich der eines jungen Aars, der über geringerem Gevögel hin und wieder schwebt.

Den andern Vers aber:

Schaut, wie ihn die Gottlosen haben
So hart zerschmissen und verwundt,
Wie man ihm Händ und Füß durchgraben,
Wie man belohnt den holden Mund;
Wie ist sein fromme Lieblichkeit
Mit Kot beworfen und bespeit . . .

den sang der Hauptmann nimmer mit, sondern tief senkt er sein Haupt, und schützt es wieder mit dem Goldhandschuh. Von Christo ist's gesungen, aber ward sie nicht Christo gleich, die auf diesem Platze stund, die zarten Händ im Eisen, den holden Mund blaß vor Todesqual, von Schächern mit Kot beworfen, von giftigen Schlangen mit Geifer besudelt. O Stephana, Stephana, wohin muß ich denn gehen, ich armer Mann, umb deiner nicht mehr zu gedenken, ich kann die ganze Welt durchwandern, du bist immer bei mir.

Der Richter sah unterdes mit finsterem Blicke ungeduldig um sich. Wo bleibt Majorius? Die Kommunionbank ist bereits leer, warumb singen die Kinder noch weiter? Sie singen viel zu lang und viel zu weinerlich.

Aber nun war vor der Kirche eine große Bewegung, und siehe, Majorius kam herausgeschritten. Er hatte eine Toga aus schwarzem Taft mit ellenbreiter Stickerei über einem schwarzen Faltentalar. Um den Hals hing ihm eine Kette mit einem Kreuz, das ihm der König, und an der dünnen weißen Rechten trug er einen riesigen Diamanten, den ihm die Königin von Dänemark geschenkt hat. Seine zween jungen Schreibgehilfen, Drakke und Portander, trugen ihm ehrerbietigst, der eine die Bibel, der andere das Tränentuch nach.

Majorius verschwand in ein Türchen inner der Rathauseinfahrt, die Schreiber folgten ihm. Und Majorius trat oben am Söller vor, der scharlachen dekoriert war, und streckte seine weiße Hand über den Platz hin und rief mit großer Stimme: „Der Friede sei mit dieser Stadt."

Von der Tribüne antwortete der stolze Baß des Richters: Amen.

Majorius stützt die Hand auf das geschmiedete Gitter des Söllers, richtet die Augen zum Himmel empor, gleichsam von Gott Erleuchtung erflehend, heftete sie dann auf die erhabene Gestalt des Richters und begann in seinem fremdartigen Deutsch die Predigt, die ganz Steyr hören und durch die sich die echten Papisten zum reinen Wort bekehren sollen: „Es war ein Mann namens Manue, aus Saraa, der hatte ein unfruchtbares Weib. — Aber von dieser will ich nicht reden.

Es war ein Mann zu Steyr namens Sebastianus, er hatte ein Weib namens Anna. Und das ist fürwahr kein eingebildeter Traum von mir, sondern Gott weiß es, daß es die Wahrheit ist.

Zu Anna Steer kam der Engel des Herrn und sprach (ich meine es also, der Engel war der Wille des Herrn, unsichtbar): Siehe du wirst empfangen und einen Sohn gebären, der wird Nazaräer sein von Kindheit auf, er wird anfangen Israel zu erlösen von der Hand der Philistäm. Dieser Sohn war Joachim Händel."

Es ward eine Bewegung auf dem Platz, ein leises Schauern der Ergriffenheit, und alle blickten nach der Tribüne, wo der Richter unbewegt und unter ruhigen stolzen Brauen hervor den Redner musternd saß, ein ruhender Jupiter, dem der Flamen Weihrauch streut. Des Richters Gattin sah mit glänzenden Augen den Geliebten an, sein Sohn stützte die Hand aufs Knie und sah unbeweglich vor sich hin; er hörte von einem Fenster ein Wort fallen, das empörte und beschämte ihn; es war der Adler, der sagte: Komödispielerei.

Heinrich wünschte dem Orator das edelst Feuer und die schärfsten Argument — daß nicht der Vater Spott statt Ehre von dieser Huldigung habe, die er duldet, die aber ein Mann wie Händel von einem fremden Redner in seiner eigenen Stadt bei Gott nicht nötig hat . . .

Der Orator sprach weiter, seine Hand, die dünnfein wie Erasmus' Hand ist, langsam hebend und auf den königlich und finster auf purpurnem Stuhl Sitzenden deutend: „Da Mannes Weib ihren Knaben geboren hatte, war im Hause Saraa großer Jubel, wie sollte nicht, da der Engel des Herrn von diesem Knaben wunderwürdige Ding geweisſagt hatte.

Aber wahrhaftig sage ich, als Anna Steer ihren Sohn geboren hatte, da hätte jubeln sollen nicht Steyr allein, nein alles teutsche Land in allgemein von der Thonau bis an unser Nordmeer, denn aus dem geehrten und geheiligten Schoße von Anna Steer ist herfürgegangen der wahre Richter und Retter, der Hort unsres Glaubens, der strahlene Herr, in dessen Arm der Sieg, in seinem Munde aber die Gerechtigkeit wohnet. Er sei gepriesen!

Simson segnete der Herr und der Geist Gottes fing an zu sein mit ihm, im Lager Dan zwischen Saraa und Estaol; aber wieviel gewaltiger ward der Geist des Herrn mit Joachim Händel!

Sehet, ich komme von weit, euch dies zu sagen, meine Brüder, und zwar mich führet die überaus große Bewunderung für euren Richter hieher, Gefühl, was noch im Norden selten sei, da das Geblüt kälter, aber meines fürwahr glühet: ihn mehr lieben als ich tue — tiefer verehren — mag gar nit sein."

Der Gast schöpfte Atem und griff nach seinem Tränentuch, das ihm der Schreiber bot, und fuhr sich über die feuchte Stirn. — Die Tausende, die von ringsum lauschten, verharrten in tiefster Stille; vielen ward erst jetzt klar, weil es dieser Fremdling in seinem ungewöhnlichen Deutsch ihnen fürtrug, der größeste Mann der Welt war ein Steyrer, und für die ganze Welt konnte sich Steyr groß machen, daß er ihr Herr und Richter war.

Majorius aber sprach weiter: „Denn was tat Samson? — Der Geist des Herrn geriet über ihn, und er zerriß einen Löwen wie ein Böcklein und sparte seiner Waffen, denn er hatte nichts in seiner Hand.

Doch fürwahr ein wildes Ungetüm, ich will es sagen ohne viel Wörterei, hat Händel mit seinen bloßen Heldenhänden angefasset, ja Ungetüm grauenhaft, und scheußlich, dagegen der Löwe Simsons ein spielerig Hündlein, ja eine lernäische Hydra eine ohngefährliche Katze ist. Das Ungetüm, das Händel bezwang und ihm den blutigen Greulrachen zerriß, verheeret seine Opfer wilder als ein Leu und giftiger als eine Viper; wo es beißt, brechen Düppel, Geschwür, Aiß und Blattern überaus greulich aus, und der

schönste Menschenleib verwandelt sich in dreien Tagen in ein stinkend und fäulendes ungeformtes Aas.

Dieses Ungeheuer, das Händel angriff und erlegte, da der Geist des Herrn über ihn geriet, ist die echte Pest. Steyrer, dies rede ich zu euch, komme von fern, es euch zu sagen; ohne euren gottgesandt Herrn und Richter, dessen Geist und Willen ganz einstehend, wäre heute hier auf dem Platz nicht Festbühne, nicht Abendmahlstisch, nicht Volk, das mir zuhöret, nicht Soldaten, welche wachen, sondern auf dem Platz wäre Grab an Grab und darin tote Leiber, denati in peste. Was ist Simson, was ist Herkules, der Griechen falscher Semideus wider Joachim Händel, der die Pest bezwang?

Aber jetzt jetzt komme ich dran, der Richter hat noch Größeres als dieses getan. Ein ander Urtier hat er erschlagen; ein Ungeheuer, schändlichst, allergreulichst, allerscheußlichst, wider das die Pest selber, die scheußliche Bestie, ein harmlos kleines Würmlein ist. Ungetüm, das sich im dunkel daherwälzt, wie Leviathan beschuppt, siebenköpfig und den Tod aus sieben faulen Rachen speiend — und dieses Ungeheuers Name ist: Rom.

Was sage ich von Simson weiter? Er erschlug dreißig Mann in Askalon. Fing dreihundert Füchse und verbrannte an dero Schwänzen die Saaten der Philister. Wiederum erschlug er tausend mit dem Kinnbacken eines Esels. Und er trug auf den Schultern das Tor der Stadt mit allen Pfosten und Riegeln gen den Berg, wie heißt er jetzt, da man nach Hebron sieht.

Aber Simson, der die Philister schlug, mag ruhen in Saraa; denn einen millionmal mächtigeren Feind hat Händel erlegt, mit Heereskraft, nicht Menschenkraft. Und dieses Feindes Namen ist: Rom.

Die Philister aber waren die Bilderdiener, und der Götze Dagon der Mensch, den sie an Gottes Statt anbeten zu Rom.

Ja wid das Papsttum, den Erbfeind Gottes, das grimmiger als die Pest die Herzen verzehrt und den heiligen Geist, die göttliche Lieb, die Jesus Christus in die Menschheit brachte, verstört, hat Händel sein Schwert gezückt; heil ihm.

Nicht blutige sterbliche Waffe ist sein Schwert, sundern sein gewaltiger Willen und die Schärfe seines Verstandes schlagen die Schlachten.

Tausend hat Simson gebunden; ich sehe um mich, und ich sehe hier zehntausend, die haben Dagon abgeschworen und dem Herrn Herrn ihr Morgenopfer gebracht. Und ich sage, Simson, was tragen aus deine blutigen Siege gegen solche des strahlenen Geistes, welcher Gott ähnlich ist?

Dreihundert Füchse scheuchte Simson brennender davon; auch hier, bin ich berichtet, gab es Fuchshöhlen. Klöster, wo faule Kuttenbrüder Ränke wider das Evangelium spannen; Händel aber schwang die Fackel des Lichtes und da mußte der Hauptfuchs Albertus in Schanden weichen, und in der Erde verbarg sich die übrige schnöde Brut.

Ein Tor hob Simson aus den Angeln und trug es auf den Schultern; Händel aber hob ein altes Gesetz, das unseren Glauben einschloß und umfing und sein Wachstum hinderte, mit Gottesstärke auf, ohne die Schriftgelehrten in Wien zu befragen: an licet mihi? und die Stadt Gottes wachset und gedeihet in Kraft und Herrlichkeit; siehe, Steyr hat vier evangelische

Kirchen, Herr und Herrscher Steyrs, wer gibt mir Wort zu preisen deine wunderbarste Simsonstat! — Eja, wer, wer?"

Am Stadtplatz raunte es nach, wie Wellenspiel des Meeres: „Eja, wer." Und eine unendliche Zahl verzückter Augen schauten den Richter an. Der schob, scheinbar aufmerksam seinen Ring betrachtend, diesen rasch am Finger herum, da flogen grüne Blitze rechts und links; die Frau tastete liebezitternd nach seiner Hand, er drückte die ihre, aber nicht sie sah er an, sondern seinen Sohn. Warumb ist der so ernst und preßt die Lippen also fest zusammen? Ist ihm die Predigt nicht recht? Ist sie auch schwulstig, das macht doch nichts, die Liebe und Begeisterung, das machts aus!

Majorius sprach weiter, überlaut, plötzlich schmolz seine Salbung hin, und es sprang wie eine Flamme des Hasses aus jenes Red gen das verlauschte Volk: „Soll ich Simson länger preisen, der unter den Listen einer Dirne gefallen ist? Denn das Weib aus Sorek überwand ihn mit Arglist; warum — warum ist er von ihrer Frechheit überwunden? Weil er die Hexe in bunten Farben der schwärmenden Lieb eines vertraulichen Menschen sieht. — Aber du, newer Simson, dem Gott genade —" hier schwoll und schwoll die Stimme, und die magern Hände des Mannes Gottes teilten wie zween fahle Fittich eines schwebenden Reihers die Luft, „du, Simson von Steyr, warst nicht von dem arglistigen Weibe imponieret, das die Hölle, dir das Schwert aus der Hand zu schlagen und den Götzen Dagon vor seinem Zertrümmerer zu retten, aus Sorek entsendet hat.

Jene verschlagene Dirne aus Sorek, das heißt verdolmetscht Admont, der Philistiim Verbündete, deren Namen ich nicht nenne, die die Philisterbande an den Pestort führte, damit die Pest nach Saraa komme und Simson sterbe —"

Hier hielt der Prediger etwas inne, denn der starrende Platz bewegte sich auf einmal lebhaft, wie ein ruhender Krake, wenn ein Schiffkiel seine Lende streift. Auf der Tribüne stand der Hauptmann von Steyr auf, gürtete sich das Schwert fest und sprach laut: „Dem hör ich nicht mehr zu." Und aller Augen, vieltausend, waren auf ihm.

Der Richter stand gleichfalls auf und rief zornig: „Was ist denn los?" Heinrich sprach laut: „Wenn auf einer evangelischen Kanzel solche Schmähworte fallen, was halten wir uns über die römischen Mönch auf." Der Däne auf dem Söller war rot wie das Scharlaken an der Balustrade, er konnte nicht weiter reden, die Schmach, daß der zweitvornehmste seiner Zuhörer ihn öffentlich so herabsetzte, benahm ihm die Sprache.

Der Richter maß wütend seinen Sohn und fragte ihn, doch nicht laut: „Zu welchem Glauben bekennst du dich, ich kenne mich mit dir nicht mehr aus." Heinrich erwiderte: „Evangelisch bin ich! Aber Gottes Wort ist nicht Lügenwort! Beim Herrn Christus, dessen Abendmahl ich genossen habe, Stephana Schwertner ist keine Delila. — Mein Pferd!" rief er sodann laut zu seinen Leuten hin. Der Richter wandte ihm den Rücken, von Zorn durchfiebert, aber er hörte gar wohl, wie die dumpfmurmelnden Stimmen des Volkes seinem Sohn recht gaben — „Nein, keine Buhlerin. Ein brave Tochter." Rechts und links nun machten sie dem jungen Hauptmann ehrerbietig

Platz wie einem Fürsten! Insingus und seine Knaben stürzen zum Gaul herzu, da er aufsteigt, und halten ihm die Bügel, und als er die Pfarrgasse hinauf gegens Arsenal reitet, lichtet sich urplötzlich die Zuhörerschar auf dem Platze, als freue es die Steyrer, nimmer dem Redner zuzuhören, der dem Heinrich nicht gefällt.

Es hatte sich aber unterdessen der fremde Prediger wieder gesammelt. Seine Satelliten boten ihm auf seinen leisen Begehr die Bibel; er blätterte rasch darin, und als noch die Prachtsgestalt des jungen Hauptmanns in der Pfarrgasse zu sehen war, rief Majorius mit einer gellenden Kampfstimme, die die Krähen aus den Dachluken jagte und die Spatzen von den Simsen scheuchte:

„Dreimal habe ich Joachim Händel einen Richter über Simson gestellt, und da ist wahrhaftig noch eine vierte Herrlichkeit, die Simson nicht besaß, aber Joachim Händel besitzet: Simson nämlich, als sie ihn in Saraa begruben, hatte keinen Sohn erzeuget von der Thamnatäerin, seinem verlobten Weibe. Händel aber hat einen Sohn. Wollte ich für Joachim Händel zu Gott rufen um gedenke sein und gib ihm Stärke, da sollte mir Steyr antworten: Er ist töricht und weiß nicht, was er redet. Dem Meere mehr Wasser, und dem Himmel mehr Licht, und der Ewigkeit mehr Stunden wünschen, also wäre es, wenn man wünschte Kraft dem Manne, der die fleischgewordene Kraft Gottes ist. Aber Joachim hat einen Sohn; dort reitet er; ich weiß nicht, was am Wort Gottes ihm mißfallen hat, daß er sich hinwegwendete. Für diesen erhebe ich die Hände zu Gott und rufe: ‚Herr, Herr! gib dem Sohne deines Helden Stärke, daß er fortfährt wie sein Vater, sich zu rächen an den verruchten Philistern, und *eine* Rache für tausend Ungerechtigkeiten nehme. Herr, gib, daß das Blut der Ungerechten glänze an seinem Gürtel, der um seine Lenden ist und an seinen Schuhen. Laß ihn werden, wie sein Vater ist, und nimmer laß ihn hingehen, mit den Philistern Dagon anzubeten und die Bundeslade zu verraten.'"

Und als der fremde Priester so sprach, stützte Händel seine Zornhand auf sein Schwert und sagte laut: „Nun spendet die Bibeln an das Volk, Magister von Steyr!" Er *allein* darf seinen Sohn schelten, den seltsamen, trotzigen und doch herrlichen Buben. Dieser Mann, der von Norden kommt, mit steyrischem Gold sich ablohnen zu lassen, darf es nicht. Den Vater loben darf er; den Sohn beschimpfen aber *nicht*!

Betroffen hielt der Däne zum zweitenmal inne.

Schaithauff wußte sich vor Freude nicht zu halten. „Seht, Herr Valentin," sprach er einem Kollegen ins Ohr. „Er hat kein Glück bei unserm Herrn, trotz seiner schönen Metaphern. Habt Ihr den Riesenlapsus wohl bemerkt, Simson hatte keinen Sohn von der Thamnatäerin. Wie soll er, da doch die Schrift sagt, daß sie nie sein war, vielmehr einen andern Mann nahm; aber vielleicht gibt es in Danimark eine andere Lesart."

Der Däne war, mit verdunkeltem Angesicht, vom Söller getreten, und man sah ihn und seine Satelliten nicht mehr auf dem Platz. Händel gebot dem Madlseder: „Lasset jetzo die Viertelmeister meine annoch katholischen Mitbürger herbeiführen; die Priester werden ihnen die Lutherbibeln reichen, verständiget auch die Priester."

Auf der Tribüne hocherhoben stehend, folgte er mit den Blicken seinem Abgesandten; sah auch, rasch gegen die Kirche sich wendend, die vier Prediger mit den Büchern bereit stehen.

Die Viertelmeister hasteten um den Platz herum. Aber seltsam, es ward kein Zug nach der Kirche. Händels Stirn verfinsterte sich; er biß sich auf die Lippen. — Jetzt kam der Viertelmeister von Ennsdorf mit zwei Männern und einem Weib voran, und noch ein Mann und Weib folgten. Was? Drei Männer und zwei Weiber?

Vor der Kirche sprach Insingus leise zu Velten Lang: „Siehe, von unsern Abendmahlsbroten sind noch zwei ganzer Körb von dreien da — aber leider ist das kein Wunder der Brotvermehrung; und von den 300 Bibeln bleiben uns zweihundertfünfundneunzig. Qui capere potest, capiat. Die Stadt ist doch evangelisch — oder nicht?"

„Madlseder!" rief Händel von der Tribüne. Eilend kam der Dienstwillige.

„Wo sind die Papisten alle, erfüllt man so mein Gebot?"

„Herr Ehrenvest Gestrenger!" Madlseder neigte sich vor dem hart zürnenden Gebieter. „Wir haben das nit vorabsehn können."

„Was nicht absehn können?" runzelte der Gewaltige die Stirn.

„Die Papisten seind großenteils fort in ihren Gottesdienst."

„Was?" dräute Händel. „Wohin? — Sie haben doch keine einzige Kirche mehr hier. Oder halten sie privaten Gottesdienst? Das habe ich verboten und werde die Nester ausheben, wenn es geschieht."

„Nein, Ehrenvester Herr," sprach Madlseder. „Sie halten keinen solchen Hausgottesdienst. Aber alle Papisten, Patrizier und der gemeine Mann, sind in die nächsten katholischen Kirchen ausgewandert, und zwaren ein Schippel nach Garsten, ein Schippel nach Gleink und einer hinauf nach Behamberg. Nur die fünf Leute, die ihr hie seht die Bibeln in Empfang nehmen, seind daheimgeblieben."

Händel stieg ohne ein Wort von der Tribüne. Unten angekommen, rief er: „Wo ist der Viertelmeister von Steyrdorf?"

Der Gerufene kam.

Händel fragte: „Wer hat das getan, die Leute zum Ausfahren in entfernte Kirchen aufzuhetzen, denn daß es eine Machenschaft ist, das ist klar. Alle wußten mein Gebot, daß alles zur Predigt des Majorius auf den Platz kommen sollte? Wer hat also gehetzt? War es nicht" — ein unheilvoller, furchtbarer Blick ließ den Viertelmeister zittern — „die Stephana Schwertner?"

„Nein, Herr!"

„Wer war es sonst?"

Vom Stadtplatz stob das Volk in Schwärmen davon. Auch die Fenster standen leer. Die Steyrer flohen vor dem Zorn ihres Richters, vor dem sie zittern gelernt haben, als er die Magd verdammte und den Zeller an den Galgen schickte. Aber beim Fenster des Eisendrehers und Patriziers Amort stand lachend Adlerus. „Händel, dein Palmsonntag ist ein Schandsonntag; soll auch dein Pfingstfest ein Schimpffest sein? . . ."

„Wer es sunst war?" tat langsam an seinen Samtschößen pflückend der

Viertelmeister. „I woaß nit, Herr. Die Leute wollend halt zu ihrem Herrn und Gott nach ihrem Glauben beten, da laßt si nix machen; etwan mit der Zeit werdens gescheiter werden."

„Es muß ein Anstifter sein!" drohte Händel. „Wenn Ihr es hier nicht sagt, bei Gott, es wird Euch noch übel gedeihen!"

Der Viertelmeister ward kreidebleich. Er ist evangelisch, er sagt es aber um deswillen doch nicht gern, vielmehr ihm ist sehr hart, es zu sagen; aber der Galgen steht noch vorm Spittel greulich und abscheulich . . . Der Viertelmeister sprach: „Herr, was soll ich sagen. Es war schon die Steffi. Nit g'hetzt, nein", beteuerte er, als er des Händels Antlitz sich furchtbarlich verzerren und seine Faust am Schwerte zucken sah. „Dös armi Madl, na na, aufghetzt nit. Aber bald si alli Tag in aller Herrgottsfrüah na in Garsten in d' Meß geht, seit sie wieder vom Fieber genesen ist, als habe ich selbst Mann und Frauen, katholische natirlich, sagen gehört, wenn die Steffi alli Täg in das ferne Gotteshaus geht, müßeten wir uns doch schamben, wann wir nit an aran also hochen Fest wöllten oani Stund Wegs machen, umb das Kirchengebot zu erfüllen."

„Ja, schon recht," sprach Händel ruhig. „Ich sehe, es ist die Stephana, wie ich es gleich gedacht habe."

Der Viertelmeister faltete die groben Hände in den ungefügen Handschuhen: „Herr Ehrenvest, nit strafen. Sie ist eine frombe Magd, sie hat nichts tan, was sträflich ist."

Händel lachte bitter. Nein, sie hat nichts getan, die Schlange, die heimlich schleichende, als daß sie wieder und wieder sein Gesetz, sein Gebot, sein Werk zuschanden macht. Warumb hat heut der Fremde seine tapfere Predigt nicht tun können und sein stolz lieber Bub ihm wieder einen Possen gespielt? Warumb waren nur fünf Katzen beim Abendmahl! Warumb liegen die dreihundert Bibeln an der Erd, und die tausend Brote im Korb? Stephana! Stephana! Wenn der Teufel eine Tochter hätt, auf deinen Namen müßt er sie taufen: Stephana!

„Ich werde sie auch nicht strafen!" sprach Händel kurz zum Viertelmeister, seinen wütenden Zorn mit Gewalt in seinen Busen hinunterzwingend. Denn wie mehr Zorn, wie mehr zeigt er Ohnmacht. „Es geschäh ihr zu viel Ehr."

Der Viertelmeister küßte ihm die Hand; er zog sie weg.

„Geht Eure Straßen, Herr! Gebt acht, daß die Papisten in Steyrdorf nicht wieder meine Messerei anrennen; des könnt Ihr Euch berühmen, daß das in Eurer Vorstadt geschah, Madlseder!" herrschte er, den Arm seines Weibes nehmend, ihr aber keinen Blick gönnend, und langsam über den halbleeren Platz der Pfarrgasse zuschreitend. „Ihr habt es gehört. Es ist ganz schändlich. Sie hört mit ihrer Propagand nicht auf. Madlseder, ich will haben, daß das Wirtshaus, wo diese Person sitzt, an Stund —" und sprach lateinisch weiter, „von vertrauten Leuten bewacht werde, und was dort geschieht, was sie tut, und wenn sie sich noch eines einzigen Verstoßes gegen unsere Gesetz erfrecht, die allen katholischen öffentlichen und privaten Gottesdienst in Steyr verbieten, so zeigt mirs an, es gibt einen Grimmordt und gibt

Reiter, die lose Weiber über die Gräniz aus dem Stadtfried führen müssen, wenn ichs befehle! — für ewig, das hätte ihr schon längst gebührt. — Gott straf mich!" brach er in schwarzem Unmut aus. „Fallen die Kirchen in Gleink und Behamberg nit auch zusammen, faulen die Toten dort nicht durchs Gestein? Ich wollte, die Sucht käm nach Garsten, daß ich den Leuten könnt die Pfaffenkirch verbieten."

„O mein Liebster!" schrie Helena hell . . . „Nit, nit, nit! Den Teufel an die Wand malen!"

„Sei ruhig, sie kombt nit," sprach der Richter, lachte laut auf und koste leicht ihre rosenfarbe Hand. „Zu dir für allem kombt sie nit, du hast ja deinen gerechten — Saphir, was? Und den gebenedeiten Zettel mit den Buchstaben, wider die Pest zu tragen. Näh ihn dir nur ins Kopfpolster ein."

Er führte sie den Berg hinan, während er scherzte, war sein Herz verfinstert, und sein Geist brütete Böses. —

Vom Amort-Hause blickte ihm, durch ein Parillenglas blinzend, der Eisenpräfekt höhnisch nach und sagte: „Diesen Punkten setze ich noch zu meinem untertänigsten Memorial: Und ließ sich von einem Prediger aus dem Reich mit Jesu Christ und seine Mutter mit Maria, da der Engel die Geburt Christi verkündiget, vergleichen. Und selbst trage ich das Memorial in die Burg und eigenhändig gebe ich es dem Kaiser. Spricht Amort, ein ernster Mann mit grauem Bart, Katholik, der Pletschi eingeschworen: „Herr Adler, es war von Simson die Rede."

Adler, in ein Büchel schreibend, sprach: „Wer weiß nicht, daß Simson eines der Vorbilder Jesu im Alten Bunde ist? Zudem, er läßt sich auf einem Altarbild als Christus abmalen, das ist mehr als ketzerisch, das ist blasphemisch."

Amort sprach: „Ihr müesset nach der Wahrheit berichten, Herr, und nichts dazudichten."

„Wenn es giltet, unsere arme, unglückliche Stadt aus der Gewalt dieses infernalischen Tyrannens zu erledigen," sagte Adler gelassen, „därf ma d' Farben schon a weng schwarz mischen. Fallt mir nit ein zu dichten! mir haben genug erlebt."

Nicht groß war die Andacht und Erhebung, die die Steyrer vom großen evangelischen Palmsonntagsfest nach Hause mitnahmen. Gar gering war die Andacht Händels, keine Freude des Herrn war mit dem Abendmahl in sein stolzes Herz eingekehrt, und unholde, nicht friedliche Bilder umgeben ihn, als er, vom Fest heimkehrend, sein prunkvolles Heim betrat. Stephana, Stephana, immer wieder sie! wühlt es in seinem Herzen. — Zum drittenmal tritt sein Sohn für diese elendige Dirne in seiner ganzen stolzen Mannheit ein. — Ist das nur sein Rittersinn, der sich der armen Unschuld annimmt — für die der arglos Bub die Arge unnachgiebig hält? — Oder —? Nicht ausdenken will er den schandhaften Gedanken. Wenn es aber das wär, dann wehe ihr und ihm!

— —

Um Mittag kamen zwischen den grünen Feldern und unter den rot und

weiß prangenden Bäumen, von Gleink und Behamberg herunter und von Garsten her kleine Scharen von Pilgern heim, mit Rosenkränzen an der Seite und Palmzweiglein in Händen. Freudig leuchteten ihre Stirnen, und ihre Augen glänzten, und geheimnisvoll und glücklich raunten sie einander zu: „Schön war's! Liab hot er predigt. O gar schön war das Ambt. Jo, wir lassend es uns nit nehmen. Wir wollend auch in die Chartäg ausfahren; o wie guet ist es beim Herrn, hot do d' Steffi recht; nachher seind alli Kreuz leichter zan tragen."

Unter dem Grüpplein, das von Gleink kommt, geht, ihre kleine Schwester Michaela an der Hand führend, die Stephana.

Noch ist ihr liebes Antlitz bleich und ihr Schritt nicht so munter als ehemals. Sie redet nicht von ihrem Glück wie die anderen Pilger; sie hütet es tief in ihrem Herzen. Es ist groß über alles Ermessen; seit sie ihre Marter gelitten hat, überströmt der Heiland seine Leidensbraut mit Gnaden ... Sie hat heuer auch in Garsten gebeichtet und den Heiland empfangen, sein Glanz ist in ihrer Seele und widerstrahlt von ihrer reinen Stirn. Ihr Palmzweiglein drückt sie an die Brust und denkt in stiller Beschauung wie die Kinder zu Jerusalem den Heiland grüßten Hosiannah — und dann kam das Kreuz ... Am Arm hängt ihr ein leeres Körbchen. Herr Albert ist im Turm gefangen; viel traurige Ostern hat er. Da hat sie ihm selbst etliche Eierlein von der gelben Henn gesotten und selbst anzumalen versucht; der Dina ihr Schwager Manasse, ein Schriftenmaler, hat ihr Purpur und grüne Farb geliehen, und P. Ertelius will sie ihm morgen bringen, wenn er ihn Beicht hört im Turm. Ob wohl Herr Albert mit den Eilein wird Freud haben? — Wie sie näher an die Stadt kommen, hören sie ein mächtiges Getöse, sehen sie die schwarzen Menschenzüge vom Stadtplatz kommen; ja, der Händel hat ja ein großes lutherisches Fest gehabt, reden die Pilgram. Schaugts, da gehend die Schibbl ham. Ihner neucher Pfaff hat gepredigt ... Fragt einer, ein Neugieriger: „Han, was hats denn bei euch göbn? Wia ist denn enker lutherisch Fest fürbeigangen?"

„Schön wars," tut der Gefragte groß. „Ein gelahrte Predig hat Herr Majorius getan, wunderbar gesungen ist worden, Abendmahl ist gerichtet worden, alles war wunderschön; der Richter hat wie ein Kaiser, und der Hauptmann hat bei der Kommunion wia da Erzengel Michael ausgschaugt den Kelch trinkend, die Händ umbs Schwert gefalten." „Bei der Kommunion!" spricht Stephana, die blaßrosenen Lippen mitleidig kräuselnd. „Der armi Narr! Was hat er denn ghabt? Brot und Wein ... Sie habend keinen Priester, sie habend kein Opfer, sie habend keinen Jesum im Sakrament! Arme Leut seind sie, und das ist woll ein armer Sankt Michael! Das Schwert und der Ritter machens nit aus, das Schwert mueß Gottes und der Ritter mueß ein Heiliger sein!"

(Fortsetzung folgt.)

Lebenserinnerungen.

Aus dem Nachlaß von Rochus Freiherrn v. Liliencron.

(Schluß.)

Jena.

Am 24. April 1852 zeigte mir ein Schreiben aus dem holsteinischen Departement des Unterrichtswesens an, daß meine bisherige Tätigkeit an der Universität Kiel als beendet betrachtet werde. Als ich es erhielt, waren bereits Anknüpfungen für eine neue Zukunft gemacht, denn es war mir schon vertraulich mitgeteilt worden, daß die neue (dänische) Regierung mich nicht anerkennen werde. Meiner Kieler Stellung in diesem Augenblick enthoben zu werden, konnte ich bei ruhiger Betrachtung nur als ein Glück ansehen, sowohl um der politischen wie meiner wissenschaftlichen Verhältnisse wegen. Die altnordischen Studien hatte ich mir ja allerdings schon früher als meine spezielle Provinz innerhalb des ganzen germanistischen Gebietes ersehen. Ich betrachtete sie aber doch nur als eine je nach Umständen mehr oder weniger auszubauende Seitenaufgabe. Meine Kieler Professur beschränkte mich aber auf dieses Seitengebiet, von dem ich mir, noch dazu bei der damaligen Lage der Germanistik, eine irgendwie bedeutende Lehrtätigkeit niemals versprechen konnte. Die Lage meines Hauses drängte aber in jeder Beziehung zu raschem Handeln; so machte ich mich schon am 4. April auf den Weg nach Berlin, um mich hier, zunächst von Grimms, beraten zu lassen. Sie empfingen mich und meine Wünsche mit alter Herzlichkeit, hatten doch sie selbst — die alten abgesetzten Göttinger — Erfahrungen gemacht, wie es tut, wenn man mit den Seinen plötzlich den festen Boden unter den Füßen verliert. Sie waren auch sofort zu helfen bereit. Der alte Oberbibliothekar in München, Schmeller, welcher dort an der Universität die germanistischen Vorlesungen hielt, hatte ihnen unter der Hand mitgeteilt, daß er entschlossen sei, seine Ämter niederzulegen, und sie um ihre Ansicht wegen der Nachfolge gefragt. Sie hatten ihm auch schon geantwortet. Jakob Grimm riet aber, in erster Linie hiernach die Hand auszustrecken, da notwendigerweise in München eine von der Bibliotheksverwaltung ganz losgelöste neue Professur für Germanistik errichtet werden mußte. Er stattete mich dafür bestens aus mit einem Brief an Schmeller und einem zweiten an Herrn v. Dönniges, den vertrauten Berater des Königs in wissenschaftlichen Dingen. Dann aber teilte mir Grimm noch ein zweites mit:

der Germanist Heinrich Rückert sei von Jena nach Breslau berufen; der Kurator Seebeck habe sich bei Grimm wegen der Wiederbesetzung der Professur erkundigt, und er habe bereits neben anderen auch auf mich hingewiesen, riete mir indessen, München, wenn ich es erlangen könne, wegen der größeren Wirksamkeit den Vorzug zu geben. Das ließ sich alles so schön an, als wenn es eigens für mich zurechtgelegt wäre. So konnte ich hoffnungsvoll mit den Berliner Freunden in der Archäologischen Gesellschaft einen frohen Abend verbringen, mit Peters, Schlözer, Lepsius, Curtius, Wattenbach, Gerhardt u. a. Dann nahm ich den Wanderstab wieder in die Hand. In Leipzig besuchte ich durchreisend noch Moritz Haupt und Otto Jahn, die auch damals, samt Mommsen, zu den von Herrn v. Beust politisch Gemaßregelten gehörten. Zunächst unter Anklage gestellt, waren sie in allen Instanzen freigesprochen; dann aber wurden sie 1851 „zum Besten der Universität" abgesetzt. Mit gutem Humor vertrieben sie sich die Zeit mit der Zusammenstellung des köstlichen burlesken „Liederbuches aus dem Leierkasten deutscher Nation".

Die Eisenbahn nach München war natürlich längst fertig. Die Züge, auch die Hauptzüge, gingen damals langsamer als heute, und auch das reisende Publikum war nicht von der Hast beseelt wie heute. Da mein Weg über Nürnberg ging, welches ich noch nicht kannte, so konnte ich es trotz der Eile, welche mir um aller Verhältnisse wegen oblag, nicht über das Herz bringen, an dieser Perle unter den deutschen Städten ohne einen flüchtigen Anblick ihrer Herrlichkeiten vorüberzureisen. Im Rathaussaal mußte ich mich an den bewunderten Kaiser Philipp, den edlen Hohenstaufen, erinnern, ja ich setzte mich auf den Thron, auf dem er dort gesessen, der freilich, so schrieb ich damals meiner Frau, so kahl aussah wie das Deutsche Reich selbst. Ich malte mir aus, wie hier Walther v. d. Vogelweide etwa vor ihm gestanden haben konnte, um ihm einen neuen, weithin durch das Reich schallenden Spruch vorzusingen zu einer neuen Melodie. Zu allem, was meine Gedanken lebhaft bewegt haben mochte, auch auf meinem Studiengang, suchte ich mir stets auf Reisen den äußeren Rahmen, um mir auch die Gegenstände meines Wissens in die Farbe lebendiger Anschauung zu kleiden.

Am Abend des 8. April traf ich in München ein. Auch hier ließ sich zunächst alles wunderbar günstig an. Im Hotel traf ich zu meiner angenehmen Überraschung Francke, den letzten meiner schleswig-holsteinischen Departementschefs und Vorgesetzten. Er war inzwischen vom Herzog von Coburg im dortigen Ministerium als Staatsrat angestellt und befand sich, wenn ich nicht irre, in Eisenbahnangelegenheiten in München. Hier stand er nicht nur in täglichem Verkehr mit den Ministern, sondern ward auch wiederholt vom König empfangen. König Max II. war, wie für die schleswig-holsteinische Sache überhaupt, so insbesondere auch jetzt für diejenigen sehr wohlwollend gesinnt, die unter dem einstweilen traurigen Ausgang zu leiden hatten. Francke bahnte mir die Wege nach allen Seiten, führte mich zu den Ministern v. d. Pfordten und v. Ringelmann, wußte mir schließlich sogar den Weg zum König zu öffnen. Dazu verhalf freilich am meisten der Adjutant des Königs v. d. Tann, der treue und tätige

Freund aller Schleswig-Holsteiner. Herr v. Dönniges war nicht zur Stelle; es war seinen Gegnern von der katholischen und national-bayerischen Seite soeben gelungen, den gefürchteten Mann von der Seite des Königs zu verdrängen.

Mein erster Gang in eigener Sache war natürlich zu dem trefflichen alten Schmeller, nachdem ich ihm vorher Jakob Grimms Brief mit einigen Zeilen gesandt hatte. Er empfing mich mit der gütigsten Offenheit. „Es ging wirklich wunderbar," sagte er; „als Ihr Brief heute Morgen kam, schrieb ich gerade an diesem Konzept hier, indem ich dem Minister, nachdem mein Abschiedsgesuch tatsächlich schon bewilligt ist, die Vorschläge für die Errichtung und Besetzung einer germanistischen Professur mache; da konnte ich Sie denn gleich mit den anderen Vorgeschlagenen nennen. Lesen Sie selbst; das Schreiben ist bereits abgegangen." Ich erfuhr nun, daß man zunächst nach dem Befehl des Königs, der sich persönlich für die Sache interessiere, an Wilhelm Wackernagel in Basel geschrieben, dieser aber abgelehnt habe, und daß sodann an erste Stelle Simrock in Bonn gesetzt sei. Dem freilich konnte ich als Anfänger nicht entgegentreten und hätte dies dem Freunde gegenüber auch nicht gewollt. Es kam also zunächst auf seine Antwort an. Das sprach ich denn auch nachher in der Audienz dem Könige selbst ganz einfach aus. Ich habe gleich nachher erfahren, daß ich gerade dadurch des Königs gute Meinung für mich gewonnen hatte. Damit war aber auch alles erreicht, was für den Augenblick möglich war.

Diese Münchener Tage brachten daneben allerlei Erfreuliches, außer der Bekanntschaft des längst von mir so hochgeschätzten Schmeller, in dem ich einen der Altmeister meiner Wissenschaft verehrte; auch machte ich die Bekanntschaft mit dem Hause Thiersch. Er selbst, der berühmte Philologe, weithin bekannt durch seine Tätigkeit in Griechenland, stand noch auf der Höhe seines Ansehens und Einflusses, und sein Haus war ein täglicher Sammelplatz des Münchener Geistes- und Kunstlebens. Auch er nahm sich meiner Sache tätig an. Eine sehr liebe persönliche Freundschaft schloß sich aber auch noch in diesen Tagen mit meinem Landsmann, dem Landschaftsmaler Charles Roß, und seiner liebenswürdigen jungen Frau, einer geborenen Abendroth aus Hamburg; beide sind mir für alle Zeit liebe Freunde geblieben. Ich möchte aber noch eins erwähnen: es klang hier zum ersten Male in mir ein Ton an, der später mehr und mehr unter den Grundtönen meiner Arbeiten weiter geklungen hat. Es war die Osterwoche; mein musikalisches Interesse zog mich in die Kirchen. Anknüpfung an gewisse Studien fand ich auch hier. Was mir in den Osterspielen entgegengetreten war, mit denen ich mich literargeschichtlich beschäftigt hatte, das fand ich hier vor allem im Auferstehungsgottesdienst wieder als Ausgangspunkt und Quelle jener geistlichen Volksschauspiele. Unter solchen Betrachtungen ist mir der erste Schimmer von dem Wesen und der Bedeutung der kirchlichen Liturgie aufgegangen. Wie reich ist die Frucht gewesen, die aus diesen leichten Ansätzen für mich erwuchs! — Sobald die von allen Seiten für notwendig erklärte Audienz beim König erreicht war, machte ich mich auf die Rückfahrt; mit der Eisenbahn nach Coburg, um Francke dort über den Ausfall in München zu

berichten; mit der Post über den Thüringerwald nach Gotha, von dort in das geliebte Heim. Ehe mir hier das Absetzungsdekret vom 24. April zugestellt war, hatte ich vom Kurator Seebeck aus Jena bereits eine offizielle Anfrage wegen der dortigen außerordentlichen Professur erhalten, die dann ja freilich für jetzt noch dilatorisch beantwortet werden mußte. Inzwischen erreichte mich aber höchst unerwartet eine Anfrage ganz anderer Art. Wie in Coburg Francke, so war der frühere schleswig-holsteinische Departementschef v. Harbou in Meiningen als Staatsrat angestellt. Auch er war zeitweilig mein Vorgesetzter gewesen, und aus unserem dienstlichen Verhältnis hatte sich eine herzliche Freundschaft gebildet. Ein Brief von ihm, den ich in den letzten Maitagen erhielt, teilte mir mit, in Meiningen sei der Posten des Hofmarschalls zu besetzen, und der Herzog sei nicht abgeneigt, auf mich dabei Rücksicht zu nehmen, falls ich mich ihm gleich in persönlicher Meldung vorstellen wollte. Mir wie auch meiner Frau war der Gedanke einer solchen Anstellung wenig sympathisch; die Familie indessen (auch meine Schwiegermutter, die eben bei uns war) redete lebhaft zu, doch ein so aus den Wolken fallendes Anerbieten nicht ohne weiteres in den Wind zu schlagen. In der Tat ließ sich ja auf die kurze Aufforderung hin nicht ermessen, wie der Inhalt und die Aufgaben einer solchen Stellung sein würden, und aus Harbous Vermittelung ging doch soviel hervor, daß er, der mich genau genug kannte, darin etwas erblickte, was mich befriedigen könnte. Jedenfalls war meine und der Meinigen Lage im Augenblick keineswegs derart, daß ich allzu wählerisch sein durfte. Zu langem Besinnen war ohnehin keine Zeit. Ich reiste also am 30. Mai nach Meiningen ab, freilich innerlich überzeugt, daß es mit einem Nein vielleicht von beiden Seiten enden werde. Am Abend des 1. Juni dort angekommen, erfuhr ich, daß der Herzog schon am selben Tage die angesetzte Reise nach Ems um 24 Stunden verschoben habe, um mich zu sehen. Auf meine Anmeldung erhielt ich am anderen Morgen den Bescheid, der Herzog werde mich bei der Tafel empfangen und sprechen. Ich hatte also den Morgen frei und beschloß, einen Spaziergang durch das sehr anmutige Werratal nach dem Landsberg zu machen — einem vom Herzog erbauten Sommerschlößchen, zwei Stunden von Meiningen entfernt. Da Harbou durch Geschäfte gefesselt war, gab er mir sein ältestes Söhnchen mit; es war Walter Harbou, der nachmals als tüchtiger Leutnant in preußischen Diensten beim Sturm auf die Düppeler Schanzen den Heldentod starb. Wir hatten uns auf dem Landsberg in schöner Aussicht niedergelassen, als eine Hofequipage gefahren kam, in der mein Begleiter sofort den Herzog erkannte. Aussteigend, hatte auch er uns erkannt und trat mit freundlichem Gruß zu uns heran, eine kräftige, schöne Gestalt, mit dem Ausdruck früherer auffallender Schönheit und durchaus bedeutenden Gesichtszügen, in vornehm nachlässiger Haltung. Die einfache Art, in der er mir dankte, daß ich gekommen sei, nahm mir rasch einige begreifliche Befangenheit; es lag auf der Hand, daß er gekommen war, um mich hier zu finden. Mein junger Begleiter durfte in der Hofequipage zur Stadt zurückfahren, der Herzog ging mit mir zu Fuß; so ergab sich die bequeme Gelegenheit des

Aussprechens. Unter dem scharf beobachtenden Blick meines hohen Begleiters und unter dem hier und da etwas examenmäßigen Fragesystem, welches er befolgte, hatte ich allerdings das Gefühl, daß ich hier die Worte auf die Goldwage legen mußte; daneben trat mir aber doch zugleich sein klarer, praktischer Verstand und seine geistige Feinheit entgegen. Unter der Besprechung fühlte ich meine anfänglich viel stärkere Abneigung gegen ein ernsthaftes Eingehen auf die Sache doch allmählich weichen, indem der Herzog in kluger Weise wußte, mich allerlei große Annehmlichkeiten der fraglichen Stellung erkennen zu lassen. Er bog sogar in den sogenannten Englischen Garten ein, um mir im Vorübergehen das dort in den schönen Anlagen liegende Diensthaus des Hofmarschalls zu zeigen. Dann entließ er mich mit einem freundlichen Händedruck und „auf Wiedersehen" bei Tafel. Da hatten wir denn noch einmal nach Entlassung der Gesellschaft ein längeres Gespräch. Der Herzog ersuchte mich, entweder nach Ems oder nach seiner Rückkehr nach dem Altenstein — seinem Sommersitz — zu kommen, damit man sich während einiger Wochen sehen und prüfen könne. „Man" — denn der Herzog betonte wiederholt, das Verhältnis müsse ein gegenseitiges sein, damit man wohl miteinander auskomme. Auch ich hielt es für meine Pflicht, mich doch noch in vorsichtiger Reserve zu halten, und sprach es darum noch einmal aus, daß ich alles in allem die Professur dem Hofdienst vorziehen würde. Den Herzog hat gerade dies mit vollem Recht stutzig gemacht. Kaum zu Hause in Kiel wieder angelangt, erhielt ich von Harbou einen an ihn gerichteten Brief des Herzogs, in welchem er ihm schrieb, ich hätte wiederholt bestimmt ausgesprochen, daß mir eine akademische Tätigkeit das liebere sei. Er müsse fürchten, mich durch die Anstellung als Hofmarschall in eine falsche Bahn zu ziehen, was dann für beide Teile von üblen Folgen wäre; er habe sich deswegen rasch entschlossen, der Sache durch die Anstellung des bewußten anderen gleich ein Ende zu machen. Freundliche Worte für mich und über mich waren hinzugefügt, und die Folge hat gezeigt, daß sie aufrichtig gemeint waren. Einstweilen fühlte ich mich erlöst; ich würde in jene Stellung so schlecht wie möglich gepaßt haben. In der Wahl, die der Herzog getroffen, bewies er aufs neue seinen scharfen Blick, denn eine geeignetere Persönlichkeit hätte nicht gefunden werden können als der bisherige Hauptmann Herr v. Speßhardt, nachmals mein lieber, treuer Freund. So endete diese kleine Episode, um später ihre Früchte für mich zu tragen. — —

Inzwischen ging aber Woche auf Woche hin, ohne daß ich von München etwas hörte, während man in Jena meine Entscheidung verlangte, weil die Professur bis zum Beginn des Semesters besetzt sein sollte. Es war eine ziemlich verzweiflungsvolle Lage; ja wir mußten endlich sogar, weil der Auszugstermin für unsere Wohnung heranrückte, unsere Möbel für die Versendung packen und uns selbst auf die Abreise rüsten, ohne zu wissen, wohin es gehen solle. Endlich blieb nichts übrig, als daß ich meiner armen Frau die letzten Mühen und Widerwärtigkeiten des Abzugs überließ und selbst nochmals nach München ging, um die Sache zur Entscheidung zu bringen. Sie reiste darauf mit unserem Söhnchen zu den Eltern nach Kopenhagen,

um dort den Ausfall abzuwarten. Es war Ende August. In München lagen die Dinge unbequem. Thiersch war auf einer Reise nach Griechenland, v. d. Tann mit dem König in Hohenschwangau, Minister Ringelmann war abgegangen, und Herr v. Zwehl, der Minister des Inneren, führte interimistisch den Kultus. Er wußte von meiner Angelegenheit nur, daß sie, wie zur Zeit meiner Abreise, im Kabinett unerledigt liege; er riet mir dringendst, selbst nach Hohenschwangau zu gehen, um sie durch den Kabinettssekretär Pfistermeister in Gang zu bringen; auch Herr v. Dönniges sei dort. Ich steckte also den noch nicht abgegangenen Brief von Grimm zu mir und machte mich auf den Weg. Jetzt schienen die alten günstigen Sterne wieder zu walten. Gleich bei der Ankunft stieß ich an der Tür des Hotels auf Dönniges, stellte mich ihm mit einem Brief vor, ward überaus freundlich von ihm aufgenommen. Pfistermeister mußte ich natürlich aufsuchen, sollte mich aber direkt an den König wenden. Gerade dessen ihm wohlbekanntes Interesse an dieser Angelegenheit sei offenbar schuld daran, daß es sich so verzögere. Ich entgegnete, mir sei das leider unmöglich, weil ich gar keine Toilette bei mir habe. Er musterte mich lächelnd: „Wir sind ja ungefähr von gleicher Statur, mein schwarzer Anzug steht Ihnen gern zu Diensten." Also zu v. d. Tann und mit ihm zum zweiten Adjutanten des Königs, Herrn v. Leonrodt, der den Dienst hatte und gleich aufs Schloß ging, um mich zu melden. Kaum in mein Hotel zurückgekehrt, ward ich bereits in einer Stunde aufs Schloß befohlen. Also rasch wieder zu Herrn v. Dönniges, aber der Unglücksmensch hatte das elegante bayerische Jagdkostüm, an dem ich ihn beim Aussteigen erkannte, nicht umsonst getragen; er war auf die Jagd gewandert und wurde nicht vor dem Abend zurückerwartet. Ich stürzte wieder zu v. d. Tann; der meinte lachend: „Mein Anzug stände Ihnen gern zu Diensten, aber Sie sind zu kurz für ihn, Sie würden aus meinen Hosen unten herausfallen, gehen wir zum Leonrodt." Dem trug er nun den schweren diplomatischen Fall vor, worauf nun dieser mit derselben unvergleichlichen Liebenswürdigkeit mir seinen Anzug zur Verfügung stellte. Wir zogen uns gleich gemeinsam um, er selbst nahm seinen zweiten, ich erhielt den ersten. Der paßte mir wie angegossen, nur mußte ich mich wegen meiner etwas zu langen Arme in meinen Gestikulationen vorsichtig beschränken, um nicht wie ein vornehmer Barbier auszusehen. Gleich darauf hatte ich die Ehre, vor Seiner Majestät zu stehen. Der König war von gleicher gewinnender Freundlichkeit wie im Frühjahr und die Unterredung von gleichem Resultat, nämlich von gar keinem. Ich erfuhr nur, was ich schon wußte, daß Simrock abgelehnt und bei diesem Anlaß seinerseits auch mich empfohlen habe; der König werde in einigen Tagen nach München zurückkehren und sich dann weiter berichten lassen. Also, weiter warten! Die kleine Geschichte ist ein charakteristisches Beispiel von der unglücklichen Unentschlossenheit, die dem König neben seinen vielen edlen und liebenswerten Eigenschaften leider anhaftete, oft zur Verzweiflung seiner Umgebung wie seiner Staatsmänner. Da ich also die Rückkehr des Königs in München erwarten sollte, konnte ich einstweilen nichts besseres tun, als mich in der herrlichen Umgebung

Hohenschwangaus umsehen. In der Stadt mußte geduldig weiter gewartet werden. Ich verschaffte mir sogar gleich Bücher aus der Bibliothek, um zu arbeiten. Der Gedanke, daß ich in etwa sechs bis acht Wochen vor der Aufgabe stände, Kollegien zu lesen, fiel mir doch einigermaßen auf die Nerven. Daneben fehlte es aber nicht an anregenden Unterhaltungen, die mir bleibende Erinnerungen hinterlassen haben. Meine neuen Freunde, darunter Charles Roß, waren inzwischen vom Gebirge zur Stadt gekehrt, und mit ihnen war ich täglich zusammen. Der Aufenthalt in seinem Atelier und die lehrreichen Unterhaltungen mit ihm auf unseren Wanderungen durch die Münchener Kunstschätze haben in besonderem Maße meinen Blick und mein Verständnis für die sogenannte stilisierte Landschaft gefördert, wobei besonders die zu jener Zeit noch ziemlich unversehrten Rottmannschen Landschaften in den Arkaden und seine griechischen Landschaften in der Pinakothek den Gegenstand der Betrachtungen bildeten. Roß selbst stand ihm in seiner Kunst sehr nahe. Auch er brachte ja seine tiefsten landschaftlichen Eindrücke aus Italien und Griechenland über die Alpen, aber er verband damit die Bilder aus dem holsteinischen Buchenwald mit seinen Lichtern und Schatten und der Fülle seiner Stimmungen. Altekoppel, wo Charles Roß geboren war und in der Waldeinsamkeit aufwuchs, liegt nahe bei Plön und den Eutiner Seen. Wenn man von ihm schreibt, sein Schaffen gehöre der sogenannten klassischen Landschaft, so kann das doch nur von seinen südlichen Landschaftsbildern gelten. Künstlerisch betrachtet — ich meine in betreff der Komposition und der ganzen Fassung der Aufgabe — malt er seine Bilder unter denselben Gesichtspunkten, mögen sie nun dem Kap Sunion oder der holsteinischen Schweiz gelten. Man pflegt heutzutage das Vorurteil zu haben, daß solche Behandlung der Landschaft sich mit echter Naturtreue nicht vertrage. Roß selbst ist in seinen Bildern der beste Gegenbeweis gegen diese törichte Behauptung, und wer den Genuß gehabt hat, seine großen Mappen zu durchstöbern und sich an der unerschöpflichen Fülle seiner Naturstudien zu erfreuen, der weiß, auf wie vertrautem Fuß er mit der Natur stand. Unter den älteren Meistern schloß er sich zunächst an Claude Lorrain und Nikolas Poussin an. Auf Spaziergängen machte er mich wiederholt auf Partien in der Isarau oberhalb Münchens aufmerksam, in denen man Vorwürfe Claude Lorrainscher Studien zu sehen glaubte. In der Tat hat der alte Meister vorübergehend dort in der Isarau gewohnt. Die Zahl der Schöpfungen von Charles Roß ist keine sehr große. Leider lähmte schon früh eine krankhafte Hypochondrie die Frische seines Schaffens, und schon 1858 entriß der Typhus den trefflichen, feingeistigen und reichbegabten Mann der Kunst und den Freunden mitten aus dem Glücke des schönsten Familienlebens.

1852 dankte ich ihm die Bekanntschaft eines anderen Künstlers, der mir unvergeßliche Eindrücke hinterlassen hat und dessen ich hier mit einigen Worten gedenken muß als einer der merkwürdigsten Künstlergestalten, die mir im Leben begegnet sind. Es war Buonaventura Genelli, italienischen Geblüts, aber (1798) in Berlin geboren, wo seine Familie schon seit einigen Generationen gelebt hatte. Seine hervorragende Begabung und unbezwingliche Leidenschaft

für die Kunst zog ihn früh in deren Bahnen, so schwer er sich dabei durch die Not des äußeren Lebens hindurchkämpfen mußte. Schon in Berlin geriet er ganz und gar in den Bann der antikisierenden Carstensschen Richtung; fast möchte man sagen, er wurde selbst zum antiken Menschen. Körperlich entwickelte er sich zu einer robusten, breitschulterigen, hochbrustigen Gestalt, ein Hals wie der eines Athleten mit einem Jupiterkopf darauf; dem entsprach das urkräftige, in seinem Wollen unbeugsame Gemüt. Nie schwand von seiner prachtvollen hohen Stirn der Ausdruck olympischer Heiterkeit; gerade in diesen Münchener Tagen fand ich ihn in einer Lage voll schwerster Sorgen und Kränkungen, aber nie sah ich ihn anders als in dem festesten Glauben an seine Kunst, fröhlich beim Glase und in sprudelnd witziger Laune. Schon mit zwanzig Jahren machte ein Stipendium es ihm möglich, nach Rom zu gehen. Da war er im richtigen Fahrwasser! Er pflegte wohl zu sagen: „Der Fisch gehört ins Wasser, der Künstler nach Rom". Hier versenkte er sich nun im Anschauen der antiken Kunst so völlig in das Altertum, daß sein ganzes Sinnen und Schaffen ein antikes Gewand annahm, einerlei ob der augenblickliche Gegenstand seines Schaffens antik oder modern war. Er bildete sich gewissermaßen eine eigene antike Formensprache, und seine poetischen oder philosophischen Träume und Bilder nahmen die Gestalt antiker Mythen an, obwohl sie aus ganz modernem Geist geboren waren. Es ist nicht zu verwundern, daß er hierbei nicht nur einseitig, sondern auch bis zum gewissen Grade zum vereinsamten Sonderling wurde. Zwar die großen Häupter der damaligen Schulen verkannten seine außergewöhnliche Genialität nicht; namentlich hat Cornelius ihm zu aller Zeit aufrichtige Bewunderung gezollt und ihn nach Möglichkeit gefördert; aber die große Menge der Künstlerkollegen wie der Laien schüttelte den Kopf und ließ ihn bald beiseite liegen. Für den Markt war er überhaupt nicht der Mann, blieb vielmehr mit eisernem Willen in seinem selbstgeschaffenen Reich. Jetzt war er längst verheiratet, und die Kinder wuchsen um ihn heran. In München, wo er seit 1837 meistens lebte, mußte er sich zu manchen kläglichen Brotarbeiten herablassen, weil er von seinem künstlerischen Wesen nicht ablassen wollte; mochten Männer wie Cornelius und Rottmann für ihn eintreten, sie vermochten nicht, weder König Ludwigs Abneigung gegen ihn noch die Verständnislosigkeit der Menge zu überwinden. Mit unermüdlicher Treue war eben jetzt Charles Roß für den hochbewunderten Freund eingetreten und mit ihm vor allen der Wiener Rahl, in dem etwas dem Genelli Kongeniales war; der war zugleich der rechte Mann, um die Sache an die große Glocke zu bringen und auf die Schmach hinzuweisen, daß man einen so dämonischen Genius ohne Aufträge und verhungern ließ. Schon war Graf Schack für ihn gewonnen. Von diesem kam der Auftrag zur Ausführung des Theatervorhanges; ein anderer Auftrag kam von Leipzig und daß endlich (1858) der Ruf an die neue Weimarsche Kunstschule folgte, ist ja bekannt. Da waren denn dem Meister nach so viel tragischen Erfahrungen noch zehn äußerlich ungetrübte Jahre vergönnt. Den berühmten Theatervorhang sah ich im Karton fast beendigt in dem Atelier des Meisters und war tief ergriffen von der überaus

sinnigen Komposition und ihrer großartigen Ausführung. Auf dem Karton war ein leeres Spruchband; der Künstler erklärte mir, er wünschte darauf den Sinn des Vorhanges epigrammatisch ausgesprochen, er habe seine dichtenden Freunde bisher vergebens darum gebeten. Das führte zu einem eingehenden Gespräch über die hier dargestellten Gedanken. Für drei Langzeilen gab es Raum; darauf mußten sie zusammengedrängt werden. Die Aufgabe reizte mich und kam mir nicht aus dem Sinn. Andern Morgens legte ich ihm folgenden Vers vor:

Der Leidenschaften wüstes Heer, dem Schoß der alten Nacht entstammt,
Die stille Schar der Tugenden, vom Licht geboren, lichtumflammt,
Der Nemesis, des Fatums Walten, ihr schaut sie hier in Traumgestalten.

Die Verse fanden seinen Beifall; sie seien ganz das, was er sich gedacht habe. So liest man sie denn heute in der Schackschen Galerie auf dem herrlichen Bilde, welches nur unter seiner matten und wirkungslosen Farbe zu leiden hat.

Ergötzlicherweise entspann sich später die Sage, diese harmlosen Verse seien von Goethe; nicht sie seien nach dem Bilde, sondern das Bild sei in buchstäblicher Auffassung nach ihnen gemacht. Zu meiner Überraschung las ich dies in dem Manuskript der Biographie Genellis, welche mir Friedrich Pecht in München für die Allgemeine Deutsche Biographie im Jahre 1878 schrieb. Glücklicherweise konnte ich vor dem Druck den Irrtum aufklären und damit Goethe vor dem Kuckucksei meiner Verse, zugleich aber auch Genelli vor dem Vorwurf bewahren, die Verse „buchstäblich" auf die Leinwand übertragen zu haben.

Der König war mittlerweile nach München zurückgekehrt, ohne daß meine Angelegenheit vorwärts rückte. Ich erfuhr noch, daß man auch an Wilhelm Müller in Göttingen gedacht habe, erkannte aber mehr und mehr, daß mein eigentlicher Nebenbuhler der noch immer auf Reisen befindliche junge Dr. Konrad Hofmann sei, über dessen Geist und Gelehrsamkeit ich die vorteilhaftesten Urteile hörte. Ich mußte es im Grunde selbst für natürlich erklären, daß, wenn eine einheimische Kraft vorhanden sei, man ihr den Vorzug vor der fremden gäbe; nirgends in Deutschland lag diese Erwartung näher als in München, wo auch damals die Eingeborenen der Neigung des freier sehenden Königs, Rekruten des Geistes von auswärts herein zu ziehen, schroff und tätig gegenüber standen. Jedenfalls setzte ich mir eine letzte Frist von acht Tagen und brach, als auch sie nutzlos verstrichen waren, meinerseits ab. Ich reiste über Jena, um meine Annahme der dortigen Professur zu erklären, und traf dann mit Frau und Söhnchen in Berlin zusammen. Als wir, von da kommend, über Apolda gen Jena fuhren, bereitete ich meine Frau vorsichtig auf die Kleinheit der Stadt und der Verhältnisse vor. In Wahrheit war ich selbst etwas erschrocken darüber gewesen. Als wir vor das mehr geschichtlich ehrwürdige, als mit anderen Tugenden ausgestattete „Hotel zur Sonne" einbogen, äußerte meine Frau: „Ei, die Vorstadt sieht doch ganz reputierlich aus." „Vorstadt!" rief ich; „liebes Herz! wir sind hier im Zentrum der Stadt! — Und um uns her liegen ihre Paläste!" —

Unser Einzug war nicht glänzend, noch unser Empfang! Daß die mit Kisten und Kasten vollgepackte Extrapost, die wir in Apolda verlangt hatten, ein höchst wunderbares Stillleben war, konnte man doch uns nicht auf die Rechnung setzen. Aber ich will nicht leugnen, daß auch wir selbst mit allen Wärme- und Nahrungsmitteln, die ein kleines Kind auf Reisen nötig machte, nicht gerade nach einer vornehmen Gesellschaft aussahen, am wenigsten durch unsere alte Kinderfrau, eine treue Seele, aber eine hexenhafte Erscheinung, etwa wie die letzte allein übriggebliebene der drei griechischen Schwestern mit dem einen Zahn. Indessen erklärte uns das alles doch eigentlich den geringschätzigen Empfang nicht, den wir in der „Sonne" und bei ihren biederen Bewohnern fanden. Man führte uns in ziemlich ungeheuerliche Zimmer nach dem schmutzigen Hof hinaus, sah uns recht mißtrauisch an bei dem unverkennbaren Ausdruck unseres Mißfallens, wollte keine passenderen Zimmer haben, erklärte uns, als wir Essen forderten, die Speisezeit sei schon um 1 Uhr gewesen; nur etwas aufgewärmter Hirsebrei — ein uns unbekanntes Gericht — ward uns ziemlich unwillig gebracht. Die zinngeborenen Löffel hatte jedenfalls mit Silber keine Gemeinschaft, und an Messern und Gabeln machte sich vorwiegend verbogenes Eisen geltend. Ich, für mein Teil, war ja Unglück dieser Art einigermaßen gewöhnt durch ältere Universitätserfahrungen. Aber meine arme Frau saß in stummer Verzweiflung vor allen diesen Zumutungen an ihre Entsagung; eine so traurige Anschauung von menschlichem Elend war ihr, glaube ich, noch nie gekommen. Mittlerweile kam unser Herr Sohn, der, um ihn beiseite und zur Ruhe zu bringen, auf ein Bett gelegt war, zu der Überzeugung, daß er sich das nicht gefallen lassen dürfe. Er hatte, trotz seines bisherigen kurzen Lebens, sehr stark ausgeprägte Grundsätze in solcher Hinsicht. Das Bett entsprach dem, was er von einer Wiege verlangte, nicht, und er gab dies durch ein andauerndes Schreikonzert kund in glücklicher Vorbereitung auf seine spätere schöne musikalische Entwicklung. Die Frau „Sonne" erklärte, eine Wiege nicht zu besitzen, das Kind läge ja da sehr gut. Jetzt waren wir aber am Ende unserer Geduld; Hirsebrei mit Zinnlöffeln, eingeborenen Jenenser Wein dazu und ein brüllendes Kind als Tafelmusik — das war zu viel. Wir erfuhren auf unsere Frage, daß Droysens schräg gegenüber wohnten, ließen ihnen mit schönem Gruß unsere Ankunft melden und fragen, ob sie uns nicht mit einer Wiege aushelfen könnten. Die biedere Frau „Sonne" fing plötzlich an, einige Strahlen zu spenden. Wir stiegen durch eine solche vertraute Bekanntschaft mit dem berühmten, nun ordentlichen Professor bedeutend in ihrer Achtung, und als nun gar unsere alte Freundin Droysen, in ihrer fröhlichen Lebendigkeit, gleich, von der Wiege gefolgt, selbst herüberkam, waren wir alsbald gemachte Leute. Sie wollte sich ausschütten vor Lachen über unsere schlechte Aufnahme und gab uns die Erklärung: In der Sonne wisse man ja nichts anderes, als daß ich ein neu anziehender *außerordentlicher* Professor sei; ein außerordentlicher sei aber ein auf den Hungeretat gesetzter Mensch und gelte dafür, bis er ganz unzweifelhafte Beweise des Gegenteils geliefert habe. Für uns war jetzt dieser Beweis erbracht. Bald saßen wir wenigstens in besseren Zimmern, und was die Sonne an guten

Dingen besaß, stand uns zur Verfügung, ohne daß allerdings damit viel gesagt wäre. Der etwas beklemmende Eindruck, den uns durch solchen Empfang Jena machte, verbesserte sich auch in den nächsten Wochen noch nicht. Wir suchten natürlich so bald wie möglich eine, unseren Begriffen von anständigem Wohnen wenigstens leidlich entsprechende Unterkunft zu finden, und das Bild vom äußerlichen Ansehen der kleinen Stadt mit ihren Lebensgewohnheiten ward weiter ausgeführt, nachdem wir selbst uns eingerichtet und dann unsere Besuche machten. Es waren zum Teil geradezu unglaubliche Wohnungen, die man uns zur Miete bot, aber freilich auch zu so billigen Preisen, wie wir uns das Leben eines „Außerordentlichen" doch nicht gedacht hatten. Unsere Besuche führten uns ja auch in vornehmere Räume und elegantere Einrichtungen; dem Durchschnittsmaß aber haftete denn doch ein, uns wenigstens, unbehagliches Maß von Bescheidenheit an. Ganz besonders unangenehm berührte uns die Sitte des „guten Zimmers", d. h. eines mit den Staats- und Prunkmöbeln des Hauses ausgestatteten Zimmers, in das die Bewohner des Hauses nur bei festlichen Gelegenheiten kamen, das daher den Eindruck einer steifen Unbewohntheit machte, mit allerlei geschmacklosem, altmodischem Putz, an den Wänden allerlei Porträts, die auf die Familie und ihre Angehörigen das bedenklichste Licht fallen ließen. In solchem Raume mußten wir dann fünf bis zehn Minuten warten, ehe die Frau Professorin ihr Haus- und Küchengewand mit dem zum Empfang der Gäste nötigen Putzmitteln verdeckt hatte. Meine Frau pflegte solche Pausen zu benutzen, um schief hängende Bilder zu ordnen und die Nippsachen geschmackvoller zu stellen. Beim Auspacken und Aufstellen unserer eigenen geschmackvollen, beinahe noch neuen Möbel überkam uns fast ein drückendes Gefühl. Sogar die Packer sprachen hie und da beim Auspacken ihre Entrüstung aus über solchen Überfluß an unnötigem Zeug. Wir hatten das Gefühl, in eine uns ganz fremde Lebenssphäre versetzt zu sein, und fragten uns, wie wir uns darin zurecht finden sollten! Denn es war ja natürlich, daß wir uns nach diesen äußerlichen Eindrücken des Lebens auch die Menschen dachten, die in solcher Beschränkung der Mittel lebten. Da aber lag glücklicherweise ein Irrtum, und fast möchte man sagen, je größere Beschränkung dem Materiellen hier auferlegt war, um so freier bewegte sich der Geist. Wenn bei einem besonders feinen Abendessen der Schweinebraten rührenderweise statt der Schwarte mit Schokoladenplätzchen dekoriert war, oder einem aus gehacktem Fleisch fabrizierten künstlichen — sogenannten „falschen" — Hasen ein Schwänzchen auf Draht mit Siegellack angesetzt war, wenn danach dann die Zigarren dampften, als säße man im „Tabakskollegium" Friedrich Wilhelms I., dann war gewiß dabei eine Unterhaltung voll Geist, Gehalt, Laune und Witz entfesselt, bei der man nur bei dem zu argen Fortissimo des Tutti zu erliegen drohte.

Jena, noch durch keine Eisenbahn mit der Außenwelt verbunden, war ganz und gar Universitätsstadt; von Behörden befand sich dort außer der Universität nur das Oberappellationsgericht der thüringischen Staaten, dessen hervorragendste Mitglieder aber meistens zugleich an der Universität lasen;

daneben gab es nur eine Bürgerschaft aus Krämern und kleinen Geschäftsleuten. In der Gesellschaft herrschte allein der Professor mit seinen gelehrten Interessen, an denen auch die Frauen gewohnt waren, ihren Anteil zu nehmen, wenn auch nur schweigend und hörend. Das Straßenbild beherrschte der Student mit seinen vielfach recht ungezwungenen Manieren. An warmen Sommerabenden sah man ihn in Hemdärmeln mit der langen Pfeife um den Biertisch auf offenem Markt sitzen. In den größeren Gesellschaften, bei Bällen, Konzerten usw. setzte sich aus seinen Reihen die Blüte der Jugend zusammen; nur die jungen Privatdozenten machten ihnen als etwas vornehmeres Element den Rang streitig. Militär gab es in Jena noch nicht. Man erinnert sich, daß auch die Frau Minister v. Goethe, die lustige Frau Vulpia auf den Bällen in der „Rose" munter mit den Studenten tanzte.

Die Universität war, wie sie es stets gewesen ist, in erster Linie Landesuniversität für die thüringischen Staaten. Im allgemeinen hatte nur die theologische Fakultät vermöge der an ihr herrschenden freien Richtung eine über diesen Rahmen hinausgehende Bedeutung; es lag aber eine glänzende Periode, in der es damit anders war, dahinter, in ihren Nachwirkungen noch fühlbar. Während im 16. Jahrhundert bei und nach der Gründung der Universität im Jahre 1558 eine Reihe der hervorragendsten lutherischen Theologen von Jena aus auf die Entwicklung der evangelischen Kirche einen beherrschenden Einfluß übten, zeigt sich auch im 17. Jahrhundert Jena in der Vorderreihe der kirchlichen Kämpfe; zugleich aber finden wir auch in der Fakultät einige Persönlichkeiten von allgemeiner und weitreichender Bedeutung. Am höchsten aber stieg in wahrhaft glänzender Erhebung die allgemeine geistige Bedeutung der kleinen Universität, trotz ihrer geradezu kläglich kärglichen Hilfsmittel, gegen den Ausgang des 18. Jahrhunderts. Um sich hiervon ein Bild zu machen, braucht man nur die vornehmsten jungen Geisteshelden zu nennen, die sich damals hier zusammenfanden. Von Weimar wirkte Goethes Einfluß mächtig herüber, Schiller ließ sich 1789 in Jena nieder. Um den äußeren Schwierigkeiten, mit denen der große Dichter zu ringen hatte, nach Möglichkeit zu begegnen, gab man ihm eine außerordentliche historische Professur; er las geschichtliche Kollegien, die ihn freilich mit dem Ordinarius der Geschichte, Hofrat Heinrich, in allerlei Konflikte verwickelten, der Welt aber das Geschenk der Trilogie Wallenstein brachte. Von der Geschichte wandte sich Schiller dann den philosophisch-ästhetischen Studien zu; zugleich aber, indem er die Ausarbeitung des Wallenstein begann, kehrte er glücklicherweise nach jahrelanger Unterbrechung ganz zur Poesie zurück. Seit 1793 las er überhaupt nicht mehr. 1797 bezog er das kleine Gartenhaus, an das sich, so viel ich weiß, auch heute noch sein Andenken knüpft. 1852 wenigstens führte mein erster Ausgang in Jena mich dahin; in tiefer, andächtiger Rührung schaute ich zum Gartentor hinein. Hier ward Wallenstein am 17. März 1799 vollendet, und dann, vom Weimarschen Theater und vom Umgang mit Goethe mehr und mehr gefesselt, siedelte Schiller selbst im Dezember dieses Jahres nach Weimar über.

In naher Freundschaft mit Schiller hatte Wilhelm v. Humboldt seit 1794

in Jena geweilt; seit 1796 lebten beide Schlegels dort, seit 1798 Schelling; sie alle mit neuen Lehren und Systemen für die Welt in der Tasche. Diesen Zug- und Wandervögeln führte als wanderlustigste von allen die schöne geistreiche Caroline das Haus. Sie wanderte damals allmählich von ihrem zweiten Gatten Schlegel zu ihrem dritten, Schelling, hinüber. 1794 ward Wielands Schwiegersohn Reinhold, der in Jena das Ordinariat der Philosophie innegehabt und als einer der Hauptapostel der neuen Kantschen Philosophie gewirkt hatte, nach Kiel berufen. Sein Nachfolger in Jena war Fichte. Er blieb indessen nur bis 1799. Zu allen diesen gesellte sich etwas später auch der junge Hegel, der seit 1803 als außerordentlicher Professor bis 1807 in Jena blieb. Ströme des Lebens gingen von dieser kleinen geistigen Metropole nach allen Seiten hin aus; aber auch andere Fakultäten nahmen, neben der philosophischen, an der Hochflut teil. Zwei Juristen, die bald zu den ersten ihres Faches zählen sollten, wirkten in ihren Anfängen damals in Jena: der große Kriminalist und Vater der vier berühmten Söhne, Anselm Feuerbach, und der große Romanist Thibaut. Feuerbach erhielt, nachdem er sich in Jena habilitiert hatte, da man seine hervorragende Bedeutung in Weimar erkannte, eine außerordentliche Professur mit dem rührenden Gehalt von 150 Talern. Ein Ordinariat, auf das er gehofft hatte und das 1802 frei wurde, bekam nicht er, sondern von Kiel herberufen Thibaut. Auf dessen Empfehlung ward nun Feuerbach wieder nach Kiel berufen.

Nennt man diese illustren Namen, um daran zu erinnern, was in jener Periode Jena für das geistige Leben Deutschlands bedeutete, so muß man doch mit zwei Worten auch noch wenigstens an die Namen der Zeitschriften erinnern, welche den Jenensern zu wissenschaftlich-ästhetischen Organen dienten. Wo sich zeitweilig eine Konzentration und eine Steigerung der geistigen Kraft geltend macht, wie das in dieser Periode in Jena der Fall war, da ergibt sich mit Notwendigkeit das Bedürfnis und das Verlangen, die Richtungen, welche sich hier bilden, die Urteile, welche daraus hervorgehen, in das allgemeine geistige Leben der Zeit zu übertragen und sich selbst eine maßgebende Stellung zu erringen. Das war auch hier die Aufgabe der Zeitschriften, mit denen jetzt Jena kraftvoll eingriff, voran Schiller mit den bei Cotta verlegten „Horen", in denen sich der Kreis von Literatur zusammenfand, der in ihm, Goethe und Herder seine obersten Meister erkannte. Es erschienen aber nur drei Jahrgänge (1795—1797) in je zwölf Heften; dann ward Schiller der vielfach sehr undankbaren, vielleicht auch nicht ganz glücklich gefaßten Aufgabe müde, setzte sie aber in anderer Form in den sechs Jahrgängen seines „Musen-Almanachs" (1796—1800) fort. Hier stieg — es war im Jahrgang 1797 — das prasselnde Feuerwerk der „Xenien"-Raketen in die Luft. Es wirkte wie ein luftreinigendes Gewitter. Galten diese Unternehmungen vorwiegend der schönen Literatur, so war man mit einem kritischen Journal für die gesamte Wissenschaft schon einige Jahre früher vorgegangen (1785), auch hier unter Goethes maßgebender Teilnahme. Die unter Professor Schütz's Leitung erscheinende „Allgemeine Literaturzeitung", von allen Seiten durch die bedeutendsten kritischen Kräfte unterstützt, errang schnell eine weithin reichende

Autorität. Als im Jahre 1804 Professor Schütz sich veranlaßt sah, mit seiner Zeitschrift nach Halle überzusiedeln, trat ihm in Jena ein Konkurrenzunternehmen an die Seite in der „Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung“ unter der Leitung Professor Eichstädts. Sie hat, wenn auch mit längeren Unterbrechungen, bis zum Jahre 1879 bestanden.

Diente die Allgemeine Literaturzeitung in hervorragendem Maße der Kantschen Philosophie und ihrer Ausbreitung, so wandte sich ein anderes Unternehmen, das „Philosophische Journal“, welches von 1795—1800 unter Leitung der beiden Jenenser Professoren Niethammer und Fichte erschien, den neueren Anschauungen in der Philosophie zu. Es war ein Artikel dieses Journals, „Über den Grund unseres Glaubens an eine göttliche Weltregierung,“ der 1799 zur Entlassung Fichtes von seiner Professur führte. Sein Nachfolger ward Schelling, der aber schon 1803 nach Würzburg ging. Auch Schlegel hatte Jena bereits verlassen, und Schiller war 1805 vom Tode der Welt entrissen, als dem ganzen glänzenden Treiben dieser Periode durch die furchtbare Katastrophe von 1806 mit der Schlacht auf den Höhen um Jena und ihren kriegerischen wie politischen Folgen für ganz Deutschland ein jähes Ende bereitet wurde. Für Jena aber sollte nach dem Pariser Frieden von 1815 noch ein Nachspiel zu der durchlebten großen Zeit kommen. Noch einmal sollten sich die Augen ganz Europas dorthin wenden. Hier war es, wo in der Studentenschaft die nachwirkende patriotische Stimmung der Freiheitskriege, der Schlachtruf nach der Einheit Deutschlands und nach politischer Freiheit zu besonders kräftigem Ausdruck gelangte. Die humane Gesinnung und die Milde der Landesregierung hielt ihre Hand schützend darüber, und schien der Kelch hier und da auch einmal überzuschäumen, so drückte man eben ein Auge zu. Unter solchen Auspizien ward hier die Burschenschaft gegründet. Auch diese Stimmung fand in einer neugegründeten Zeitschrift ihr Organ. Im Jahre 1807 war der zu rascher Berühmtheit aufsteigende große Naturforscher Oken in Jena als außerordentlicher Professor angestellt, damals 28 Jahre alt. 1816 hatte er die Zeitschrift „Isis“ gegründet. Sie war nicht ausschließlich den Naturwissenschaften gewidmet, trug vielmehr einen enzyklopädischen Charakter. So kam es, daß Oken, der als begeisterter Freund der Burschenschaft am 18. Oktober 1817 das Wartburgfest mitmachte, seinen Bericht darüber in der „Isis“ veröffentlichte. In Weimar war man längst mit der Haltung der Zeitschrift unzufrieden; jetzt, unter dem tiefen Eindruck, den das Wartburgfest vor allem bei den Kabinetten machte, glaubte man nicht umhin zu können, Oken nur die Wahl zwischen der Aufgabe der „Isis“ oder seiner Professur zu lassen. Er wählte das letztere.

Mein nachmaliger fürstlicher Herr, der Herzog Bernhard Erich Freund von Meiningen, studierte damals in Jena. Er hat mir erzählt, daß er, der bei den Studenten außerordentlich beliebt war, mehr aber noch von seinem Oheim, dem Großherzog Carl August, geschätzt wurde, sich bewegen ließ, an der Spitze einer Studentendeputation beim Großherzog für Oken einzutreten. Der Großherzog wies aber die Bitte der Studenten kurz ab. Wenn ich nicht irre, hatte auch Goethe die Unterdrückung der „Isis“ gutgeheißen. Wider-

williger folgte der Großherzog unter dem Druck der beiden Großmächte dem Begehren der Mainzer Untersuchungskommission, den Philosophen Fries wegen seiner burschenschaftlichen Beziehungen abzusetzen. Fries, ein von Kant ausgehender, nicht unbedeutender Philosoph, hatte seine Universitätslaufbahn als außerordentlicher Professor gleichzeitig mit Hegel 1805 in Jena begonnen, erhielt aber gleich nachher einen Ruf nach Heidelberg und ward 1816 als ordentlicher Professor nach Jena zurückgerufen. Dem Begehren seiner Enthebung konnte sich 1819 Carl August nicht entziehen; er ließ ihm aber sein volles Gehalt und bot ihm Schloß Tiefurt als Wohnung an. Dieses nahm er freilich nicht an. 1824 wurde Fries rehabilitiert.

Für Jena folgte aber nach dieser politischen Katastrophe eine Zeit schwerer Bedrückung und des Niederganges, vor dem auch die unbeirrt humane Gesinnung der Landesregierung die Universität nicht zu schützen vermochte. Dort studiert zu haben, war für die von auswärts kommenden Studenten ein Hemmnis in ihrer Karriere; auch auf dem studentischen Leben selbst lag ein unheimlicher Druck. Die merkwürdig abnehmende Zahl der Berufung bedeutender Lehrkräfte von auswärts zeigt, wie sehr man auch in dieser Beziehung mit Schwierigkeiten zu kämpfen hatte. Kurz, ein Rückgang in jeder Hinsicht, der nur ganz allmählich im Laufe der nächsten zwei Jahrzehnte freieren und besseren Zuständen wieder wich.

Ich habe dies alles hier kurz erzählt, weil es mir, als ich mich in Jena umsah, noch in hundertfältigen Erinnerungen aller Art entgegentrat, nicht nur als eine geschichtliche Erinnerung, sondern als eine nahe, noch nachwirkende und nachempfundene Vergangenheit; fehlte es doch keineswegs an Männern, deren wissenschaftliche Anfänge noch in die Anfänge des 19. Jahrhunderts zurückreichten. Der Historiker Luden z. B. war 1806 zum Außerordentlichen ernannt; unser lieber verehrter alter Freund, der Geh. Hofrat Kieser, war 1812 als medizinischer Professor nach Jena berufen. Er machte bei den weimarschen freiwilligen Jägern zu Pferde als Wachtmeister und Feldarzt den Feldzug von 1814 mit. Als wir ihn kennen lernten, war er 73 Jahre alt; in seiner strammen geraden Haltung sah man den alten Soldaten, eine hohe Gestalt mit ausgeprägt hannoverschen Charakterzügen in eleganter Erscheinung, frank und frei nach alter Turnerart, vor allem aber wacker und offen. Der Zug zum medizinischen Mystizismus, der die Zeit seiner Jugendstudien beherrschte, wirkte in ihm noch stark nach. Er hatte sich einst bis in den Mesmerismus hinein verloren, ohne doch darüber die nüchterne Klarheit der Forschung ganz einzubüßen. 1852 war die Zeit, zu der die Albernheit des Tischrückens besonders in Blüte stand. Wir machten das scherzend und spöttelnd mit; der alte Kieser schüttelte wohl den Kopf dazu, doch aber tauchte die ganze Theorie des tierischen Magnetismus in seinem Kopfe wieder auf, als ob sie nur ihre Zeit abgewartet hätte, um wieder auf dem Platz zu sein, wenn sich wieder Gläubige für sie fänden; dann lächelten wir und schüttelten den Kopf, wenn er uns selbsterlebte Geschichten erzählte, wie er durch ein Schnupftuch mit Kranken in Rapport geblieben und magnetische Fernwirkungen auf sie ausgeübt habe. Im Grunde hatten wir ebensowenig Recht, über ihn

zu lächeln, wie er über uns. Zwischen uns lagen Dinge und Wirkungen, deren tatsächliches Vorhandensein wir erst später als Hypnose, Suggestion usw. kennen lernten, begreifen freilich im Grunde ebensowenig als zur Zeit der Väter, wo man sie Magnetismus nannte. Kieser, der im Jahre 1862 starb, erreichte damit ein Alter von 83 Jahren, fast bis zuletzt in voller geistiger Frische, in weitesten Kreisen wegen seiner menschenfreundlichen Tätigkeit und Tüchtigkeit hoch geehrt. Noch 1858 ward er zum Präsidenten der Leopoldinischen Akademie gewählt. In seinen Erzählungen erschienen die Menschen und Zustände aus dem Anfang des Jahrhunderts wie kaum erst Dahingegangene.

Die Freiheitskriege von 1813 und 1814 hatten noch andere der neben uns in Jena wirkenden Professoren mitgemacht; besonders scharf war z. B. der burschenschaftliche Charakter mit seinem für heute doch so zahmen Freiheitsbegriff in Scheidler, der als Dozent der Staatswissenschaften seit 1821 an der Universität wirkte; für die Geselligkeit freilich war der herzensgute, biedere Mann wegen seiner vollständigen Taubheit nicht mehr da. Im Korps der weimarschen freiwilligen Jäger hat aber auch Goettling die Freiheitskriege mitgemacht, in dem wir einen unserer wertesten Freunde erwarben. Er zählte mit Recht zu den ersten Größen der Universität, an der er seit 1821 als Dozent der klassischen Philologie wirkte. Ich komme auf ihn zurück. Voller Erinnerung an die alte Zeit wie die Menschen — wie manche hätte ich noch zu nennen, die wie eine Chronik der alten Zeiten erschienen — waren auch die Häuser und Gärten; die massenhaften Tafeln freilich, welche uns heute darüber belehren, welche mehr oder minder unsterblichen Leute bis ins 16. Jahrhundert zurück in allen Häusern gewohnt haben, sind erst im Jahre des dreihundertjährigen Jubiläums auf Grund achtunggebietender lokalarchivalischer Studien angebracht worden. Wie sehr aber erweiterte sich noch das Bild der alten Zeiten, wenn wir nun zu dem oft besuchten Weimar hinüberkommen. Dies Weimar, die Stadt der Traditionen mit ihren Goethe- und Schiller-Häusern, mit ihrem Park und Goethegarten, mit Belvedere und Tiefurt, mit der Herderkirche und ihrer Fürstengruft, das war die ganze Schaubühne der großen klassischen Periode deutscher Literatur, als deren unmittelbare Zöglinge wir uns empfanden, vor fünfzig Jahren in noch viel höherem Maße als heute, wo die Jünger der Moderne uns umschwärmen.

Aber, ich fange selbst an, von Erinnerungen zu schwärmen, anstatt zu erzählen. — —

Nach längerem Suchen fanden wir eine Wohnung, in die wir uns mehr fanden als zurechtfanden. Sie lag am Markt, im Hause des Buchhändlers Mauke. Eine Erinnerung steckte auch in diesem Namen, denn Mauke war ein Abkömmling der berühmten Hamburger Firma Perthes, Besser & Mauke. Für die unglaublichen Unbequemlichkeiten der Wohnung entschädigten wohl einigermaßen zwei große hübsche Zimmer, und als wir uns nach endlich fertiger Einrichtung in unserer eigenen jungen und hübschen Einrichtung wiedersahen, wich ein unbehagliches Gefühl des Entwurzeltseins und der Heimatlosigkeit, welches doch schwer auf uns gelastet hatte. Noch war es zwar lange kein Heim, aber doch der Vorgeschmack von einem. In betreff der Wohnung er-

griffen wir jedoch die erste sich uns bietende Gelegenheit einer glücklichen Veränderung. Der Jurist Professor Fein war gleichzeitig mit unserem Einzug von Jena nach Tübingen berufen worden. Er hatte sich vor dem Johannistor in freundlicher Lage in einem Garten aus einem ganz kleinen Gartenhäuschen ein Wohnhaus zurechtgebaut. Er ließ es uns zu Kauf anbieten, und der immer mit väterlicher Liebe für uns sorgende Schwiegervater in Kopenhagen war bereit, es uns zu schenken. Schon im Januar 1853 siedelten wir dahin über und sahen nun, auf überraschende Weise zu Grundbesitzern erhoben, den Blüten und Früchten, die unser Garten uns verhieß, mit froher Erwartung entgegen. Als charakteristisch für die Jenenser Zustände will ich erwähnen, daß unser Haus im Untergeschoß einen von der Straße aus zugänglichen Raum enthielt, den Fein als Auditorium für sich hatte bauen lassen. In der Universität wurden, soviel ich mich erinnere, nur wenig Vorlesungen gehalten. Die meisten Professoren lasen entweder in einem am Fürstengraben gelegenen Kollegienhause oder in der eigenen Wohnung. Ich überließ aber meinen Auditorienraum meiner Frau als Vorratskammer, gelegentlich auch als Sommerfrische für Besuch. Für die Zuhörerzahl, auf die ein Germanist zu rechnen hatte, war er ums Zehnfache zu groß; die höchste Zahl der Hörer, die ich erreichte, belief sich auf zwölf.

Dasjenige Kolleg, welches heute die großen Hörsäle der Germanisten füllt, war vor fünfzig Jahren von dem Kreise unserer Vorlesungen zwar nicht grundsätzlich ausgeschlossen, wurde aber ebensowenig als eigentlich dazu gehörig betrachtet, nämlich die Geschichte der neueren Literatur oder gar die vergleichende Literaturgeschichte. Mein Lehrer Müllenhoff las zwar wohl auch neueste deutsche Literatur, aber nur gelegentlich und nebenbei, während auch er sein Kolleg über Literatur eigentlich mit dem 13. Jahrhundert abschloß und es nur in kurzer Skizze bis zum 16. Jahrhundert fortführte, ebenso auch Lachmann und meines Wissens auch Haupt; erst Scherer erweiterte die gesamte Disziplin der Literaturgeschichte und verlegte, wie gleichzeitig neben ihm Bernays, ihren Mittelpunkt in Goethe. Für mich behielt sie nach dem Vorbilde Lachmanns ihre Hauptaufgabe im 9. und 13. Jahrhundert. Hauptkollegien waren daneben: deutsche Grammatik als vergleichende Grammatik der germanischen Sprachen, vom Gotischen bis ins Mittelhochdeutsche, denn auch hier stand das 16. Jahrhundert mit der so wichtigen Entwicklung des Neuhochdeutschen noch ganz im Hintertreffen. Die gesamte Disziplin war eben noch im Stadium der Entwicklung, und diese gestaltete sich in sehr organisch richtiger Weise von den Fundamenten aus nach oben.

Als Hauptkollegien habe ich in der kurzen Zeit meiner Professur neben der Geschichte der älteren deutschen Literatur gelesen: Nibelungen, Walther von der Vogelweide, Minnesänger, Edda, Deutsche Mythologie und Heldensage. Die Lektüre der Dichtungen des 13. Jahrhunderts faßte neben der kritischen Schulung der Hörer und der genaueren Betrachtung der mittelhochdeutschen Sprache besonders auch die altdeutsche Metrik ins Auge. Für diese waren damals die Anmerkungen in Beneckes und Lachmanns Ausgaben der alten Dichter so ziemlich das einzige Lehrmittel und wir, ich meine die

ihnen zunächst folgende Generation, schworen noch in verba magistri. Ich glaube, es sah in diesem Augenblick bei meinen noch ziemlich spärlichen Kollegen der Germanistik im wesentlichen überall so aus; gerade jetzt aber erhob sich die Holtzmannsche Sezession; seine „Untersuchungen über die Nibelungen" erschienen 1854 und scheuchten das ganze germanistische Lager aus seiner Ruhe auf.

Da ich die genannten Kollegien, denen immer noch Übungen mit einer kleinen Schülerzahl zur Seite gingen, alle zum ersten Male las, so hatte ich damit vollauf zu schaffen und konnte vor der Hand jedenfalls an größere wissenschaftliche Publikationen nicht denken. Ein glückliches Zusammentreffen führte mich aber auf eine kleine, in ihrer damaligen Form nur zur Hälfte wissenschaftliche Publikation, die weit hinaus ins fernere Leben mancherlei Folgen für mich gehabt hat. Schon bei meinen ältesten Kieler Studien über die Lyrik des 13. Jahrhunderts hatten natürlich die mehr als hundert Melodien aus den Minnesängerhandschriften mein Interesse erweckt, welche v. d. Hagen in seiner großen Ausgabe abgedruckt hat. Ich vermochte nicht einmal die Notenschrift zu lesen, und ebenso fehlten mir alle geschichtlichen Vorbedingungen, um diese Melodien zu lesen und zu würdigen; ich kam nur zu der Erkenntnis, daß die von v. d. Hagen hinzugefügten Übertragungsversuche unmöglich richtig sein könnten. Da nun die berühmte Handschrift, der diese Melodien entnommen sind, sich auf der Jenenser Bibliothek befindet, so trieb mich's natürlich gleich dahin. Ich überzeugte mich zwar, daß die Nachbildung der Notenzeichen bei v. d. Hagen im ganzen sehr korrekt sei, kam aber damit auch noch nicht weiter. Mein musikalisches Interesse hatte mich sehr bald mit dem akademischen Musikdirektor Wilh. Stade zusammengeführt; er war eine köstlich originelle Persönlichkeit, musikalisch wie musikgeschichtlich weit über das Durchschnittsmaß der Musiker gebildet, die zumal von musikgeschichtlichen Fragen überhaupt noch nichts wußten. In das Geheimnis der mittelalterlichen Notenschriften drang in Deutschland zuerst Bellermanns erst 1858 erschienene Schrift über die Mensuralnoten ein. Ich legte meinem neuen Freund Stade die alten Noten vor und machte ihm klar, ein wie außergewöhnliches Interesse es haben müsse, falls es gelänge, diese Komposition der Sänger des 13. Jahrhunderts, der Schul- und Sangesgenossen Walthers von der Vogelweide, durch Anwendung des richtigen Schlüssels wieder aus ihrem Schlaf zum Singen zu erwecken. Nach wenig Tagen kam er wieder zu mir, ganz Feuer und Flamme. „Lesen Sie," rief er, indem er mir einige Abschriften überreichte, „was das für Lieder sind! So muß es richtig sein; der Beweis liegt in der Sache selbst. Über die Noten ist kein Zweifel, es sind die quadratischen alten Choralnoten, aber es fehlt jede Längen- und Kürzenbezeichnung, überhaupt der Takt; ich bin hierin einfach dem Texte gefolgt." Er hatte mit dem Instinkt des tüchtigen Musikers das Richtige getroffen. Der musikalische Takt und die Mensur war in der metrischen Struktur des Textes zu suchen, wie sich dies auch für die antike Musik jetzt längst herausgestellt hat. So formulierte auch ich damals die Sache nach weiterer Überlegung. Wir trafen nun eine Auswahl von zwanzig schönsten Liedern; Stade setzte sie vierstimmig für gemischten Chor absichtlichermaßen nicht in

ihren alten Kirchentönen, sondern in maßvoll modernen Harmonien, um sie dem heutigen Ohre näher zu bringen; ich übersetzte die Texte und schrieb eine — jetzt teilweise veraltete — Vorrede. Aber der Verleger, an den wir uns wandten, hatte finanzielle Bedenken. Da kam unerwartete Hilfe, und zwar von keinem Geringeren als Liszt, zu dem auch ich inzwischen in freundschaftliche Beziehung getreten war. Sein genialer Blick erkannte sofort das Interesse der Sache, wandte sich an seinen fürstlichen Gönner, den Großherzog Carl Alexander, und überraschte uns auf das vollständigste mit der frohen Botschaft, der Großherzog werde die Dedikation der Lieder annehmen und die vom Verleger Böhlau geforderten 50 Subskriptionsexemplare zeichnen. So sprang die Höhle Sesam auf, und auf der Wartburg hörte man ein großartiges Lied des wirklichen und wahren Tannhäusers singen. Unsere „Lieder und Sprüche" erschienen 1854. Inzwischen hatte nicht sowohl Neigung als ein gewisses Pflichtgefühl mich bewogen, mit einer kleinen Arbeit auch in die Nibelungensache einzugreifen, durch eine Untersuchung des Verhältnisses zwischen den drei Haupthandschriften. Von dem eigentlichen Mittelpunkt des Kampfes, der sich um Lachmanns Theorie von der Zusammensetzung des Gedichtes drehte, hielt ich mich fern, hauptsächlich weil ich mich selbst gewisser dunkler Zweifel, wieweit es haltbar sei, nicht erwehren konnte. Im Lachmannschen Lager selbst mochte man sich hüten, solche Bedenken zu äußern. Haupt sagte mir in diesen Tagen einmal: „Wer in dem Nibelungenlied 1. Strophe 13 liest: ‚Ez troumde Chriemhilden', und nicht weiß, daß Lachmann Recht hat, der ist eben ein Dummkopf." Ich habe mich in angeborener Höflichkeit bemüht, die Sprache der homerischen Helden in der Schlacht zu vermeiden; nur gegen Holtzmann entschlüpfte mir in meiner kleinen Schrift ein boshaftes Wort, was ich ihm als ungehörig noch ins Grab hin abbitte. Mit Zarncke, dem Herausgeber des Liter. Centralblattes, blieb ich in ungetrübter Freundschaft. Das lange Leben hat mich gelehrt, nicht nur wie man in der Hitze des Streites häufig ungerecht urteilt, ohne es zu fühlen, sondern auch wie sehr die Sache leidet, wenn man sie mit der Person vermengt, sei es der eigenen oder einer fremden.

Die Universität hatte sich auch in der schweren Zeit der burschenschaftlichen Verfolgungen, deren ich berichtet habe, der wohlwollendsten Behandlung seitens ihrer Nutritoren, d. h. der humangesinnten thüringischen Regierungen, zu erfreuen, und ihre Verwaltung lag immer in vortrefflichen und kundigen Händen. Vor 1851 war ihr Kurator Herr v. Helldorf gewesen, dessen Witwe noch auf Drakendorf bei Jena lebte und sehr bald unsere gewogene Freundin wurde. Sie war an Charakter und Geist eine treffliche Frau, ein echter Abkömmling der großen Weimarschen Zeit, fein gebildet und weiten Blickes, eine intime Freundin der Herzogin Helene v. Orléans. 1851 wurde Moritz Seebeck zum Kurator ernannt; eine glücklichere Wahl hätte nicht getroffen werden können. Er war, fast muß man hinzufügen zufälligerweise, 1805 in Jena geboren, wo sein Vater, der berühmte Physiker Thomas Seebeck, sich als Privatdozent von 1802—1810 aufhielt, hatte in Berlin und

Leipzig klassische Philologie studiert unter Boeckh, Hegel, Schleiermacher und Gottfried Hermann und widmete sich hierauf der Schulkarriere. Als Professor am Berliner Joachimsthalschen Gymnasium vermählte er sich mit einer Tochter des Generals v. Krauseneck. 1835 ward er auf Johannes Schulzes Empfehlung vom Herzog von Meiningen zum Erzieher des damaligen Erbprinzen, jetzigen Herzog Georg von Meiningen, berufen. In hervorragend glücklicher Weise löste er die Aufgabe und erwarb sich in so hohem Maße das Vertrauen seines herzoglichen Herrn, daß dieser ihn nach Beendigung seiner ersten Aufgabe zum Vizepräsidenten des Konsistoriums, 1848 aber, nach Errichtung der provisorischen Zentralgewalt in Frankfurt a. M., zum meiningischen Gesandten beim Reichsverweser ernannte; auch die Vertretung Weimars und bald darauf der anderen thüringischen Staaten ward ihm übertragen. Auch im Verwaltungsrat und im Fürstenkollegium der Union zu Berlin, in Erfurt und Frankfurt vertrat er die gesamten thüringischen und anhaltinischen Lande. In Berlin machte ich zuerst seine persönliche Bekanntschaft, ohne ihm doch gerade näher zu treten. Er war durchaus nicht etwa eine verschlossene, aber eine geschlossene und diplomatisch zurückhaltende Persönlichkeit, Eigenschaften, die ebenso durch seine frühere Tätigkeit am Hofe als seine vorübergehende diplomatische Stellung gesteigert werden mußten. Es war auch vom Pädagogen ein leiser Zug an ihm hängen geblieben, etwas Doktrinäres in seinen Anschauungen und etwas Dozierendes im Sprechen. Im Professorenkreise fiel es allerdings nicht weiter auf, wenn auch er in der Unterhaltung das Wort hartnäckiger festhielt, als in anderen Kreisen zum guten Ton gehört. Er sprach aber vortrefflich nach Form und Inhalt, wenn auch die Unmittelbarkeit der Empfindung darunter litt. Jedenfalls hatte man immer das Gefühl einer bedeutenden und ideal gerichteten Persönlichkeit. Durch solche Eigenschaften war er ein ganz ausgezeichneter Leiter der Universitätsangelegenheiten, denen er sich in unermüdlicher geistiger Tätigkeit widmete. Mit einem nach allen Seiten hin offenen Blicke verfolgte er die Entwicklungen der Wissenschaft und den Gang der gelehrten Studien und ermaß daran die Lücken und Schwächen seiner Universität, um danach seine Vorschläge zu bilden. Die Grundsätze, nach denen er hierbei verfuhr, liebte er theoretisch zu formulieren, ein Zug, der auch in sein Privatleben hinüberwirkte. Der Theorie nach mußte z. B. dem Kurator jeder seiner Professoren gleich nahe stehen, und eine Vorliebe für einzelne durfte nicht sichtbar werden. Es hatte sich bald nach unserem Eintreten in die Jenenser Verhältnisse ein kleiner, unter sich sympathischer Kreis gebildet, der sich zu poetisch-literarischer Lektüre versammelte, natürlich ein geschlossenes Kränzchen. Seebecks hatten sich uns angeschlossen. Als wir aber am Abend unserer Zusammenkunft zu ihnen kamen, fanden wir eine große Gesellschaft versammelt, die das Band des Kränzchens durchbrach und die beabsichtigte Lektüre verhinderte. Seiner Grundgesinnung nach konservativ im Weltlichen wie Kirchlichen, sogar den Anschauungen der Kreuzzeitungspartei vielfach nahestehend, ließ er sich doch nicht in dem Grundsatz beirren, daß die Universität überhaupt, vor allem aber allen ihren Traditionen gemäß die Jenaer, das Banner der Freiheit der Wissen-

schaft hoch halten müsse. In seinen Berufungen von Professoren ist er im allgemeinen sehr glücklich gewesen. Ob Hettner, der geistvolle Literarhistoriker und Archäolog, später Direktor des Dresdener Antikenkabinetts, der 1851 von Heidelberg herüberkam, schon von Seebeck berufen ward, weiß ich nicht; ich glaube aber, die ihm nächstfolgende Berufung war Seebecks erste, nämlich die Droysens (1851). Welchen Glanz dessen Eintritt in den Lehrkörper und seine allerdings nur einige Jahre dauernde Tätigkeit der Universität verliehen hat, brauche ich nicht erst zu sagen. Ihm folgte 1852 der Philologe Nipperdey, von dem, seines langsamen Sprechens halber im guten mecklenburgischen Deutsch, Haupt einmal scherzte: wenn seine Freunde ihn nennen wollten, fingen sie abends beim Einschlafen mit Nipper- an, um beim Aufwachen mit -dey zu schließen, der sich aber in Jena als ausgezeichneter klassischer Philologe und tüchtige Lehrkraft bewährte. Ihm folgte schon ich selbst, mir Ostern 1853, von Göttingen berufen, der feingeistige, vornehme Romanist Leist. Was Leist der Universität und seiner Wissenschaft geleistet hat, entzieht sich meiner Beurteilung. Leider muß hinzugefügt werden: es würde mehr gewesen sein, wenn den trefflichen Mann nicht frühe, schon bald nach unserem Fortgang von Jena, ein schweres Nervenleiden befallen hätte, welches sich als unheilbar erwies und ihn allmählich für seine Lehr- und Arbeitstätigkeit zum Invaliden machte. Uns wurde er, fast vom ersten Augenblick an, ein lieber Freund. Seine Frau, nicht minder anziehend als er durch geistige wie gesellschaftliche Feinheit, ist eine Tochter des großen, seiner Wissenschaft leider so früh in Griechenland dem Tode zum Opfer gefallenen Archäologen Ottfried Müller. Mit Droysens, Leists, unserem Jenenser Hausarzt und Hausfreund Domrich und zeitweise Seebecks bildeten wir eben das erwähnte freundschaftliche Kränzchen bis an unseren Fortgang.

Weitere Berufungen erfolgten zunächst nur einzeln, je nachdem ein Todesfall sie nötig machte. Erst seit dem Jahre 1856 griff Seebecks Hand hier stärker ein.

Die Fakultäten waren mit tüchtigen, z. T. hervorragenden Männern besetzt. In der theologischen ragte selbstverständlich vor allen anderen Hase hervor. Neben ihm der treffliche Kirchenrat Schwarz. Unvertreten war auch die linke Seite der Theologie nicht; Hilgenfeld, der vom Tübinger Bauer ausging, war 1850 nach Jena berufen. In der juristischen Fakultät fand ich meinen schleswig-holsteinischen Freund, den Geh. Justizrat Michelsen. Daß, an Stelle des nach Tübingen berufenen Fein, kurz nach uns Leist nach Jena kam, habe ich schon gesagt. Von den damaligen Mitgliedern der medizinischen Fakultät sind besonders der Chirurg Ried, der Gynäkologe Martin — später in Berlin —, der Physiologe und Botaniker Schleiden auch in weiteren Kreisen bekannt geworden. Der philosophischen Fakultät verlieh den größten Glanz der Philologe Goettling; eine echte Thüringernatur, in der alle besten Seiten des mitteldeutschen Wesens zum Ausdruck kamen, kräftig und frisch, lautester Seele, ein in seinem Fach hervorragender Gelehrter. Ganz und gar verwachsen mit den Interessen der Universität, der Stadt und der thüringischen Lande, hat er für eine Reihe von Generationen dem Schul- und Unterrichtswesen sein Gepräge gegeben; seine zahllosen Schüler hingen ihm mit Begeisterung an. Im geselligen Verkehr war er voller Witz und

fröhlicher Laune; in seiner burschikosen Art hie und da etwas zu formlos. Er galt mit Recht bei Hoch und Nieder für die Perle der Universität. Lasse ich die jüngeren Dozenten jener Jahre an mir vorübergehen, so finde ich ihrer eine ganze Zahl, die später an andere Universitäten oder in andere Stellungen berufen wurden. Die Juristen Armin Schulze, v. Hahn, Chambon, der Philosoph Fortlage, der Historiker Herrmann, der Zoologe Oscar Schmidt, der Archäologe Stark, der nachmalige Dresdener Hettner und mein vieljähriger biographischer Kollege, der Historiker Wegele. Zur Charakteristik der Verhältnisse muß ich noch zweier Männer gedenken, deren Einfluß und Name weit über Jena hinausging; beide standen an der Spitze eigener unabhängiger Institute, waren aber zugleich Professoren der Universität. Ich meine den in seinem Fach sehr bedeutenden und als Mensch sehr trefflichen und liebenswerten Leiter des landwirtschaftlichen Instituts: Geh. Hofrat Schulze und den Pädagogen Stoy, der seine eigene Erziehungsanstalt leitete. — —

Unsere geselligen Verhältnisse entwickelten sich bald in angenehmer Weise. Die Freundschaft, welche uns Droysens entgegenbrachten, auch Michelsens — seine Frau war eine geborene Gräfin Brockdorff — gewährte uns die Möglichkeit, die Sache langsam angehen zu lassen und uns, ehe wir uns hierhin oder dorthin wandten, vorfühlend zu orientieren. Wir wurden übrigens, wenn auch hie und da vielleicht mit einigem Mißtrauen gegen unser angeblich zu vornehmes nordisches Wesen, so doch im allgemeinen sehr wohlwollend und freundlich aufgenommen. Daß wir allmählich in gesellige Beziehungen zu allen Häusern kamen, die überhaupt gesellig verkehrten, liegt in der Natur der Sache. In nähere Beziehungen traten wir doch nur zu einem engeren Kreise, zu dem als engster die schon genannten Mitglieder unseres Kränzchens gehörten; dazu Michelsens, Goettlings, Hases, Schwarzs, Kiesers und Danzs (er war Professor und Oberappellationsgerichtsrat, Sohn des erst 1851 verstorbenen Kirchenhistorikers Danz). Noch eine Familie kam hinzu, zwar außerhalb der Universität stehend, aber nicht minder mit ihren Interessen als mit der großen Weimarschen Zeit auf das innigste verknüpft. Ich brauche ja nur an Goethes lange Freundschaft mit diesem Hause zu erinnern und an Minna Herzlieb, die zur Familie gehörte.

Den größten geistigen Genuß innerhalb dieser Geselligkeit gewährte uns unser Kränzchen, in dessen kleinem Kreise sich zwischen allen Teilnehmern herzliche Freundschaft bildete, so daß sich jeder in aller Offenheit geben und ergehen konnte. Hier zogen uns die uns mehr gewohnten „norddeutschen Formen des Umganges" unmittelbar an; nicht als ob sie dem weiteren Kreise ganz fremd gewesen wären, aber sie gingen nur mit. Die Hauptsache aber blieb, daß sich in dem durch geistige Anregung aller Art durchwobenen geistigen Verkehr unseres kleinen Kreises die eigentümlichen Vorzüge, wie nur der Verkehr in Universitätskreisen sie bieten kann und wie sie sein charakteristisches Merkmal im Vergleich zu anderen Kreisen bilden, sich in schönster Weise gestalteten. Durch die gemeinsame Freude an irgend welchem höheren geistigen Genuß wurde an unseren Abenden die Betrachtung zunächst auf einen Punkt gelenkt und die Stimmung in eine reine Höhenluft gehoben; von da aus verbreitete sich dann bei einfachem Abendessen das Gespräch fröhlich und

unerschöpflich, bald auf ernste und lehrreiche Gegenstände, bald in lustigem Humor um den Tag und seine Begebenheiten. Im ersten Winter führte uns an solchen Abenden Droysen, der große Kenner und Übersetzer der griechischen Dramatiker, die Tragödien des Äschylos vor, indem er sie, durch geschickt dazwischen geworfene Erläuterungen, zugleich verständlich und packend zu machen wußte. Droysen, der alte Schulmann, aber von schulmeisterlicher Pedanterie so frei wie möglich, war ein großer Pädagoge und verstand es, in wunderbarer Weise nicht nur den Geist, sondern zugleich das Sittlichkeitsgefühl der Menschen zu fassen und zu erregen. Auch hier beim Äschylos folgte er solcher Methode, aber in ihrer Anwendung nicht auf kindliche, sondern auf reife Geister. Ich habe viel daran gelernt und bestrebte mich, seinen Spuren nach meiner Art und Weise zu folgen, indem ich im zweiten Winter die Führung unserer Abende mit der Lektüre der Nibelungen übernahm. Mir lag dies Thema nicht nur durch meine Arbeiten besonders nahe, sondern es war auch, wenigstens innerhalb der gelehrten Kreise, soeben durch den Holtzmannschen Angriff gegen die Lachmannsche Theorie zu allgemeiner Beachtung in den Vordergrund gerückt. Zur richtigen Universitätsgesellschaft gehörte es aber, daß auch die Damen an dem teilnehmen, was ihre Männer erregt. Alle wollten wissen, wie denn das von Lachmann zugeschnittene Gedicht sich ausnehme und wodurch es sich von der überlieferten Form scheide, und wenn die Männer in gelehrter Parallele mit der Homertheorie Friedrich August Wolfs gleich bei der Hand waren, so wollten die Damen nun nebenbei auch wissen, was es mit Wolf sei. Ja, selbst an der Wertung einer wichtigen Lesart gegen die andere mußten sie ihre feinen, an das Prüfen von Leinen und Seide geübten Finger hie und da versuchen. Die Hauptaufgabe blieb aber, die kleine Gesamtheit zu begeisterter Erkenntnis der Erhabenheit und Macht des gewaltigen Gedichtes zu führen. Im dritten Winter vereinigten Droysen und ich uns, um eine gemeinsame Aufgabe: Wir lasen, in ähnlicher Weise erläuternd, Dantes „göttliche Komödie", indem wir mit einander abwechselten. Eine der wichtigsten Aufgaben der Erläuterung mußte freilich Droysen allein übernehmen; er hatte sich eben damals tief eingehend innerhalb seiner geschichtlichen Arbeiten mit Dante und seiner Kaiserpolitik beschäftigt. So blieb es ihm überlassen, zu allem den großen geschichtlichen Hintergrund zu beleuchten und die Bezüge der „Divina" darauf zu erläutern. Ich glaube, daß meine Erinnerung nicht irrt, wenn ich hinzufüge, daß allen Teilnehmern diese Dante-Abende den höchsten Gewinn gebracht und darum den tiefsten Eindruck hinterlassen haben. Gewiß ist dies mit mir selbst der Fall; ich habe selbst zum ersten Mal hier die richtige Auffassung für diesen einzigartigen unter den Größten gewonnen, und alle meine späteren Dantestudien gehen aus von diesen Abenden. Es war in hohem Grade anziehend zu sehen, wie und mit welchem Erfolg Droysen das landläufige Vorurteil zu zerstören wußte, als sei eigentlich nur die „Hölle" interessant und lesbar; er wußte darüber hinaus zu führen durch die Erkenntnis davon, wie viel höher seinem Geistesgehalt nach der Stoff vor allem des „Himmels" über dem, wenn auch pikanteren, der „Hölle" stehe.

1813.

Von

Guſtaf Dickhuth.

III.

Blücher hielt es für notwendig, nach dem Rückzug von Löwenberg die Stimmung ſeiner Truppen zu beruhigen. Er erließ folgenden Tagesbefehl:

„Der Feind will uns zu einer entſcheidenden Schlacht nötigen; aber unſer Vorteil erheiſcht, daß wir ſolche jetzt vermeiden. Wir gehen daher zurück und tun ihm ſicher dadurch ſehr wehe, indem er Zeit verliert und die vereinigten ruſſiſchen, öſterreichiſchen und preußiſchen Armeen Zeit gewinnen, aus Böhmen und über die Elbe in ſeinen Rücken vorzubrechen, ſowie auch der Kronprinz von Schweden von der Mark aus in ſeinem Rücken angreifen wird. Die meinem Kommando anvertraute verbündete Armee ſehe daher dieſen Rückzug nicht als einen abgenötigten, ſondern als einen freiwilligen an, der darauf berechnet iſt, den Feind in ſein Verderben zu führen."

Aus dieſen Worten geht ſchon hervor, daß Blücher keineswegs geſonnen war, den Rückzug immer weiter fortzuſetzen. Er hatte erfahren, daß Napoleon ſelbſt mit ſeinen Garden nach Schleſien gekommen war, und nur vor erdrückender Überlegenheit wollte er zurückweichen, von Abſchnitt zu Abſchnitt. Sobald der Feind wieder erhebliche Kräfte nach anderer Richtung verwendete, wollte Blücher wieder Front machen und ſeinerſeits angreifen.

Dieſen Moment aber zu erkennen, iſt im Kriege und namentlich in großen Verhältniſſen unendlich viel ſchwieriger, als man ſich gemeinhin vorſtellt.

Nun war ja Blücher davon unterrichtet, daß Schwarzenberg mit der Böhmiſchen Armee den Marſch auf Dresden angetreten hatte. Es war zu erwarten, daß Napoleon mit einem großen Teil ſeiner Truppen ſich dorthin wenden würde. Natürlich lag es in ſeinem Intereſſe, ſeinen Abmarſch zu verſchleiern. Eine dreiſte Offenſive der Franzoſen in Schleſien brauchte alſo nicht dahin gedeutet zu werden, daß ſie dort noch die Überlegenheit für ſich hatten. Ihre Angriffe konnten auch den Zweck haben, den Abmarſch der Hauptkräfte nach Dresden zu maskieren.

Wollte Blücher dieſen Moment ausnutzen, ſo mußte er nicht nur ihn ſchnell erkennen, ſondern er mußte auch alle ſeine Truppen ſo zur Verwendung bereit halten, daß er aus dem Rückzug unmittelbar zum Angriff übergehen konnte.

Im allgemeinen sucht man auf dem Rückzuge einen reichlichen Abstand von dem Feinde zu gewinnen. Hier mußte enge Fühlung gehalten werden.

Das alles bedingte für die Truppe außerordentliche Anstrengungen, für das Oberkommando ganz ungewöhnliche Schwierigkeiten in der Verpflegung; und die unvermeidlichen, der Truppe unverständlichen Hin- und Hermärsche konnten mit der Zeit das Vertrauen zur obersten Führung erschüttern.

Auf die Einzelheiten dieser Bewegungen soll nicht weiter eingegangen werden. Macdonald folgte nach Napoleons Abmarsch dem zurückgehenden Blücher bis an die Katzbach zwischen Goldberg und Liegnitz und machte dort halt, um die Rückkehr eines Korps abzuwarten, das infolge eines mißverstandenen Befehls abmarschiert war.

Für Blücher war es sehr schwer, sich ein Bild von den Absichten des Feindes zu machen; ein Teil seiner Truppen stand still, ein Teil rückte noch weiter vor, ein Teil war sogar zurückgegangen.

Die Schlesische Armee war in den letzten acht Tagen zweimal zwischen dem Bober und der Katzbach hin und her marschiert, in angestrengten Märschen, zum Teil bei Nacht, auf Wegen, die von dem lang anhaltenden schlechten Wetter tief aufgeweicht waren; fast jeden Tag war heftig gekämpft worden; dazu hatte die Truppe an allem Not gelitten. In den letzten vier Tagen war nicht ein einziges Mal abgekocht worden. Man hatte auch kaum etwas zu kochen gehabt. Hungrig legten sich die schlecht bekleideten Leute nachts auf den nassen Boden. Es gibt nichts, was die Truppe mehr aufreibt als eine Reihe von nassen, kalten Biwaks bei unzureichender Verpflegung. Die Verluste waren dem entsprechend.

Das Schlesische Reserveregiment hatte bereits aus seinen 3 Bataillonen eins formiert, und das zählte nur 700 Mann.

Im ganzen Korps Yorck betrug der Abgang 10000. Und was war mit diesen Riesenopfern erreicht?

Nach zehn Tagen stand die Schlesische Armee fast genau auf demselben Fleck. In den Generalkommandos begann sich die Kritik zu regen.

Der russische General Graf Langeron zeigte bereits eine bedenkliche Neigung, nicht mehr zu gehorchen und fortan seine eigenen Wege zu gehen.

Yorck hatte immer ein eifersüchtiges Mißtrauen gegen den Generalstab gehegt. Die Konvention von Tauroggen hatte sein Selbstgefühl ins fast Krankhafte gesteigert. Von Natur schwarzgallig, verfolgte er den Gang der Operationen mit wachsendem Groll und schimpfte in tiefer Erbitterung und ohne die mindeste Rücksicht auf das heerverderbende Oberkommando. Es fehlte ihm das Vertrauen, das die mangelnde Einsicht ersetzt hätte. Die Einsicht konnte er füglich nicht haben. Ohne genaue Kenntnis aller Umstände waren Blüchers Maßnahmen allerdings nicht verständlich.

Aus der Natur der Aufgabe, die der Schlesischen Armee gestellt war, folgte mit Notwendigkeit, daß sie ihre Bewegungen in gewissen Grenzen nach denen des Gegners richten mußte. Ging Macdonald zurück, so mußte ihm Blücher folgen; ging Macdonald vor, dann mußte Blücher so lange

zurück, als er den Eindruck hatte, daß noch immer weit überlegene Kräfte gegen ihn standen.

Blieb Macdonald stehen, so galt es, schnell zu erkennen, ob das nur ein vorübergehender Halt war, oder ob der Marschall beabsichtigte, sich in einer Stellung zu schlagen.

Zudem war Blücher stets darauf bedacht, dem Feinde täglich und stündlich bei allen und jeden Gelegenheiten Abbruch zu tun, wenn er schon keine entscheidende Schlacht schlagen konnte.

Das war alles nur möglich, wenn stets auf der ganzen Linie die engste Fühlung mit dem Feinde gehalten wurde, um dauernd klar zu sein über die wahrscheinlichen Absichten des Gegners.

Nun schienen aber die Maßnahmen Macdonalds oft schwankend. Um so schwieriger wurde dadurch die Führung der Schlesischen Armee. Es kam nicht selten vor, daß auf eine sehr wahrscheinlich klingende Nachricht die ganze Armee plötzlich in Marsch gesetzt wurde, ohne Rücksicht auf die Tageszeit, ohne Rücksicht auf die Bedürfnisse von Mann und Pferd. Und dann war's doch nichts. Alle Anstrengungen waren umsonst gewesen.

So hatten denn die kommandierenden Generale je länger je mehr den Eindruck, daß die Armee durch widersprechende Befehle in planlose Operationen geführt werde. So viel schien ihnen in jedem Falle klar zu sein: die Truppen konnten die ihnen vom Oberkommando zugemuteten Anstrengungen nicht länger ertragen.

General Yorck machte eingehende schriftliche Vorstellungen gegen „diese Manier, dem Feinde auf jedes Gerücht von seinem Rückzuge sogleich mit der ganzen Armee zu folgen". Er wollte größeren Abstand gehalten haben und nur Detachements oder wie man damals sagte Avantgarden am Feinde lassen.

„Da es einmal," führte er aus, „im Plan des Oberkommandos lag, eine Hauptschlacht zu vermeiden, so mußte das Vorgehen mit dem Ganzen ein ebenso schnelles Wiederzurückgehen veranlassen, wenn der Feind zum Vorgehen Miene machte, und die Armee durch Märsche ruinieren. Bleibt aber eine hinlänglich starke Avantgarde am Feinde, bis seine Bewegungen sich völlig aufgeklärt haben, so kann im Falle des feindlichen Rückzuges die ausgeruhte Armee in einem starken Marsch den Feind immer wieder erreichen."

Das Armee-Oberkommando stand durchaus unter dem Einfluß der genialen Persönlichkeit Gneisenaus. Das ganze Hauptquartier war einig in der Überzeugung, daß die Schlesische Armee so und nicht anders geführt werden müsse. Nur einer war mißtrauisch geworden: Blücher.

Der alte Soldat hatte sich den Gründen seines Generalstabschefs nicht verschließen können. Seine Einsicht hatte er bisher zurücktreten lassen; aber mit seinem Herzen konnte er sich nicht finden in die Erfolglosigkeit so großer Anstrengungen. Er sah es kommen, daß die Armee aufgerieben wurde, wenn das so weiter ging. Während er noch den Vortrag seines Chefs offiziell billigte, trat er doch bereits innerlich auf die Seite der Mißvergnügten. In einem Augenblick äußerster Verstimmung hat er sogar vorübergehend daran

gedacht, sich von Gneisenau zu trennen und Katzeler an dessen Stelle zu berufen. Ein Sieg mußte nach seiner Überzeugung alles bisherige Ungemach wieder ausgleichen; eine Niederlage konnte den Zustand nicht wesentlich verschlimmern.

Am 24. August abends faßte Blücher den Entschluß zur Schlacht. Ging der Feind auf Jauer vor, dann sollte die Schlesische Armee sich ihm entgegenstellen; blieb er stehen, dann sollte sie ihn in seiner Stellung angreifen.

Gneisenau riet ab. Blücher hat den Vortrag seines Chefs sonst ausnahmslos gut geheißen. Hier hat der alte Held starken Herzens die Leitung an sich gerissen.

Yorck, der von dieser Wendung nichts wußte, kam am folgenden Tage ins Hauptquartier und überschüttete seinen Oberfeldherrn persönlich mit den bittersten Vorwürfen. Blücher verlor trotz seiner Jahre leicht die Selbstbeherrschung und antwortete mit maßloser Heftigkeit. Er schloß damit, daß er den General Yorck in derbem Ton in seine Schranken als Untergebener zurückwies. Die Sache war um so peinlicher, da russische Offiziere Zeugen dieses Auftrittes waren.

Wie tief aber der Grimm in Yorcks Seele eingefressen war, geht daraus hervor, daß er noch am Abend sich verpflichtet glaubte, einen Brief an den König zu schreiben:

„Euer Königlichen Majestät Allerhöchstes Interesse und des Staates Beste nach Kräften zu fördern ist durch dreiundvierzigjährige Dienstzeit mein Bestreben gewesen. Geruhen also Euer Königliche Majestät es als den reinsten Ausdruck meiner Überzeugung huldreichst entgegenzunehmen, wenn ich freimütig das Bekenntnis ablege, daß ich Euer Königlichen Majestät bei dem mir Allergnädigst anvertrauten Kommando des I. Armeekorps nicht ferner nützlich sein kann. Vielleicht ist meine Einbildungskraft zu beschränkt, um die genialen Ideen begreifen zu können, welche das Oberkommando des Generals von Blücher leiten. Der Augenschein lehrt mich aber, daß fortwährende Märsche und Kontremärsche in den acht Tagen des wieder eröffneten Feldzuges die mir anvertrauten Truppen bereits in einen Zustand versetzt haben, der bei einer kräftigen Offensive des Feindes kein günstiges Resultat erwarten läßt. Daß er solche bisher noch nicht ergriffen hat, ist ein Glück, das die hier vereinigte Armee noch bisher vor Ereignissen, denen von 1806 ähnlich, geschützt hat. Übereilungen und Inkonsequenzen bei den Operationen, unrichtige Nachrichten und das Greifen nach jeder Scheinbewegung des Feindes, dabei Unkunde in den praktischen Elementen, welche zur Führung einer großen Armee mehr nötig sind als sublime Ansichten, sind leider die durch die Erfahrung bekannten Ursachen, welche eine Armee zugrunde richten können, bevor sie zu ihrer Hauptbestimmung gelangen kann, wenn es sich gebührt zu schlagen. Meine Pflicht als Untergeneral fordert von mir blinden Gehorsam. Meine Pflicht als treuer Untertan fordert mich dagegen auf, dem Übel entgegenzustreben, und diese Kollision hat die natürliche Folge, daß ich dem Oberkommandierenden im Wege bin und dem Ganzen

mehr schädlich als nützlich werde. Daher wende ich mich zu Euer Königlichen Majestät mit der alleruntertänigsten Bitte, mich von dem Kommando des I. Armeekorps zu entlassen und mich in ein anderes, wäre es auch ein noch subalternes Verhältnis, setzen zu wollen, wo ich Euer Majestät mit mehr Nutzen dienen kann."

Dieser Brief ist ein interessantes Dokument. Er zeigt, daß Blücher harte Kämpfe zu bestehen hatte nicht nur gegen den Feind, sondern gegen seine eigenen Untergebenen. Wenn der General Yorck glaubte, seinem König gegenüber in solchen Ausdrücken von seinem Vorgesetzten sprechen zu dürfen — welche Sprache mag er im Feldlager geführt haben!

Die Antwort des Königs ist nicht bekannt geworden. Es scheint, daß eine solche überhaupt nicht erfolgt ist.

Blücher hatte nach all dem erfolglosen Hin- und Herziehen der letzten Tage den instinktiv richtigen Gedanken gefaßt, der bisherigen Art der Kriegführung ein Ende zu machen, der Entscheidung auf dem Schlachtfelde nicht mehr auszuweichen, sondern sie zu suchen.

Am 26. August ging Blücher von Jauer zum Angriff vor, in demselben Moment, als Macdonald sich anschickte, die Schlesische Armee über Jauer zurückzudrängen.

Die Franzosen gingen in drei Kolonnen vor: rechts Lauriston längs der Wütenden Neiße, in der Mitte Gérard über die Wütende Neiße hinweg und links Souham über die Katzbach.

Blücher hatte ebenfalls drei Kolonnen gebildet. Langeron, der Lauriston gegenüber auf dem linken Ufer der Wütenden Neiße stand, sollte sich dort zunächst verteidigen, bis die beiden anderen Kolonnen in seine Höhe gekommen waren.

Yorck sollte von Jauer aus dicht am rechten Ufer des Flusses entlang marschieren; Sacken rechts von Yorck.

Langeron fand für seine vorerst defensive Aufgabe eine vorzügliche Stellung, die sich mit dem rechten Flügel an das linke Ufer des tief eingeschnittenen Flusses anlehnte. Er war dem General Lauriston an Kräften überlegen, auch an Artillerie, obgleich er seine 48 schweren Geschütze über Jauer nach Striegau zurückgeschickt hatte — damit sie nicht im Falle eines Unglücks dem Feind in die Hände fielen!

Yorck hatte in der ihm befohlenen Marschrichtung ein Detachement vorgeschoben, das den Flußübergang gegenüber von Kroitsch besetzt hielt. Gegen dieses Detachement ging die mittlere Kolonne der Franzosen unter Gérard vor. Die schwachen preußischen Truppen wurden zurückgedrückt, und um halb zwei Uhr nachmittags erstiegen die ersten französischen Bataillone das Plateau des rechten Ufers. Ein Teil der Schlesischen Landwehr geriet auf dem Rückzuge in solche Auflösung, daß der Major Hiller den Leuten drohte, er werde auf sie schießen lassen, wenn sie sich nicht wieder in die Ordnung fügten.

Langeron hatte inzwischen Nachricht, daß Yorck mit ihm auf dem anderen Ufer in gleicher Höhe war. Er hätte nun antreten sollen in der Richtung auf Goldberg. Aber dazu hätte er Lauriston angreifen müssen, der ihm gegenüber stand. Das getraute er sich nicht. Im Gegenteil, er war geneigt, vor

einem feindlichen Angriff nach Striegau zurückzugehen, wohin er schon seine schwere Artillerie vorausgeschickt hatte.

Als daher um halb ein Uhr nachmittags Lauriston wirklich vorging, meldete Langeron sofort, daß er von überlegenen Kräften angegriffen würde, was ganz unrichtig war. Er nahm seine Avantgarde aus ihrer vorteilhaften Stellung zurück und schickte seine Reserve in eine Aufnahmestellung.

Trotz dieser Entsendung verfügte er noch über 30 Bataillone, 13 Eskadrons und 64 Geschütze und war, durch das Gelände unterstützt, dem Angreifer überlegen.

Währenddessen hatte die mittlere französische Kolonne, Gérard und Kavalleriekorps Sebastiani, die Wütende Neiße größtenteils überschritten und war im Begriff, den rechten Talhang zu erklettern; die linke Kolonne, Souham, war noch ganz auf dem linken Ufer der Katzbach.

Demnach waren auf beiden Seiten gegen zwei Uhr nachmittags die Kräfte so verteilt:

Auf dem südlichen Flügel, links der Wütenden Neiße, stand Lauriston mit 17000 Mann gegen 24000 von Langeron.

Auf dem nördlichen Flügel, rechts der Wütenden Neiße, standen Gérard und Sebastiani mit 27000 Mann gegen 25000 von Yorck und Sacken.

Souham war zu dieser Zeit noch so weit zurück, daß er in das Gefecht nicht eingreifen konnte.

Die Kolonne Gérard hatte zwar an dem Detachement Hiller nur geringen Widerstand gefunden, aber der Flußübergang und das Erklimmen des steilen rechten Ufers hatte die Marschordnung empfindlich gestört und die Truppenverbände teilweise völlig zerrissen.

Diese Verhältnisse waren weder Blücher noch Macdonald im einzelnen so genau bekannt. Der dichte Regen verhinderte jede Übersicht; man konnte kaum hundert Schritt weit sehen. Vor allem wußte Macdonald nicht, daß Souham noch so weit zurück war.

Von der Schlesischen Armee ritten Gneisenau und der Oberquartiermeister Müffling gegen den Talrand vor, um zu erkunden. Sie sahen, daß der Feind dem zurückgehenden Detachement Hiller auf die Hochfläche folgte; voran Kavallerie mit Artillerie, dahinter Infanterie.

Gneisenau überlegte: Wenn Yorck längs des Talrandes weiter marschierte, dann konnte er in einer Stunde die Stelle erreichen, wo der Hohlweg aus dem Flußtal auf die Hochebene heraustrat. Bis zu dieser Zeit konnten etwa 10—12000 Franzosen die Neiße überschritten haben. Also Yorck und Sacken waren weit überlegen. Wenn sie zum Angriff vorgingen, wenn es gelang, den Feind von der Hochfläche herunter und in den Engweg auf seine anrückenden Verstärkungen zurückzuwerfen, so mußten die Franzosen mit dem angeschwollenen Fluß im Rücken einer Katastrophe entgegengehen.

Auf Gneisenaus Vortrag schickte Blücher an Yorck und Sacken den Befehl zum Angriff. Sacken war ein anderer Mann als Langeron. Dem Offizier, der den Befehl überbrachte, sagte er mit leuchtenden Augen: „Antworten Sie dem General: Hurra!“

Blücher ritt an der Front der Yorckschen Bataillone entlang. Er rief den Leuten zu, sie sollten gleich mit dem Bajonett angreifen, da bei dem Regen die Gewehre doch nicht losgehen würden.

Entschlossen ging die preußische Infanterie vor und warf die vordersten französischen Schützen zurück. Zugleich attackierte die Kavallerie, 7 Eskadrons. Es gelang ihr, die französische Kavallerie zu überraschen, sie auf ihre Artillerie zu werfen und 4 Batterien zu nehmen. Als aber frische Regimenter Sebastianis eingriffen, mußten die Preußen wieder weichen, bis die französischen Reiter durch die Infanterie Yorcks aufgehalten wurden. Als die Franzosen kehrt machten, um sich wieder zu sammeln, ritten die Brandenburger Ulanen und die Lithauer Dragoner heran und schlugen die feindliche Kavallerie aus dem Felde.

Inzwischen war auch Sacken rechts von Yorck vorgegangen. Vor seiner Front zeigte sich das Kavalleriekorps Sebastiani, im Begriff, sich gegen die rechte Flanke von Yorck zu wenden.

Die russische Kavallerie holte nun soweit rechts aus, daß Sebastiani in Flanke und Rücken gefaßt und gleichzeitig in der Front von der Infanterie und den Husaren angepackt wurde. Diese Bewegung wurde begünstigt durch den fortgesetzt strömenden Regen und die dadurch bewirkte Unsichtigkeit.

Da inzwischen auch die Infanterie und Kavallerie von Yorck herangekommen war, wurde schließlich das Korps Sebastiani von drei Seiten eingeschlossen und völlig auf die eigene Infanterie geworfen. Diese Infanterie war außerstande, die fliehenden Reiter aufzunehmen, da ihre Gewehre in der Nässe versagten, und so wurde denn alles in unentwirrbarem Knäuel den Talhang heruntergeworfen in den Fluß.

In diesem Augenblick war die französische dritte Kolonne, Souham, angekommen und versuchte sich zu entwickeln. Auf ihren Anfang warf sich die dicht gedrängte Masse der Korps Gérard und Sebastiani. Infanterie, Reiter, Geschütze, Munitionswagen, alles drängte in Angst und Hast nach den steilen Hohlwegen, die in das Tal hinunterführten. Bald waren diese Wege durch umgeworfene Fahrzeuge gänzlich gesperrt, und nun wälzte sich der Strom der Fliehenden seitwärts der Wege die fast senkrechten Abhänge hinab nach den Brücken und Fuhrten der Wütenden Neiße und der Katzbach.

Beide Bäche waren am Morgen noch harmlose Gewässer gewesen. Der wolkenbruchartige Regen hatte sie binnen weniger Stunden in reißende Ströme verwandelt. Die Brücken konnten die Massen der Flüchtigen nicht fassen, tausende irrten längs des Ufers, suchten vergeblich einen Übergang und fielen dem Feind in die Hände, viele hundert Menschen und Pferde fanden den Tod in den Wellen. Die Szene wurde grauenvoll, als drei russische Batterien auf dem Talrand erschienen und in die wirren Haufen der Franzosen ihre Kartätschen und Granaten sendeten.

Zwei Bataillonen preußischer Infanterie und den 2. Leibhusaren gelang es, über den Fluß zu folgen, doch machten Dunkelheit und Erschöpfung dieser Verfolgung bald ein Ende.

Während alles dies auf dem rechten Neißeufer sich abspielte, war Langeron auf dem linken Ufer schon im Begriff, vor dem Angriff Lauristons

zurückzugehen, als Blücher ihm im rechten Augenblick seine Reservebrigade über den Fluß zuhilfe schickte. Durch ihr Eingreifen gelang es, die Franzosen abzuweisen und auf Goldberg zu werfen.

Die zum Tode erschöpften Truppen blieben bei Einbruch der Dunkelheit stehen, wo sie sich gerade befanden. Der Regen strömte unbarmherzig vom Himmel. Bis auf die Haut durchnäßt, hungrig und frierend in ihren leinenen Hosen, ohne Mäntel, zum großen Teil ohne Schuhe, mit nackten Füßen, lagen die Leute auf dem durchnäßten Boden.

Nur kräftige Naturen haben diese Nacht überstanden. Das 1. Bataillon des 14. Landwehr-Regiments zählte am Abend der Schlacht noch 510 Mann, am anderen Morgen noch 202; das 2. Bataillon desselben Regiments abends 577, morgens 271. Der Kommandeur des 3. Bataillons hatte angeordnet, daß seine Leute sich die Mäntel und die Schuhe der toten Franzosen nehmen sollten. Die Maßregel hat sich bewährt; das Bataillon verlor in der Nacht nur 53 Mann durch Kälte und Hunger.

Trotz dieser wirklich entsetzlichen Leiden war die Stimmung in der Armee freudig gehoben. Noch ließ sich die Größe des Sieges nicht übersehen, aber einige dreißig Kanonen waren erobert, viele Munitionswagen und weit über tausend Gefangene.

Der materielle Verlust der Franzosen war gar nicht einmal sehr groß. Vom Korps Gérard hatte nur die vorderste Division gefochten; von der folgenden nur 14 Geschütze. Vom Korps Sebastiani nur die beiden leichten Divisionen, die Kürassiere nicht. Vom Korps Souham nur die Tête.

Die Truppe hatte also kaum eine entscheidende Niederlage erlitten; eine solche ergab sich erst aus der Verfolgung.

Um ½10 Uhr abends gab Blücher die Befehle dazu aus. Gleich zu Anfang heißt es:

„Stößt die Infanterie auf den Feind, so greift sie ihn mit gefälltem Bajonett an, ohne zu schießen. Wo die Kavallerie auf den Feind stößt, greift sie in Regimentskolonne mit Zugfront an. Die tapfersten und entschlossensten Leute werden an die Spitze der Kolonne gestellt."

Mit Tagesanbruch sollten die Avantgarden und die Kavallerie antreten; die Gros sollten erst abkochen und dann folgen.

Auch am Morgen strömte der Regen unablässig mit der gleichen Stärke. Alle Brücken waren versperrt, der Fluß wurde immer reißender. Um 6 Uhr früh konnten noch drei Kavallerie-Regimenter von Yorck übergehen, die Avantgarde fand die Neiße und die Katzbach unüberschreitbar und blieb untätig bis zum Abend stehen. Auch die übergegangene Kavallerie verfolgte nicht mit der nötigen Energie und Verantwortungsfreudigkeit, so daß Blücher sehr ungehalten war.

Am anderen Morgen befahl er:

„Ich kann meine Unzufriedenheit mit der Kavallerie nicht bergen. Sie weiß ihre Bestimmung, am Feinde zu bleiben und ihm zu schaden, wo sie kann; statt dessen will sie observieren und verlangt immerwährend Orders. Es ist nicht genug zu siegen; man muß auch den Sieg zu benutzen wissen.

Gehen wir dem Feind nicht auf den Leib, so steht er natürlich wieder, und wir müssen durch eine neue Schlacht erreichen, was wir aus dieser erhalten können, wenn wir mit Energie verfolgen."

In einem zweiten Befehl heißt es:

„Bei dem gegenwärtigen Rückzug des Feindes muß unser ganzes Bestreben sein, ihm soviel Abbruch zu tun, daß er außerstand gesetzt werde, sich noch viel mit uns zu messen. Dieser wichtige Zweck kann nur durch eine schnelle und sogar verwegene Verfolgung des Feindes erreicht werden. Ich sehe aber mit Bedauern, daß unsere demselben nachgesetzte Kavallerie diesem Zweck keineswegs entspricht, daß sie keine Gefangenen macht und daß sie überhaupt mit einer Behutsamkeit zu Werke geht, als habe sie nicht einen geschlagenen, sondern einen siegreichen Feind vor sich."

Und an Yorck:

„Euer Exzellenz wollen es daher den Anführern jener Kavallerie zur strengsten Pflicht machen, mit dem Eifer und der unermüdlichen Tätigkeit zu verfahren, welche die Wichtigkeit des ihnen aufgetragenen Geschäftes erfordert, und ihnen zu gleicher Zeit bemerklich machen, wie sie bei ihrer Entfernung von dem Gros der Armee nach eigener Einsicht handeln und nicht erst bei jeder Gelegenheit sich Verhaltungsbefehle erbitten müssen, wodurch die kostbare Zeit, die sie unausgesetzt zu benutzen haben, verloren geht."

Die 2. Leibhusaren handelten im Sinne Blüchers. Sie waren in der Morgenfrühe, ohne Befehl abzuwarten, gegen den Feind vorgegangen. Halbwegs nach Goldberg, bei Röchlitz, stieß der Major Stößel auf eine französische Abteilung, die die dortige Katzbachbrücke deckte. Stößel ließ absitzen und stürmte das Dorf zu Fuß mit dem Säbel in der Faust. Ein Oberst, 6 Offiziere und 420 Mann fielen gefangen in seine Hände. Im Laufe des Vormittags brachte das Regiment noch viele Gefangene und mehrere Munitionswagen ein und verfolgte den Feind bis über Goldberg.

Dem General Langeron, der während der Schlacht so zaghaft gewesen war, gelang es, auf der Verfolgung die Division Puthod bei Goldberg abzuschneiden und 1156 Mann gefangen zu nehmen.

Puthold berichtete an Macdonald:

„Es ist schmerzlich für mich, Ihnen melden zu müssen, daß drei Viertel der Soldaten ungeachtet meiner Bemühungen und Anstrengungen und der der Chefs und Offiziere sich in die Wälder und Häuser geworfen haben; daß Güte, Drohungen und Schläge nichts über sie vermocht haben, und daß sie antworteten, es sei besser gefangen zu werden als vor Elend umzukommen. Genug, Herr General, mir blutet das Herz, ich bin in der größten Trauer; aber ich werde darum nichtsdestoweniger meine Pflicht mit Ehren erfüllen. Euer Exzellenz können darauf rechnen."

Dieser Bericht fiel den Kosaken in die Hände.

Zwei Tage noch ging das Regenwetter so weiter; endlich am 29. August hellte sich der Himmel auf. Aber die Operationen waren in den vorhergehenden Tagen doch sehr gehindert worden. Der Zustand der Truppen spottet jeder Beschreibung.

Der General Horn berichtet:

„Das 4. Bataillon des 15. Landwehr-Regiments und das 2. Bataillon des 4. Landwehr-Regiments zählen nur noch 100 Mann; und auch diese sind so ausgehungert und abgemattet, daß ich sie in Haynau zurückgelassen habe. Auch die übrigen Bataillone sind sehr schwach, und ich glaube, daß ein großer Teil der Leute des Hungers wegen nach Hause gegangen ist. Das 15. Landwehr-Regiment zählte bei Beginn der Operationen 3200 Mann; jetzt hat es noch 320."

Die jungen Menschen hielten die Qualen des Hungers nicht aus. Sie waren aus Schlesien, und wenn sie in die Nähe ihrer Dörfer kamen, liefen sie schnell mal nach Hause und aßen sich gründlich satt. Dann kamen sie wieder zur Truppe und brachten einen von der Mutter gefüllten Brotbeutel mit. Damit glaubten sie nichts Böses zu tun.

Ein anschauliches Bild von den Schwierigkeiten der Verpflegung gibt ein Brief des Kriegskommissars (Intendanten) Reuhe an Yorck:

„In dem Maße als Euer Exzellenz sich durch den erfochtenen ruhmvollen Sieg beglückt fühlen werden, in eben dem Grade fühle ich mich unglücklich, daß die eingetretene Witterung es ganz unmöglich macht, den Truppen ihre Vorräte an Lebensmitteln schnell heranzubringen. Wir führen den Krieg in einem Lande, wo die Hände zur Arbeit und zum Dreschen, wo die Mittel zum Transport fast ganz fehlen. Um für einen Tag den Bedarf an Futterkörnern herbeizuschaffen, brauchen wir mehr denn dreihundert Wagen, und nirgends ist ein Magazin vorhanden, aus welchem wir täglich einen Bedarf von dreihundert Scheffel entnehmen könnten. An meinen Anordnungen und Bemühungen liegt es bei Gott nicht, aber ich kann die Unmöglichkeit nicht bergen, und es muß entweder der Hafer auf dem Felde, oder das Korn in Garben aus der Scheune fouragiert werden. Ich fühle mich in meiner Lage, wo ich beim besten Willen nicht helfen kann, so unglücklich, daß ich keine frohe Stunde mehr habe und mich scheue, mich irgendwo mehr sehen zu lassen, da alles auf mich eindringt, und da es gewiß ein sehr peinliches Gefühl ist, Äußerungen der Unzufriedenheit und Klagen unverschuldet zu dulden."

Die Äußerungen der Unzufriedenheit werden bei dem General Yorck an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig gelassen haben.

Ebenso schlimm, wie mit der Verpflegung, stand es mit der Munition. Der mit dem Nachschub beauftragte General berichtet:

„Der unaufhörliche Regen hatte alle Patronentaschen durchweicht und die darin befindliche Munition gänzlich verdorben. Die Regimenter bestürmten mich mit der Forderung, ihnen diese Munition zu ersetzen, und bei der Berechnung fand sich, daß alle meine Kolonnen nicht hinreichend waren, auch nur diese durch Nässe verdorbene Munition zur Hälfte zu ersetzen. Hätten die Ereignisse dieser Tage, in denen die Korps sich nur noch teilweise im Verfolgen schlugen, neue bedeutende Gefechte oder gar eine Schlacht herbeigeführt, so wäre die Schlesische Armee wahrscheinlich aus Mangel an Munition sehr unglücklich gewesen."

Man sieht, mit welchen Schwierigkeiten die obere Führung zu kämpfen hatte. Dabei darf allerdings nicht übersehen werden, daß der Feind natürlich unter gleichen Schwierigkeiten in noch viel höherem Grade litt.

Wo die Franzosen erreicht und fest angegriffen wurden, da erlitten sie ungeheure Verluste. Die Division Puthod, die schon bei Goldberg stark gelitten hatte, wurde durch Langeron nochmals gestellt in einer Situation, in der sie nicht mehr um den Sieg fechten konnte, sondern nur noch um die Waffenehre. 120 Offiziere, 4000 Mann wurden gefangen, dazu 16 Geschütze und 2 Adler. Die andern wurden fast alle erschlagen. Von 11885 Mann kamen nur 254 über den Bober.

Gneisenau, der persönlich anwesend war, schreibt an seine Frau:

„Die angeschwollenen Gewässer hielten unser Nachsetzen auf, dennoch folgten wir, so gut wir konnten. Der Soldat ging bis an die Brust durchs Wasser; er versank im Schlamm. Viele sind barfuß und deren Zahl nimmt zu. Es fehlt in der ausgezehrten Gegend an Lebensmitteln; auf den grundlosen Wegen können die Lebensmittelwagen nicht folgen; auch fehlt es in den verlassenen Dörfern an Fuhrwerk. Dennoch trägt der Soldat das Ungemach ohne Murren, selbst mit Heiterkeit. Die Wirkungen des Schreckens des Feindes sind auf dem Weg von der Katzbach nach dem Bober allenthalben sichtbar: Leichname in den Schlamm gefahren, umgestürzte Fahrzeuge, Haufen von Gefangenen. Ich hoffe, daß wir die Armee Macdonalds gänzlich aufreiben werden. Es lebe der König! Sein Thron ist nun gegründet, und wir werden unseren Kindern die nationale Unabhängigkeit hinterlassen. Nun gehe ich gern schlafen."

Der Erfolg gegen die Division Puthod zeigt, was zu erreichen war, wenn die Verfolgung im Sinne Blüchers durchgeführt wurde. Aber in der Mitte und auf dem rechten Flügel, bei Yorck und Sacken, kam sie schon am 29. August gänzlich zum Stehen. Wie Blücher die Entschuldigungen Yorcks beurteilt, geht aus folgendem Erlaß hervor:

„Euer Exzellenz geehrtes Schreiben vom 30., in welchem Hochdieselben mir die Anstrengungen der Truppen und die Schwierigkeiten auseinander setzen, welche Hochdieselben beim Vorrücken gefunden, habe ich wohl erhalten. Soviel Vergnügen es mir jederzeit macht, mit Euer Exzellenz einerlei Meinung zu haben, so sehe ich mich doch genötigt, denenselben zu erklären, daß, obgleich ich mit dem guten Willen und mit der Art zufrieden bin, wie die Truppen alle Anforderungen ertragen haben, ich doch keineswegs finde, daß die Anstrengung aufs höchste getrieben worden sei und nicht noch mehr hätte geschehen können. An die Klagen der Kavallerie muß man sich nicht kehren; denn wenn man so große Zwecke als die Vernichtung einer ganzen feindlichen Armee erreichen kann, dann kann der Staat wohl einige hundert Pferde verlieren, die aus Müdigkeit fallen. Eine Vernachlässigung in Benutzung des Sieges hat zur unmittelbaren Folge, daß eine neue Schlacht geliefert werden muß, wo mit einer einzigen die Sache abgetan werden konnte."

Am 31. August abends hatte Macdonald westlich des Queiß wieder Front gemacht; die Schlesische Armee hatte das östliche Ufer erreicht.

Ein gefangener westfälischer Offizier sagte aus: am 29. August sei dienstlich bekannt gemacht worden, daß Napoleon am 26. die verbündete Hauptarmee bei Dresden entscheidend geschlagen, 12000 Gefangene, 15 Geschütze und 8 Fahnen erbeutet habe.

Hiernach war zu erwarten, daß der Kaiser mit den Garden nach Schlesien eilen würde, um die geschlagene Armee Macdonalds aufzunehmen und hier von neuem die Offensive zu ergreifen.

Blücher hielt also für richtig, die Verfolgung nun nicht weiter fortzusetzen. An Yorck erging Befehl:

„Euer Exzellenz ersuche ich die leichte Kavallerie beständig am Feinde zu lassen, auch die Avantgarden in angemessener Distanz nachzuschicken, mit dem Gros Ihres Korps aber bis auf weiteres den Queißfluß nicht zu passieren."

Entsprechende Weisungen gingen auch an Sacken und Langeron. Am 1. September wurde befohlen:

„Die Armee hat Ruhetag. Heut abend sechs Uhr ist Gottesdienst sowohl bei der Kavallerie als bei den Avantgarden, und nach demselben wird für den Sieg an der Katzbach und die Befreiung von Schlesien Viktoria aus großem und kleinem Geschütz geschossen."

Somit blieb die Schlesische Armee zunächst am Queiß stehen, während Macdonald nach Görlitz abzog.

Der Krieg in Schlesien war mit einer rastlosen Energie geführt worden, die fast keinen Tag ohne Kampf vorübergehen ließ. Dieser Charakter war der Kriegführung nur durch das Oberkommando gegeben worden, mit geringer Unterstützung der kommandierenden Generale, vielfach sogar im Gegensatz zu ihnen.

Darin liegt indessen noch kein Vorwurf für die Unterführer. Sie führten den Krieg, wie sie ihn gelernt hatten. Wohl aber zeigt dieser Gegensatz, wie hoch die Führer der Schlesischen Armee über die Masse der Zeitgenossen hervorragten.

Wenn nach dem Sieg an der Katzbach nicht noch größere Erfolge erzielt wurden, so lag das nicht nur an den geschilderten ungünstigen Umständen, sondern auch in der unvollkommenen Organisation, dem schwerfälligen Geist des damaligen Reglements und der geringen Gefechtsausbildung der größtenteils doch nur improvisierten Truppen. Die Kavallerie zeigt sogar entschiedene Rückschritte gegen die Zeit Friedrichs des Großen.

Aber in dem Verhalten des Oberkommandos ist doch das Werden einer neuen Kriegsweise deutlich erkennbar, die im gegebenen Augenblicke die Fesseln der überlieferten Ordnung abzustreifen weiß und das Wesen der Dinge über die Form stellt. Blücher hatte sich als Feldherr erwiesen.

Er war hauptsächlich auf den Wunsch des Kaisers Alexander an die Spitze der Schlesischen Armee gestellt worden. Innerhalb des eigenen Heeres wurde er damals noch vielfach zweifelhaft beurteilt. Man wußte nicht recht, ob er den mannigfachen Anforderungen einer so verantwortungsvollen Stellung gewachsen sein würde. Bisher hatte er sich nur in verhältnismäßig untergeordneten Stellungen betätigen können. Man wies auf seine ausschließlich kavalleristische Erziehung hin und behauptete, er würde für die Verwendung

der anderen Waffen kein Verständnis haben. Vor allem aber wurde hervorgehoben, daß dem General Blücher die theoretische Schulung fehle, die zur Führung einer Armee unerläßlich sei. Dazu kamen dann noch allerlei Bemerkungen über seine unzureichende allgemeine Bildung, sein hohes Alter, seine bedenkliche Neigung zu Spiel und Trunk.

Diese Ausstellungen waren nicht ganz unbegründet. Aber denen, die sie vorbrachten, fehlte es an dem rechten Augenmaß. Tatsächlich haben die unleugbaren Schwächen Blüchers auf seine Führung gar keinen ungünstigen Einfluß geübt, weil diese Mängel reichlich aufgewogen wurden durch Eigenschaften, die Blücher geradezu zum Führer der Schlesischen Armee vorher bestimmten.

Das Volk, das ein instinktives Gefühl für menschliche Größe hat, brachte Blücher ein grenzenloses Vertrauen entgegen. Dieses Vertrauen hatte der alte Soldat sich erworben, weil Glaube und Zuversicht ihn in keiner Lage des Lebens verlassen haben. Auf dem Rückzug nach Lübeck im Oktober und November 1806 hatte er inmitten des allgemeinen Zusammenbruchs für sich und seine Truppe die Waffenehre gerettet. Er hatte diese schwierige Operation durchgeführt mit einem unerschütterlichen Selbstvertrauen, im schroffen Gegensatz zu der Schwäche und Mutlosigkeit so vieler Generale.

Dieses Selbstvertrauen gründete sich auf die felsenfeste Überzeugung, daß der Preuße dem Franzosen überlegen sei, daß es nur der Führung eines Friedrich bedürfe, um den Franzosen abermals ein Roßbach zu bereiten.

Blücher ist der einzige höhere Führer gewesen, der sich persönlich nicht vor Napoleon gefürchtet hat. Alle anderen erschraken, wenn sie erfuhren, daß der Kaiser selbst gegen sie führte. Als Blücher zum ersten Male den tödlich gehaßten Mann auf dem Schlachtfelde sich gegenüber sah, sagte er voll tiefer Befriedigung: „Da ist ja der Kerl!“

Seine absolute Furchtlosigkeit entsprang dem freudigen Gefühl seiner eigenen Kraft und Tapferkeit, und sie machte ihn frei von allen kleinen Rücksichten. Niemals hat ihn der lähmende Gedanke beschlichen, daß er durch einen Mißerfolg, durch eine Niederlage seinen Ruf als Truppenführer, das Vertrauen der Armee verlieren könne; und deswegen behielt er immer seine Geistesgegenwart und Unerschrockenheit, auch in den gefährlichsten Lagen. Er hat später die härteste Probe bestanden, indem er aus der Niederlage sein Heer zum Siege führte. Das konnte er nur, weil die Kraft seiner Seele stärker war als alles Unglück. Tapferkeit und unermüdliche Tätigkeit machte er auch zum alleinigen Maßstab für die Beurteilung seiner Untergebenen. Deswegen mochte er Yorck, obgleich der ihm doch Schwierigkeiten genug bereitete.

Blücher hat nie einen Fehler nachgetragen, der aus übertriebener Kühnheit entstanden war, aber wo er auf Kleinmut und Zaghaftigkeit traf, da hat er sie scharf verurteilt.

Es ist verständlich, daß Blüchers Eigenart nicht nur auf seine nähere Umgebung, sondern auch auf die Truppe einen mächtigen, treibenden Einfluß hatte. Besonders wer Tatkraft und Unternehmungslust in sich fühlte, der wurde fortgerissen durch diesen prachtvollen alten Soldaten, der trotz seiner Jahre über Körper und Geist verfügte wie in Jugendtagen.

Im Kreise seiner Freunde und Kameraden war er harmlos fröhlich; auch in seinem Alter noch empfänglich für weibliche Reize, ein Freund eines scharfen Trunkes und dem Spiel niemals abgeneigt.

Aber die Herrschaft über sich selbst hat er niemals verloren. Sein Selbstgefühl und seine Willensstärke haben ihn davor bewahrt, daß er je Anstoß erregte oder seine Pflicht versäumte. Während des ganzen Feldzuges, bis zum Einzug in Paris, hat er keine Karte angerührt, auch nicht geduldet, daß in seinem Hauptquartier gespielt wurde.

Wir kommen zum Kern seines Wesens, wenn wir sagen, Blücher war eine germanische Natur. Schon äußerlich. Mit seiner imponierenden Gestalt, den schönen, edlen Gesichtszügen, dem feurigen Blick der Augen, dem weißen Haar wurde er der Liebling des Volkes und begeisterte die Soldaten, nicht nur die preußischen, sondern auch die russischen.

Er war genau vertraut mit den Bedürfnissen des gemeinen Mannes, er kannte auch den Gedankengang und die Empfindungen dieser einfachen Menschen, und deswegen konnte er sie in kritischen Lagen durch wenige kunstlose Sätze mit sich fortreißen. Merkwürdig; dieser Mann, der nicht einen Satz orthographisch und stilistisch richtig schreiben konnte, der fand dann für seine Soldaten machtvoll zum Herzen dringende Worte. Mit ihnen wußte er ihre Tapferkeit aufs höchste zu steigern, nach einem Mißgeschick sie zu trösten und ihre Hoffnung neu zu beleben. Die Leute wußten ganz gut, daß ihr General in friedlichen Tagen den Freuden der Tafel nicht abgeneigt war; um so mehr gewann er ihr Herz, da er im Felde ganz einfach und bedürfnislos lebte, trotz seiner einundsiebzig Jahre jedem ein Vorbild im Ertragen von Anstrengungen und Entbehrungen.

Indessen bleibt es doch verständlich, daß seine Vorzüge erst recht erkannt wurden, als der Erfolg da war. Vorher meinten die Menschen, daß alle diese gewiß wichtigen und seltenen Eigenschaften doch immer noch nicht ausreichten für den Führer einer Armee. Vom Feldherrn wird noch mehr verlangt. Das Räderwerk im Armeegetriebe ist so kompliziert, die Reibungen bei der Vereinigung solcher Massen sind so gewaltig, ihre Leitung nach einem Ziel verlangt so mannigfache Erwägungen, daß nur reichstes Wissen und nur ein durch Erfahrung geschulter Geist Schwierigkeiten überwinden können.

Hier liegt denn auch in der Tat die Grenze von Blüchers Können. Die Natur hatte ihm einen scharfen Blick gegeben, der das Wesentliche schnell erfaßte. In allen entscheidenden Momenten hat er die taktische Lage klar und richtig erkannt — zu weit gehender operativer Erwägung war er nicht fähig. Sein Blick richtete sich nur auf das Nächstliegende. Eine Übersichtskarte hat er niemals angesehen.

Da mußte sein Generalstab ergänzend und helfend eintreten. In Gneisenau hatte Blücher einen Chef von strategischem Weitblick; in Müffling einen Oberquartiermeister, der für die Technik der Armeeführung sorgte. In dieser Tätigkeit des Generalstabes liegt nicht nur eine große Verantwortung, sondern auch viel Entsagung. Die Aufgabe ist oft sehr schwierig und nicht immer dankbar.

Blücher machte es seinem Stabe leicht. Er war selbst überzeugt davon, daß er nicht imstande sei, weitgehende operative Pläne zu entwerfen. Aber Auffassung und Verstand waren scharf genug, um die ihm unterbreiteten Gedanken schnell zu verstehen, ihr Wesentliches in sich aufzunehmen und zu verarbeiten. War das geschehen, dann traten diese Gedanken gewissermaßen als seine eigenen wieder aus ihm heraus, und ihm gehörte ihre Umsetzung in die Tat.

Vor allem aber besaß Blücher eine Eigenschaft, die gerade bei dieser Zusammensetzung des Stabes unschätzbar war: er vertraute seinem Chef. Niemals ließ er sich durch andere abbringen von dem, was ihm einmal als richtig eingeleuchtet hatte; niemals hat er Einreden oder Vorschläge Unberufener auch nur angehört; unzugänglich für jeden fremden Einfluß, hörte er nur seinen ihm dienstlich bestellten Ratgeber.

Weltenfern lag ihm eine eitle Eifersucht gegen seinen Chef. Niemals hat er den Argwohn gehabt, er könnte beeinflußt oder beherrscht werden.

Es versteht sich von selbst, daß Blücher nur einen Chef haben konnte, der alle die Eigenschaften besaß, auf die er selbst einen entscheidenden Wert legte. Wäre Gneisenau nicht persönlich tapfer gewesen, dazu tatenfroh, kühn und beharrlich im Unglück — er hätte nicht bei seinem Feldherrn das durchgesetzt, was er tatsächlich erreicht hat. Aber Gneisenau war mehr, war eine Führernatur ersten Ranges. Er hat eine sehr bescheidene Jugendbildung gehabt. Was er wußte, hat er meist als Mann sich selbst angeeignet. Sein Wissen war weder sehr tief noch sehr umfangreich. Aber aus jedem Wort, das uns von ihm überliefert ist, spricht ein klarer Geist von natürlicher Schärfe und großer Urteilskraft, und die Gedanken kleiden sich in eine edle, einfache Sprache. Gneisenau besaß wirkliche Größe. Er war stets bereit, fremdes Verdienst anzuerkennen, und ganz unfähig, eigene Fehler auf andere abzuwälzen.

Seine Persönlichkeit tritt bei allen operativen Entschlüssen so sehr hervor, daß eine falsche Betrachtung dazu gekommen ist, ihn für den eigentlichen Führer der Schlesischen Armee zu halten und Blücher nur für einen Statisten. Solche Meinungen können nur aufkommen in langen Friedenszeiten. Der weitere Verlauf des Feldzuges wird Blüchers ganz persönliche Verdienste noch im hellsten Lichte zeigen. Die Schwierigkeiten in der Handhabung des Oberkommandos waren bei Unterführern wie Yorck und Langeron so groß, daß weder geniale Auffassung noch weiter Blick, weder theoretische noch praktische Kenntnisse sie überwinden konnten. Dazu gehörte die machtvolle Persönlichkeit des greisen Feldherrn, vor der am letzten Ende doch alle widerstreitenden Interessen sich beugten. Wahrscheinlich hätte Gneisenau den Krieg ebenso geführt wie Blücher. Aber nicht der Gedanke entscheidet, sondern die Tat. Darum trägt die Kriegführung der Befreiungskriege mit Recht Blüchers Namen, so sehr ihm Gneisenau in mancher Richtung überlegen war. Übrigens ist es sehr schwer, im einzelnen zu erkennen, welcher Gedanke dem Feldherrn gehört und welcher dem Chef; und wenn beide sich so glücklich verstehen wie im vorliegenden Falle, dann ist es ganz unmöglich. Die beiden Männer sind wie von der Vorsehung für einander geschaffen. Blücher ist ohne einen Chef

wie Gneisenau überhaupt nicht zu denken; und man braucht in Gedanken an Blüchers Stelle nur Männer wie Schwarzenberg, Langeron oder Bernadotte oder selbst Yorck zu setzen, um sofort zu erkennen, daß Gneisenau seine großartige Wirksamkeit nur ausüben konnte, weil eben Blücher sein Kommandeur war.

Aber mehr noch als durch ihre Natur, ihr Können und ihr Wollen waren diese beiden seltenen Männer fest verbunden durch die Kraft, die Gewalt ihrer Liebe und ihres Hasses. Wie sie Preußen liebten, seinen König, seine schöne, unglückliche, so früh verschiedene Königin, so haßten sie aus tiefster Seele den fremden Gewaltherrscher und das ganze französische Volk.

Es ist merkwürdig, daß Napoleon unter seinen eigenen Generalen keinen Schüler gehabt hat. Die sich dafür ausgaben, die Jomini, Moreau und Bernadotte, haben seines Geistes keinen Hauch verspürt. Einer aber ist gewesen, den von frühester Jugend an die Persönlichkeit Napoleons gefesselt hat, der sein Leben, sein Tun, seine Feldzüge mit nie ermüdendem Eifer verfolgte, der die Ursachen seiner blendenden Erfolge zu erkennen suchte. Einen großen Schüler hat der große Schlachtenkaiser gehabt, — sein Unglück wollte, daß dieser im Lager seiner Feinde war. Der ihn endlich besiegte und ihn niederwarf, das war sein einziger Schüler — Neithard von Gneisenau.

IV.

Napoleons Unternehmen gegen Schwarzenberg hatte bei Kulm einen empfindlichen Schlag erlitten; zur selben Zeit war Macdonald an der Katzbach entscheidend geschlagen; und in den gleichen Tagen scheiterte auch Oudinots Vorstoß gegen die Nordarmee des Kronprinzen von Schweden.

Verbündete Heere sind immer schwerfälliger als die Armee eines einzelnen Staates. Das war zu erkennen an der Böhmischen Hauptarmee und auch an der Schlesischen Armee. Aber bei der Nordarmee tritt diese Schwäche noch greller in Erscheinung, weil der Oberkommandierende selbst ein Fremder ist. Man konnte von dem ehemaligen Marschall Bernadotte wirklich nicht erwarten, daß er ein Verständnis habe für den heiligen Zorn des preußischen Volkes, der preußischen Truppen, die unter seinem Kommando standen. Sein Vaterland hatte er aufgegeben, aber damit hatte ihn nicht die nationale Eitelkeit verlassen. Es war doch erst sieben Jahre her, da hatte er dieselben preußischen Generale besiegt, die jetzt unter seinem Befehl waren, hatte sie von Jena bis Prenzlau und von Prenzlau bis Lübeck gejagt. Das hatte er nicht vergessen; und er fragte sich, ob denn das die Männer wären, mit denen er Napoleon besiegen sollte. Und was sollte er erwarten von diesen kaum ausgebildeten, elend bekleideten und verpflegten Truppen, die mit fünf verschiedenen Gewehrmodellen und schlechten eisernen Kanonen bewaffnet waren. Von denen versprach er sich nichts. Was in diesen abgerissenen Truppen steckte, das ahnte er nicht, und daraus kann man ihm füglich keinen Vorwurf machen. Die preußische Volksseele war ihm so fremd, daß er seinen Soldaten die französischen als Muster hinstellte.

Sein Gesamteindruck war der, daß er mit solchen Truppen unter solchen Führern nichts Entscheidendes wagen dürfe. Er hatte zudem noch einen ganz

besonderen, ganz persönlichen Grund zur Vorsicht — seine Anwartschaft auf den schwedischen Thron. Unterlag die Sache der Verbündeten, kam Napoleon nochmals in Besitz der Herrschaft über Europa, dann konnte Bernadotte diesen Thron niemals besteigen. Dazu war der Krieg in Schweden selbst sehr unbeliebt. Schwedische Interessen standen unmittelbar nicht auf dem Spiel. Es leuchtete den Schweden nicht ein, daß sie mit ihrem Blut die preußische Hauptstadt verteidigen sollten. Bernadotte wollte in Deutschland Norwegen erobern, aber möglichst nur mit den preußischen und russischen Truppen; seine eigenen gedachte er so weit irgend angängig zu schonen.

Diese durch die Politik bestimmte Haltung traf zusammen mit einem zaudernden, bedachtsamen Charakter. So tapfer Bernadotte in der Schlacht war, so rücksichtslos er auch in diesem Feldzuge sein Leben einsetzte, so vorsichtig war er als Heerführer.

Es ist begreiflich, daß die ungestüm vorwärtsstrebenden preußischen Generale den Bearner schlechthin für einen Verräter hielten. Besonders Bülow und Borstell waren sehr unbequeme Untergebene und machten ihrem Oberkommandierenden das Leben schwer, indem sie ihn eigensinnig immer wieder bestürmten mit Vorstellungen und unerbetenen Ratschlägen.

Gegen diese Nordarmee hatte nun Napoleon, während er selbst sich gegen Schwarzenberg wendete, den Plan entworfen, daß Davoust von Hamburg, Girard von Magdeburg und Oudinot von Wittenberg konzentrisch vorgehen sollten. Es stellte sich sofort heraus, daß ein solches Zusammenwirken in der gegebenen Zeit unmöglich war, wegen der von Davoust und Girard zurückzulegenden Entfernungen.

So wurde denn das Unternehmen der Armee Oudinots allein übertragen. Die Armee war sehr bunt zusammengesetzt: Franzosen, Italiener, Kroaten, Polen, Illyrier. Eine traurige Berühmtheit besaß die Division Durutte, in der sich Massen von begnadigten Deserteuren und Verbrechern befanden. Die Hauptmacht bestand aber aus deutschen Hilfsvölkern: Sachsen, Westfalen, Bayern, Württembergern. Das paßte durchaus in Napoleons politisches System. Die Rheinbündler sollten durch den triumphierenden Einzug in Berlin fest an den Siegeswagen des Imperators gekettet werden.

An der Spitze dieses Korps stand der Marschall Oudinot, einer der glänzendsten Generale Napoleons. Schon mit fünfundzwanzig Jahren hatte er es zum Oberst gebracht durch seine seltene Tapferkeit und Todesverachtung. Mit zweiunddreißig Jahren war er Divisionsgeneral. Für Wagram wurde er Marschall und Herzog von Tarent.

So tapfer er war, so ausgezeichnet als Unterführer — ein Feldherr war er nicht. Napoleon wußte das selbst am besten. Als Oudinots Ernennung im großen Hauptquartier bekannt wurde, und der Kaiser die erstaunten Gesichter sah, sagte er:

„Ich weiß wohl; aber Reynier ist ja da; der wird die Sache schon machen."

Oudinot selbst traute sich nichts zu, und so fehlte denn der Unternehmung von vornherein die nötige Energie, weil ihr die Autorität des Kommandos fehlte.

Am 21. August vereinigte Oudinot seine Truppen südlich der Nuthe: rechts bei Saalow das Korps Bertrand, in der Mitte bei Gadsdorf Reynier, links bei Trebbin sein eigenes Korps.

In leichten Gefechten wurden die feindlichen Vortruppen über die Nuthe geworfen, und die Franzosen gingen über den Fluß.

Am 22. August gingen alle drei Korps Oudinots in teilweise heftigen Gefechten weiter vor und standen nun am Südrand der Waldzone, die sich südlich von Blankenfelde, Großbeeren und Ahrensdorf ausbreitet. Wenn dieser Wald durchschritten war, dann war die große freie Ebene südlich Berlins erreicht. In dieser hoffte der Marschall den Feind anzutreffen und zu schlagen.

Vorerst war die Frage, ob die Waldzone in einer oder in mehreren Kolonnen durchschritten werden sollte.

Ging man in einer Kolonne vor, so lief man Gefahr, daß das vorderste Korps geschlagen wurde, ehe die weiter rückwärts befindlichen eingreifen konnten. Marschierte man in mehreren Kolonnen, so konnte der Feind über eine von ihnen herfallen und sie vernichten, ehe die entfernte Hilfe herankam.

Da es sich bei dem waldigen, sumpfigen Gelände mehrfach um das Durchschreiten von Engen handelte, wurde der Marsch in mehreren Kolonnen gewählt. Auf dem rechten Flügel sollte Bertrand nach Blankenfelde marschieren, in der Mitte Reynier nach Großbeeren, auf dem linken Flügel Oudinot nach Ahrensdorf.

Feind war gemeldet in beiden Flanken; rechts bei Königswusterhausen, links bei Potsdam. Wenn von dort aus feindliche Truppen vorgingen und die Übergänge über die Nuthe im Rücken der französischen Armee sperrten, wenn dann diese Armee in der Front abgewiesen wurde, so war sie verloren. Oudinot hielt es also für nötig, seine beiden Flanken stark zu sichern. Hierzu bestimmte er die württembergische, die bayerische und eine Kavalleriedivision. Von den verbleibenden Divisionen marschierten 2 mit 16000 Mann auf Blankenfelde, 5 mit 32000 Mann auf Großbeeren und Ahrensdorf.

Bei Blankenfelde stand Tauentzien mit 12000 Mann; nördlich von Großbeeren der Kronprinz von Schweden mit 92000 Mann. Er hatte in der Mitte bei Ruhlsdorf die Schweden unter Stedingk; auf dem rechten Flügel bei Gütergotz die Russen unter Winzingerode; auf dem linken bei Heinersdorf die Preußen unter Bülow. Westlich von Ahrensdorf bei Saarmund stand der preußische General Hirschfeld.

Der Kronprinz nahm an, daß Oudinot versuchen würde, seinen westlichen, linken Flügel zu umfassen. In diesem Falle wollte er mit seinem rechten Flügel nach Osten vorgehen und den Feind in die Spree werfen.

Oudinot dachte gar nicht an solches Manöver. Ohne zu wissen, wo die Nordarmee eigentlich war, ging er in drei Kolonnen gerade auf sie zu.

Auf dem östlichen Flügel verliefen die Dinge sehr einfach. Hier stießen die 16000 Reyniers auf die 12000 Tauentziens. Da aber die preußische Stellung sich auf beiden Seiten an ungangbares Gelände anlehnte, gelang es Tauentzien, alle Angriffe auf seine Front abzuweisen. Schon gegen Mittag

gab Bertrand weitere Versuche auf, zog seine Truppen aus dem Gefecht zurück und wartete ab, ob es den Nachbarkolonnen gelingen würde, ihm den Weg nach Berlin frei zu machen.

In der Mitte erschien Reynier um drei Uhr nachmittags vor Großbeeren und vertrieb die preußischen Vorposten vom Windmühlenberge westlich des Dorfes. Damit begnügte er sich. Er hielt es nicht einmal für nötig, festzustellen, wo der Feind geblieben war. Der gleiche Vorgang hatte sich ja schon seit zwei Tagen mehrfach abgespielt. Nirgends hatten die Preußen standgehalten. Wahrscheinlich würde es auch morgen wieder so sein.

Die Division Sahr besetzte also den von den Preußen verlassenen Windmühlenberg; dahinter marschierte die Division Durutte auf. Die folgende Division Lecocq wurde zur Deckung der Flanke links herausgezogen nach dem Vorwerk Neubeeren.

Niemand ahnte, daß unmittelbar gegenüber bei Heinersdorf, Ruhlsdorf und Gütergotz die ganze feindliche Armee stand.

Der Kronprinz von Schweden ließ die Besetzung des Windmühlenberges ruhig geschehen. Er wollte warten, bis auch die linke Kolonne Oudinots, deren Marsch auf Ahrensdorf ihm gemeldet war, herangekommen wäre. Er hoffte, daß er dann angegriffen werden würde, und gedachte diesen Angriff in günstiger Stellung abzuweisen.

Dieser Gedanke kam nicht zur Ausführung. Die Preußen gingen durch. Bülow war es sozusagen gegen die Natur, die Franzosen so dicht vor sich stehen zu lassen; er griff an. Der Kronprinz gab widerwillig seine Zustimmung zu dem, was er schon nicht mehr hindern konnte. Aber Unterstützung gewährte er nicht. Das Eingreifen der Schweden und Russen konnte um so wirksamer werden, als Wintzingerode schon auf der Flanke Reyniers stand. Aber der vorsichtige Kronprinz erwog, daß Wintzingerode dann seinerseits dem anmarschierenden Korps Oudinot die rechte Flanke bieten würde, und blieb lieber stehen. Das führte zwar nicht zu großem Erfolg, aber es war sicherer.

Bülow ging nun mit der Brigade Hessen-Homburg gegen den Windmühlenberg vor; mit den Brigaden Krafft, Thümen und Borstell gegen die Nordfront von Großbeeren. Borstell fand gegen diese Front keinen Platz mehr, bog also links aus und wandte sich über Kleinbeeren gegen die Ostseite des Dorfes. So von zwei Seiten angegriffen, mußte die Division Sahr den Windmühlenberg räumen. Ihre zurückgehenden Batterien gerieten in Unordnung, die durchgehenden Gespanne rasten in die dahinter stehende Division Durutte hinein und bewirkten dort den Ausbruch einer Panik. Beide Divisionen stürzten haltlos in den Wald zurück, verfolgt von Gewehrfeuer und der nachhauenden Kavallerie.

Die Division Lecocq wurde zurückgenommen. Der Versuch, sie einzusetzen und damit die Situation zu retten, wurde nicht gewagt.

Es dunkelte bereits, als von der linken Kolonne Oudinots die Kavalleriedivision Fournier und die Division Guilleminot Ahrensdorf durchschritten und sich gegen das Vorwerk Neubeeren wandten. Fournier, ohne etwas

vom Feinde deutlich zu erkennen, ritt auf gut Glück in die Finsternis hinein, wurde abgewiesen und kam in großer Verwirrung zurück.

Nun gab Oudinot die Partie verloren und zog ab. Der Kronprinz, der mit den Schweden und Russen unbeweglich auf den Höhen von Ruhlsdorf und Gütergotz gehalten hatte, war Sieger. Die Besorgnis vor der Bedrohung seiner rechten Flanke hatte seine halbe Armee gefesselt und den Feind vor der Vernichtung bewahrt. Jetzt ermöglichte er ihm auch noch einen ungefährdeten Rückzug, indem er dem abziehenden Gegner nicht folgte.

Bülow wollte zwar auf Trebbin vorgehen; aber während er den Entschluß zum Angriff selbständig gefaßt hatte, wartete er jetzt auf Befehl. So entkam Oudinot mit verhältnismäßig geringen Verlusten.

Girard, der von Magdeburg anmarschierte, um sich mit Oudinot zu vereinigen, kam zu spät. Auf die Nachricht von den Vorgängen bei Großbeeren drehte er um. Auf dem Rückmarsch fiel er dem General Hirschfeld in die Hände, der von Saarmund vorgegangen war.

Die Franzosen wurden völlig überrascht, bewahrten aber kaltes Blut und entwickelten sich schnell gegen die preußischen Landwehrbataillone, die sofort stutzten, als ihnen das feindliche Feuer entgegenschlug, und bald sogar zu weichen begannen. Kein Befehl, kein Zureden wollte helfen; das heldenmütige Beispiel der Offiziere vermochte nichts mehr über die erschrockenen Leute. Selbst die Bataillone zweiter Linie, die noch gar keine Verluste erlitten hatten, wurden durch den Strom ihrer zurückgehenden Kameraden mit fortgerissen. Eine vernichtende Niederlage schien unvermeidlich.

Da erschien im letzten Augenblick der Oberstleutnant von der Marwitz mit drei frischen Bataillonen, und seinem Eingreifen gelang es, die Leute wenigstens zum Stehen zu bringen. Im gleichen Augenblick wurde die Infanterie durch die preußische Artillerie sehr wirkungsvoll unterstützt, und so war es den Offizieren möglich, wieder Ordnung in die Bataillone zu bringen; allerdings erst nach geraumer Zeit und unter unsäglichen Anstrengungen.

Nun ging Hirschfeld nochmals vor, mit Unterstützung der Artillerie gelang der Angriff, große Teile der Truppen Girards wurden umzingelt und mit dem Kolben erschlagen. Nur 3000 Mann entkamen dem Gemetzel und erschienen ohne Waffen vor den Toren von Magdeburg.

Das Gefecht von Hagelsberg zeigt die Landwehr als das, was sie damals war: eine Miliztruppe. Solche Truppe folgt blind jedem äußeren Anstoß, sei er gut oder schlecht. Von Ausharren in schwieriger Lage ist keine Rede, weil die soldatische Zucht fehlt, der unbedingte militärische Gehorsam.

Napoleon erhielt die Nachrichten von der Katzbach und von Großbeeren am 28. August in Dresden.

Er glaubte zu dieser Zeit Schwarzenberg völlig geschlagen und durch die von ihm eingeleitete Verfolgung der Auflösung verfallen. So hatte er nach seiner Vorstellung die Hände frei zur Abrechnung mit Blücher und mit Bernadotte.

(Ein vierter Artikel folgt.)

Die Eisverhältnisse des Meeres.

Von
Otto Baschin.

Für die Mehrzahl der Menschen ist das Weltmeer gleichbedeutend mit einer öden Wasserwüste, die keinerlei Abwechselung bietet, und die Aussicht, bei einer größeren Seereise tagelang den Anblick dieser eintönigen Meeresoberfläche vor Augen zu haben, hat daher im allgemeinen nichts Verlockendes für die Passagiere eines Schiffes. Aus diesem Grunde sind bekanntlich die Schiffahrtsgesellschaften bestrebt, durch Veranstaltung von Vergnügungen und Kurzweil aller Art ihren Fahrgästen an Bord über die Tage der Langeweile hinwegzuhelfen. Denn nur bei verhältnismäßig wenigen Menschen ist der Blick für die Naturbetrachtung durch Veranlagung oder Übung so geschärft, daß ihnen die Farbenpracht des Dämmerungshimmels, die Veränderung der Wolkenformen, die Aufeinanderfolge der Witterungserscheinungen und das ewig wechselnde Spiel der Wellen eine reiche, nie versagende Anregung bieten. Es bedarf schon stärkerer Reize, um die Aufmerksamkeit des mondänen Reisepublikums an Bord eines großen Ozeandampfers zu fesseln, und nur selten wird es sich zu einer Unterbrechung der gesellschaftlichen Veranstaltungen bequemen, um der Betrachtung von Naturphänomenen eine kurze Spanne Zeit zu widmen.

Wenige Ereignisse aber gibt es, die auch auf das blasierteste Gemüt einen so tiefen Eindruck machen wie das Passieren eines großen Eisberges in der Nähe des Schiffes. Wer jemals das Glück gehabt hat, eine solche stolze, in schneeigem Weiß schimmernde Eisinsel von gigantischen Dimensionen bei strahlendem Sonnenschein auf den blauen Fluten des Ozeans schwimmen zu sehen, der wird sich gern des andächtigen Gefühls erinnern, den diese ehrfurchtgebietende Erscheinung in seinem Gedächtnis zurückgelassen hat. Wie ein fremder Bote aus weiten Fernen mutet uns solch ein vorgeschobener Posten der Polargebiete an, und unsere Vorstellung findet in ihm eine Brücke, auf welcher die Gedanken sich im Fluge über weite Räume hinweg in die Regionen des arktischen oder antarktischen Eises versetzen können.

Wenn wir aber auch in diesen beiden Zonen die Hauptproduktionsgebiete des im Meere treibenden Eises zu erblicken haben, so gibt es doch noch außerhalb der Polargebiete große Flächen, auf denen eine ergiebige Eisbildung während des Winters zu den regelmäßigen Vorkommnissen gehört. Vor allem sind es Ostsee, Nordsee und das Schwarze Meer sowie die

Ostküste Kanadas und die nördlichen Küsten des Stillen Ozeans, an denen oft weite Strecken des Meeres zufrieren. Diese Eisbildungen sind mitunter von großer wirtschaftlicher Bedeutung, denn eine Blockierung der Küsten und Häfen durch Eis bringt die Schiffahrt oft monatelang zum Stillstand, hat dementsprechend einschneidende Veränderungen im gesamten Handelsverkehr zur Folge und führt häufig zu großen pekuniären Verlusten. Gerade für unsere deutschen Häfen sind bekanntlich lang anhaltende Frostperioden von schädigendem Einfluß, und die gewaltige Entwicklung des englischen Überseehandels ist nicht zuletzt eine Folge des milden Klimas der britischen Inseln, deren Haupthäfen nur selten zufrieren. Aus wirtschaftlichen Gründen wie in militärischem Interesse sind daher alle Nationen bestrebt, ihre Häfen möglichst an solchen Stellen anzulegen, an denen die klimatischen und hydrographischen Verhältnisse ein Zufrieren des Hafenbassins und der Einfahrtsrinne möglichst ausschließen. Wo aber mit einem Zufrieren des Hafens gerechnet werden muß, bemüht man sich durch technische Maßnahmen, wie Eissprengungen, Offenhalten einer Zufahrt durch Eisbrecher, gegebenenfalls sogar durch Legen von Schienensträngen auf dem Eise den Verkehr vom Meere zum Hafen aufrechtzuerhalten. Von welch weittragender Bedeutung die Eisverhältnisse der Häfen werden können, zeigt am besten das Beispiel Rußlands, dessen Politik seit Jahrzehnten von dem Bestreben geleitet wird, für seinen mächtigen Landbesitz einen offenen Hafen zu erwerben, der nicht, wie alle anderen dieses ausgedehnten Reiches, im Winter regelmäßig zufriert.

So wichtig die Bildung des Küsteneises aber auch für die Länder ist, die unter demselben zu leiden haben, so gering ist der Einfluß, den diese Form des Meereises nach der anderen Richtung hin, in die offene See hinaus, ausübt. Nur in seichten Meeresteilen, wie im Wattenmeer der Nordsee oder in engen Meeresstraßen, namentlich zwischen den zahlreichen Inseln der Ostsee, erstreckt sich die Eisdecke gelegentlich über eine beträchtliche Zahl von Kilometern. Sonst ist meist nur eine schmale Zone parallel zur Küste mit Eis bedeckt, das zwar mitunter auch in das offene Meer hinausgetrieben wird, dort aber nur in Ausnahmefällen eine Gefahr für die Schiffahrt darstellt.

Ganz anders verhält es sich mit dem Eis der Polargebiete, das nicht nur in geschlossenen Massen das Becken des Nordpolmeeres erfüllt und um den Südpolarkontinent einen Ring bildet, der die Annäherung an jenes unbekannteste Land der Erde außerordentlich erschwert, sondern auch weit über die Polarkreise hinaus in gemäßigte Breiten vordringt, so daß die Schiffahrt mit diesen fremden Gästen rechnen muß.

Mit zwingender Gewalt ist im vorigen Jahre die Aufmerksamkeit aller Völker auf die Gefahr gelenkt worden, die den Seeschiffen von dem Treibeis des Meeres droht, als am Abend des 14. April 1912 der Funkspruch der „Titanic“: „Have struck an iceberg 41° 46′ North, 50° 40′ West. Are badly damaged. Rush aid“ die ganze zivilisierte Welt alarmierte. Der bald darauf erfolgende Untergang des Riesendampfers erwies sich in dreifacher Hinsicht als die größte Schiffskatastrophe, von der wir überhaupt Kunde haben. Einmal

übertraf der Verlust von 1500 Menschenleben alles bisher Dagewesene, zweitens war noch nie ein Schiff von solcher Größe und so hohem Wert versunken, und außerdem gingen mit dem Schiff größere Mengen baren Geldes, kostbaren Schmuckes und anderer Wertgegenstände in die Tiefe, als jemals früher mit einem Schiff verloren gegangen waren. Über den Vorgang, der zu der grauenvollen Katastrophe führte, sind viele unzutreffende und irreführende Ansichten geäußert worden, was zum Teil daraus zu erklären ist, daß selbst in schiffahrtkundigen Kreisen die Eigenschaften des Treibeises noch lange nicht genügend bekannt sind. Vor allen Dingen aber ist man sich über die Verschiedenartigkeit der Gefahr, die jede Form des Eises für die Schiffahrt darstellt, meist völlig im Unklaren. Dieser Mangel ist nur dadurch zu erklären, daß die Gefährlichkeit des Eises, die an diesem traurigen Beispiel auch denen, welche der nautischen Praxis ferner stehen, mit entsetzlicher Deutlichkeit vor die Augen gerückt worden ist, wohl zumeist erheblich unterschätzt wird.

Im allgemeinen kann man getrost die Regel aufstellen, daß der Schiffsführer einen um so größeren Respekt vor dem Eise bekommt, je gründlicher seine Bekanntschaft mit demselben ist, und es darf daher nicht wundernehmen, daß alte erfahrene Eismeerfahrer gegebenenfalls selbst kleineren Eismassen mit einer Sorgfalt aus dem Wege zu gehen pflegen, die sie bei Neulingen oft in den Verdacht übertriebener Ängstlichkeit bringt. Eine wirklich umfassende Kenntnis von dem Eise des Meeres, seinen Umformungen und den dabei mitwirkenden Kräften besitzen nur verhältnismäßig wenig Menschen. Nicht jeder Polarreisende kann in dieser Beziehung als Sachverständiger gelten, wie Karl Weyprecht, einer der besten Kenner arktischer Eisverhältnisse, mit Recht hervorhebt. Dem Forscher, der im Winter im gesicherten Hafen liegt, bleiben die Ursachen der umformenden Kräfte dunkel. Eingefroren in geschlossener Bucht, dringt vielleicht von weitem der Donner der sich zerstörenden Eismassen an sein Ohr, und er schließt daraus auf die Vorgänge in hoher See. Vollkommen klar über die Umgestaltung der Eisfelder wird sich aber nur derjenige, welcher nicht allein den Winter, sondern auch den Sommer treibend in ihrer Mitte verbringt, unter dessen Füßen das Eisfeld seine verschiedenen Phasen durchläuft, und der an dem einzelnen Stücke die allmähliche Veränderung beobachtet. Es ist eine harte Aufgabe, ein Jahr lang die treibenden Packeismassen zu bewohnen. Das Resultat ist aber lohnend, denn man erhält dadurch einen ganz neuen Einblick in das Schaffen und Treiben der Natur in solchen Gegenden. Man sieht vieles klar, was unter gewöhnlichen Verhältnissen dem Polarreisenden dunkel oder ganz verborgen bleibt.

Weyprecht weilt nicht mehr unter den Lebenden; aber seine im Jahre 1879 geschriebenen Worte muten an, als sollten sie eine Begründung dafür geben, warum den norwegischen Polarforschern, welche viele Monate im treibenden Packeis zugebracht haben, wie Nansen und Amundsen, so große Erfolge beschieden gewesen sind, und als sollten sie den Wert hervorheben, den die Besetzung des deutschen Südpolarschiffes „Gauß" durch das Eis für die

Wissenschaft gehabt hat. Ist doch dem Leiter der letztgenannten Expedition, Professor von Drygalski, wie auch seinen Gefährten auf diese Weise Gelegenheit gegeben worden, die von Weyprecht erwähnten, an der Umgestaltung des Eises wirkenden Kräfte gründlich kennen zu lernen.

Eigentlich wäre für jeden Kapitän, der solche Meeresteile befährt, in denen er Eis antreffen kann, eine genaue Kenntnis der Formen des Eises unbedingt erforderlich; denn die Gefahr, welche das Treibeis beständig für die Schiffahrt bedeutet, beruht, je nach der Entstehungsart des Eises, auf ganz verschiedenen Eigenschaften desselben.

Das Süßwassereis z. B., das sich in Flüssen und Seen bildet und durch den Eisgang im Frühjahr ins Meer hinausgetrieben wird, ist die härteste aller Eisarten. Der bekannte russische Admiral Makaroff, dem wir wichtige ozeanographische und Eis-Studien verdanken, hat experimentell nachgewiesen, daß die Härte des Süßwassereises zwei bis dreimal so groß ist als die des Meereises. Die Gefahr, die es durch seine Festigkeit kleineren Schiffen bringen kann, wird noch dadurch vergrößert, daß es im Wasser meist kristallklar erscheint und daher schwer zu erkennen ist. Die norwegischen Walroßjäger, die oft mit ihren Schiffen rücksichtslos gegen Meeresschollen anrennen, vermeiden es daher sorgfältig, selbst mit kleinen Stücken des Süßwassereises in Berührung zu kommen. Glücklicherweise tritt es auch meist nur in geringen Mengen und zudem hauptsächlich in Küstengewässern auf, so daß es im offenen Ozean keine Rolle spielt.

Das Scholleneis, das durch direktes Gefrieren des Meerwassers entsteht, ist, im Gegensatz zum Süßwassereis, die häufigste Form des Treibeises. Es entsteht nicht, wie das letztgenannte, bei 0° C, sondern bei einer niedrigeren Temperatur, deren Betrag vom Salzgehalt des Meerwassers abhängig ist. So friert z. B. das Wasser der nördlichen Ostsee mit $1^1/_2$ % Salzgehalt bei —0,8°, dasjenige der Nordsee mit $3^1/_2$ % Salzgehalt dagegen erst bei —1,9°. Auch ist der Gefriervorgang viel komplizierter, weil es nicht zu einem festen Aneinanderschließen der einzelnen Eiskristalle kommt wie beim Süßwassereis, vielmehr beim Gefrieren Salz abgeschieden wird, das nebst vielen Tröpfchen konzentrierter Salzlauge in dem sich bildenden Eis eingeschlossen wird. Das Resultat ist ein ziemlich morsches Produkt, dessen Festigkeit nur gering ist, so daß starke Fahrzeuge eine Berührung mit solchem Scholleneis nicht zu fürchten haben. Auch erreichen die Meereisschollen selbst bei strengem Frost im Laufe eines Winters keine sehr große Stärke. Die Messungen Nansens im inneren Nordpolarbecken haben gezeigt, daß bei Jungeisschollen nur selten eine Dicke von drei Metern überschritten wird. Dagegen können diese noch weiter an Mächtigkeit zunehmen, wenn zwischen den Winterszeiten kalte Sommer auftreten. Dann setzt sich im nächsten Winter an die Unterseite der schon bestehenden Scholle wiederum Meereis an, und wenn sich dieser Vorgang mehrere Jahre hintereinander wiederholt, kann die Dicke des alten Scholleneises noch beträchtlich zunehmen. Nach dem übereinstimmenden Urteil aller Kenner darf es jedoch als ausgeschlossen

gelten, daß unter normalen Verhältnissen, lediglich durch den Gefrierprozeß, eine zehn Meter übersteigende Mächtigkeit des Scholleneises erreicht wird.

Auf das Dreifache dieses Betrages und noch darüber hinaus aber kann die Eisstärke anwachsen, wenn die einzelnen Schollen übereinandergeschoben werden und dann zusammenfrieren. Trotz seiner geringen Härte wird daher gerade das Scholleneis den Schiffen aus dem Grunde besonders gefährlich, daß es mehr als alle anderen Eisformen den Pressungen ausgesetzt ist, die durch Temperaturdifferenzen, starke Winde und Gezeiten verursacht werden und die gefürchtetsten Feinde der Schiffahrt in den Zonen des Eises sind. Unzählige Fangschiffe und zahlreiche Fahrzeuge wissenschaftlicher Expeditionen, u. a. auch das Schiff „Hansa" der zweiten deutschen Nordpolexpedition, sind den Eispressungen zum Opfer gefallen. Nur ein Beispiel aus diesem traurigen Kapitel der Geschichte der Eisschiffahrt sei hier angeführt. Im Juni 1777 wurde das holländische Walfangschiff „Wilhelmine" in etwa 79 Grad nördlicher Breite vom Eise besetzt. Nach einem Monat öffnete sich das Eis, und das Schiff konnte in eine offene Wake gebracht werden, in die sich nach und nach neun größere Fahrzeuge flüchteten. Bald aber schloß sich die Öffnung, Eispressungen stellten sich ein, und ein Schiff nach dem anderen fiel dem andrängenden Eise zum Opfer. Anfang Oktober wurde auch das letzte zerquetscht, und die Bemannungen mußten auf dem Eise kampieren, auf dem sie vollkommen schutzlos nach Süden trieben. Etwa 140 Mann erreichten nach unsäglichen Leiden und Mühsalen die dänischen Niederlassungen an der Westküste Grönlands, während 200 spurlos umkamen. Das letzte Schiff war auf dem 63. Breitengrad gesunken, sodaß es in 110 Tagen volle 16 Breitengrade, entsprechend einer Entfernung von Hamburg nach Tunis, im Eise südwärts getrieben war.

Eine höchst anschauliche Schilderung der Eispressungen im Polarmeer während des Winters verdanken wir Weyprecht. Aus seiner Darstellung geht vor allem die Tatsache klar hervor, daß das Eis unter dem Druck der Pressungen plastisch und biegsam wird. Durch die drehende Bewegung, die mit jeder Pressung verbunden ist, schleifen sich zuerst die vorspringenden Spitzen und Kanten der Eisscholle ab, dann greifen die Ränder der einzelnen Schollen ineinander, krempeln sich aufwärts und klettern förmlich aneinander in die Höhe. Dort, wo sie zusammenstoßen, steigen sie von beiden Seiten in schiefer Ebene empor, gewaltige Blöcke übereinander und vor sich her werfend. Je tiefer sie sich einbohren, um so größer wird der Haufen von Trümmern, und desto mächtiger werden die höher und höher hinaufgeschraubten Stücke. Die aufgetürmte Mauer wächst unaufhörlich, immer breiter wird ihre Basis, und kaum scheint es möglich, daß sich die unbekannte Kraft noch steigert, welche die beiden Felder in Bewegung setzt und solche Wälle aus Eisklötzen aufzubauen vermag. Aber noch immer stürzen Blöcke krachend von oben herab, und andere, von unten hinaufgeschraubt, nehmen ihre Stelle ein, noch immer hebt sich der obere Kamm und wirft seinen Überschuß nach beiden Seiten hinunter. Die halb erstickten, aus dem Haufen dumpf heraustönenden schußartigen Schläge des berstenden Eises, das Ächzen und Klirren der splitternden

Platten, das Krachen und Poltern der übereinander hinwegschreitenden und fallenden Klötze bezeugen, daß die Zerstörung ohne Unterbrechung in vollem Gange ist. Da gibt endlich eines der Felder nach, aus allen Rissen und Sprüngen gurgelt plötzlich das Wasser empor, ein Teil der Eismauer stürzt ein und — den ganzen Berg von Eisblöcken, den ganzen hohen Wall mit sich führend, marschiert das eine Feld über das andere hinüber und drückt es hinab in die Tiefe. Jedoch nicht überall gewinnt das gleiche Eisfeld die Oberhand; an der einen Stelle siegt das diesseitige über das jenseitige, an einer anderen das jenseitige über das diesseitige, und beide Felder haben sich so ineinander verkeilt, daß ihre Umarmung unauflöslich geworden ist. Die zwei Schollen haben sich zu einer einzigen vereinigt, denn die intensive Kälte bindet sie fest und fester zusammen, bis ein neuer Sprung in anderer Richtung wiederum eine Teilung verursacht.

Mitunter wird durch derartige Pressungen das Schiff nicht zertrümmert, sondern hoch emporgehoben und treibt dann als Beute des Eises mit diesem fort. So passierte z. B. im Juni 1845 die „Perthshire" unter 46 Grad nördlicher Breite und 47 Grad westlicher Länge ein mehr als 40 Kilometer langes Eisfeld, auf dessen nördlichem Ende ein Schiff mit seiner Bemannung hoch und trocken stand; man war jedoch nicht imstande, den Unglücklichen Hilfe zu bringen.

Aus den ebenen Schollen wird durch solche Pressungen ein neuer Eistypus geschaffen, der meist mit unveränderten Schollen vergesellschaftet vorkommt. Namentlich nach einer Reihe von kalten Sommern bildet sich in engen Meeresstraßen und Buchten, in denen der Abfluß des Eises durch Stauungen gehindert ist, ein aufgepreßtes Trümmereis von gewaltiger Stärke, das selbst in mehreren wärmeren Sommern nicht zum völligen Abschmelzen gebracht werden kann, sondern sehr alt wird. Der englische Nordpolfahrer Nares prägte für diese Eisform die Bezeichnung „paläokrystisches Eis", ein Ausdruck, der jedoch in neuerer Zeit nur noch selten Verwendung findet. Heutzutage pflegt man Scholleneis, das mit paläokrystischem Eis durchsetzt ist, ebenso wie das letztere allein, meist ganz allgemein als Packeis zu bezeichnen, weil es in dichter, für Schiffe oft unpassierbarer Packung die Küsten der Polarländer mit eisigen Fesseln umgürtet.

In das Packeis eingestreut aber findet sich nun die interessanteste und imposanteste Form des Treibeises, die weder dem Süßwasser noch dem Salzwasser entstammt, vielmehr weit im Innern des Landes zum Teil in großen Höhen gebildet worden ist. Die Eisberge, jene eingangs erwähnten mächtigen Kolosse, bedürfen zu ihrer Entstehung ausgedehnter Landmassen, auf denen sich der Schnee in großer Mächtigkeit ansammeln kann. Wie in den Hochgebirgen der gemäßigten Zonen verhärten die einzelnen Schneeschichten unter dem Druck des später fallenden Schnees zu körnigem Firn, der einer weiteren Umformung unterliegt und schließlich, nach Herauspressung der fein verteilten Luftbläschen, in klares Gletschereis übergeht. In dem kalten Klima polarer Gebirgsländer, etwa von dem Typus des Spitzbergen-Archipels, erstrecken sich die Gletscher in den Tälern weit hinab, erreichen größtenteils sogar das

Meeresniveau und schieben sich auch noch ein Stückchen in das Meer hinaus, bis dann ein Eisblock nach dem andern abbröckelt und von den Strömungen fortgeführt wird. Wenn auch diese Eisblöcke gelegentlich recht stattliche Dimensionen erreichen, so kann man sie doch nicht mit den echten Eisbergen vergleichen, die nur dort entstehen, wo nicht einzelne Gebirgsgletscher ins Meer münden, sondern wo eine Landeisbedeckung größten Maßstabes, die man als Inlandeis bezeichnet, an das Meer grenzt. Charakteristisch für diese Eisform ist, daß sie große Landstrecken bis über die Spitzen der höchsten Berge hinaus völlig unter sich begräbt und so gewissermaßen unabhängig von den Terrainformen des Landes wird. Zwei Landgebiete sind es vor allem, in denen das Inlandeis in typischster Form entwickelt ist, Grönland und der Südpolarkontinent. Wie ein ungeheurer glänzender Schild breitet sich auf dem ersteren eine zusammenhängende Eismasse von der vierfachen Größe des Deutschen Reiches aus. Bekanntlich ist es Fridtjof Nansen im Jahre 1888 zum ersten Male gelungen, diese große Eiswüste zu durchqueren, ein Unternehmen, das im Sommer 1912 von A. de Quervain einige hundert Kilometer weiter nördlich wiederholt wurde. Der gewaltige Druck, den die Inlandeismasse, deren Dicke viele Hunderte, stellenweise vermutlich sogar mehrere Tausende von Metern beträgt, auf die unteren Eisschichten ausübt, preßt das Eis nach der Küste hin, wo es im Hintergrunde der tief in die Felsküste einschneidenden Buchten und Fjorde schließlich das Meer erreicht. Die schwimmende Eismasse, die jedoch noch in festem Zusammenhang mit dem gesamten Inlandeise steht, endet hier mit steilen, bis zu 100 Metern hohen und mehreren Kilometern langen Eismauern, die langsam in die See hinaus vorgeschoben werden. An manchen Stellen ist der Druck der von hinten nachschiebenden Eismassen so groß, daß der durchschnittliche Betrag des täglichen Vorrückens 30 Meter übersteigt. Sobald nun die nach oben gerichtete Kraft des Auftriebes, welcher der Gletscher im Meerwasser ausgesetzt ist, größer wird als die Kohäsion der Eismasse, entsteht mit lautem Knall eine Spalte, und unter donnerähnlichem Krachen löst sich ein großes Stück der Eismasse los, ein Vorgang, den man in Grönland als „Kalben" des Gletschers bezeichnet.

So entstehen die Eisberge, von denen wir zwei Haupttypen zu unterscheiden haben. Die aus Grönland, hauptsächlich von dessen Westküste stammenden nordpolaren zeichnen sich durch eine unregelmäßige Gestalt und Formen von unerschöpflicher Mannigfaltigkeit aus. Scharfe Zinnen und gerundete, massige Erhebungen, blaue Grotten und kühn geschwungene Torbogen, weit überhängende Zacken von phantastischen Formen und stark zerklüftete chaotische Oberflächen wirken zusammen, um höchst pittoreske Gebilde zu schaffen. Die starke Zerklüftung, die das Eis beim Herauspressen durch die schmalen Fjorde erleidet, ist die Hauptursache dieser Verschiedenartigkeit der nordpolaren Eisberge. Am Rande des Südpolarkontinents dagegen, wo das Inlandeis in geschlossener Front an das Meer herantritt, lösen sich Eistafeln von regelmäßiger, kastenähnlicher Gestalt los, die jedoch meist beträchtlich umfangreicher sind als diejenigen des Nordpolgebietes. Die gigantischen

Dimensionen dieser Kolosse übertreffen alle Vorstellungen. Der größte in der Nähe des Winterlagers der „Gauß" von der deutschen Südpolar-Expedition beobachtete Eisberg hatte eine Länge, die etwa derjenigen von Berlin bis Potsdam gleichkam. Noch größer war eine Eisinsel, die vor einigen Jahren im südlichen Atlantischen Ozean gesichtet wurde. Dieselbe würde, wenn man sie hätte in die Nordsee versetzen können, von Helgoland bis zur holländischen Grenze gereicht haben. Dabei ist noch zu berücksichtigen, daß nur ein kleiner Teil des Berges über den Meeresspiegel emporragt, da das spezifische Gewicht des Eises nur wenig kleiner ist als dasjenige des Meerwassers. Wenig mehr als ein Achtel der ganzen Masse ist sichtbar, während ein siebenmal größerer Teil unter der Oberfläche des Wassers verborgen bleibt. Von besonderer Bedeutung für die Schiffahrt ist die Tatsache, daß der untermeerische Teil oft viel weiter seitwärts reicht als der sichtbare. Häufig setzt sich dieser sogenannte „Fuß" des Eisberges noch Hunderte von Metern in weitem Umkreis um den Berg fort und bildet dann natürlich eine große Gefahr für alle Schiffe, die nicht in respektabler Entfernung bleiben; denn leicht können sie auf dem unter der Meeresoberfläche verborgenen Fuß wie auf einem Felsenriff stranden. Berücksichtigt man die ungeheure Masse, die schon Eisberge von mittlerer Größe repräsentieren, so kann es nicht wundernehmen, daß ihr Beharrungsvermögen derartig groß ist, daß sie den Schiffen gegenüber praktisch als unbeweglich betrachtet werden können. Diese Unbeweglichkeit zeigt sich besonders deutlich bei stürmisch bewegter See. Es ist eines der grandiosesten Schauspiele, das niemand, der es gesehen hat, vergessen wird, wenn man bei schwerem Sturm einem Eisberg begegnet, der in majestätischer Ruhe wie eine feste Insel in dem tobenden Element liegt, während die Wellen, die das Schiff wie einen Spielball hin und her schleudern, hoch an seinen in blauweißem Glanz schimmernden Flanken emporbranden und ihn mitunter völlig in Gischt einhüllen. Häufig suchen und finden daher Fischerboote, die in großer Zahl auf der Neufundlandbank dem äußerst ergiebigen Kabeljaufang obliegen, bei Sturm hinter einem großen Eisberg Schutz, und manche sorglose Fischer verankern sich sogar direkt an der Leeseite des Berges, ohne sich der Gefahr bewußt zu werden, in die sie sich damit begeben. Denn so ergiebig auch der Schutz vor Wind und Wellen ist, der ihnen hier zuteil wird, so riskant bleibt es immer, sich allzunahe an die Eisberge heranzuwagen, besonders in so südlichen Breiten, wo sie bereits ihrer Auflösung entgegengehen. Auf dem mehrere Tausend Kilometer langen Wege, den sie von ihrer Geburtsstätte in den westgrönländischen Fjorden bis zur Neufundlandbank zurückgelegt haben, üben die atmosphärischen Agentien, vor allem Sonnenstrahlung, warme Luft und Regen an dem sichtbaren, warme Meeresströmungen und Brandung der Wellen an dem unter Wasser befindlichen Teil des Eises unablässig ihr zerstörendes Werk aus, so daß man an schönen warmen Tagen häufig sehen kann, wie die Schmelzwasser sich auf der Oberfläche des Berges zu Bächen vereinigen, die in schäumenden Kaskaden über den steilen Rand ins Meer hinabstürzen. Solche Abschmelzungen müssen aber die Gleichgewichtslage verändern, und oft genügt dann, wie an lawinen-

gefährlichen Stellen des Hochgebirges, der leiseste Anstoß, oft schon ein lautes Geräusch, um den labilen Gleichgewichtszustand des Eises zu stören. Mit einem lauten Knall, der aber als Warnung für die in der Nähe befindlichen Schiffe meist zu spät kommt, kündigt sich das Kentern des Berges an. Unter ohrenbetäubendem, anhaltendem Donner, der sich nur mit wiederholten Salven aus großen Geschützen vergleichen läßt, gerät dann die ganze Umgebung in Aufruhr. Von der Hauptmasse des Eisberges spalten sich gewöhnlich große Stücke los, die ins Meer hinabstürzen und dieses in gewaltige Erregung versetzen. Mächtige Wogen, die alles, was ihnen in den Weg kommt, zertrümmern, breiten sich nach allen Richtungen hin aus. Der ungeheure „Fuß" des Berges hebt sich hoch über den Meeresspiegel empor, und der Koloß wälzt sich nun hin und her, taucht auf und nieder, wobei er immer wieder neue Formveränderungen erleidet, bis er schließlich eine neue Gleichgewichtslage gefunden hat, um die er noch lange hin und her pendelt, worauf erst allmählich eine Beruhigung des Eises wie des Meeres erfolgt. Die Teile des Berges aber, die sich vorher hoch über dem Wasserspiegel befanden, sind jetzt vielleicht Hunderte von Metern tief untergetaucht, und die nun emporragenden, vorher unter dem Wasser verborgenen Eisflächen verraten dem kundigen Blick durch ihre gerundeten, gleichmäßigen Formen und ihre blaue Farbe, daß der Eisberg erst vor kurzem gekentert ist, und daß die Gefahr eines plötzlichen Umschlagens desselben nicht mehr so unmittelbar bevorsteht. Nun aber beginnt der Kreislauf von neuem, indem die atmosphärischen Kräfte wieder am Eise zu nagen beginnen und aus den runden Flächen bizarre Formen modeln.

So sehen wir, daß jede Eisform dem Seefahrer in anderer Weise gefährlich werden kann, sei es durch die Härte des Materials, sei es durch Einschließung und allmähliche Zertrümmerung des Schiffes, oder schließlich durch die Größe der Eismasse und das in den gigantischen Dimensionen begründete enorme Beharrungsvermögen, welches bei einer Gleichgewichtsstörung viel gewaltigere Kräfte auslöst, als bei einer flachen, in stabilem Gleichgewicht schwimmenden Eisscholle wirksam werden können. Zu diesen Verschiedenheiten aber kommt nun noch die Ungleichartigkeit, mit der die einzelnen Eisformen von den transportierenden Kräften des Meeres, den Strömungen und dem Wind verfrachtet werden. Wer jemals ein schweres Eisfeld mit seinen auf allen Seiten emporstarrenden Unebenheiten gesehen hat, dem muß die Wirkung des Windes auf den ersten Blick klar werden. Jede Erhebung des Feldes bietet ihm einen Angriffspunkt, jeder Hügel und jede emporgepreßte Stelle der Scholle, nicht zuletzt der aufgekrempelte Rand derselben bedeutet ein Segel, das dem Wind eine Angriffsfläche bietet. Unaufhaltsam jagt dieser das Eisfeld vor sich her, und die Geschwindigkeit der Trift ist im wesentlichen abhängig von der Größe der Unebenheiten auf der Oberfläche des Feldes. Jeder Scholle kommt also eine andere Geschwindigkeit zu, der sie jedoch nicht folgen kann, da alles in mehr oder weniger engem Zusammenhange steht. Die Folge ist ein allseitiges Stoßen, Drücken und Quetschen, wobei schließlich der Schwächere dem Stärkeren weichen muß. Dieser Unter-

schied springt am meisten in die Augen, wenn man die Bewegung eines Eisberges in leichtem Treibeise beobachtet, der, zu sechs Siebenteln in das Wasser untergetaucht, dem Wind eine viel geringere Angriffsfläche bietet, als den Meeresströmungen. Großartig ist dann der Kampf, der sich zwischen einem solchen Kolosse und den Pygmäen des Treibeises abspielt. Ein derartiges Schauspiel schildert Weyprecht aus dem Sommer 1871. Ein Eisberg lag im offenen Wasser, und eine dichtgeschlossene, unübersehbar große Fläche von Treibeis schob sich bei leichter Brise und starker Oberflächenströmung auf ihn zu. Unter weithin schallendem Krachen prallten beim Zusammentreffen die vordersten Stücke von ihm zurück und stauten sich auf. Dann kletterten sie an ihm empor unter dem mächtigen Druck der nachfolgenden Kameraden, als sei es ihre Absicht, über ihn hinwegzuschreiten; doch zerschellt fielen sie zurück, um anderen Platz zu machen. Flarde auf Flarde, Scholle auf Scholle drängt heran, als gälte es, den Koloß mit stürmender Hand zu nehmen; aber emporgeschoben und zermalmt stürzen sie ohnmächtig immer wieder zurück. So oft ein größeres Eisfeld von einigen tausend Quadratmetern Oberfläche erschien, stopfte sich für kurze Zeit die ganze Masse nach rückwärts. Dann ertönte plötzlich ein Donnern und Krachen, die Scholle ging in Stücke, und mit beschleunigter Eile drängte und schob wieder alles vorbei. Ohne zu wanken stand der Berg inmitten der treibenden Eismassen. Vom Schiffe, das selbst in Bewegung war, sah es aus, als liege das Treibeis ruhig und der Berg durchschneide es in unaufhaltsamer Fahrt. Majestätisch, ein imponierendes Bild von Kraft und Ruhe, schritt er hindurch, zertrümmernd, was sich ihm widersetzte, und ruhig beiseite schiebend, was sich gutwillig fügte.

Weder der Wind noch die Oberflächenströmungen des Meeres sind imstande, den Zug der Eisberge, die nur den Tiefenströmungen folgen, zu beeinflussen. Der Schiffsführer muß also stets mit der Möglichkeit rechnen, daß ein Eisberg mit großer Geschwindigkeit gegen einen starken Wind auf ihn zutreiben kann. Es kommt aber auch vor, daß der Berg trotz starker Tiefenströmung unbeweglich an Ort und Stelle verbleibt, nämlich dann, wenn er so tief in das Wasser hinabreicht, daß er auf dem Meeresboden festgefahren ist. Solche „gestrandeten" Eisberge finden sich in großer Anzahl auf der Neufundlandbank, jenem seichten, weniger als 200 Meter tiefen Meeresgebiet, das sich in einer Größe von mehr als 100 000 Quadratkilometer südöstlich der Insel Neufundland erstreckt.

Diese Neufundlandbank stellt insofern ein Unikum dar, als nirgends sonst auf der Erde in gleicher Entfernung von den Polarzonen so große Eismassen ziemlich regelmäßig im Meere vorzukommen pflegen, als gerade hier. Von Norden und Westen her treibt das Eis vom Januar an in diesem Gebiet zusammen, um sich im Sommer wieder allmählich zu verlieren. Die durchschnittlich größte Ausdehnung hat das Eisgebiet nach den Untersuchungen von Dinklage und Schott von Mitte März bis Ende Juni, doch kommen auch Abweichungen von der Regel vor. So ereignete sich zum Beispiel eine auffallend anhaltende Eistrift in den Jahren 1889 und 1900, denn von April 1889 bis Oktober 1900 wurde in jedem Monat Eis angetroffen, während

andrerseits die ganze Zeit von November 1880 bis Januar 1882 eisfrei war. Aber nicht nur die Grenzen des Treibeises sind Veränderungen unterworfen, sondern auch die Intensität des Eisvorkommens weist bemerkenswerte Verschiedenheiten auf. Mitunter findet es sich in dichten Massen zusammengedrängt, so daß die Schiffe große Schwierigkeiten haben hindurchzukommen, während es zu anderen Zeiten nur in vereinzelten kleinen Stücken angetroffen wird.

Die Ansammlung des Treibeises an der Neufundlandbank ist begründet in der geographischen Konfiguration, insbesondere in der Verteilung von Wasser und Land auf der nördlichen Halbkugel, in dem Verlauf der Meeresströmungen und in der vorherrschenden Windrichtung. Die einzige größere Lücke, die der das Nordpolarmeer umschließende Landring aufweist, ist im Norden des Atlantischen Ozeans vorhanden, und in dieser breiten Ausgangspforte sind die Winde wie die Meeresströmungen derart angeordnet, daß sie auf der europäischen Seite dem Pole zustreben, während sie auf der westlichen Seite südwärts gerichtet sind. Infolgedessen geht auch die Eisabfuhr hauptsächlich längs der Ostküsten Amerikas vor sich. Die dem zentralen Polarbecken entstammende kalte Strömung, welche die Abfuhr des hier gebildeten schweren Packeises besorgt, läuft längs der Ostküste Grönlands nach Süden und schafft auf diesem Wege jährlich etwa 13000 Kubikkilometer Eis aus dem Polarmeere heraus, von dem ein großer Teil bis zur Grenze des Golfstromes bei der Neufundlandbank gelangt. Aber auch der Labradorstrom, der von der nordwestlich gelegenen Küste der Halbinsel Labrador kommt, passiert dieses Gebiet und liefert vorwiegend einfaches Schollenеis, das gewöhnlich früher als die anderen Eisformen, oft schon im Januar, hier zu erscheinen pflegt. Es nimmt auch an allen Unregelmäßigkeiten teil, welche der Labradorströmung eigentümlich sind und in drehenden Bewegungen, Querlaufen, ja selbst in Umkehrung der Stromrichtung bestehen. Es zeigt daher unkontrollierbare Ortsveränderungen, liegt gelegentlich völlig still und steht zudem wegen seiner rauhen Oberflächenbeschaffenheit stark unter dem Einfluß des Windes. Die Eisberge dagegen, die hauptsächlich von der Westküste Grönlands stammen, weil die seichten Bänke der Ostküste die Berge dort festhalten, pflegen sich erst im April oder Mai einzustellen, verschwinden aber dafür später. Sie ziehen unentwegt nach Süden, bis sie auf den Untiefen der Neufundlandbank festfahren oder weiter südlich in dem warmen Wasser des Golfstroms der Vernichtung anheimfallen. In besonders eisreichen Jahren ist es jedoch auch, wie Schott berichtet, vorgekommen, daß Eisbergreste noch in 38½ Grad nördlicher Breite gesichtet worden sind, ein Beweis, daß sie den Hauptarm des Golfstroms völlig durchquert haben mußten. Wir haben es also hier mit einem Meeresgebiet zu tun, in welchem auf kleinem Raum große Temperaturdifferenzen herrschen, da das Golfstromwasser in dieser Gegend bis zu 20° C. warm ist, während von Nordwesten her der kalte, eisbeladene Labradorstrom in einer noch nicht völlig aufgeklärten Weise in den Golfstrom einmündet. Daher sind die Bedingungen für die Entstehung von Nebel in diesem Gebiet besonders günstig, und in der Tat ist auch die Nebelhäufigkeit bei der Neufundlandbank ungewöhnlich groß. Für den April beträgt sie

zum Beispiel an dem Ort der „Titanic"-Katastrophe 10—25 Prozent aller Beobachtungen. Noch häufiger sind die Nebel in den Sommermonaten, wo sie mitunter acht Tage lang ohne Unterbrechung den Fernblick verhindern.

So wirkt eine Anzahl verschiedener Umstände zusammen, um hier in der geographischen Breite von Rom ein Eisvorkommen mit zahlreichen, für die Schiffahrt gefährlichen Begleiterscheinungen zu schaffen. Aber die Tatsache, daß wir es bei der Neufundlandbank mit der am weitesten äquatorwärts gelegenen Ansammlung von Treibeis zu tun haben, ist nicht nur ein interessantes geographisches Faktum, sondern ein Ereignis von allergrößter wirtschaftlicher Bedeutung, weil das Eisgebiet der Neufundlandbank sich gerade der befahrensten und wichtigsten Schiffahrtsroute, die wir auf der Welt haben, hindernd in den Weg stellt. Wollte man nämlich den direkten Kurs zur Überfahrt vom Englischen Kanal nach New-York wählen, so müßte man durch das gefährlichste Eisgebiet hindurchfahren. Mit Rücksicht auf die Sicherheit der Schiffe und die denselben anvertrauten Menschenleben haben daher alle Schiffahrtsgesellschaften einen nach Süden ausbiegenden Kurs vereinbart, trotzdem derselbe etwa 100 Seemeilen länger ist als die nördlichere Route. Ein so großer Umweg bedeutet jedoch nicht nur einen beträchtlichen Zeitverlust, sondern bei der Kostspieligkeit des Schiffsbetriebes, insbesondere desjenigen der modernen Schnelldampfer, auch enorme Mehrkosten an Löhnung, Kohle und sonstigem Betriebsmaterial. Das Bestreben der Schiffahrtsgesellschaften, den Umweg nicht größer zu nehmen, als notwendig ist, und ihn bei günstigeren Eisverhältnissen abzukürzen, ist unter diesen Umständen verständlich und berechtigt. Man hat daher für die Reise vom Kanal nach New-York zwei bestimmte Kurse vereinbart, von denen der nördlichere während der eisarmen Zeit, d. h. vom 15. Juli bis 14. Januar, der südlichere dagegen in der eisreichen Zeit, vom 15. Januar bis 14. Juli, befahren wird. Dieser Kompromiß zwischen Betriebssicherheit und Rentabilität hat sich auch im allgemeinen bewährt, bis unter dem deprimierenden Eindruck der „Titanic"-Katastrophe die Schiffahrtsgesellschaften sich im April 1912 auf eine südlicher gelegene Route einigten, die einen Monat später wegen ungünstiger Eismeldungen noch weiter nach Süden verschoben wurde.

Der Eismeldedienst ist unter diesen Umständen von größter Bedeutung für die Sicherheit der transatlantischen Schiffahrt, weil es für jeden Schiffsführer von höchstem Wert ist, über die jeweils vorhandenen, beziehungsweise zu erwartenden Eisverhältnisse auf das genaueste unterrichtet zu sein. Der moderne Meldedienst trägt diesem Bedürfnis in weitgehender Weise Rechnung. An den Zentralstellen in Hamburg, London und Washington wird jede Eismeldung registriert und in Karten eingetragen, die allmonatlich veröffentlicht werden und außer vielen anderen, für die Schiffahrt wichtigen Angaben genaue Informationen über die Ausdehnung des Eisgebietes und die Art des gemeldeten Eises enthalten. So trug z. B. die von der Deutschen Seewarte in Hamburg am 23. März 1912, also zwei Wochen vor der Abreise der „Titanic", veröffentlichte Monatskarte über den Nordatlantischen Ozean für April 1912 an auffallender Stelle in rotem Aufdruck den Vermerk: „Auf

der Neufundlandbank sind seit dem Erscheinen der Märzkarte große Eisfelder gemeldet, Eisberge sind nicht gesichtet." Als Nachtrag ist jedoch die Warnung hinzugefügt: „Am 16. März ist bei Kap Race das erste schwere Treibeis gesehen worden." Das Wort „schwere" ist dabei rot unterstrichen. Solche Notizen müssen natürlich zur Vorsicht mahnen, und ein gewissenhafter Schiffsführer, der die Gefahren des Eises richtig zu beurteilen versteht, wird das gefährliche Gebiet bei der Neufundlandbank nur mit großer Vorsicht durchfahren. Der Führer der „Titanic" war offenbar der Meinung, daß er mit seinem starken Schiff das Treibeisgebiet ohne Gefahr in voller Fahrt passieren könne, eine Anschauung, der eine gewisse Berechtigung nicht abzusprechen wäre, wenn es sich ausschließlich um Jungeisschollen gehandelt hätte. Möglicherweise war der Kapitän auch der Meinung, solches Eis vor sich zu haben. Die Einzelheiten der Katastrophe werden zwar nie völlig aufgeklärt werden können, da das Wrack, dessen Untersuchung allein darüber Aufschluß geben könnte, in einer Tiefe von mehr als 3000 Metern auf dem Meeresgrunde liegt. Immerhin kann man aber die Vorstellung als unzutreffend zurückweisen, daß das Schiff einem Eisberg direkt in die Flanke gefahren wäre oder die Steilwand eines solchen Berges gestreift hätte. Bei dem enormen Beharrungsvermögen des letzteren und der lebendigen Energie eines so gewaltigen, mit Volldampf fahrenden Schiffes würde die Wucht des Zusammenstoßes eine sofortige Zertrümmerung des Schiffskörpers zur Folge gehabt haben. Außerdem aber wäre es einem Schiff von so großem Tiefgang wahrscheinlich gar nicht gelungen, bis an die senkrechte Wand des Eisberges heranzugelangen, ohne vorher auf seinem Fuße zu stranden. Auch befand sich das Schiff stets freischwimmend im Wasser, und ein plötzlicher Stoß von besonderer Wucht ist, wie alle Berichte übereinstimmend melden, gar nicht beobachtet worden. Andererseits muß eine niedrige Eismasse berührt worden sein, da auf eines der unteren Decks Eistrümmer fielen, während die oberen Decks frei von Eis blieben. Dies würde zunächst dafür sprechen, daß der Dampfer einen nicht sehr hoch aus dem Wasser aufragenden Eisblock gestreift hätte, was jedoch schwer mit der furchtbaren Wirkung der Kollision zu vereinigen ist.

Am meisten Wahrscheinlichkeit dürfte daher für die Annahme sprechen, daß ein scheinbar unbedeutender Eisblock, dessen Berührung ein Dampfer von der Größe der „Titanic" nach Ansicht des Schiffsführers nicht zu fürchten brauchte, in Wirklichkeit eine kleine, über dem Meeresspiegel emporragende Erhöhung auf dem „Fuße" eines großen, weiter entfernten Berges gewesen ist. Mit einer solchen Annahme würde auch die Beobachtung übereinstimmen, daß das Schiff oberhalb der Wasserlinie keine wesentlichen Beschädigungen aufwies, während der Boden des Fahrzeuges, wie beim Anfahren eines Felsenriffes, völlig aufgerissen wurde.

Daß es nicht an zahlreichen Anregungen fehlen würde, die darauf abzielen, der Wiederholung derartiger Katastrophen vorzubeugen, war vorauszusehen. Ein Teil dieser Vorschläge aber geht von falschen Voraussetzungen aus, so zum Beispiel die Forderung, das Gefüge des Schiffskörpers so stark zu konstruieren, daß selbst ein Zusammenstoß mit einem Eisberg das Schiff

nicht zum Sinken bringen könne. Auch wenn die großen Mehrkosten einer solchen Konstruktion sich lohnen würden, so muß doch der Versuch, im Kampfe mit dem Eise der Stärkere bleiben zu wollen, von vornherein als völlig aussichtslos und verfehlt bezeichnet werden. Der beste Rat, den man dem Führer eines Schiffes, das nicht als Polarschiff oder Eisbrecher gebaut ist, geben kann, besteht in der Warnung vor dem Eise. Man gehe dem Eise des Meeres möglichst aus dem Wege, und wenn sich dies nicht ermöglichen läßt, passiere man die gefährliche Gegend unter Beobachtung aller Vorsichtsmaßregeln und bei nebeligem Wetter in langsamer Fahrt. Nur in letzterem Fall kann eigentlich bei sorgfältiger Schiffsführung von direkter Gefahr die Rede sein, und deshalb mögen zum Schluß noch einige Merkmale angeführt werden, aus denen man bei Nebel auf die Nähe von Eis schließen kann. Eisberge, die bei klarem Wetter auch in der Nacht durch ihre Helligkeit auffallen, machen sich im Nebel durch dunklere Färbung desselben bemerkbar. Oft wirft die Steilwand des Eisberges den Schall des Nebelhorns als Echo zurück, wobei man die Zahl der Sekunden zu bestimmen hat, die zwischen dem Ertönen des Signals und der Rückkehr des Echos vergehen. Multipliziert man diese mit 166, so erhält man die Entfernung des Eisberges in Metern. Das Erscheinen von Seehundsherden oder größeren Vogelschwärmen weitab vom Land deutet auf die Nähe von Eis, und desgleichen das Fehlen eines entsprechenden Seeganges bei frischem Wind, weil das schwimmende Eis in starkem Maße die Wellenbewegung des Meeres dämpft. Die Abnahme der Wassertemperatur kann auf Eis zurückzuführen sein, namentlich wenn sich das Schiff auf der Leeseite eines auf dem Meeresboden feststehenden Eisberges befindet. Es muß jedoch ausdrücklich hervorgehoben werden, daß in Mischungsgebieten von warmen und kalten Strömungen, wie ein solches bei Neufundland vorliegt, die Wassertemperatur öfters auch steigt, wenn das Eis sich nähert, so daß dieses Mittel, das so häufig empfohlen wird, gerade in kritischen Fällen versagen kann. Jedenfalls aber ist es angebracht, in kurzen Intervallen die Temperatur des Meereswassers zu bestimmen, da schnelle Änderungen derselben stets zur Vorsicht mahnen.

Die Bedeutung der Eisverhältnisse des Meeres für die Menschheit erschöpft sich aber nicht in ihrem Einfluß auf die Schiffahrt. Ungleich wichtiger ist die Wechselwirkung, die zwischen dem Vorkommen des Treibeises und den klimatischen Verhältnissen eines Gebietes besteht. Neuerdings ist es gelungen, gewisse Beziehungen zwischen dem Witterungscharakter einzelner Jahreszeiten in Nordeuropa und den Eisverhältnissen in bestimmten Teilen des nordatlantischen Ozeans aufzufinden, die man schon längst vermutete, deren strenger Nachweis jedoch auch jetzt noch mit manchen Schwierigkeiten zu kämpfen hat. Daß einem Eisreichtum im Nordwesten des Atlantischen Ozeans gleichzeitig ein Eismangel im Nordosten desselben zu entsprechen scheint, ist ziemlich wahrscheinlich gemacht worden, und wir dürfen hoffen, daß auch die letzten Ursachen dieser Eigentümlichkeit der Eisverbreitung, deren Einfluß auf die Witterungsverhältnisse bei uns unverkennbar ist, durch weitere Forschungen aufgehellt werden. Über die Bedeutung solcher lokalen Beeinflussungen hinaus

jedoch reicht der Anteil, den das Treibeis an dem gesamten Wärmehaushalt unserer Erde hat. Die Ableitung der enormen, ungefähr 20000 Milliarden Kubikmeter jährlich betragenden Eismassen aus dem Nordpolarmeere in südlichere Gegenden bedeutet eine beträchtliche Abkühlung der letzteren, also einen Ausgleich der klimatischen Gegensätze zwischen Nord und Süd. Hätten wir keinen Eistransport im Meere, so müßte das Klima der Polarregionen beträchtlich kälter, dasjenige der gemäßigten Breiten dagegen wärmer sein, als es heute tatsächlich der Fall ist. Vergegenwärtigen wir uns aber, daß die Lücke, durch welche die gesamte Eisabfuhr des Nordpolarbeckens erfolgt, verhältnismäßig schmal ist, so drängt sich die Frage auf, was wohl geschehen würde, wenn durch Veränderungen in der Verteilung von Wasser und Land, wie solche für frühere Perioden der Erdgeschichte einwandsfrei nachgewiesen sind, das Nordpolarmeer einmal abgeschlossen und damit die Möglichkeit des Eistransportes unterbunden würde. Dann müßte eine wärmere Periode für unsere Breiten, dagegen eine neue Eiszeit für alle Länder eintreten, die an das Nordpolarmeer grenzen. Man braucht also nicht nach Gründen für eine allgemeine Temperaturabnahme der ganzen Erde zu suchen, um eine sogenannte Eiszeit in einem beschränkten Gebiet zu erklären.

Eine weitere Wirkung des Eises betrifft die Meeresströmungen, insbesondere die Vertikalzirkulation des Wassers in den Ozeanen. Freilich kennen wir das gesamte System der Strömungen erst sehr wenig. Bisher sind uns fast nur die Bewegungen an der Meeresoberfläche bekannt, während die viel gewaltigeren und konstanteren Tiefenströmungen, auf deren Wichtigkeit der Geophysiker der Berliner Universität, Adolf Schmidt, die Aufmerksamkeit geographischer Kreise gelenkt hat, so gut wie völlig unbekannt sind.

Auch das Tierleben des Meeres ist in hohem Grade von den Eisverhältnissen abhängig. Wir erwähnten schon, daß Robbenherden sich mit Vorliebe in der Nähe des Eises aufhalten, vermutlich weil sie dort reichlichere Nahrung finden als anderswo. Desgleichen wird die Verbreitung des Planktons, jener mikroskopisch kleinen Organismen, welche für das tierische Leben im Meere eine wichtige Rolle spielen, weil sie allen kleinen Meeresbewohnern als Hauptnahrungsmittel dienen, durch das Eis stark beeinflußt.

Zahlreiche Beziehungen sind es also, welche das Eis des Meeres mit dem wirtschaftlichen Leben der Menschheit verknüpfen, und wenn auch die Gefährdung der Schiffahrt durch das Eis insofern an erster Stelle steht, weil durch sie die Existenz zahlreicher Menschen unmittelbar bedroht wird, so bildet sie doch nur ein einziges Glied in einer langen Kette von Beeinflussungen direkter und indirekter Art, deren Verbindungen untereinander zum größten Teil noch ungelöste Rätsel darstellen.

Wenn die entsetzliche Katastrophe der „Titanic" den Erfolg hätte, daß man durch internationale Zusammenarbeit die Eisverhältnisse der Ozeane gründlich untersuchte und die Lösung der zahlreichen, an diese sich knüpfenden Probleme, die noch der Aufklärung harren, ernstlich in Angriff nähme, so würde das tragische Ereignis durch einen solchen hoffnungsvollen Ausblick in die Zukunft wenigstens einen versöhnlichen Abschluß erhalten können.

Spanisch-portugiesische Burgen und Gärten.

Von
Marie von Bunsen.

(Fortsetzung.)

XII. Tanger.

Die Araberstadt.

Tanger ist die notwendige Ergänzung einer Wanderung in Spanien. Hier besteht ja noch ein Araberreich, wie es trotz kurzer Abhängigkeit seit über tausend Jahren hier bestand. Noch lebt hier die unmittelbare Tradition jener Alhambrakultur. Ich sah Stalaktitendecken, eingelegte Tore, Azulejos-Kachelwände von einheimischen Handwerkern, schlicht und selbstverständlich, wie es von den Urvätern überkommen war, gearbeitet. Noch sollen vornehme Familien sich als kostbares Erbstück den Schlüssel ihres andalusischen Palastes bewahren, und vor nicht langer Zeit wurde noch Freitags in den Moscheen um die Wiederkehr der glorreichen spanischen Königreiche zu Allah gebetet. Glaube und Sprache, Literatur und Kunst, Gewohnheiten und Anschauungen haben sich wenig verändert. Verblaßt, verknöchert, altersschwach, ist es noch immer das Leben jener „Mauren", die einst Spanien beherrschten.

Unten, im neuen Straßengewirr der Ebene, tritt dies nicht rein zutage. Ich stieg steile Gassen hinauf zum hochgelegenen alten Tanger, ging an den Mauern entlang nach dem Kasbahtor.

Es ist das Stadttor; alle Generationen all dieser Jahrhunderte sind hier durchgezogen. Auch alle gefangenen Christen, die Söhne vornehmer spanischer Familien, hier Sklaven, verachtet, gehaßt. Sehnlichst harrten sie der Befreiung; hatte man sie vergessen, war vielleicht das Lösegeld unterwegs? Die meisten starben, ehe die Stunde der Befreiung schlug, hofften wohl bis zuletzt. Don Ferdinand von Portugal, Sohn des großen Königs Johann, jener „standhafte Prinz" Calderons, der die seine Heimat schädigende Befreiung aus der Gefangenschaft verschmähte, ritt hier mit schwerem und stolzem Herzen ein und aus.

Es ist ein gewaltiges Doppeltor, überaus malerisch mit seinen Wölbungen, seinen Schatten und Reflexen. Dahinter tiefblaue Luft, niedrige, helle, sonnenbestrahlte Gebäude; bewegungslos kauerte eine in braunen Mantel sich hüllende Gestalt vor dem Tor. Erscheinungen wie aus vergangenen Tagen

zogen vorbei. Laut rufend kam ein Kind mit einem Brett warmer Kuchen auf dem Haupt, ein rot- und weißgestreiftes dünnes Hemdchen umflatterte den zierlichen Körper. Im weißen, wallenden Gewand ritt ein Patriarch hinein, vor ihm lief ein Knabe im milchig-mennigroten Kapuzenhemd. Ein heller Schwarm verschwand im Dunkel der Portale, es waren dichtvermummte Frauen. Lange stand ich, an die beschattete Mauer gelehnt, sah dem Treiben zu; dann, wie verzaubert, durchwanderte ich ungestört, ohne einem einzigen europäisch angezogenen Menschen zu begegnen, die stillen, weißen Gassen.

Niedrige, schmucklose Häuser, gelegentlich ein Hufeisentor mit blaubunten schillernden Kacheln belegt. Gelegentlich Buden, von einem indigoblauen Dachvorhang beschattet. In allen Tonarten überwog das Blau. Seit einigen Jahrzehnten haben die Eingeborenen ihre Häuser statt mit der althergebrachten weißen Tünche hellblau bemalt. So gab es Schatten im tiefsten Ultramarin, Sonnenreflexe von grünlichem Veroneser Blau. Vielleicht war das ehemalige Weiß noch schöner, aber das Geflimmer blauer Töne verstärkte den Eindruck des Unwahrscheinlichen, des Phantastischen.

Ein Moscheenportal hatte interessante Ornamente aus Ziegelsteinen und Kacheln; neben ihm erhob sich eine herrliche Palme. Es folgten schlichtmalerische Regierungsgebäude mit tiefbeschatteten Arkaden. Hier spricht der Kadi Recht, dort liegt der Schatz des Sultans. Dort wohnt er, hinter jenen Mauern erstreckt sich sein Garten.

Durch eine offene Tür sah ich in einen Hof hinein; kühl und doch farbenprächtig wirkte die blaugrüne Kachelbekleidung. Da klirrten Pferdehufe durch die einsame Gasse, es ritt ein groß und schlank gewachsener, schöner, ernster Araber auf einem arabischen Schimmel einher. Sein Anzug war aus taubengrauem Blau, mit feiner Goldstickerei und kleinen Knöpfchen besetzt, dazu ein schneeweißer Turban, ein schneeweißer, flatternder Burnusmantel. So erschien er zwischen den stillen, blauweißen Gebäuden, ritt an mir vorbei wie ein König aus dem einstigen Maurenreich Andalusien.

XIII. Tanger.

Die Grotte des Herkules.

Vor uns ritt einer der Wache im fliegenden Gewand, mit hohen Stiefeln aus weichem, purpurnem Leder, die Flinte um die Schulter geschlungen. Eine grünbewegte Hügelgegend, unbewohnt, nur gelegentlich weiße Kuppeln mit Zwergpalmen, Gräber von Heiligen, die einst im Glaubenskrieg gegen Spanien gefallen. Sonst hätte ich in den eben besuchten Teilen von Andalusien sein können; es ist ja auch dasselbe Land, verhältnismäßig spät durch den früher kleineren Mittelmeerdurchbruch getrennt. Afrika, afrikanische Tier- und Pflanzenwelt beginnt eigentlich erst mit der Saharawüste. Ab und zu Getreidefelder, hübsche Feldblumen, besonders häufig anmutige weiße Cystusblüten, die an große, zerflatternde Heckenrosen erinnern.

Das Gestrüpp wurde höher, Lentisken, Myrten; es war die richtige Maechia. Gelegentlich umwucherte sie waldartig einen unter grünen Gräsern

und Vergißmeinnichtblüten dahinfließenden Bach, und in einem dieser grünen Haine (eigentlich müßten solche Haine alle jetzt entholzten Hügel bedecken) sangen Nachtigallen in der Maimorgensonne. Wir, der deutsche Gesandte Rosen, seine Frau, der Gesandtschaftssekretär v. Sch. und ich, hielten auf der Höhe und sahen auf die Tangerbucht, auf die fernen blauen, noch schneebedeckten Rifberge. Herr Rosen zeigte mir eine Stelle der Küste, zu Fuß in ein bis zwei Stunden von Tanger erreichbar. All und jede Autorität hört dort auf. Es ist das Gebiet der ungezähmten, unzähmbaren Andschera. Kein Europäer, kein Untertan des Sultans von Marokko würde jene Grenze überschreiten, wäre dort seines Lebens sicher. Dies in unmittelbarer Nähe freundlicher Villen, wo man täglich seinen Tennis spielt, im Garten seinen Tee trinkt, auch zu der kleinsten Tischgesellschaft in Seide oder im Frack erscheint!

Es kamen recht abschüssige Stellen im losen Geröll, aber diese einheimischen Pferde krochen geschickt wie Katzen hinunter. Dann galoppierten sie vergnügt an Stellen, die nach europäischen Ansichten einfach unmöglich waren. Über den Abhang kommend, sahen wir vor uns ein Dorf. Leider keines der blauäugigen, blonden Berber, die hier herum vorkommen und auf welche ich fahndete. Niedrige, strohbedeckte Hütten aus Lehm und Steinen. Ähnliche hatte ich gelegentlich in Andalusien gesehen, und ganz gleich waren die Tonhäuschen der Gräberfunde. Ringsumher spreizten Aloen ihre gewaltigen graubläulichgrünen Blätter. Wie aus der Erde gewachsen stand ein kleiner, dunkelbrauner Knabe vor uns, um ihn hing ein grauweiß wollenes Hemd, in der Hand hatte er einen rohgefügten Bogen. Ihm und noch dazukommenden Knaben wurden die Pferde übergeben, während wir absaßen und eine kleine Strecke lang vorangingen. Die Knaben waren bescheiden, bettelten nicht. Die hiesigen Menschen sind nicht schön, haben jedoch einen freundlichen Ausdruck.

Jetzt sahen wir den Atlantischen Ozean in der Ferne. An der Küste mit ihren rauhen Bergmassen und Klippen erstreckte sich eine blaue Meereslinie mit weißer Brandung. Im Felsufer sind tiefe Grotten, aus denen seit unvordenklichen Zeiten die Einheimischen sich Mühlsteine bauen. Dort, an der größten, seit klassischer Zeit die „Grotte des Herkules" genannt, warteten die Proviantmaultiere auf uns. Das war das Ziel.

Wir betraten die Grotte; sonderbare Lichtwirkungen, gelbe Sonnenreflexe und kühldunkle Tiefen, verworrene, phantastische unterirdische Hallen. In einem der entlegenen Teile kamen der Gesandte und ich auf Männer, die in hellwollenen Gewändern beim Lichte eines Lämpchens Mühlsteine aushauten. Würdig und bescheiden hackten sie weiter, keine Neugierde verratend. Herr Rosen (Orientalist, der Übersetzer des „Rubayat") gab ihnen auf arabisch den dieser Gelegenheit angemessenen Arabergruß: „Gott helfe euch bei der Arbeit" — „Amen", antworteten sie im Chor. Wie bei meinem früheren Aufenthalt im Orient, so auch jetzt bei diesem flüchtigen Besuch, war mir die häufige Vorliebe der Europäer für mohammedanische Bevölkerung verständlich. Ihnen ist der schlichte menschliche Adel nicht abhanden gekommen.

Unterdessen hatten Frau Rosen und Herr v. Sch. am Meeresgrunde der Grotte unser Frühstück überwacht; Moselwein kühlte in den mit Seewasser gefüllten Segeltuchbehältern, auf verwitterten Mühlsteinen aus uralter Zeit lag ein prachtvoller, orangegelb und weißer, von Wüstenfrauen geknüpfter Teppich. Vor uns rauschte in langsamer Kadenz das hellsaphirblaue Wasser in die Kluft herein, wurde aufgesogen, schwoll an den feuchten Felswänden umher, schäumte, sich wild an den Klippen zerstäubend, wieder zurück. Immer von neuem der Meeresrhythmus. Der blauschimmernde Meeresglanz flackerte an dem kühlen Gestein, der sandfeuchte, durchsonnte Meeresodem durchzog die dämmernde Höhle.

Diese Herkulesgrotte hatte homerische Schönheit.

Dann traten wir aus dem Halbdunkel in den leuchtenden Tag, kletterten umher auf dem steil-zerklüfteten Felsenvorsprung. Oben bildete das Gestein ein Naturtheater mit Terrassen und Brüstung, tief unten brauste das Meer.

Wir saßen auf, und nun begann der schönste Ritt meines Lebens. Immer im Galopp auf dem Strand, hart an der schneeschäumenden, donnernden Brandung. Der blaugrüne, leuchtende Ozean war durchsichtig klar, in zerflatternden Schleierwolken sprühte schneeiger Schaum umher. Allen voran die schlanke Gestalt der Frau Rosen auf ihrem vom Sultan geschenkten Araberhengst. Der Fuchs schien zu fliegen, schien von der Seeluft, dem Sonnenschein berauscht. Dazwischen kam ein steiler Hügel, die Pferde kletterten, ohne sich zu besinnen, hinauf. Dann folgte wieder eine Strecke auf dem vom zerstiebenden Wellenschaum befeuchteten Strand längs der blau und weiß hintosenden Brandung.

XIV. Cadiz.

Die Handelsburg am Meer.

Über dem blauen Wasser erschien ein langer, heller Streifen: die weit in den Ozean hineingebaute, mauerumgebene Stadt. Ähnlich wirkte gewiß schon damals in altersgrauer Zeit Gadir, Mittelpunkt der Karthagermacht in Iberien. Mächtige Seewälle wurden auch damals gewiß als Schutz vor der atlantischen Brandung errichtet, Befestigungen mit Bastionen und Wällen, darüber hohe, flachdächige weiße Gebäude — wie jetzt. Aber das silberstrotzende Inselheiligtum des Melkart-Herakles ist verschwunden; nur kleine Felsenreste erinnern an die hochberühmte Stätte, dieselbe, auf der wahrscheinlich Hamilkar dem jungen Hannibal den Schwur abnahm, zeitlebens Rom zu bekämpfen. Auf den gewaltig aufragenden Tempel fiel einstmals des Seefahrers erster Blick, vom Meer aus sahen sie den Rauch des ewigen Feuers. In diesem obersten Heiligtum des großen blühenden Gebietes war kein Kultbild zu sehen, nie verlöschende Flammen deuteten die Gottheit an. Der Tempel war mit Kostbarkeiten gefüllt, ein „Olivenbaum" hatte smaragdene Früchte. Den Dienst verrichteten eheloſe Priester, keine Frau durfte die Stätte betreten.

Es ist eine phantastische Lage; ein schmales, gewundenes Horn umschlingt einen Binnensee, das Ende des Horns trägt die stark befestigte Stadt. In der Ferne erheben sich schön aufsteigende Berge.

Innen kam eine Überraschung: dies ist eine der ältesten Städte Europas. Gadir hatte eine reiche Vergangenheit, als man Rom auf den sieben Hügeln erbaute, und trotzdem ist diese spanische Stadt ordentlich und gut gehalten. Die älteren Häuser, ja auch neuere, haben auf dem flachen Dach viereckige weiße Türme, auf diesen steht oft noch ein rundes Wachthäuschen. Die Wände sind geweißt, überall gute Giebel und Balkone, keine „Architektur" und doch „Stil". Trotz der rasenden Seestürme liegen öffentliche Gärten hinter großen windgeschorenen Hecken; hier sitzt man im grünen Schutz. Heute wie allzeit eine Kaufmannsstadt; während in dem etwas verwahrlosten Elche, dem etwas öden Murcia, imposante Wappen fast jedes andere Haus schmückten, ist hier nur selten eins zu sehen, dafür gutes Pflaster, saubere Straßen.

Angenehme Stunden verbrachte ich im kleinen Museum. Murillo ist der allgemeine Liebling; der Custode war ganz bestürzt, als ich nach kurzer Zeit dessen Bilder erledigt hatte und mir eingehend die Zurbarans besah. Kopfschüttelnd erzählte er den Murillo-Kopisten von dieser Exzentrizität. Um so fesselnder war Zurbaran in Zeichnung wie in Farbe. Sehr merkwürdig eine Reihenfolge heiliggesprochener Mönche. Ein kräftiger Realismus, jede Gestalt ein lebenswahrer Mensch. Mehrere waren recht unheilig, hatten verschlagene Gaunergesichter, andere waren grobknochig, stumpf. Hier war eine schlichte, innerliche Maria; ihre Gewänder spielten vom Rosagrau ins pflaumenfarbige Indigo. Dann kam ein heiliger Franziskus in der Ekstase, phrasenlos und doch gluterfüllt. Man steht „Gründungen" spanischer Meister augenblicklich etwas skeptisch gegenüber; ich wage zu prophezeien, daß Ribalto und Zurbaran neben so mancher namenlosen farbigen Plastik des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts zu Ehren gelangen werden.

Die allermeisten Reisenden besuchen anscheinend Cadiz nur wegen des letzten Murilloschen Altarbildnisses; während er an diesem malte, stürzte er vom Gerüst, hat sich von der Verletzung nie erholt. Die verschiedensten Knaben wünschten mich nach der Kapuzinerkirche zu geleiten, schließlich ging ich auch hin. Baedeker verleiht dem Bild einen Stern, nennt es eines der schönsten Werke des Meisters, obwohl bestimmt nur ein Teil von ihm herrührt — nach Lefort nur die Untermalung! Ein hübscher üblicher Murillo: die Verlobung der heiligen Katharina.

Der Marienmonat hatte begonnen. In deutlicher Erinnerung an die holde Liebesgöttin ist überall in katholischen Ländern der Maienmond ihrer Nachfolgerin, der wundertätigen, herzenskundigen, gütigen Mutter gewidmet. Hier vor diesem Altarbild thronte sie in hellblauen und weißen seidenen Gewändern, mit einem rosengeschmückten, an der Seite aufgeschlagenen Schäferstrohhut. Rings umher brennende Kerzen, duftende Blumen. Als ich die Kirche betrat, war sie von ärmlichen Menschen gefüllt. Ich setzte mich zu ihnen, hörte den Schluß der Predigt noch mit an. Ein Mönch hielt sie,

volkstümlich und beredt. Kaum war das letzte Wort verklungen, so eilte alles hinaus und umstand aufgeregt, rote Zettel in der Hand haltend, ein Fenster. Dort erschien ein freundlicher alter Priester, rief die Nummern auf: der Besitzer des gewinnenden Loses erhielt etwas Stoff, Strümpfe oder Taschentücher geschenkt. Unser „Schrippenkirchen"-System.

Es wurde Abend. Überaus malerisch waren die ins Meer hinausragenden Klippen und Festungswerke. Der Ozean flutete in weißen regelmäßigen Wellenlinien in die Bucht. Einige Felsen lagen auf dem fahlgrauen Strand. Als große Schattenmasse erhob sich der Dom mit Kuppeln und Türmen, nicht weit davon der dunkelrote Stierzirkus. Den heimkehrenden Schiffer begrüßt die Jungfrau und der Stier.

Ringsumher die alten Hafenmauern. Dicht drängte sich hier am 25. September 1493 die Menge, jubelte und jauchzte, denn zum zweiten Male fuhr Christoph Columbus nach der von ihm entdeckten Welt; diesmal ein stolzer Aufzug, mit siebzehn Schiffen, von fünfzehnhundert begeisterten Auserwählten begleitet, stach er in See. Zahllose hatten sich gemeldet, alles träumte nur von den Märchenschätzen. Sieben Jahre darauf fuhr er, verdächtigt, mit Ketten beladen, wieder in den Hafen von Cadiz ein!

Ich reiste weiter, verließ die in den Ozean hineingebaute Mondsichel, die weißen Turmhäuser, die gewaltigen Mauern, an denen die Brandung zerstäubte. Eine schmale Landzunge, Aloenhecken, hinter ihnen eine Gartenwirtschaft nach der anderen. So muß es schon zur Punierzeit gewesen sein. Vor den Toren der enggepanzerten Stadt erfreute man sich an den Gärten, am Tanz. So berühmt waren die Tänzerinnen von Gadir, daß die Römer sie sich zu Gastmählern nach dem Tiber verschrieben. Auf dieser schmalen Landzunge wirbelten und wendeten sich in taumelnd vergehender Anmut geschmeidige Gestalten, von der Meeresluft und von Rosen umgeben.

Es folgte eine verlassene, reizvolle Dünenlandschaft; Moorgras, stagnierende Tümpel mit niedrigen, zitronengelben Mesembryanthemumblüten. Dann erweiterte sich die Gegend. In den von Kanälen durchzogenen Sümpfen wurden Salzpyramiden getürmt. Es folgten Pinienwälder mit monumental sich ausstreckendem alten Geäst. Dazwischen schimmerte das Meer. Da, jenseits vom mattblauen Schein, lag Cadiz mit seinem großen weißen Dom. Es war wunderbar schön. Dann kamen einzelne Gehöfte, herrschaftliche Villen mit hübschen Portalen, mit Vasen auf den Mauern. Meeresarme, ein Hafenstädtchen mit lustigem Gewirr von Schiffen und Booten, was man früher — und der Tag wird wiederkehren — eine überaus malerische Landschaft nannte. Darauf noch einmal weltfremde Ebenen mit goldgelben Blüten und Pinien. Und zum letzten Male schwebte in weiter Ferne, zwischen Luft und Wasser, Cadiz, eine helle, blaßbesonnte Vision.

XV. Der Alcazar von Sevilla.

Dicht an der Kathedrale liegt die Burg, der Alcazar. Ein schlichter, gelber, festungsartiger Bau mit Zinnen, Toren und Türmen. Etwas unheimlich und verschlossen, wie das einem von Pedro dem Grausamen

errichteten Kastell gebührt. Ursprünglich erhob sich hier das römische Prätorium; auf seine Trümmer kam die Burg der Almohaden-Sultane; einige dieser Mauern wurden dann zu dem Bau der christlichen Herrscher verwendet. Muselmännischen Meistern übergab Don Pedro den Bau, der alte Name verblieb.

Es ist erstaunlich; ein bewohnbares, gelegentlich bewohntes königliches Schloß, und doch unerhört malerisch, vielfach noch unverdorben. Im ersten Hof wachsen Palmen und Orangen; hier hielt Pedro der Grausame Gericht. Vorher trieb er sich, verkleidet, in den Gassen umher, versuchte, sich ein richtiges Urteil zu bilden. Dies ist wohl das Sympathischste, was man von ihm erfährt, doch versuchen Einige, ihn heute, wenn auch nicht weiß, so doch weniger dunkel als bisher zu malen. Zweifellos bemühte er sich, die Städte, die Bürger zu stärken, ließ seine Grausamkeit vor allem an den Großen aus, suchte deren Übermut zu brechen. Hier hatte er seine Jugend verlebt, bei seiner einsam trauernden Mutter, welche der königliche Gemahl aus Liebe zu Leonora von Guzman verstieß. Pedro bestieg jung den Thron, verbannte seine Halbbrüder, ließ Leonora von Guzman hierher nach dem Alcazar bringen und ermorden. Wohl trug seine Mutter wie der Minister Albuquerque nach außen hin die Verantwortung; genehm wird ihm die Tat gewesen sein, sie bildete sein erstes Erlebnis. Im Hause des Ministers verliebte er sich in dessen Mündel, in die wunderbar schöne Maria Padilla. Er nahm sie zu sich, sie lebte offenkundig an seiner Seite. Die Heirat mit der Prinzessin Blanca von Bourbon wurde ihm aufgezwungen, er verstieß die Sanfte, Unschuldige bald, hielt sich zur Maria, wenn er auch zwischendurch eine Klosterbraut, Juanna von Castro, die Schwester der berühmten Inez, verführte, heiratete und verstieß. 1362 ließ er die junge Königin Blanca in dem fernen Schloß, wohin er sie verbannt hatte, vergiften. Bald darauf starb Maria Padilla. Wir haben kein Bild von ihr; es wird wenig Genaues über sie berichtet. Einer Reisenden des siebzehnten Jahrhunderts wurde sie von vornehmen Spaniern als „die schönste und schlechteste Frau ihrer Zeit" geschildert. Don Pedro war wie vernichtet; er ordnete eine Landestrauer an, erklärte den in Sevilla einberufenen Cortes, daß er kirchlich mit ihr angetraut gewesen sei, daher seine Ehe mit Donna Blanca nicht zähle, und die ihm von der Padilla geborenen vier Infantinnen wie der Infant Alfonso legitime Kinder seien. Schriftliche Beweise dieser Ehe wurden nicht gebracht, doch mußten die königlichen Versicherungen angenommen werden. Die Töchter der Maria Padilla heirateten in die erlauchtesten Fürstenhäuser Europas.

Der Adel und sogar einige Städte hatten sich gegen den jungen König verbündet; die Anführer wurden geschlagen, und in der Gegenwart Pedros wurden an hundert hingerichtet. Es schwamm das Zimmer in Blut. Nach diesem Alcazar entbat er mit freundlichen Versprechungen seinen Vetter, eine Schwägerin, deren Kinder; sie wurden alle erdolcht. Seinen Kämmerer lockte er in die Falle, ließ ihn erschlagen; der maurische König Muhammed VI. kam seiner Aufforderung gemäß hierher und wurde ermordet. Den einen Halbbruder ließ er in seiner Gegenwart hinmetzeln, versetzte ihm den Todes-

stoß. Immer handelte er mit langsamer Überlegung, mit heimtückischer Sorgfalt.

Dann entbrannte der letzte Kampf mit seinem ältesten Halbbruder, dem Heinrich von Trastamare, den der spanische Adel, den Frankreich unterstützten. Don Pedro versuchte den Ritter Du Gueselin zur Auslieferung des Trastamare zu bewegen. Der Franzose ging scheinbar darauf ein; verkleidet begab sich Pedro zu ihm. Wieder fand ein Brudermord statt, aber diesmal wurde Pedro der Grausame von Heinrich von Trastamare erstochen. Er bestieg als Heinrich II. von Castilien den Thron, war oft hier im Alcazar und erweiterte Pedros Bau.

Ein folgender Hof hat Taxushecken und weißlichen Absinth; aromatisch-herb duften sie in der Sonne, dazwischen dringt süß ein Orangenhauch. Dann trat ich in die Säle. Mudejar — spanisch-maurischer — Stil mit gotischem und renaissanceartigem Einschlag. Oft leider auch ein spätes orientalisches Barock, viele fatale Alhambra-Stuckornamente, viele schlecht restaurierte Stuckstalaktiten. Der gesamte Eindruck fremdartig, malerisch, vieles, so vor allem die Fliesenbekleidung, überaus reizvoll. Unterließe man es, die Stuckornamente zu übermalen, stellte man hingegen einige wenige mit persischen Teppichen belegte Diwane auf, legte man einige wenige Teppiche hier und da auf die Fliesen, der Eindruck wäre bezaubernd. Interessant waren die alten eingelegten Holztüren und Fensterläden aus tiefgedämpftem, einst reich verziertem Holz. Herrliche blaugrüne Kacheln, hier sattief im Dunkeln, hier mit Sonnenreflexen, hier im wasserbläulichen Grün. Dies waren die Frauengemächer, die Gemächer alle der Königinnen von Castilien. Doch überwog die Erinnerung an die Geliebte, an Maria Padilla. Der Hauptarm führt auf einen kleinen, umschlossenen Garten. Buchsumfaßte Beete mit den farbigsten Blumen, mit Jasminblüten und duftenden Rosen. „Los jardines de Maria Padilla" heißen sie bis auf den heutigen Tag.

Ein fliesenbelegter Saal, farbenprächtig mit reicher maurischer Decke, folgte dem anderen. Es spukten die Gestalten umher. Pedro der Grausame, zu dessen Zeiten es hier im Palast nach Blutlachen roch, Heinrich von Trastamare, der ihn erstach. Hier hat Maria Padilla gelächelt, hier unterhandelte man mit dem mächtigen Oberstkämmerer, dem Schatzkämmerer Simuel el Levi (später wurde dieser auf Befehl seines Herrn zu Tode gemartert). Geistvolle Männer gingen aus und ein, so der Glaubensgenosse des Schatzmeisters Rabbi Sem Tob, Hofpoet und Philosoph, der eine Sammlung moralischer Sentenzen, die er aus maurischen und jüdischen Quellen geschöpft hatte, hinterließ. Hier weilte oft der Kanzler Lopez von Ajala, später der schonungslos anklagende Historiograph seines Herrn, ein treuloser Mensch, aber er schrieb bemerkenswert gut.

Die goldene Zeit lag ja noch in weiter Ferne. Es wird jedoch leicht übersehen, daß bereits damals, wie oft in späteren Zeiten, Spanier durch kühne Neuerungen auf die Weltliteratur wirkten. So war dieser Kanzler Lopez von Ajala ein Vorgänger der großen Geschichtschreiber der italienischen Renaissance; der Infant Don Juan Manuel gab eine Novellensammlung

heraus, durch die Boccaccio und Chaucer beeinflußt wurden. Die Liebesabenteuer des Erzpriesters von Hita hatten im vierzehnten Jahrhundert einen Rabelaisschen Klang. Die spanischen Dichter stehen selten in der allerersten Reihe, auffallend oft hatten sie eine andere Länder befruchtende Originalität. Die Bewohner und Besucher dieses Mudejarpalastes waren der arabisch-jüdischen Kultur näher, hatten daher vieles vor dem übrigen Europa voraus.

Wahrscheinlich hat Spanien niemals größeren Luxus gesehen, als zu Pedro des Grausamen Zeit; hundertundfünfundzwanzig mit Goldbrokaten und Seidenstoffen gefüllte Truhen besaß ein Kanzler des Königs — diese Fliesenwände, diese reichgeschmückten Stalaktitendecken erlebten den schimmernden Glanz.

Aus den Sälen kommend, betrat ich die Gärten. Da ich mir die Erlaubnis erwirkte, mich nach Belieben hier aufhalten zu dürfen, verlebte ich wundervolle Stunden. Mir war, als hätte ich nie und nirgends einen so poetischen Garten gesehen; ich war von seiner Schönheit benommen. Wie es in der guten Zeit sich von selbst verstand, gab es innerhalb der Gesamtanlage mehrere Gärten, man ging von einem zum anderen, oder verblieb, weltabgeschieden träumend, verschwiegen im nämlichen grünen Raum. Hier bildete eine Rosenhecke die Umgrenzung, hier eine aus Lorbeer oder Taxus, hier eine blumenbedeckte steinerne Mauer. Alle beschatteten hohe Bäume; Vogelgesang, Blumenduft zog sich hinüber; eine liebliche Einheit. Gern saß ich auf den steinernen Stufen; die Morgensonne hatte sie durchwärmt. Eine Banksia-Rosenwildnis warf ihre Schatten vor mir; innerhalb leuchtend grüner Buchsbaumeinfassungen wuchsen blütenbedeckte Granatbäume. Neben den feuerroten, brennendroten Blumen gab es auch lachsfarbene von seltsamem Reiz. Ganz nahe von mir, durch die Blüten verdeckt, saßen Nachtigallen und sangen ununterbrochen leidenschaftlich vor sich hin. Zwischen den Granaten wuchsen Syringenbüsche mit ihren duftenden weißen Blüten; in den Nachbarbeeten dufteten lila Heliotropblumen und Rosen. Unaufhörlich murmelte und plätscherte das Wasser in den alten marmornen Brunnen. Es war unwahrscheinlich schön.

Dann ging ich die Hecke entlang auf den alten Stufen zum Sommerhaus Karls V., setzte mich auf die etwas verblaßten Kacheln der Fensterbänke. Ein rechteckiges, einfaches Gebäude, weiß, mit spitz zulaufendem Dach aus graugelben, verblichenen Ziegeln. Draußen ein Bogengang mit Marmorsäulen, mit fliesenbedeckter Brüstung. Die Marmorsäulen wurden von rosablühenden Kletterrosen umrankt; davor standen einige uralte Orangenbäume, wie es heißt, aus Pedro des Grausamen Zeit. Die hineinführenden Stufen, die inneren Wände waren mit Fliesen bedeckt, eine feine, mannigfaltige Farbenskala, vom sattesten Laubgrün bis zum blassesten Veroneserblau. Juan Fernandez ist der Erbauer dieses königlichen Gartenhauses; sein Name und die Jahreszahl 1540 stehen auf den Fliesen. Er hatte einen entzückenden Geschmack; nicht leicht findet man eine so harmonische Verquickung maurischer Elemente mit einer ruhig einfachen italienischen Renaissance. In der Mitte des matt-

farbigen Kachelfußbodens perlte, wie seit all diesen Jahrhunderten, das Wasser in einem vergilbten marmornen Becken. Die Fliesen der Wände zeigten phantastische Bogenschützen, Satyre und kaiserliche Adler. Über dieser Fliesenbekleidung zogen sich anmutige Renaissance-Ornamente auf der weißen Wand, und die wuchtige braune Balkendecke war geschnitzt. Durch die offenen Fliesenfenster fiel der Blick auf wuchernde Rosen.

Es ist das Gartenhaus Karls V., des komplizierten Sohnes der überspannten, schwermütigen Johanna, der Enkel der gesunden, weisen, tatkräftigen Isabella. Er liebte diesen Alcazar; hier hatte er Hochzeit gehalten, in dem prächtigen Gesandtensaal wurde die Messe gelesen, in einem der fliesengeschmückten Räume das Beilager gehalten. Er wie seine Braut, Isabella von Portugal, waren dreiundzwanzig Jahre alt; wenn ich der Braut gedenke, sehe ich vor mir das Bildnis in Augsburg, ein überaus vornehmes, liebliches, seelenvolles Gesicht. Kaiser Karl hat sie leidenschaftlich geliebt und betrauert; auf seinem Sterbebett hat er ihrer noch sehnsüchtig gedacht. Hier hat er wohl die glücklichsten Tage seines Lebens verbracht.

Auch später kehrte er immer wieder gern zum Alcazar von Sevilla. Von seinen vielen Briefen hat er gewiß manche in diesem seinem Gartenhaus geschrieben oder doch überdacht. Navagiero, der Venetianer, schildert den köstlichen Garten. Hier in den duftenden Gängen auf und ab gehend, hat er oft mit dem Kaiser sich unterhalten. Reichgeschmückte, bedeutende, anziehende Männer und Frauen haben auf diesen Bänken geruht. Hier wurde Wichtiges verhandelt, Leidenschaftliches gesprochen.

Es ist noch derselbe alte Garten. Ein sogenannt „englischer" natürlicher Garten ist schon in einem Jahrzehnt ein anderer geworden; ein im guten alten Stil angelegter wird lange Jahrhunderte überdauern. Hier sind noch die mit Fliesen ausgelegten Wasserläufe, in der Mitte der von Lorbeer und Buchs eingefaßte Weg. Gelegentlich erweitern sich die Wege zu einem Rondell, und in einem Brunnenbecken springen die Strahlen.

Immer wieder kam ich auf neue Blumenbilder; dieses höher gelegene Gärtchen ist später entstanden, hat eine Grottenwand, steingefaßte Becken. Hier trauerte der Erbauer, jener melancholische Orleansprinz Philipp V. von Spanien, um die verlorene lieblich-gütige Gattin Louise von Savoyen. Eine Terrassenwand war von einer Flut tiefpurpurner, farbenstrotzender Geranien bedeckt, hier wucherten große weiße Bignonien mit Blutstropfen im Kelch, hier schlang sich goldgelbbrauner Abutilon, hier vereinigten sich rosa Monatsrosen mit weißen Levkojen, im Schatten blühte noch eine Reihe dunkelvioletter Schwertlilien, und am letzten Tag waren an jenem alten Gitter farbensprühende Malvenknospen aufgesprungen.

Kaum faßbar, daß dieser Märchengarten sich auf unsere Zeit erhalten durfte und zwar nicht verwildert, von kleinen Leuten bewohnt, sondern instand gehalten, sorgsam bewässert, von Beamten und Gärtnern einer europäischen Großmacht verwaltet. In Madrid sah ich die Anlagen des Palastes, sie waren üblich banal, der kontinentale hochherrschaftliche Garten. Aber hier „kümmerte" man sich nicht weiter um den Garten, ließ alles „beim Alten".

So verblieb er in unvergeßlicher Schönheit. Die Nachtigallen schlugen, überall murmelte das Wasser, auch an heißen Tagen war es kühl im Schatten der duftenden Wände. Manchmal drang der aromatische Geruch der fettbraunen Frühlingserde hervor; dann streifte ein warmer Hauch über die Heliotrophecke, über jene Orangenblüten, welche feuerrote Granatkelche umgaben.

XVI. Sevillanische Paläste.

Diese Paläste sind wundervoll spanisch; nie würde man sie mit italienischen verwechseln; sie sind zu streng, zu einfach, wiederum zu orientalisch und farbenglühend.

Die Casa de Pilato wurde vom Marques von Tarifa erbaut. Er reiste nach Palästina, war ein frommer, feinsinniger, kunstliebender Herr. In seinem Gefolge befand sich Juan von Enzina, der Dichter volksliedmäßiger Weisen; seine Weihnachtsspiele werden als Beginn des spanischen Dramas angesehen. Als nach dieser Pilgerreise der Palast entstand, hieß es, der Marques habe das Haus des Pilatus nachgeahmt. Noch andere Sagen spannen sich um das Gebäude; so versicherte man, die große Urne im Vorhof enthalte die Asche des Kaisers Trajan, jenes Spaniers, der römischer Kaiser wurde, der sich die Weltherrschaft errang.

Das Äußere ist schlicht und stattlich. Am Eingangstor ein buntes Kachelwappen, hellbräunliche Dächer, ein niedriger Turm mit kleinen Bogenfenstern, Loggien, Höfe, alles im Stil einfacher Renaissance. Ich durfte frei umhergehen, ließ in aller Ruhe die Umgebung auf mich wirken. Im Vorhof wucherte eine mächtige Bougainvillia, das Meer der magentaroten Blüten flutete über die Wand, in deren Schatten ein alter Kachelbrunnen stand. Es folgte der eigentliche Palasthof; kein Mensch war zu sehen. Durch die Bogengänge leuchtete sanft und farbig, kühl und doch üppig die blaugrün schimmernde Kachelbekleidung. Die Tritte hallten auf dem eingelegten Marmor unter den halb arabischen, halb italienischen Loggien. Ringsumher zog sich oben eine durchbrochene, spätgotische Balustrade. Still brodelte und plätscherte das Wasser im marmornen Brunnen, das Wasser umrauschte marmorne Delphine. Es ist nicht zu sagen, wie die Azulejos-Kachelwand hinter den hellichten Säulengängen farbengetränkt leuchtete! Da verschwammen in bestrickender Harmonie blaue und grüne Töne, bald im tiefsten Schatten, bald mit zitternden Sonnenreflexen. Ringsumher standen marmorne antike Götterbilder, in den Nischen Büsten römischer Kaiser.

Es ist ein altberühmter Palast, lange eine Stätte erlesenster Kultur; nur noch in Italien gab es so verfeinerte Menschen. Diese Spanier waren weniger begabt, aber gehaltener, vornehmer, strenger; dabei nicht aus nordischer Temperamentskühle; niemand war so leidenschaftlich, galt es Ehre, Liebe, Religion. Wahrscheinlich verhalf ihnen Rassenhochmut, Religionseifer zu der Selbstzucht, das Gefühl, kraft ihres reinen Glaubens Wertvolleres als selbst die hochstehenden, bewunderten Mauren darzustellen. Aus den Bildern, aus der Literatur spricht diese eigenartige spanische Kultur. Die

Dramen, auch ihrer Großen, werden uns durch diese vornehme Zurückhaltung, durch diese tugendsame Vortrefflichkeit ein klein wenig verleidet. Fast alle Helden und Heldinnen des Lope, des Calderon sind hervorragend brav; die der gleichzeitigen französischen und englischen Schriftsteller (unsere gleichzeitige Literatur läßt man lieber beiseite) sind dies in weit geringerem Maße, stehen uns daher näher. Offen gestanden, interessiert viele von uns, neben dem auf einsamer Höhe stehenden Don Quixote, neben den schwermütigschönen Romanzen vor allem das glänzendkecke Vorbild aller Schelmenromane: „Lazarillo des Tormes" oder das gewagt-realistische Dirnendrama „Celestina". Aber auch wenn die erhaben sich gebärdenden spanischen Dramen uns weniger lebhaft fesseln, bewunderungswürdig bleibt der Adel ihrer Gesinnung, ihrer Sprache. Um eine vornehme, kunstvolle Melodie hat Spanien die Menschheit bereichert.

Ein Diener erschien, öffnete große Türen aus arabisch-eingelegtem und geschnitztem dunklen Holz; ich betrat die Säle. Reiche Decken, bemalt und geschnitzt, auch wohl mit dem mir weniger sympathischen Stalaktitenmotiv geschmückt, überall Azulejoswände. Mudejarkunst; alles wohl ausschließlich von Moriscos gearbeitet; eine durch strenge Linien, durch ruhige Flächen in Zaum gehaltene Verquickung der arabischen Einflüsse mit der Spätgotik und Renaissance.

„Prätorium" wurde der große Saal genannt. Er hatte herrliche Verhältnisse, wirkte vornehmprächtig und doch ruhig. Hier war die Kapelle. Nicht nur die Wände, auch der Altar war mit Azulejos umkleidet. Diese Kacheln hatten einen leicht metallischen Hauch, das gab in der Dämmerung ein phantastisches Leuchten. Nur wenig Gerät; die Fliesen des Bodens, alles blieb im Bann der träumerischen Farben.

Breit führte die Treppe hinauf, die alte Treppe, welche all jene Kavaliere in Degen und Mänteln stolz und gemessen betraten. Nicht nur feudale Edelleute, auch Künstler und Gelehrte, denn der Riberapalast war Mittelpunkt der geistigen Kultur. Als Vizekönig von Neapel hatte der Herzog wohlwollend für das ihm anvertraute Land gesorgt; er war unter seinen Standesgenossen wegen seiner gelehrten Neigungen etwas gefürchtet. Hier traf sich die erlesenste Gesellschaft Sevillas. Man unterhielt sich über Lopez' neuestes Lustspiel, über Calderons letztes Fronleichnamsgedicht, man tuschelte über Quevedos neueste, unglaublich boshafte Satire. Hier verkehrte Cervantes als wenig gelesener, aber doch nicht ungeschätzter Dichter. Hier zitierte der alternde Gongora seine verschrobenen Manieriertheiten. Als solche hat man sie schwerlich angesehen; dieser „estilo culto" gefiel gewiß in diesem Palast. Für Murillo und Montanez hat man sich ereifert, besprach lebhaft die Leistungen des Domchors, dessen neueste Kompositionen, vertrat doch jede der großen Kathedralen ihre eigene musikalische Richtung.

Eine große arabische Kuppel wölbt sich über die alte Treppe, und oben kommen noch andere Räume mit der gleichen Pracht der farbig leuchtenden Fliesen. Hier lebten wohl die Damen; in den Fensternischen sind noch die alten, mit Azulejoskacheln bedeckten Fensterbänke. Der Blick fällt heute wie

damals auf den Garten, auf die duftenden Blüten der Orangen und Rosen. Es ist, als höre man noch das Rauschen der starrseidenen Kleider, als höre man die leise lachenden Stimmen.

Ähnlich ist ein zweiter Palast, die Casa del Duque de Alba.

Wiederum ein fliesengeschmücktes Tor, ein Hof, in dem Veilchen- und Levkojenbeete unter Orangenbäumen blühten. Ringsumher an den hellgelben Wänden rankende Rosen, weiße, rosa, purpurrote. Manchmal überwog der Duft der Rosen, dann der der Levkojen, der der Veilchen, und dann kam ein betäubend süßer Hauch der Orangenblüten. Auch hier prachtvolle Räume mit dem tiefen Azulejosglanz. Der Palast wirkte lebendiger, bewohnter als der andere; die altfränkischen, ruhigen Möbel fielen nicht schlimm aus dem Ton. Ein Freund, den ich später in Madrid traf, war soeben von einem Besuch in diesem Alba-Palast zurückgekehrt. Der unverheiratete junge Herzog von Alba hatte eine lebensfrohe Gesellschaft vereinigt. In ihren Autos waren zwei bekannt schöne Schwestern, eine deutsche Fürstin und eine englische Ducheß, angekommen. Eigentlich paßte das ganz gut zu dem phantastischen alten Palast von Sevilla.

XVII. Bahnwärtergärtchen.

Fast überall in der Welt hat sich zu diesen bescheidenen Menschen die gute alte Gartenkunst geflüchtet. Hier, und oftmals nur hier, findet man eine fröhliche Blumenrabatte. Monumentale schlichte Blüten, die man anderswo vergeblich sucht, mit sinnigen Namen, die volksliedermäßig erklingen.

So auch in Spanien. Hinter den auf dem Bahnsteig auf- und abgehenden Landleuten war ein heiteres Durcheinander von Ringelblumen, weißen Arabis, Löwenmaul, Wicken und Zinnien, von Kapuzinerkresse, Reseden und Levkojen.

Wechselnde Gestalten, immer der eintönig „Agua, Agua!" rufende Wasserträger. Hier und da eine Riberageſtalt in langem Mantel mit düsterem Gesicht. Noch heute zeigen die verschiedenen Provinzen verschiedene Trachten. Besonders günstig wirkt die Männerwelt in Andalusien. Keine regelrechte Tracht, wie jene mit Kniehosen, unten offen, das weiße Unterleinen zeigend, mit bunten Aufschlägen, Schärpen, kurzen Jacken, wie man sie noch hier und da findet, aber durchgängig trägt man den breitkrempigen Andaluserhut, einen hellen, blaugrauen Kittel, ein seidenes Tuch um den Hals geschlungen, die fast in ganz Spanien üblichen Alspargatas (praktisch gefällige Hanfsandalen). Kaum ein anderer dritter Stand in Europa ist so gut angezogen; sonst stört überall die schlechte gestärkte Wäsche, das schlechte Schuhwerk. Und geradezu allerliebst wirken in Südspanien die an den abgelegenen Bahnstrecken vor dem Zug auf- und abgehenden jungen Mädchen des Volkes. Zierlich gedrechselt, eine pfeilgerade geschmeidige Haltung, sanfte, ausdrucksvolle, dunkle Augen, im vollendet hübsch gekämmten und aufgesteckten Haar einige Blumen. Es ist nicht zu sagen, wie diese Blumen im schwarzen Haar die Kirchen, die Straßen, die Bahnhöfe verschönen.

Sowie ich die Grenze Andalusiens überschritt, verschwand die Sitte. Ich war in La Mancha — eine nüchterne, öde Ebene. Es wurde mir klar, weshalb diese Gegend als Schauplatz ritterlich-romantischer Taten unwiderstehlich komisch wirken mußte, etwa so, als spiele bei uns ein mystisches Gedicht im Kreise Teltow. Plötzlich sah ich starr hinaus, sah, was Cervantes so gesehen hatte, erkannte augenblicklich den Vergleich. Da auf der Luftlinie standen auf sandigen Hügeln Windmühlen, unbeweglich, die Flügel eine dunkle, senkrechte Linie. Es waren anrückende Ritter mit ihren Lanzen! Unverkennbar! Genau so hatte er sie gesehen, als er wegen kleinlicher Schuldeneinziehungen hier weilte, in Unannehmlichkeiten geratend, im Gefängnis saß und seinen Zorn über die Beliebtheit der törichten Ritterromane in unsterblichen Worten entlud.

Nicht nur hier, im ganzen Land hatte ich schon von den ersten Tagen an die zwei Typen des Cervantes auf den Bahnhöfen, in den Straßen, den Kirchen gesehen. Überall den Sancho Pansa, den Kelt-Iberer, untersetzt, kräftig, bauernpfiffig, tüchtig. Dann, nur selten, jedesmal mit einer gewissen Erregung, seinen Herrn, den Don Quixote: hager und lang, vornehm, traurig und höflich. Greco hat seine Ahnen gemalt; er findet sich nicht recht in das heutige Spanien hinein. Hätte Kainz einen dieser Herren gesehen, nie hätte er, wie ich es schaudernd erlebte, den Ritter von La Mancha mit simplicissimushafter, krähender, schnarrender Stimme gelesen. Don Quixote sprach vielleicht mit einem leisen, provinziellen Akzent, aber mit ruhiger, vollendeter Distinktion: der späte Nachkomme der alten Gotengeschlechter!

So wenigstens denken wir uns diese; lang, schlank und vornehm. Ganz überraschend anders hat Alonso Cano im Auftrag Philipps IV. drei westgotische Könige für das Madrider Schloß gemalt. Da thronen, mit den Regalien geschmückt, feiste, gutmütig-blonde Stammtischphilister! Irgendwelche nach Spanien verlorene deutsche Kleinbürger hatten dem Maler wohl gesessen. In ihnen ersah er den Rassentypus der Germanen.

„Agua, Agua!", dieser Ruf ist vor allen anderen mit den Bahnhöfen verknüpft. Obgleich der Wein im ganzen Land unglaublich wohlfeil ist (in Valencia kostete der Liter des besseren Weins 20 Centimos), trinkt man mit spanischer Mäßigkeit Wasser. An einem Bahnhof standen Scharen von Kindern mit hellen, kunstvoll zusammengebundenen Zitronen zum Kauf. Wundervoll wirkte der hellgelbe Ton, dahinter wuchsen orangengoldene Ringelblumen und violettblauer Ritterſporn, von Bahnwärtern liebevoll gepflegt.

XVIII. Am Cordobas Burg.

Ich stand auf Cordobas Brücke; es ist eine der ältesten, berühmtesten und schönsten des Landes. Auf römischen Fundamenten erheben sich in ruhiger Gemessenheit sechzehn steinerne Bogen, vom wuchtigen, festungsartigen Brückenkopf geschirmt. Gewiß sind Teile erneuert, aber noch heute ist es die vom Kalifen von Cordoba erbaute Brücke. Von altersher war dieser Flußübergang Schlüssel der Stadt. Hier hatten die Römer, hier hatte der letzte

Gotenkönig Roderich, der Spanien an die Mauren verlor, eine Veste errichtet. Dort um die Mitte des achten Jahrhunderts erbaute Abdurrhaman I. den an die Brücke grenzenden Alcazar, eine mächtig große Burg. Nach der hochheiligen Moschee, dem Wunder der damaligen Welt, führte ein bedeckter Gang. Noch heute ziehen sich verkrümelnde Mauern und Türme am Ufer entlang, teils aus maurischer Zeit, teils im Mittelalter ergänzt. Und ebenfalls aus der Kalifenzeit sind die Mühlen an der Brücke. Ein malerischer Komplex, hier und da noch die muselmännischen Hufeisenfenster. Auf kleinen, angeschwemmten grünen Inseln weideten Kühe, Fischer warfen ihre Netze.

Vielleicht erhob sich an eben dieser Stelle das auf Bogen am Flußufer erbaute Haus des Dichtergünstlings Jahjo. Er war auch seiner Schönheit wegen berühmt, geistvoll und gewandt. Als Gesandter von Abdurrhaman kam er nach Byzanz; als er der jungen, lieblichen Kaiserin vorgestellt wurde, stockte er verwirrt in seiner wohlgesetzten Rede. Ein anderer Dichter sang so bezaubernd, daß das Volk sich zuraunte, nachts kämen Genien, um ihn die Melodien zu lehren. Wenn er, an Hof gerufen, hier die Pforte des Alcazar betrat, folgten ihm hundert Sklaven.

Das Wasser rauschte unter den steinernen Bogen. Von der nahen Huerta dröhnte das Schöpfrad; seitdem die Mauren ihr erobertes Spanien in einen Garten verwandelten, tönte dieser Laut. Ich wanderte dort umher; Aloenhecken, unter gewaltigen Akazien lag der erhöhte Brunnen, langsam, unaufhaltsam, ohne Führer noch Stachel ging der Ochse im Kreise herum, drehte das knarrende Rad. Ein hölzernes Schirmdach verhüllte ihm den Blick; ernst, gedankenlos verrichtete er sein Werk. Rings umher dufteten sommerliche Saaten.

Wie beschämt hat sich das heutige stille Cordoba von dem Mittelpunkt seines einstigen Glanzes zurückgezogen. Die Moscheen, der Alcazar, die Brücke liegen jetzt am äußersten Ende, verlieren sich in Feldern und Bäumen. Ich betrat das einstige Burggebiet der Abdurrhaman. Sowohl der erste wie der dritte gehören zu den größten, weisesten und glänzendsten Monarchen der Welt. An die Innenmauern nisten sich ärmliche Hütten. Ich trat auf zerfetzte Zeitungen: einst erhob sich hier die Bibliothek der Kalifen mit 400000 kostbar geschmückten und geschriebenen Bänden. Kleine Lustschlösser werden innerhalb des Alcazar-Bezirkes erwähnt, so das „Schloß des Gartens", das „des Geliebten", das „der Freude". In marmornen Brunnen rauschte das Wasser, es rauscht noch immer — nur Wasser und Blumen sind geblieben. Überall plätschert es zwischen dem Gemäuer, überall war eine bescheidenfreudige Blütenfülle. Die Blumen von damals erklingen noch in den maurischen Gedichten:

> Ich sende dir die zarte Narzisse,
> Ihre Farbe ist dem tödlich Verliebten gleich.
> Sie duftet wie die Schöne im Augenblick der Zusammenkunft,
> Und ist bleich wie der Jüngling im Augenblick der Trennung.

Auch sonst in Cordoba war ich anheimelnden Blumengärten begegnet; während im reichen Sevilla die wohlhabenden Patios nur die von allen herrschaftlichen Gärtnern geliebten Blattpflanzen und Begonien zeigten, fehlte

im zurückgebliebenen Cordoba diese moderne Kultur. In meinem echt spanischen Gasthof rankten sich Reben über den kleinen Hof, warfen grüne Schattenflecke auf die Fliesen. An den Wänden hingen einfach geschmackvolle Henkeltöpfe, aus denen Nelken und Levkojen und Ringelblumen quollen. In einem öffentlichen Stadtgarten fand ich Ritterspurn und Lilien, und der Hof des Museums war mit duftenden, farbenleuchtenden Beeten gefüllt. Dort im Museum sind auch einige wenige Herrlichkeiten aus dem verschwundenen Lustschloß Az-Zahra. Der Erbauer Abdurrhaman III. war fünfzig Jahre lang Herr dieser Burg. In seinem Schlafgemach war ein Brunnenbecken aus grünem Marmor, mit goldenen, edelsteingeschmückten, wasserspeienden Tieren. Aus Elfenbein, Ebenholz und Kristall waren die Türen. Als Abdurrhaman nach beispiellos glänzender Regierung gestorben war, las man in einer Aufzeichnung seiner Hand: er habe nur vierzehn Tage ungetrübten Glückes genossen.

Hinausgehend betrat ich noch einmal die alte Guadalquivir-Brücke. Endlose Scharen sind hier hinübergezogen: von Eroberungszügen heimkehrende Krieger, Gesandte fremder Länder, so Abt Johann von Görz, Botschafter Ottos des Großen, so Wanderer aus den entferntesten Landen der Islamgebiete. Denn in einer uns kaum faßbaren Ausdehnung wurde damals gereist, durchquerten Wissensdurstige Afrika, Asien bis Samarkand, ja bis Indien und China. Zum Kalifenhof kamen Philosophen, Sternkundige; fahrende Sänger verkörperten bereits damals im 8. Jahrhundert die Poesie der provenzalischen Troubadoure. Sie alle hielten einen Augenblick inne und sahen gespannt nach der großen hochheiligen Moschee. Damals wie heute erhob sich aus dem Dächergewirr die Kuppel, das Minarett der großen Abdurrhaman, die festungsartige Mauer, der Reichtum ihrer Portale; damals wie heute.

XIX. Der Alcazar von Toledo.

Um Toledo so stark zu empfinden, daß man den Anblick niemals vergißt, muß sich dunkelpurpurnes Gewölk auftürmen, müssen dunkle Schatten hinstürmen über der aus dem fahlen Gestein aufragenden Gotenstadt. Vom zerfallenen Castillo de San Servantes sieht man auf die Tajo-Schlucht hinunter, auf die uralte Alcantarabrücke. Steil und schroff drängen sich die farblosen Gebäude, über ihnen erhebt sich der Alcazar.

Die ehemalige Maurenburg gehörte um 1140 wieder den Christen; Kaiser Alphons VII. belagerte das nahe, noch von den Muselmännern gehaltene Oreja. „Zu Toledo", so erzählt der Chronist, „befand sich die Kaiserin inmitten einer starken Besatzung. Als nun die Alcaiden vor der Stadt eintrafen, schickte Berenguela Boten an sie, die sprachen: hört, was Euch die Kaiserin sagen läßt: Seht Ihr denn nicht, daß es Euch nicht zur Ehre gereicht, wenn Ihr gegen mich, die ich ein Weib bin, kämpft? Geht doch, wenn Ihr kämpfen wollt, nach Oreja und kämpft mit dem Kaiser, der Euch mit Waffen und aufgestellten Schlachtreihen erwartet. — Da die Alcaiden, die Anführer und das ganze Heer diese Botschaft vernahmen und ihre Augen

erhoben, sahen sie, wie die Kaiserin auf der Höhe des Alcazar im vollen kaiserlichen Schmuck auf dem Thron saß, umstanden von einer großen Schar von Frauen, welche zum Schalle von Pauken, Zithern, Zymbeln und Lauten sangen. Die Alcaiden und Anführer waren voll Staunen, beugten ihre Häupter vor der Königin und zogen ab." —

Die Schlucht ist schmal und steil; von hier aus könnte man die Gestalten am Alcazar sehen.

Noch einmal sprach eine Frau auf dem Alcazar mutige Worte. Don Juan von Padilla, der Anführer der Communeros, war als Held gefallen; seine Gattin, Donna Maria Padilla, Tochter des ersten Statthalters von Granada, hielt ein ganzes Jahr lang dort auf der Burg den Kaiserlichen stand. Es war alles vergebens. Als Bäuerin verkleidet mußte sie nach Portugal fliehen. Die Niederlage der Communeros ist vielleicht der verhängnisvolle Wendepunkt der spanischen Geschichte. Durch die Vertreibung der Mauren und Juden wurde Spanien träge und arm, durch die Inquisition wurde der Geist gelähmt. Durch diese endgültige Vernichtung ihrer alten Freiheiten aber wurde seine Manneskraft unterbunden. Erst später zeigte sich die Wirkung, hier erfolgte die Krisis.

Jene dunkelgeballten Wolken stehen der tragischen Stadt.

Am Spätnachmittag stieg ich auf kleinen Gassen nach dem Alcazar. Merkwürdig, fast unheimlich sind diese engen, hohen Gassen mit den toten Wänden, ihren schweren, oft noch romanisch anmutenden Portalen. Toledo hieß die „Stadt der alten Geschlechter"; in der Nähe wurden herrliche Kronen der Goten gefunden. Noch heute bergen diese stummen Paläste farbig glänzende, reichgeschmückte Säle und Höfe, hier war Ritterlichkeit und Reichtum. Die Judenschaft behauptete, seit unvordenklicher Zeit angesessen zu sein. Als König Alphons VI. mit seinem Feldherrn, dem Cid, die Stadt eroberte und die Juden, bisher von den Mauren menschlich behandelt, nun vor den Christen zitterten, zeigten sie dem König, um ihn milder zu stimmen, ein Dokument, das noch in späteren Jahrhunderten im Stadtarchiv aufbewahrt wurde. Es war ein Protest, den seinerzeit ihre Ältesten nach Jerusalem geschickt hatten, um gegen die Kreuzigung des Christus Einspruch zu erheben! Ihre Häuser bargen in unterirdischen Räumen märchenhafte Schätze — vielleicht war dies auch bei den stummen, ernsten Häusern, zwischen denen ich jetzt hinaufklimmte, der Fall.

Auf breiten Terrassen ragte mit seinen Viereckttürmen der Alcazar empor. Immer haben Brände das Alte vernichtet, aber es ist doch der nämliche Hof, den an jenem Septembertag 1560 Turnierglanz füllte. Die größten Herren des niederländischen, spanischen und italienischen Adels waren beisammen; in ihrer Mitte bewegten sich die jungen Nachkommen des unvergeßlichen Kaisers Karl. Der Gegensatz muß allen aufgefallen sein: Don Juan und Prinz Alexander Farnese, beide verliebten Launen entsprossen, beide lebensvoll, ritterlich, herzgewinnend. Don Carlos, der Rechtmäßige, im Purpur Geborene, kläglich entartet. „Don Juan", sagt der venezianische Gesandte, „focht, so jung er war, mit Anmut und Gewandtheit, aber

Alexander Farnese trug den Preis davon, er zerbrach alle drei Piken." Don Carlos, der Weltenerbe, stand lustlos daneben; fahl, offenmündig, mit verdrossenen Augen, in juwelengeschmückter Pracht.

XX. Der Garten von Aranjuez.

Bei Sonnenuntergang kam ich an. Das mächtige Schloß erhob sich als Schattenmasse gegen die Abendglut, dahinter gewaltige tiefgrüne Bäume; in ihrem Dunkel die Helligkeit der Steinbänke, der Säulenkolonnaden. Es war wunderschön.

Ich wohnte in der Nähe. Residenzcharakter; verfallenes bescheidenes Versailles oder Potsdam, lebhaft an Schwetzingen erinnernd. Gewiß waren hier früher die Absteigequartiere von Hofmarschällen und Ministern. In meinen Zimmern Empiremöbel, verblaßter goldgelber Damast, vielleicht aus Godoys Nachlaß erstanden. Hier in Aranjuez wurde er gestürzt. In einem dieser, an das Schloß grenzenden herrschaftlich altmodischen Häuser flüchtete er auf den Speicher, während das Volk draußen tobte, nach seinem Blut verlangte.

Am nächsten Morgen wirkte das Bild nüchterner. Leider ist es ja nicht das Schloß des zweiten Philipps, sondern des fünften, wo nicht aus der Zeit von Karl III. Gewiß noch immer gute Perioden, aber nach dem Brand des alten Schlosses wurde dieses mit ungenügenden Mitteln riesengroß und wohlfeil erbaut. Als ich jedoch im Garten und Park umherwanderte, erstand die alte Herrlichkeit, umrauscht von marmornen Brunnen. An einem Teil des unregelmäßigen Komplexes fand ich noch vom Brand verschonte alte Teile: hier umschlossen nischenreiche Galerien mit Balustradenterrassen einen zaubervollen Schloßgarten der vergangenen Zeit. Buchsgefaßte Blumenbeete mit üppig blühenden Rabatten; das Gewirr der orangenen Ringelblumen, der Kapuzinernelken wurde durch monumentale Päonien, durch Rosenbüsche gegliedert. Um den blaupurpurnen Rittersporn schwebten weiße Schmetterlinge, und an den Galeriewänden mit ihren verwitterten Ziegeln, Quadersteinen und Balustraden, umrankten hellgelb blühende Kletterrosen die Nischen, die starrsteinernen Büsten, den Pomp der lateinischen Inschriften. Hier haben die spanischen Königinnen den Schatten, den Blumenduft genossen. Ihre kleinen Menina Hoffräulein haben hier in ihren steifen Brokatröcken maurische Lieder zur Laute gesungen.

In den Park einbiegend, betrat ich die berühmten Alleen. Wohin der Blick fiel, alte Ulmengänge; an ihren Kreuzungen waren Rondelle mit Buchshecken, mit plätschernden, statuenumgebenen Brunnen. Die Nachtigallen sangen im alten Inselgarten Philipps II.; es war sein Lieblingsaufenthalt; so groß auch sein Reich, hier hatte er sich am glücklichsten gefühlt. Sind es auch nur die Nachkommen seiner Ulmen, seiner Buchsbaumhecken, so stehen noch unangetastet seine steinernen Bänke, wahrscheinlich von Herrera gezeichnet; sie haben seine gewollte Einfachheit, seine klassizistische und doch persönliche Wucht. Alle stehen noch da, und sinnfällig gehen die Gespenster hier um.

Philipp II., den die Bilder uns so greifbar bringen, zurückhaltend, vornehmsteif, farblos und schlank, Don Juan, sein frisch-blonder, allbeliebter

Halbbruder, der im Park von Aranjuez, wohl möglich an eben dieser Stelle, sich beim König meldete, um vor dem Feldzug Abschied zu nehmen. Auch Herzog Alba hatte hier seine letzte Zusammenkunft mit seinem Herrn, ehe er auszog, um die Niederlande zu beruhigen und zu bessern. Im Schloß des jetzigen Herzogs Alba in Madrid ist sein von Tizian gemaltes Bildnis zu sehen. Genau so stellen wir ihn uns vor; blutlos und streng, ein furchtbarer Feind. Auf diesen Bänken sitzend hat Philipp mit seinen vertrautesten Dienern, mit Ruy Gomez, dem Fürsten Eboli und dem Antonio Perez, sich oft unterhalten. Die drei Männer blickten auf, wenn dort in den Alleen im Gefolge der Königin die Fürstin Eboli vorüberschritt. Sie war die Gattin des Ruy Gomez, die Geliebte des Königs, aber dem Perez gab sie sich aus Liebe hin. Als Philipp das erfuhr, vernichtete er seinen Rivalen. Auf diesen hellsteinernen Bänken sitzend, hat er sich über Don Carlos gegrämt, über seinen jämmerlichen, einzigen Sohn. Er, der seine Herrscherpflichten so ernst nahm, konnte dem lasterhaften, heimtückischen Menschen nicht das größte Reich der Erde hinterlassen. Europa erregte sich über diesen furchtbaren Vater. Der kaiserliche Botschafter Khevenhüller meldete seinem Herrn, es käme ihm „frembdt" vor, „dazu ist mir Lieber, es schrieben in kiezlichen sachen Historienschreiber und Andere als ich". In Spanien hat schaudernde Bewunderung überwogen.

Die Ulmenalleen führten am Fluß entlang. Es kam ein großes altes Rondell — vielleicht wurde an dieser Stelle jenes Festspiel zum Geburtstag des jungen Philipp IV. gegeben? Ein künstlicher Berg öffnete sich: die junge Königin trat juwelenbedeckt als Göttin der Schönheit hervor, tanzte mit den Infantas und Hofdamen ein Ballett. Graf Villamediana hatte das Poem „La Gloria de Niquea" gedichtet. Nicht lange darauf wurde er ermordet. Mit vermessener Glut hatte er die junge Königin geliebt — heißblütige Leidenschaft unter der Kruste einer in Europa nie vorher, nie nachher gekannten erstarrenden Würde erstickender Formen.

Gleich nach Ostern mußte nach altem Herkommen die Übersiedelung des Hofes stattfinden, mußte die Königin mit bloßen Schultern in ihrem Wagen frösteln, mußte die hundertköpfige Schar der Hoffräulein, der Duennas, der kleinen Meninas sich in die vorgeschriebenen roten Samtschärpen hüllen, ein Ende unter einem Arm, das andere Ende über der Schulter. Nach ungeschriebenem, aber ebenso feststehendem Brauch sprengten die Hofkavaliere leichtvermummt zu den Seiten der Wagen, übermittelten auf ihren behenden Fingern dem angebeteten Hoffräulein fein ziselierte Grüße. So gewählt waren die Worte, daß Außenstehende die „Hofsprache" nicht verstanden, daß Neuankömmlinge ihre Subtilitäten erst allmählich erlernten.

Es kam der neuere Teil, die Schöpfung Karls IV., wohl seine verdienstvollste Tat. Ein gut angelegter, zum Entzücken verwilderter Park, nicht vernachlässigt, aber blumenreich, lebensfroh durcheinander wuchernd. Unzählige Flieder- und Syringa-Büsche, Heckenrosen, Akazien, gelegentlich ein Obstgarten. Die buchsgefaßten Wege mit Schwertlilien und altmodischen Rosen bestanden. An den Flußmauern neigten sich gewaltige Pinien über den vorbei-

rauschenden Tajo. Eine Fliederhecke mit Kirschbäumen mündete auf stilisiert wirkende Pappeln, farbenreiche Rabatten umstanden das Schlößchen. Die Casa di Labrador, 1803 von Karl IV. erbaut, selten von Fremden besucht, intakt erhalten, ist eines der anziehendsten Landschlößchen jener letzten guten Zeit. Hier und da die klassizistischen Entgleisungen des späten Louis seize, aber geradezu unvergeßlich die Seidenstoffe, die Seidenbehänge (sie entstammen einer im Auslande anscheinend unbeachteten gewerblichen Blütezeit Valencias). Hier hängt neben vergoldeten Möbeln ein Indigodamast mit einem Rand hellilagrauer Winden, hier herrliche weißlichgrüne schwere Atlasvorhänge mit der schönsten Efeublattstickerei; dazu diskret kostbar eingelegte Mahagonitüren. Vor dem einfachen Gebäude, strenggeplante Rabattenbeete mit üppigen Blumen — das Geheimnis des guten Gartens. Was ich mir oft gedacht hatte, sah ich hier in diesem abgelegenen, vereinsamten Schlößchen verwirklicht: gleichberechtigt die Blumen der Wälder und Felder mit Gartenblumen verwendet. Oder war es ein lieblicher Zufall der die Verwilderung begünstigenden Natur? Zwischen Rosen, Nelken, spanischer Iris wuchs das wilde magentarote Löwenmaul und Seifenkraut und die weiße duftende Arabis. Nicht weit davon hatte ein Weinlaubengang Ehrenpforten aus Rosengeranke, darunter waren alte steinerne Bänke, auf welche die Rosenblätter fielen. Und immer wieder kam ich in den Schatten alter Ulmenalleen am milchiggrün dahinflutenden Tajo.

XXI. Die Terrasse des Escurial.

In der lauen, frischen Luft ging ich auf und nieder. Dieser Terrassengarten hat seinen eigenen Ton. Ein königlicher Sommerpalast und zugleich ein gottgeweihtes Kloster. Ringsumher duftende Rosen und, in unmittelbarer Nähe, kahles, schroffes Gebirge. Oft und oft hatte ich pathetische Schilderungen gelesen, und doch überraschte mich alles. Es war weit schöner, weit menschlicher; keineswegs nur Größenwahn eines fanatischen Asketen. Philipp wünschte sich einen Landaufenthalt in bester Luft, in möglichster Nähe von Madrid, und wie unendlich viele Spanier: Edelleute, Künstler, Dichter, Krieger, wünschte er sich einen Lebensabend im Schatten der Kirchenmauern. Etwas Geeigneteres ließe sich nicht finden.

Aus herrlichen Eichenwäldern steigt der Abhang empor. Weit vor einem erstreckt sich die Ebene bis zum fernen Madrid. Immer wieder sah ich staunend zum Schloß empor; nein, das ist keine „abstoßende Trockenheit", wie allseitig, auch aus berufenem Mund, behauptet wird, das ist vorzügliche Baukunst. Streng, schlicht und logisch steigt der gewaltige Bau empor. Eindrucksvoll in der Nähe, großartig in der Ferne. Philipp hat dem Künstler den Schmuck beschnitten, wehrte sich gegen ihm unnötig erscheinende Zierrate und Ornamente. Leider nicht gegen alle. Die glücklicherweise spärliche architektonische Dekoration wirkt phrasenhaft kalt, doch von dieser Terrasse aus ist nicht ein Kapitell noch eine Voluta, noch Kuppel zu sehen, nur die gewaltige, unten etwas ausladende Mauer des Klosterpalastes, die schlichten Ecktürme, die Loggien der Nebengebäude. An den Wänden klommen hellrosa und weiße Rosen und Jasmin-

ranken empor, sie quollen aus den hohen Buchshecken; strenge Linien, holdeste Willkür. Dem steinernen Brunnen entstiegen zitternde Strahlen, an der steinernen, bemooften Brüstung waren steinerne Bänke. Steinerne Treppen führten hinunter, und wenn die Sonne sengte, verzog man sich in den unterirdischen Garten. Weit schöner als sonstige Similigrotten waren diese eigenartigen kühlen Gänge mit ihren Bänken. Damals standen im Halbdunkel Statuen, von Farren umgrünt.

Unterhalb der Terrasse erstreckte sich ein von Quadern eingefaßter Teich mit Stufen und Bänken. Allmählich fiel das Gelände ab, Obstbaum-, Weinpflanzungen gingen in die Parkwildnis über. Unten, der Eichenwald, mit wild umhergeschleuderten Felsen.

Dort auf jenen Bergen wanderten Rubens und Velasquez umher. Als sie unter sich den einsam großartigen Eskurialpalast erblickten, setzte Rubens sich hin und malte mit temperamentvoller Flottheit eine Skizze. Velasquez sah zu. Sie waren befreundet. Rubens gefiel der zuverlässige, „stolzphlegmatische" Spanier. Er fand ihn bescheiden, wird ihn auch wohl für talentvoll gehalten haben. Daß zukünftige Zeiten den jungen Mann ihm vorziehen würden, ahnte er nicht in der Kraft seines Könnens, in dem Glanz seines Glückes. Hat Velasquez ihn im innersten Herzen kritisiert? Hat er gelegentlich unter der Vulgarität dieser, das Publikum blendenden Mache gelitten?

Natürlich hatten die beiden unten im Palast die Kunstschätze besehen. Was haben sie zum heiligen Mauritius des Greco gesagt? Jetzt hat man ihn „entdeckt"; die Tauentzienstraße und Schwabing sehen mitleidig auf Velasquez hinunter. Viele ergrimmen hierüber: man verkenne nicht die „in der Luft liegende" Entwicklung. Noch ehe diese Umwertung mit stürmischem Überschwang verkündet wurde, als noch die Sonne des Velasquez ungetrübt strahlte, stand ich verwirrt, in meinen Erwartungen irre geworden, im Prado, verglich Velasquez mit Tizian und Tintoretto, wurde mir des Abstandes gewahr. Ebenso unvoreingenommen staunte ich bald darauf vor dem heiligen Mauritius des wunderbarsten Koloristen und schrieb am 4. Juni 1908 in mein Tagebuch: „Unsäglich, wie diese Farben vibrieren. In Grüngelb, mit grauweißem Helm, grünlichblasser Hautfarbe, ein schlanker Knappe . . . gelegentliches Blau durchzieht die gelbbestrahlte Luft, in ihr perlmutterhaft schillernde Töne mit matt angedeuteten Engelsköpfen usw. usw." Velasquez mußte einige Stufen heruntersteigen, Greco mußte zu den größten Farbenpoeten aller Zeiten gerechnet werden. Es lag in der Luft. Philipp II. mißfiel der heilige Mauritius; Greco erhielt keine weiteren Aufträge. Er hatte den Kreuzgang malen sollen; unter seinem Pinsel wäre der faszinierendste Kreuzgang der Welt entstanden. Jetzt geht man gleichgültig an akademischöden Fresken vorbei. Philipp II. entzog ihm den Auftrag, gewiß in rücksichtsvoller Form. Der Italiener Zucconi war ihm warm empfohlen worden. Seine Fresken im Escurial mißfielen dem König; er äußerte kein Wort. Nachdem der Maler reichbeschenkt abreiste, ließ er die Werke abkratzen, übermalen oder in Nebenräumen unterbringen, sagte: „Er trägt nicht die Schuld, sondern der ihn herbrachte."

Oben in der Bibliothek hängt das Bild Philipps aus der letzten Zeit. So hat man ihn auf dieser großartigen Steinterrasse gesehen: schwarzgekleidet, vornehm, schmal und blaß, mit müdem, traurigem Blick.

XXII. Guadalajaras Schloß.

Nachdem ich Alcala de Henares, die stimmungsvoll dahinschlummernde Universitätsstadt des Kardinals Ximenes, besucht hatte, konnte ich noch das Schloß der Mendoza und Infantados besehen. Vom Bahnhof führt eine von prachtvollen Schwarzpappeln beschattete Straße hinauf. Den Henaresfluß überspannt eine alte, auf römischen Fundamenten ruhende Brücke; einfach malerisch war eine altfränkische Schleusenvorrichtung, ringsumher üppiggrünes Gras, goldgelbe Stauden.

Es kamen Gassen und Plätze; hier, wie in Alcala trugen ungewöhnlich viele Männer die altspanische Tracht: kurze, an den Knien offene Hosen, weiße oder hellblaue Strümpfe, eine breite Schärpe, kurze Jacke, manchmal den Bolerohut, öfter das Barett oder ein seidenes Kopftuch. So kamen sie auch angeritten, saßen auf ihrem großen Umschlagetuch.

Dann stand ich vor dem Schloß; fast unangetastet erhebt sich mit goldbraunen Quadern die gewaltige Fassade. Spanischer Übergangsstil; teils Renaissance, teils Gotik, mit maurischen Anklängen. Eindrucksvoll das Hauptportal mit seinem gotischen Geranke, mit dem mächtigen Wappen. Pittoresk die kleinen, bastionartigen Erkerchen, die Flächen durch etwas unruhige, vorstehende Fazettensteine belebt, ein gutes, vorstehendes Sparrendach.

Jetzt ist der Palast des ehemals reichsten Herzogs des Landes zur Waisenanstalt geworden; eine Nonne öffnete die Tür, führte mich durch die geweißten Gänge. Plötzlich befand ich mich in einem großen, unerhört reichen Hof. Ein Kreuzgang über dem anderen, alles aus gelblichem Stein mit plastischem Schmuck überladen. Gewundene Säulen mit Blattmotiven, spätgotisches florales Maßwerk, große Wappentiere, alles etwas derb, aber wirksam. An den Ecken Querbogen mit knienden Schildhaltern, lockige Knappen und bärtige Männer; ein überaus malerisches Motiv.

Mehrere Inschriften vermelden die großen Tage, die das Schloß erlebte. Auf dem Wege nach Madrid weilte hier, glänzend empfangen, alle Herzen gewinnend, der gefangene König Franz von Frankreich. Hier vermählte sich Philipp II. mit Elisabeth von Valois; in diesem Hof wurden sie von der Prinzessin Johanna bewillkommt (diese hilfsbereite Schwester hat alle vier Bräute ihres königlichen Bruders empfangen). Im Prunksaal mit der wunderbaren Balkendecke stand Philipp, vornehm, elegant, zurückhaltend, neben ihm die knabenhafte, verkümmerte Gestalt des Don Carlos; Elisabeth hat diesen gewiß nicht zum Gatten begehrt. Mit unerhörtem Pomp wurde die königliche Braut empfangen; beim Scheiden beschenkte der Herzog die neue Königin und ihre Damen mit Juwelen, Spitzen und gestickten Kleidern.

Keine Inschrift meldet, daß der fünfte Philipp hier wartete, während er seine klügste, ergebenste Freundin, die Princesse des Ursins, verriet.

Ahnungslos fuhr die große Oberhofmeisterin der neuen jungen Königin entgegen. Sie hatte sich in all den schwierigen Zeiten als bedeutendster „Staatsmann" Spaniens, als zuverlässigster Ratgeber des Königs bewährt. Als Philipp Witwer wurde, hatte sie ihm eine kleine italienische Prinzessin, Isabella Farnese, ausgewählt und holte sie jetzt ein. Doch die kleine Prinzessin beleidigte im Einverständnis mit dem König in der ersten Stunde ihre Oberhofmeisterin in einer leidenschaftlichen Szene. Entsetzte sie ihres Amtes, schickte sie mit einer Eskorte in der Winternacht über die Grenze. Aufgeregt, entnervt wartete hier Philipp, war sich seines krassen Undanks bewußt. Unter der wohlwollenden Herrschaft der Frau mochte er gelitten haben, glaubte als König sich grausam, hinterlistig rächen zu dürfen.

Vom Kreuzgang geht es in die Kapelle. Ein langer Raum mit prächtiger Decke; organisch belebte, vergoldete Stalaktiten, aus Holz geschnitzt, leuchteten geheimnisvoll aus der Dämmerung hervor. Unten herum zog sich ein reichgeschnitzter, ebenfalls vergoldeter Fries mit überaus anziehenden Ornamenten. In kleinen Erkern saßen in Zeittracht gekleidete Paare, zwischen ihnen schwebten schildhaltende Engel. Wie gut kannten die hier tagtäglich ihre Rosenkränze herunterbetenden, brokatknisternden Mendozas und Infantados diese reizvollen Paare!

Kapelle und Säle verkörpern den glanzvollen Hofstaat jener spanischen Granden. Im Hintergrund standen zu Hunderten die adligen Hidalgos und Duennas, drängte sich die unabsehbare Schar der Diener und Dienerinnen des Hofes. In unsinniger Verschwendung häufte sich das prunkhafteste Silbergerät. St. Simon beschreibt den zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts hier lebenden Herzog von Infantado: unabhängig und stolz, maßlos reich, lebte er für sich, errichtete ein großartiges Pantheon für seine Ahnen. Erbauer des Schlosses waren jedoch die Mendozas, damals im fünfzehnten Jahrhundert auf der Höhe ihrer Bedeutung. Der große Kardinal Mendoza, jener, dessen Kreuz auf dem Turm der Alhambra leuchtete, ist hier gestorben. Im Augenblick des Todes sah das draußen harrende Volk am Himmel ein weißes Kreuz.

XXIII. Das Kastell von Zaragoza.

Zum Teil zerstört, verbaut, sind doch noch uralte Türme und Tore und Mauern erhalten. Das Castillo de la Aljaferia kann noch manches andeuten und berichten. Durch dieses kleine, hufeisenförmige Tor der Moschee sind die Emire geschritten, um hier Allah zu verehren. Ein Gebäude der besten Zeit: achteckig, weiß angestrichen, geschwärzt, verräuchert, doch überaus anziehend. Gelbgeäderte Marmorsäulen mit Pflanzenkapitellen, engverschlungene kunstvolle Arabesken. Dann kommen die Gefängnisräume der Inquisition; lange Zeit hatte sie sich hier festgesetzt, beängstigte als unheimliche Giftspinne die Gegend. Im übrigen waren diese Räume weniger grauenvoll als jene noch bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts im Rathaus des protestantischen Nürnberg benutzten Kerker.

Dann führte eine herrliche Treppe nach dem Palast der aragonischen Könige. Ein stattliches Königsschloß, dabei Hort der altspanischen Freiheit.

In diesem Cortezsaal wurde jahrhundertelang der Kampf um die Rechte geführt; oft entartete er bis zur zügellosen Willkür; doch erst als der Absolutismus Philipps II. endgültig die alten Privilegien vernichtete, begann der Verfall des Reiches. Dies ist uralter Freiheitsboden; hier in Aragonien haben sich die Kommunen früher als in England und Frankreich, als in Deutschland oder den Niederlanden ihr verbrieftes Recht ertrotzt! Herrlich ist dieser Saal, in dem bereits im frühen Mittelalter neben Adel und Klerus je zwölf Vertreter der Städte saßen. Oben eine Galerie mit maurisch-gotischen Fenstern, dort drängten sich die Damen in ihrer reichen Pracht, ihrer vornehmen Schönheit. Darunter läuft ein Fries aus geschwungener virtuoser Holzschnitzerei; noch ist die alte Kassettendecke, noch ist der Kachelfußboden in seiner malerischen Farbenharmonie erhalten. Von dieser phantastisch-feudalen Pracht umgeben, leisteten die Könige von Aragon den Eid auf die Verfassung. Der Justiciar major sah ihnen in die Augen und sprach die berühmte Formel: „Herr, wir, von denen jeder ebenso viel gilt wie du, und die wir zusammen mehr gelten als du, erheben dich zu unserem König, damit du unseren Freiheiten, unseren Fueros, unseren Gesetzen Achtung verschaffst. Wenn nicht — nicht." Das bedeutet: tust du das nicht, halten wir uns nicht an unsere Pflichten dir gegenüber gebunden.

Das Kastell ragt aus den Ringmauern hervor, stattliche Tore führen in die Stadt. Sie sind meistens weder besonders alt noch schön, und doch sieht die spanische Jugend mit leuchtenden Augen zu ihnen auf. Noch heute ist die Puerta Carmel seit den Tagen der wahnwitzig heldenhaften Verteidigung gegen Napoleons Truppen durchlocht, durchschossen. Es kommt die Puerta del Postillo. Hierher brachte die „Jungfrau von Zaragoza", Agostina Aragon, an jenem 2. Juli ihrem Bräutigam die Mahlzeit. Als sie die Batterie erreichte, fand sie den Bräutigam und seine Genossen tot, nahm aus der noch warmen Hand des Geliebten die Lunte, feuerte und verjagte den anrückenden Feind. Agostina war zwanzig Jahre alt, groß gewachsen, mit herrlichen Augen, ernst und streng. Später wurde ihr Offiziers-Rang und -Gehalt verliehen. Sie starb hoch an Jahren und Ehren, eine fromme Frau, eine zärtliche Mutter. Fast gleich berühmt war die Gräfin Bureta, eine reiche, geistvolle junge Dame, die, während dieser Schreckenszeit tatkräftig eingreifend, leidenschaftlich ermutigend ihre Umgebung mit sich riß. Sie waren nicht die einzigen. Lannes schilderte seinem kaiserlichen Herrn entsetzt die Schreckensszenen: „Frauen lassen sich vor jeder Bresche niedermetzeln."

Spaniens Jahr 1808 bietet vielleicht das großartigste Beispiel einer Volkserhebung; selbst unser 1813 scheint daneben zu verbleichen. Und all diese entsetzlichen Opfer geschahen zugunsten des schlechtesten Königs, unter dem selbst dieses Land jemals zu leiden hatte. Seit Tausenden von Jahren, seit den Tagen der Iberer, kommt der Guerillakrieg mit seinem fast irrsinnigen, ekstatischen Todesmut immer wieder vor. Es verkennt Spanien, wer diese heroischen Blätter seiner Geschichte nicht las.

(Schluß folgt.)

Wichtige Probleme der Weltanschauung.

Von

J. Reinke.

Die Beziehungen zwischen Weltanschauung und Wissenschaft werden gegenwärtig viel erörtert. Wie man mit Hilfe der Wissenschaft sich eine Weltanschauung erarbeitet, gestaltet, so kann der Subjektivismus einer Weltanschauung den Fortgang der Wissenschaft beeinflussen. Es kann daraus eine wechselseitige Förderung beider, es können daraus aber auch Konflikte zwischen Weltanschauung und Wissenschaft entstehen. Eine auf wissenschaftlicher Grundlage ruhende Weltanschauung ist das zu erstrebende Ziel; aus ihr heraus verglich sich Isaac Newton am Abend seines Lebens „einem am Meeresstrande spielenden Knaben, der hier und da einen glatteren Kieselstein fand, als andere, während der Ozean der Wahrheit unerforscht vor seinen Blicken lag". — Karl Ernst v. Baer aber tut den Ausspruch: „Die Wissenschaft ist ewig in ihren Quellen, unermeßlich in ihrer Aufgabe, unerreichbar in ihrem Ziele."

Zweihundert Jahre vor Baer hatte ein anderer großer Forscher und Denker, René Descartes, das Wort geprägt: „Die ganze menschliche Wissenschaft besteht allein darin, genau zuzusehen." Beiden Männern geben wir recht. Während Descartes in lapidarer Einfachheit auf die Methode der Wissenschaft hinzeigt, schaut Baers Auge die Endlosigkeit der Probleme. — Zwingt Baer uns in milder Freundlichkeit zur Entsagung, so ermuntert uns Descartes zur Anspannung unserer Sinne und unseres Verstandes, um so viel zu erblicken und festzustellen, wie unser menschliches Wesen in den ihm gezogenen Schranken es zuläßt. Doch nur die Genauigkeit im Zusehen und damit die Kritik in aller Erfahrung bietet Gewähr für einen sicheren Fortschritt der Wissenschaft. Und nun will ich noch einen dritten Zeugen aufrufen, den man vielleicht am wenigsten hier zu hören erwartet: es ist Ferdinand Lassalle, der gesagt hat: „Wahre Wissenschaftlichkeit besteht in gar nichts anderem als in jener Klarheit des Denkens, welche, ohne irgendeine Voraussetzung zu machen, Schritt für Schritt alles aus sich selbst ableitet, sich aber eben deshalb auch mit zwingender Gewalt des Verstandes jedes nur aufmerksamen Zuhörers bemächtigt."

Mit diesem letzten Worte scheinen wir in einen Widerspruch hineingeraten zu sein; doch ich bitte, den Unterschied zwischen Wissenschaft und Wissenschaftlichkeit zu beachten. Klarer Blick und klares Denken müssen einander ergänzen, wollen wir im Getriebe der Welt die Wahrheit schauen, die doch den Inhalt unseres geistigen Lebens bilden soll, in der aller Jubel

und aller Schmerz des Menschendaseins wurzelt. In uns allen besteht der Wunsch nach Erleuchtung und die Hoffnung auf immer mehr Licht, und während ein sonnenhaftes Auge uns die äußeren Umrisse dieser Welt zeigt, soll unser Denken wie ein Glühlicht im Innern wirken, sollen beide vereint uns eine sichere Grundlage der Weltanschauung gewinnen helfen.

Unser Leben ist ein *Erleben*, und als solches besteht es in *Arbeit*; diese ist teils mechanischer, teils geistiger Art. Nur die erstere ist *zahlenmäßig* kontrollierbar; die letztere in ihrem Fühlen, Denken und Wollen ist über alle Zahlen erhaben.

Wie der Hunger des Körpers auf Sättigung dringt, so steigen unausgesetzt Fragen in unserem Geiste empor, die Antwort erheischen, und von denen doch so viele, ja die meisten und die schwerwiegendsten, unbeantwortet bleiben. So wird unser Schauen und unser Wissen zum Stückwerk, und das ist menschliches Los, mit dem wir uns abfinden müssen. Dennoch sucht in den geistigen Bewegungen der Gegenwart jeder, so gut er kann, sich eine Weltanschauung zu erarbeiten. Auf dies *Erarbeiten* lege ich den Nachdruck; denn wir sollen uns die Weltanschauung weder einflüstern noch aufdrängen lassen, und nur durch eigene Arbeit bekämpfen wir den gefährlichsten Feind, die Vorurteile, die uns immer wieder einladen möchten, auf dem von ihnen bereiteten Faulbette auszuruhen. Weil sie *eigene* Arbeit sein soll, nimmt jede Weltanschauung individuelle Färbung an, wird sie zum persönlichen Besitz. Dennoch gibt es allgemeine Richtlinien, die von den Großen im Geist festgelegt sind, und deren wir uns zur Erleichterung der eigenen geistigen Arbeit bedienen sollen. —

Wir sehen uns in der Welt einer Reihe von Problemen gegenüber, die uns bald bedeutsamer, bald weniger schwerwiegend erscheinen. Ich will versuchen, ein paar der wichtigeren unter diesen Problemen ins Auge zu fassen.

Der *Naturforscher* sucht die ihm in der Natur entgegentretenden Aufgaben durch Beobachtung und Experiment der Lösung entgegen zu führen. Aus beiden setzt sich seine *Erfahrung* zusammen. Doch ich kenne keinen einzigen Fall, in dem der wissenschaftliche Forscher sich mit den gewonnenen Erfahrungs*tatsachen* begnügt hätte. Er sucht sie zueinander in Beziehung zu setzen. Er sucht ferner die Ergebnisse *seiner* Beobachtungen zu verknüpfen mit anderen Gebieten menschlichen Wissens und menschlicher Anschauung und nennt dies die *Deutung* der Tatsachen. So gehen in der *Wissenschaft* Erfahrung und Deutung Hand in Hand, sie lassen sich gar nicht voneinander trennen. Die Deutung der Tatsachen führt zuletzt zu allgemeinen *Ideen*, und diese Ideen bilden neben der Erfahrung das wichtigste Element jeder Weltanschauung. Wählt man die Ideen zum Ausgangspunkt der Betrachtung, so führt dies zur *spekulativen* Untersuchung der Erscheinungen in der Natur wie im Geistesleben.

Zu den wichtigsten Problemen jeder Weltanschauung gehört es, sich darüber klar zu werden, wie weit die Berechtigung der Erfahrung und wie weit die der Spekulation in unserem Geistesleben reicht.

Ich stelle in erster Linie fest, daß kein Mensch sich mit der bloßen nüchternen Beobachtung der Umwelt wie des eigenen Innern begnügt; es

treibt ihn, alle Einzelbilder seiner Wahrnehmung von einer höheren Warte aus zu verbinden und zu beurteilen. Andererseits gibt es nichts Öderes und Irreführenderes als eine bloße Spekulation ins Blaue hinein. Von ihr gilt Goethes Wort:

Ein Kerl, der spekuliert,
Ist wie ein Tier auf dürrer Heide,
Von einem bösen Geist im Kreis herumgeführt,
Und ringsumher ist frische, grüne Weide.

Daß solche Verurteilung nur der einseitigen, unbegründeten Spekulation gilt, versteht sich von selbst, und dafür ist gerade Goethe ein klassischer Zeuge. Seine überaus fleißige und sorgfältige Naturbeobachtung war ihm letzten Endes stets der Anlaß zu weitgehenden Spekulationen, die in allgemeinen Ideen ausklangen. So führte ihn die genaueste Untersuchung und Vergleichung der Teile einer Pflanze, der Schuppen, der grünen Laubblätter, der Blumenblätter, Staubgefäße, Pistille, zu seiner allgemeinen Idee der Metamorphose, sein Studium der Skeletteile des Wirbeltierkörpers zur Idee eines einheitlichen Schemas desselben. Das waren spekulative Betrachtungen der Natur, in denen Goethe mehr oder weniger bewußt dem Gebote uralter griechischer Weisheit folgte, im Vielen das Eine zu sehen. Wenn diese Spekulationen Goethes auf dem ausgedehnten Tatsachenmaterial fußten und sie darin ihre volle Berechtigung hatten, so ist andererseits anzuerkennen, daß eine Spekulation ohne erfahrungsmäßigen Untergrund ein Unding ist, und daß auch naturphilosophische Spekulationen, deren Berechtigung wir heute bestreiten, wie z. B. diejenigen Hegels, doch nicht gänzlich der empirischen Grundlage entbehrten. Die Frage ist nur diese: Wann dürfen wir eine Spekulation als berechtigt gelten lassen, und wann müssen wir sie als unberechtigt bekämpfen?

Werfen wir einen Blick auf die Geschichte des menschlichen Geisteslebens. Hier lehrt uns jedes Blatt, daß die spekulative Betrachtung und Verknüpfung der Dinge der wissenschaftlichen Untersuchung vorausging. Unter wissenschaftlicher Betrachtung verstehe ich mit Descartes das genaue Zusehen, das genaueste Zusehen, welches dem Menschen überhaupt möglich ist. Diese wissenschaftliche Methode hat sich im Leben aller Völker erst spät eingestellt; ihr sind meistens lange Perioden der Spekulation vorausgegangen. Obgleich Schärfe der Beobachtung dessen, was ihnen nützt oder schadet, keinem der primitiven Naturvölker abgeht, dauert es doch lange, bis sie sich zu einer Beobachtung der Natur durchringen, die gleichgültig dagegen ist, ob das Ergebnis, also die Wahrheit, nützt oder nicht. Darum hat es so lange gedauert, bis das gesetzliche Geschehen in der Natur erkannt wurde. Wenn wir von einigen Ergebnissen der alten Astronomie absehen, dürfen wir sagen, daß die volle Überzeugung von der Gesetzmäßigkeit des Naturlaufs erst seit den Arbeiten Keplers und Galileis sich Bahn gebrochen hat. Die älteste Naturanschauung kannte diese strenge Gesetzlichkeit nicht; ihr verwoben sich Wahrnehmung des Tatsächlichen mit Bildern der Phantasie zu einer spekulativen Auffassung der Natur, die wir als das mythologische Kindheitsalter der

Völker kennen. Weil diese psychologische Stufe der Wahrnehmung und des Urteils Tatsachen und Wunder als gleichberechtigte Elemente ihres Weltbildes gelten ließ, gewann die Spekulation über die Erforschung der Tatsachen das Übergewicht. Überall suchte die Spekulation der Erfahrung vorauszueilen, anstatt ihr zu folgen, und daraus resultierte eine bemerkenswerte Schwäche der frühesten Weltanschauungen. Man beobachtete die Aufeinanderfolge von Tatsachen; man stand unter dem Eindrucke, daß es eine kausale Verknüpfung der Tatsachen geben müsse; aber man suchte diese Verknüpfung nicht in einem gesetzmäßig notwendigen Zusammenhange, sondern in einem willkürlichen Schalten von Göttern und Dämonen.

Mag uns die Naturphilosophie der Alten heute auch vielfach als Dichtung erscheinen, weil die Erforschung der Wirklichkeit zu sehr von ihnen vernachlässigt wurde, so treten uns doch auch glänzende Leistungen der spekulativen Naturbetrachtung jener alten Denker entgegen, an denen wir nicht achtlos vorüber gehen dürfen. Wenn wir die heutige Atomen- und Elektronentheorie unserer Chemiker und Physiker als eine bewundernswert scharfsinnige spekulative Folgerung aus einem ungeheuren Tatsachenmaterial anerkennen, wenn wir darüber staunen, wie die moderne Chemie die Stellung einzelner Kohlenstoffatome innerhalb des Moleküls einer organischen Verbindung bestimmt, ohne jede Möglichkeit, auch nur die Moleküle unter dem Mikroskop zu erblicken, und wenn solche Theorie zu keiner Erfahrungstatsache in Widerspruch tritt, so können wir andererseits auch dem griechischen Naturphilosophen Demokrit unsere Bewunderung nicht versagen, der im fünften Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung in Anlehnung an den noch älteren Leukippos rein spekulativ und ohne jede Grundlage chemischer Kenntnisse eine Atomtheorie begründete, die im Prinzip von der heute herrschenden kaum verschieden war. Demokrit dachte sich den Stoff aus zahllosen, wegen ihrer Kleinheit einzeln nicht wahrnehmbaren Körperchen zusammengesetzt, denen er Unteilbarkeit zuschrieb, und die durch leeren Raum voneinander getrennt waren. Die Atome des Demokrit sollten ungeworden und unvergänglich sein, dem Stoffe nach gleichartig, nur durch Gestalt und Größe verschieden und keiner anderen Veränderung als des Ortswechsels fähig. Alle Eigenschaften der Dinge sind nach ihm auf diese Eigenschaften der Atome zurückzuführen, auf das Zusammentreten getrennter, auf die Trennung verbundener Atome, sowie auf Änderungen ihrer Lage und Stellung. Die sinnlichen Merkmale der Dinge bezeichnen nur die Art, wie die Atome auf unsere Sinne wirken. Demokrit unterschied Körperatome und Seelenatome; die Seele sollte aus sehr kleinen, glatten und runden Atomen bestehen, die durch den ganzen Leib, der aus größeren Atomen zusammengesetzt sei, sich verteilen, und die sich nach dem Tode zerstreuen. Demokrit unterschied zwischen Wahrnehmung, an der auch Körperatome beteiligt sind, und dem Denken, das auf der Bewegung von Seelenatomen beruht, und nur vom letzteren erwartet er Aufschluß über die wahre Beschaffenheit der Dinge. Um sich den Volksglauben an Götter und Dämonen zurechtzulegen, bevölkerte Demokrit den Luftraum mit Wesen von menschenähnlicher Gestalt, die den Menschen an Größe und Lebensdauer weit überragten, und deren

Wirkungen teils wohltätige, teils schädliche seien. Das alles sind Spekulationen eines Denkers aus längst vergangener Zeit, für den der Begriff des Naturgesetzes noch ganz unbekannt war.

Bleiben wir noch ein wenig bei dem Beispiele der Atomlehre, die durch den englischen Chemiker Dalton am Anfange des vorigen Jahrhunderts zur Grundlage seiner Wissenschaft gemacht wurde, und die heute in der sogenannten Stereochemie sowie in der Elektronenlehre glänzende Triumphe gefeiert hat. Wenn wir uns heute ein Atom aus einer sehr großen Zahl gleichartiger Elektronen aufgebaut denken, und wenn wir uns vorstellen, daß z. B. im Molekül des Zuckers sechs Atome Kohlenstoff mit zwölf Atomen Wasserstoff und sechs Atomen Sauerstoff zu einer höheren Einheit verbunden sind, so ist auch dies eine Deutung sichtbarer Naturerscheinungen, eine Verknüpfung von Erfahrung und Spekulation. Die Erfahrung ist heute eine ganz andere und viel vollständigere als zur Zeit des Demokrit; doch an Kühnheit und Scharfsinn der Spekulation steht der alte Grieche hinter den Chemikern der Gegenwart nicht zurück. Die heutige Chemie aber zeigt an zahllosen Stellen, daß die atomistische Spekulation von größtem Nutzen auch für den Fortschritt der Erfahrung gewesen ist, und wenig Tatsachen gibt es, die so klar beweisen, welche Förderung der empirischen Forschung durch die Spekulation zuteil werden kann, so daß ihr Wert neben dem der unmittelbaren Erfahrung für die Wissenschaft feststeht. Mit Recht stellt heute der denkende Geist die Frage: Was sind Atome, Moleküle, Elektronen? Wie haben wir sie zu denken? Ich glaube, die Antwort kann nur so lauten: Es sind Symbole für den tatsächlichen Zusammenhang innerhalb der Wirklichkeit. Wenn dies richtig ist, so würde es nichts anderes besagen, als daß wir in der Wissenschaft letzten Endes nicht über eine symbolische Deutung der Tatsachen hinaus kommen. Ein Teil der wissenschaftlichen Wahrheit besteht somit in Deutung von Tatsachen. Gebot ist dabei nur, daß wir mit diesen Deutungen innerhalb des Rahmens der Naturgesetzlichkeit verbleiben. Verletzen wir dies Gebot, so gelangen wir auf abschüssige Bahn, auf der es kein Halten gibt. Einen Beleg liefert die Astrologie mit ihren, einem phantastischen Vorurteil entnommenen Deutungsversuchen des Laufs der Gestirne. Erst als die Astronomie sich der astrologischen Schlacken entäußert hatte, ward sie zu reiner Wissenschaft und zur Grundlage unserer Weltanschauung, während der Aberglaube der Astrologie nur zu einer Karikatur von Weltanschauung führen konnte.

„Der Aberglaube ist ein Kind der Furcht, der Schwachheit und der Unwissenheit," sagt Friedrich der Große, und soweit diese menschlichen Schwächen bestehen, macht auch der Aberglaube zu allen Zeiten sich geltend; nicht zum wenigsten in der Weltanschauung. Hier gilt es, ihn vor allem auszuschalten und zu vermeiden, und daher müssen wir ihn vor allen Dingen zu erkennen suchen, wo immer er als Unkraut zu wuchern beginnt. Ich sagte soeben, daß auch die wissenschaftliche Deutung der Tatsachen für uns Wahrheit sei, und hier liegt allerdings eine Klippe. Natürlich hatte ich eine richtige Deutung im Sinne; doch wo findet man bei Deutungen den Maßstab für

deren Richtigkeit? Tatsachen lassen sich so exakt feststellen, daß jeder von ihrer Richtigkeit überzeugt werden kann; den Deutungen haftet immer ein subjektives Moment an. So gibt es auch heute noch Chemiker, die weder an die Wirklichkeit der Atome noch an die der Moleküle glauben, während die große Mehrzahl von der Gliederung des Stoffes in solche kleinste Bestandteile felsenfest überzeugt ist. Die sichtbaren Vorgänge der Chemie werden von jedermann als tatsächlich anerkannt; die unsichtbaren Atome gelten wohl jener Majorität als Wahrheit, nicht aber der Minderheit. So kommen wir nicht umhin, zwischen einer *objektiven* Wahrheit, die auf Erfahrung beruht und darum *beweisbar* ist, und einer *subjektiven* Wahrheit zu unterscheiden, die in Deutung besteht und durch *Schlüsse* aus den Tatsachen der Erfahrung zustande kommt. Solche Schlüsse können für viele die größte Überzeugungskraft haben, und doch widerstreben ihnen andere. Wer sie für richtig hält, *glaubt* an sie mit unerschütterlicher Zuversicht, als wüßte er von ihnen so viel wie von den Tatsachen der Erfahrung. So spielen Wissen und Glauben nicht nur in unserer Weltanschauung, sondern in der Wissenschaft selbst ihre Rolle, und es ist wichtig, darüber ins Klare zu kommen. Damit ist auch die Wissenschaft *fehlbar*, sofern sie nicht in mathematisch erweislichen oder durch untastbare Urkunden festgestellten Tatsachen besteht. Wo dies nicht der Fall ist, muß der Irrtum vorbehalten werden. Wir können nur so weit gehen, unbedingte *Wahrhaftigkeit* zu fordern *auch* in Unterscheidung dessen, was als objektive und was nur als subjektive, *für uns* gültige Wahrheit anzusehen ist. Wir können auch sagen: die Tatsachen der Erfahrung sind unbedingte *Wahrheit*; alles andere kann nur Wahrheit *unter Voraussetzungen* sein, die einen mehr weniger hohen Grad von Wahrscheinlichkeit besitzt. Ohne Voraussetzungen kommt schon keine Wissenschaft aus, geschweige denn eine Weltanschauung. Wir müssen uns nur *klar* sein über die Voraussetzungen, die wir machen. Allgemein gemachte Voraussetzungen, die all unserem Erkennen zugrunde liegen, nennen wir Grundsätze oder *Axiome*. Ein solcher Grundsatz ist dieser, daß es kein ursachloses Geschehen gibt in der Natur. Ein zweiter Grundsatz ist die Begreiflichkeit der Natur für unseren Verstand; machten wir nicht diese Voraussetzung, so wäre es sinnlos, die Natur erforschen zu wollen. Ob aber diese letztere Voraussetzung in ihrem ganzen Umfange richtig ist, läßt sich nicht entscheiden. Wir wissen nur, daß sie für einen Teil der Naturerscheinungen mit Sicherheit gilt; ob aber für alle? Das wird man wohl in Jahrtausenden noch nicht wissen. Immerhin tritt jeder Naturforscher mit der *Forderung* der Begreiflichkeit an die Natur heran. Aus diesem Grunde hat man die Axiome auch als Forderungen oder *Postulate* bezeichnet. Es deuten manche Tatsachen und die aus ihnen zu ziehenden Schlüsse darauf hin, daß es für das menschliche Erkennen überhaupt nur bedingte, nicht aber absolute Wahrheiten gibt, und das sollte jede Weltanschauung beherzigen, um nicht an den Klippen eines Infallibilismus Schaden zu nehmen. Je unfehlbarer sich eine Lehre gebärdet, umsomehr erkennt man bei genauerem Zusehen, daß sie auf Deutungen, nicht auf Erfahrung beruht.

Ein solcher Deutungsversuch und nichts anderes ist der Materialismus. Der Materialismus glaubt die eigene Stärke darin zu sehen, daß er streng festhält an den Tatsachen der Erfahrung und über sie nicht hinausgeht. Wir wollen einmal zusehen, ob er darin recht hat. Er glaubt, in der Materie, im Stoff den sichersten Erfahrungsbesitz zu haben, weil wir den Stoff durch unsere Sinne wahrnehmen. Der Stoff hat Farbe, er ist schwer, ist tastbar; seine Bewegungen verraten sich als Schall, als Geruch, als Geschmack. Da letzteres nicht bestritten wird, geht der Materialismus einen Schritt weiter und sagt: Dann beruht auch alles Geistige auf Bewegung des Stoffes. Das ist ein logischer Salto mortale, eine durch nichts zu beweisende Behauptung, und um sie zu stützen, nimmt der Materialismus die Miene der Unfehlbarkeit an und versinkt damit in dogmatische Erstarrung. Schon dies mahnt zur Vorsicht gegenüber seiner Lehre. Allein diese wird noch schwerer erschüttert durch jede Analyse der Sinnlichkeit, durch jedes genauere Zusehen, ob seine Schlüsse aus der Sinneserfahrung gerechtfertigt sind. Wenn wir den Stoff tasten und sehen, so wirkt er auf unsere Sinnesorgane. Alles, was wirkt, ist aber Kraft. Stoff können wir nicht empfinden, sondern nur die Einwirkung von Kräften. Im Hören, Sehen und Tasten empfinden wir physikalische, im Schmecken und Riechen chemische Kräfte, und aus diesen Kräftewirkungen erschließen wir erst das Dasein des Stoffes. Unmittelbar gegeben sind uns in der Natur daher nur die in ihr wirksamen Kräfte, der Stoff wird zur Deutung. Damit verflüchtigt sich der Materialismus in gewissem Sinne zum Hirngespinst, denn der Stoff kann nicht unmittelbarer Gegenstand unserer Erfahrung sein, sondern nur die Kraft, und was wir in der Natur Geschehen nennen, ergibt sich nur aus Qualitäts- oder Quantitätsunterschieden von Kräften. Es ist also die Natur nicht nur von Kräften belebt, sondern sie besteht in Kräften, und alles Werden geht aus einer Ungleichheit der Kräfte hervor. Somit zwingt das genauere Zusehen dazu, das materielle Weltbild durch ein dynamisches zu ersetzen, der Materialismus muß zum Dynamismus werden, falls unser Erkenntnistrieb befriedigt werden soll.

Ich befinde mich hier in Übereinstimmung mit einem unserer größten Naturforscher, mit Helmholtz, welcher sagt:

„Der theoretische Teil der physikalischen Wissenschaft sucht die unbekannten Ursachen der Vorgänge aus ihren sichtbaren Wirkungen zu finden; er sucht dieselben zu begreifen nach dem Gesetz der Kausalität. Wir werden genötigt und berechtigt zu diesem Geschäfte durch den Grundsatz, daß jede Veränderung in der Natur eine zureichende Ursache haben müsse. Die nächsten Ursachen, welche wir den Naturerscheinungen unterlegen, können selbst veränderlich sein; im letzten Falle nötigt uns derselbe Grundsatz, nach anderen Ursachen wiederum dieser Veränderungen zu suchen, und so fort, bis wir endlich zu den letzten Ursachen gekommen sind, welche nach einem unveränderlichen Gesetze wirken, welche folglich zu jeder Zeit unter denselben äußeren Verhältnissen dieselbe Wirkung hervorbringen. Das endliche Ziel der theoretischen Wissenschaft ist also, die letzten unveränderlichen Ursachen aufzufinden. Da wir nun die Kräfte nie an sich, sondern in ihren Wirkungen wahrnehmen können, so müssen wir in jeder Erklärung von Naturerscheinungen das Gebiet der Sinnlichkeit verlassen und zu annehmbaren, nur durch Begriffe bestimmten Dingen übergehen. Nur so kann eine vollendete Begreiflichkeit der Natur herbeigeführt werden."

Die physikalischen und die chemischen Kräfte sind quantitativ meßbar, ihre Größe ist zahlenmäßig feststellbar. Das ist nicht der Fall mit den geistigen Vorgängen; für sie fehlt jeder Maßstab, den Physik und Chemie uns darbieten können. Darin besteht ein Wesensunterschied zwischen den sogenannten materiellen und den geistigen Kräften, und wer das Gegenteil aussagt, stellt eine willkürlich aus der Luft gegriffene Behauptung auf. Wohl wissen wir, daß alle Regungen des menschlichen Geistes an den lebendigen Zustand unseres Körpers gebunden sind, aber damit ist nicht das Geringste bewiesen für die Lehre, daß der Geist nur eine Funktion, d. h. eine Kräftewirkung des materiellen Systems sei, an dem er haftet. Im Gegenteil, die Inkommensurabilität zwischen geistigen und materiellen Kräften weist hin auf eine prinzipielle Verschiedenheit beider. Auch unter diesem Gesichtspunkt ist der Materialismus unhaltbar. Die leblose wie die belebte Materie liefert wohl die Grundlage, das Substrat für die Entwicklung des Geistes, doch sie gebiert nicht den Geist, wird niemals selbst zum Geist. Dennoch sehen wir die ganze Natur von geistigen Prinzipien durchwaltet; sie treten uns am nächsten im geistigen Wirken des Menschen, aber auch in seiner Entwicklung vom Zellengewebe des Keims bis zur fertigen Ausbildung des Denkorgans, des Gehirns; ja in der Entwicklung aller Lebewesen, aller Tiere und Pflanzen tritt uns neben den materiellen, d. h. den physikalischen und chemischen, Vorgängen ein geistiges Walten entgegen. Daran hat niemand mit größerer Entschiedenheit festgehalten, als Karl Ernst v. Baer, der überall in der Natur ein geistiges Schaffen erschaute.

Man stellt oft Natur und Geisteswelt einander gegenüber, als wären sie ganz heterogene Gebiete. Der Naturforscher muß dem widersprechen. Denn auch der Menschengeist entsteht neu nur in der Fortpflanzung und entwickelt sich mit dem Körper. Das ist eine Erfahrungstatsache, an die wir uns halten müssen; sie wird nicht erschüttert durch die Unwissenheit, in der wir uns darüber befinden, wie die Abhängigkeit des Geistes vom Körper zu denken sei. Wir können es nur ablehnen, den mit physischem Maßstabe nicht meßbaren Geist als eine Energieform, eine besondere Art materieller Kraft, aufzufassen; denn jede Energie ist quantitativ meßbar. Wohl hat es nicht an Behauptungen gefehlt, die den Geist den Energieformen zuzählen wollten; allein sie sind grundlos. Die Behauptung, der Menschengeist sei nichts als Energie, ist so wenig stichhaltig, wie die früher zurückgewiesene, daß der Geist eine Äußerung oder Eigenschaft der Materie sei. Nichtsdestoweniger müssen wir auch den Menschengeist *der Natur* zurechnen, obgleich uns seine näheren Beziehungen zu den physischen Kräften und zum Stoffe völlig verborgen sind. Doch es ist des wahren Forschers allein würdig, dort sein Nichtwissen auch zu bekennen, wo es besteht, anstatt es durch ein dogmatisch behauptetes Scheinwissen ersetzen zu wollen. Dies ist unwissenschaftlich und verdient scharfe Zurückweisung. Es ist in Wirklichkeit nur Verschleierung einer der tiefsten Lücken unseres Wissens und verhindert darum den wahren Fortschritt im Erkennen, den wir von der Zukunft erhoffen. Rechnen wir daher den Geist zur Natur und bekennen daneben offen, daß wir zur Zeit den Zusammen-

hang zwischen physischer Welt und Geisteswelt nicht begreifen, so ist das noch kein Widerspruch gegen das Axiom von der prinzipiellen Begreiflichkeit der Natur: dem unterwerfen wir uns als einer Maxime der Forschung, ohne die der Antrieb zum Weiterforschen hinwegfallen würde.

Ich sagte, es gebe kein ursachloses Geschehen in der Natur: das war unser anderes Axiom. Überall, wohin wir in der Natur blicken, bemerken wir Veränderungen, und diese Veränderungen lassen Beziehungen erkennen. Vielleicht können wir diese Beziehungen als Konstruktionen unseres Geistes gelten lassen; aber weil sie uns überall entgegentreten, müssen wir überzeugt sein, daß unser Geist solche Konstruktionen vorzunehmen gezwungen ist; gezwungen durch die Eigenart seines Wesens.

Alle von uns wahrgenommenen Veränderungen in der Natur erfordern zunächst eine Erklärung durch Aufdeckung ihrer kausalen Beziehungen. Jedes Ereignis hat seine Ursache, und diese Ursache ist meistens äußerst kompliziert, weil sie in zahllosen Abhängigkeiten von anderen Ereignissen besteht. Denken wir an das Dasein irgend eines Erzeugnisses der Technik, zum Beispiel eine Dampfmaschine, so ergibt die Analyse ihrer Ursache die Abhängigkeit von zahllosen Faktoren, unter denen in Betracht kommen: die Metalle, aus denen die Maschine gefertigt; die Muskelarbeit, welche sie gehämmert; das Feuer, welches dabei mitwirkte; die dabei verbrannte Kohle; deren Förderung aus den Schächten der Erde; der Ingenieur, der den Bau leitete; der Zeichner ihrer Teile; der Erfinder ihres Prinzips usw. Das Verzeichnis dieser Faktoren läßt sich beliebig vermehren, und schließlich hat jeder dieser Faktoren wieder seinen besonderen Komplex von Ursachen hinter sich. Das geht so fort bis ins Endlose, und es ist klar, daß wir wohl einzelne der kausalen Faktoren herausgreifen können, daß aber die Gesamtheit der ursächlichen Abhängigkeit sich unseren Blicken entzieht, gleichsam am Horizont unseres Sehfeldes verschwindet. So führt jede gewissenhafte Analyse der Kausalbeziehungen uns allemal auf das, was man in der Logik einen unendlichen Regreß nennt, eine vielleicht wenig erfreuliche Tatsache, mit der wir uns indes ebenso gut abfinden müssen, wie mit allen anderen Schranken unseres Erkennens. So verdienstlich es ist, für ein Naturereignis die maßgebenden nächsten Ursachen aufzuzeigen, so sicher verfallen wir dem Schicksal, daß die ferneren Ursachen desselben gleichsam vor unseren Augen in die Ferne des Unerkennbaren zerstäuben.

Unsere Dampfmaschine zeigt indes auch Beziehungen in anderer Richtung, nicht nur nach rückwärts, sondern auch nach vorwärts. In ihrer Hervorbringung tritt uns ein Ziel entgegen, der Zweck, ein Dampfschiff zu bewegen, einen Eisenbahnzug zu schleppen, den Inhalt einer Scheune auszudreschen, Bücher zu drucken, elektrisches Licht zu bereiten usw. Das alles sind Finalbeziehungen im Gegensatz zu den Kausalbeziehungen. Solche Finalbeziehungen verkörpern sich nicht nur in den Erzeugnissen der Technik, sondern auch in unmittelbaren Erzeugnissen der Natur. Wenn dem Vogel die Federn an seinen Schwingen wachsen, so geschieht es zu dem Zwecke, daß er fliegen kann. Wenn sich im Tierkörper ein Komplex ursprünglich gleichartiger Zellen zu dem äußerst verwickelt gebauten Apparat des Auges

fortbildet, so geschieht es zum Zwecke, das Sehen zu ermöglichen, und jede Entwicklung eines Tieres oder einer Pflanze gipfelt in dem Ziel der einheitlichen Organisation des fertigen Individuums. Zielstrebigkeit nannte Karl Ernst v. Baer dies Fortschreiten in der Ausbildung der Organe und der Gestalt der Lebewesen. Wenn solche zielstrebige Entwicklung sich auch in allen Fällen verwirklicht mit physikalischen und chemischen Mitteln, d. h. mit den Stoffen und den Kräften, die auch in der anorganischen Natur wirksam sind, so tritt doch in der Zielstrebigkeit der Organismen selbst ein neues Prinzip zu den reinen kausalen Beziehungen der Entwicklung hinzu. Jeder Entwicklungsschritt im Tierkörper hat seinen Komplex von Ursachen, genau wie jedes Ereignis in der leblosen Natur. Doch alle kausale Abhängigkeit konvergiert nach vorwärts in Zielen und Zwecken, die durch sie vorbereitet werden.

Es gehört zu den wichtigsten Problemen der Weltanschauung, ob wir in dieser Zielstrebigkeit der Entwicklung bei Lebewesen ein geistiges Prinzip anerkennen sollen, das den Stoff und die physischen Kräfte, die am Aufbau des Organismus beteiligt sind, beherrscht und durchdringt. Die Anhänger des Materialismus und verwandter Geistesrichtungen leugnen es kurzer Hand. Einige unter ihnen machen sich die Sache sehr leicht, wenn sie im Gegensatz zu K. E. v. Baer erklären: „Es gibt gar keine Ziele und Zwecke in der Natur, der Mensch bildet sie sich nur ein!" Es ist leicht, diese Auffassung ad absurdum zu führen. Der Mensch mit Inbegriff seines Geistes ist doch auch nur ein Stück der Natur. Wer aber vermöchte zu leugnen, daß jeder unserer Willensakte auf ein Ziel gerichtet ist? daß alle unsere Arbeit, sofern sie vernünftig ist, in der Zukunft gelegene Zwecke verfolgt? Wird dies zugestanden, so können wir auch nicht umhin, Ziele und Zwecke in der Entwicklung und Ausbildung unseres eigenen Körpers anzuerkennen, denn jedes unserer Organe, unser Auge, Ohr, Herz, Magen, Lunge usw. sind auf einen bestimmten Zweck eingestellt, und ihre Entwicklung war auf ein bestimmtes Ziel gerichtet. Hier also handelt die Natur zielstrebig und zweckmäßig, wie der Mensch in jeder seiner Betätigungen, falls sie nicht sinnlos sind. Die zweckmäßigen Handlungen des Menschen sind aber ein Ausfluß seines Geistes, und nach der Analogie dazu wird uns die Deutung nahegelegt, daß auch die Zweckmäßigkeit und die Zielstrebigkeit im Bau und in der Entwicklung der Organismen analog zu denken ist dem Wirken des menschlichen Geistes, daß wir darin das Walten eines geistigen Prinzips der Natur zu erblicken haben. Damit gelangen wir an einen Punkt, an dem die Naturforschung übergeht in Naturphilosophie, und von unserer Weltanschauung hängt es ab, ob wir eine Finalität in der Natur anerkennen wollen oder nicht, und ob wir im bejahenden Falle solche Finalität deuten als den Einfluß eines geistigen Prinzips, das die physischen Kräfte und die Stoffe in seinen Dienst zwingt. Wir können hierbei nichts anderes tun, als diese Deutung auf die Ähnlichkeit mit unserer eigenen geistigen Organisation zu gründen. Wie es aber Tatsache ist, daß der Menschengeist an einem körperlichen Substrate, den Gehirnzellen, haftet, wie es ferner Tatsache ist, daß wir am Bau dieser Gehirnzellen nichts wahrnehmen, was eine wesentliche Verschiedenheit derselben von

allen übrigen Tier- und Pflanzenzellen bedeutet, so macht es uns keine größere Schwierigkeit, die Zielstrebigkeit oder das zweckmäßig wirkende Formprinzip an jeder entwicklungsfähigen Zelle haften zu lassen, wie unser Geist an den Gehirnzellen haftet.

Wenn wir sehen, daß im Bereiche der Menschheit nur das Geistige schöpferisch wirkt, und wenn wir ferner sehen, daß in der Fortpflanzung und Entwicklung der Tiere und Pflanzen ein schöpferisches Prinzip tätig ist, so liegt der Schluß nahe, daß auch dies letztere als etwas Geistiges gedeutet werden kann. Auf der heutigen Stufe unseres Wissens werden wir keine Mythologie treiben, die Natur nicht mit Göttern und Dämonen bevölkern. Aber wir haben auch keinen Grund, es zu beanstanden, jenem zielstrebig wirkenden geistigen Prinzip solche Eigenschaften beizulegen, die man in der Menschheitsgeschichte von jeher als göttliche bezeichnet hat. Göttliche darum, weil ihre Leistungen so hoch erhaben sind über den Leistungen des menschlichen Geistes, wie der Mensch mit Leib und Seele erhaben ist über jedem Erzeugnis menschlicher Technik. Durch solche Betrachtungen werden wir zu einer theistischen Weltanschauung geführt, die zwar über das Gebiet der Naturforschung weit hinausführt, mit der aber jede Naturphilosophie sich auseinander zu setzen hat.

Die Frage des Theismus und des Atheismus wird auch unter den Problemen der Weltanschauung stets in vorderster Reihe stehen.

Es ist merkwürdig, daß sowohl die naturphilosophischen Theisten wie die Atheisten behaupten, die Ergebnisse der Naturwissenschaft zeugten für *ihre* Ansicht. Ich habe es oft genug ausgesprochen, daß auf dem Felde der eigentlichen Naturforschung für die Gottesidee kein Raum ist; ihre Erörterung gehört in den Bereich der Naturphilosophie. Auch für diese, selbst wenn sie noch so entschieden theistisch gerichtet, ist Gott nicht Tatsache, sondern Deutung, Deutung des Urgrundes der Dinge aus den Tatsachen unserer Erscheinungswelt. Wir können so weit gehen, zu sagen: wie Gott in der Religion Gegenstand des Glaubens ist, so ist er in der auf das Studium der Natur sich gründenden Weltanschauung Dichtung, doch eine Dichtung, die als silberne Schale einen Goldschatz der Wahrheit umschließt. Diese Stellung nimmt auch K. E. v. Baer dem naturphilosophischen Theismus gegenüber ein, wenn er sagt:

„Die Naturforschung geht von der Annahme aus, daß die Naturkräfte und damit die Naturgesetze ewig und unveränderlich wirksam sind. Sie *glaubt* an diese Unveränderlichkeit, ohne sie vollständig *beweisen* zu können. Die Summe der Naturkräfte sind ihr die permanenten Willensäußerungen einer Einheit, welche der Naturforscher nicht vollständig aus der Beobachtung der Einzelheiten konstruieren kann, aber wahrlich doch noch weniger wegzuleugnen das Recht hat. Diese Einheit ist doch wohl dieselbe, die der Mensch *vor* der Naturforschung gefühlt und geahnt hat, und deren Einheit und Unbeschränktheit er mit dem Worte *Gott* bezeichnet hat."

Ein solcher aus der Naturphilosophie erwachsener Theismus besagt im Grunde nichts anderes, als daß in der Natur neben den energetischen, mechanische Arbeit leistenden, materiellen Kräften auch nichtenergetische oder supramaterielle Kräfte anzuerkennen sind, wie sie uns in den Leistungen des menschlichen Geistes zweifellos entgegentreten, und daß alle diese Kräfte über

sich hinaus weisen auf einen einheitlichen, realen Urgrund der Dinge. Das war auch unzweifelhaft Immanuel Kants Meinung, die Kant-Interpreten mögen dagegen sagen, was sie wollen. Wenn Kant in der Kritik der reinen Vernunft gezeigt hat, daß das Dasein Gottes nicht als Tatsache beweisbar ist in der Form eines mathematisch stringenten Beweises, so fügt er doch sogleich hinzu, daß das Nichtsein Gottes sich ebenso wenig beweisen lasse, und er selbst hat immer daran festgehalten, daß die Tatsachen der Natur über sich hinaus zeigten auf die Gottesidee, im Sinne dieser Idee gedeutet werden müßten. Mehrere Stellen in Kants letztem großen Werke, der Kritik der Urteilskraft, lassen darüber nicht den mindesten Zweifel aufkommen.

Auch Baruch Spinozas Ansichten lassen sich nicht gegen den Theismus verwerten. Wenn er das Wort geprägt hat: Deus sive natura, d. h. Gott gleich Natur, so ist wohl zu beachten, daß Spinoza zwei Seiten der Natur unterschied, als schaffende Natur (natura naturans) und als erschaffene Natur (natura naturata). Die letztere Gott gleich zu setzen, wäre ein Unsinn, dessen Spinozas scharfer Geist nicht fähig war; die schaffende Natur auch Gott zu nennen, ist ja gerade das Glaubensbekenntnis des naturphilosophischen Theismus.

Man hat Gott bald als innerweltlich, bald als überweltlich auffassen wollen und daraus den Gegensatz zwischen Pantheismus und Theismus im engeren Sinne konstruiert. Dieser letztere denkt Gott als über der Natur thronend und nähert sich damit den mythologischen Figuren des Zeus und des alttestamentlichen Jahve, indem er Gott nach Analogie des Menschen Persönlichkeit beilegt. Ich meinerseits glaube, daß der naturphilosophische Theismus gerade geeignet ist, diesen Gegensatz von innerweltlich und überweltlich aufzuheben, in seiner Gottesidee beide Eigenschaften zu vereinen. Man wird Gott einerseits nur denken können als höchstes, über der Natur erhabenes Wesen, das an sich überhaupt nicht erkennbar ist, sondern nur indirekt erkennbar wird in den materiellen wie in den supramateriellen Kräften, welche die Natur durchwalten, d. h. er kann nur aus diesen Kräften gedeutet, erschlossen werden. Darin nähert sich die Gottesidee dem alttestamentlichen Begriffe der Elohim, d. h. der Kräfte, und sie begegnet sich auch insofern mit der christlichen Gottesidee, als diese der Gottheit die Eigenschaft der Allgegenwart beilegt, sie damit in jedem Atom, in jedem Kraftzentrum wirksam sein läßt; das heißt doch nichts anderes, als daß der überweltlich erhabene Gott zugleich innerweltlich in der Natur gleichsam ausstrahlt. Diese innerweltliche Seite des christlichen Gottesbegriffs lehrt zugleich, daß dadurch nicht ausgeschlossen ist, Gott im Bereiche der Religion als Persönlichkeit zu denken, als eine über allen menschlichen hoch erhabene Persönlichkeit; denn das höchste geistige Wesen, das wir tatsächlich kennen, ist die geistige Persönlichkeit des Menschen, und es bleibt uns nicht anderes übrig, als nach seiner Analogie auch das allerhöchste geistige Wesen zu denken, dessen Dasein wir aus den von ihm ausgehenden Kräften erschließen. Es liegt kein Grund vor, die Gottheit unpersönlich zu denken, weil wir Menschen uns als Persönlichkeiten fühlen. Zu einer exakten Vorstellung von Gott, zu wirklicher Gotteserkenntnis gelangen wir doch nicht — denn so viel wissen wir durch die Naturforschung, daß Gott selbst außerhalb des Bannkreises unserer räumlich-zeitlichen

Erscheinungswelt bleibt, daß er in diesen Bereich nicht eintritt, niemals darin durch Fernrohr, Mikroskop, Wage oder sonstige Instrumente nachzuweisen sein wird. Diese letztere Tatsache ist es, auf die der Atheismus sich stützt. Falsch ist dabei die oft gehörte Behauptung, daß der Atheismus ein Ergebnis der neueren Naturforschung und der gesamten Erkenntnis der Gegenwart sei. Der Atheismus als wissenschaftliche Überzeugung scheint so alt zu sein wie die wissenschaftliche Gottesidee. Schon der Psalmist des Alten Testamentes sagt: „Die Toren sprechen in ihrem Herzen, es ist kein Gott." Wenn zu jener uralten Zeit der Atheismus für töricht erklärt wurde, so geschieht in der Gegenwart meistens das Gegenteil. In unseren Tagen setzt sich meistens der Atheismus aufs hohe Pferd und erklärt den Theismus für eine rückständige und überwundene Weltanschauung. Vornehme Geister sollten einen derartig absprechenden Standpunkt verschmähen, sich gegenseitig verstehen und damit auch den Gegner achten lernen. Ich meinerseits begreife vollkommen, wenn es Naturforscher gibt, die da sagen: Wir brauchen keine Gottesidee, uns genügt es, bei den Kräften der Natur stehen zu bleiben, sie als ein gegebenes Letztes hinzunehmen, sie als ein Unerforschliches schweigend zu verehren. Ich kann dem gegenüber nur gestehen, daß mir dieser Standpunkt nicht genügt, daß mein Kausalbedürfnis mich zwingt, zu fragen: Aus welchem Zentrum fließt diese ungeheure Schar über- und untergeordneter und in den vielfachsten Verschlingungen durcheinander wirkender Naturkräfte? — und das führt mich zum Gottesglauben. Es ist unser Schicksal hienieden, daß wir Gott nur *glauben* können, daß dieser Glaube einer *Deutung* des Naturlaufs entspringt, daß wir kein *Wissen* von Gott haben können im Sinne eines tatsächlichen, durch die Forschung uns überlieferten Wissens. Auch der Atheismus *glaubt*, er glaubt dort eine Lücke zu sehen, wo ich aus Tatsachen auf eine Zentralgewalt im Universum schließe.

Besonders wunderlich ist es mir vorgekommen, wenn der Atheismus eine Stütze in der *Entwicklungslehre* zu finden glaubt, zu deren entschiedenen Anhängern ich stets gehört habe. Diese Entwicklungslehre ist nur insofern erfahrungsmäßiges Wissen, als sie feststellen konnte, daß jeder Baum, jeder Fisch und auch der Mensch sich aus einer Eizelle entwickelt, von der das Mikroskop und chemische Reaktionen nur aussagen, daß sie aus einem Klümpchen Protoplasma mit einem Zellkern darin besteht, und daß wir mit unseren besten Hilfsmitteln und den stärksten mikroskopischen Vergrößerungen an solcher winzigen Keimzelle nichts unterscheiden können, was darauf hinwiese, daß daraus einmal eine Pflanze, ein Tier oder ein Mensch hervorgehen soll. Insofern die Entwicklungslehre als *Abstammungslehre* auftritt, also behauptet, daß die Rose, der Fisch, der Mensch usw. aus niederen Organismen entstanden seien, aus einem langen Stammbaum, der bis zu freilebenden Einzelzellen hinabführt, wird sie zur bloßen *Idee*, zur *spekulativen Deutung von Tatsachen*. Für diese Deutungen würde man bei Anwendung der kritischen Methode Kants noch leichter zeigen können, daß sie der exakten Beweisbarkeit entbehrt, als Kant dies für die sogenannten Gottesbeweise dargelegt hat. Weder die Paläontologie, die Lehre von den in der

Erdgeschichte überlieferten früheren Organismen, die vor der Flora und Fauna der Gegenwart gelebt haben, noch das Experiment an den lebenden Organismen, liefert irgendwelche *stringente Beweise* für die Tatsächlichkeit der Abstammungslehre. Es ist ein Ruhmestitel der Gegenwart, daß sie die Abstammungslehre aus einem unkritischen in ein kritisches Stadium überzuführen bemüht ist. Nichtsdestoweniger bleibt auch in unserer Zeit die Abstammungsidee als ein wichtiger Scheinwerfer für fortschreitende Forschung bestehen; denn sie stützt sich auf so zahlreiche Tatsachen, die uns in keinem anderen Lichte verständlich sind, daß von der überwältigenden Mehrzahl der Biologen an sie und an die Richtigkeit ihres Grundgedankens *geglaubt* wird.

Alle neueren Forschungen über Vererbung und Abstammung stimmen darin überein, daß die Vorgänge, die der Entwicklung der Pflanzen und der Tiere zugrunde liegen, ganz außerordentlich viel verwickelter sind, als man noch vor kurzem angenommen hatte. Je tiefer die kritische Einzelforschung in die Fortpflanzungsvorgänge eindrang, um so mehr Argumente förderte sie für die Überzeugung ans Licht, daß weder die Lehre Lamarcks über die Vererbung erworbener Eigenschaften noch diejenige Darwins vom Überleben des Passendsten im Kampfe ums Dasein recht haben können, wenn sie behaupten, das Prinzip gefunden zu haben, nach dem allein die Umgestaltung der Organismen im Laufe der Erdgeschichte vor sich gegangen ist. Die empirisch-kritische Methode ist damit beschäftigt, mit diesen Erklärungsversuchen als mit Scheinerklärungen aufzuräumen. Zu irgendeinem abschließenden Urteil ist die Forschung allerdings noch nicht gelangt; allein so viel scheint sich mit immer größerer Deutlichkeit herauszustellen, daß, will man nicht auf die Abstammungslehre überhaupt verzichten — und das werden wenige wollen —, man genötigt sein wird, den Grund der Umbildung in ganz anderen Ursachen zu suchen, als Lamarck oder Darwin gedacht haben. Mit anderen Worten: Nimmt man nicht die Welt der Organismen, der ausgestorbenen wie der lebenden, als eine gegebene Tatsache hin, wie man das Dasein der chemischen Elemente oder der Schwerkraft und der Elektrizität als etwas Gegebenes hinnimmt, so wird die naturphilosophische Spekulation in der uns umgebenden Pflanzen- und Tierwelt wie in unserem eigenen Dasein die Wirksamkeit supramaterieller schöpferischer Kräfte erblicken, einer natura naturans, die aus der toten Materie heraus den Anfang des Lebens hervorzauberte und in den Organismen fortwirkend sie zwang, immer neue und vollkommenere Gestalten aus sich heraus zu gebären. Einer empirischen Erkenntnis werden die immanenten Kräfte dieser Welt des Lebendigen sich noch weniger zugänglich erweisen als die Kräfte der anorganischen Natur; und doch geraten wir schon in nicht geringe Verlegenheit, wenn wir über das Wesen der Schwerkraft oder der chemischen Affinität eine Aussage zu machen oder eine Vorstellung zu entwickeln versuchen. Nur so viel können wir vielleicht mit Sicherheit behaupten, daß, wenn in allen Organismen besondere supramaterielle Kräfte tätig sein sollten, wie wir sie z. B. in der menschlichen Geistestätigkeit vor Augen haben, diese Kräfte doch stets an ein materielles Substrat gebunden sind, und daß sie ihren Einfluß nur durch Vermittlung der materiellen Kräfte

oder Energien zur Geltung bringen, so daß die Erforschung der Energetik des Tier- und Pflanzenkörpers nach wie vor eine der vornehmsten Aufgaben der Biologie bleiben wird. Aber in jedem Samenkorn einer Pflanze finden wir neben einem meßbaren Quantum von Energie auch unmeßbare Entwicklungsimpulse, die es zwingen, im einen Fall zur Tanne, im zweiten Fall zur Eiche, im dritten und vierten Fall zur Erbse oder Bohne zu werden. Den Menschen aber kann nur Oberflächlichkeit restlos für eine Bestie erklären. Wollen wir den Menschen ein geistbegabtes Säugetier nennen, so sagen wir damit zugleich aus, daß die supramateriellen Kräfte seines Geistes ihn hoch über das gesamte Tierreich erheben in ein Reich der Kultur, das der Tierwelt für immer verschlossen bleibt. — — —

Rätsel sind es, die uns von allen Seiten entgegenstarren, Probleme, die unserer Weltanschauung Widerstand leisten, falls wir sie nicht im Glauben bezwingen. Wollen wir uns die Welt nicht „als ungeheure Hexerei", wie ein geistvoller Philosoph sagte, gefallen lassen, so müssen wir uns dabei bescheiden, daß Glauben letzten Ende unser Los ist — mag der Glaube theistisch oder atheistisch ausfallen. In der Naturwissenschaft suchen wir Veränderliches auf Unveränderliches zurückzuführen, und Ziel jeder Wissenschaft ist es, zu einer Erkenntnis mit einem Minimum von Widersprüchen zu gelangen. Die Erfahrung sagt uns nichts über die letzten Gründe der Dinge, und die Spekulationen der Philosophie sagen nichts Sicheres darüber aus. Über das Erkennen der Probleme kommen wir in unserer Weltanschauung nicht hinaus; zu Recht besteht Schillers Wort:

Und noch niemand hat's erkundet,
Wie die große Mutter schafft;
Unergründlich ist das Wirken,
Unerforschlich ist die Kraft.

Die törichtste aller Weltanschauungen ist zweifellos eine rechthaberische, zumal wenn sie in blinder Vermessenheit alle Welträtsel schon heute spielend glaubt lösen zu können. Solcher Standpunkt hat keine Ahnung von der Arbeit, die der Menschheit noch bevorsteht. Jedes unbefangene und genaue Zusehen muß einräumen, daß erst wenig genug getan ist im Vergleich zu dem, was zu tun übrig bleibt. Darum kann jede Etappe auf dem Wege des Erkennens für uns Menschen nur den Wert eines Provisoriums haben, einer Stufe, von der wir zur nächsten Stufe aufzusteigen hoffen. Diese aufsteigende Bewegung selbst ist es, die den Forscher wie den Denker mit immer neuer Freude, mit Genugtuung erfüllt, und mehr darf er vom Schicksal in der Spanne eines Menschenlebens nicht erwarten. Aber die Genüsse der Gedanken sind erhabener als die der Sinne, und im stillen Glück, das für ihn Erreichbare erreicht zu haben, findet der Forscher seine Befriedigung; wäre es auch nur der Friede der Entsagung. Dann kann er mit Goethe sprechen:

Ihr glücklichen Augen,
Was je ihr gesehn,
Es sei wie es wolle, —
Es war doch so schön!

Die parlamentarische Regierung in den britischen Tochterstaaten.

Vom
Vizeadmiral a. D. **P. G. Hoffmann.**

In bemerkenswertem Gegensatz zu dem Stillstande in Deutschland steht die rastlose Fortentwicklung auf staatsrechtlichem Gebiet im britischen Reich in unserer Zeit. Die letzten Jahre haben die Umwandlung des Hauses der Lords gebracht, Home Rule für Irland scheint gesichert, in steigendem Maße wendet sich das Interesse den Beziehungen zu, die zwischen Großbritannien und seinen Tochterstaaten bestehen. Bilden sich in Kanada, in Australien, in Südafrika selbständige Nationen? Wird das britische Reich in der Form eines Bundesstaats fester gefügt werden, oder kann es sich in der jetzigen lockeren Form weiter entwickeln? Eine Fülle politischer Essays sind diesen Fragen in den führenden englischen Revuen allmonatlich gewidmet. Auch in Deutschland ist das Thema von aktuellem Interesse, aber die staatsrechtlichen Grundlagen für die politische Betrachtung bilden bei uns ein wenig besprochenes Gebiet. Ein flüchtiger Streifzug durch die Verfassungen der größten britischen Tochterstaaten an der Hand eines kürzlich erschienenen erschöpfenden Werkes[1]) über diesen Gegenstand wird daher vielleicht nicht unwillkommen sein. Nur das Wesentliche soll diese Skizze herausgreifen aus der Fülle der Einzelheiten, die für den vergleichenden Staatsrechtler Interesse haben. —

I.

Unter der reichen Zahl britischer Kolonien gibt es fünf, die man als Tochterstaaten bezeichnen kann, weil sie eine sehr große staatliche Selbständigkeit erlangt haben: Kanada, Neufundland, Südafrika, Australien, Neuseeland. Nur die kleinste derselben, Neufundland, bezeichnet sich offiziell noch als Kolonie, die anderen nennen sich Dominion, Union, Commonwealth. Ihre Sammelbezeichnung ist Dominions, seit im Jahre 1907 das britische Kolonialamt eine neue Organisation erhalten hat, wonach ein Dominiondepartement die Geschäfte bearbeitet, die mit diesen fünf Gemeinwesen in Zusammenhang

[1]) A. B. Keith, Responsible government in the Dominions. In three volumes. Oxford 1912 (in einem Bande erschienen 1909). — H. E. Egerton, Federations and Unions within the British Empire. Oxford 1911.

stehen. Die Dominions unterscheiden sich von anderen Kolonien dadurch, daß sie sich selbst regieren und zwar in einer Form, die streng alle Regeln des englischen Kabinettsystems nachahmt. Die vollziehende Gewalt liegt in den Händen von Ministern, die als Mitglieder des Executive Council vom Gouverneur berufen werden aus den Mitgliedern der gesetzgebenden Versammlung. Eine Vollzugsgewalt, unter Kontrolle des britischen Reichs verantwortlich der selbständigen Gesetzgebungsgewalt in der Kolonie, das ist das Wesen der Selbstregierung (des responsible government). Die Parlamentsmitglieder im Rat des Gouverneurs bilden das Kabinett. Die enge Vereinigung der Exekutive und Legislative, deren Verbindungsglied das Kabinett darstellt, ist eine getreue Wiedergabe des in England bewährten Systems.

Der Übergang von bürokratischer Bevormundung der kolonialen Gesetzgebung zur heutigen Selbständigkeit hat sich erst allmählich vollzogen. Das alte Schema für die Verfassung jeder Siedlungskolonie rein britischen Ursprungs bestand seit Jahrhunderten in der Gliederung governor, council, assembly. Ein Gouverneur von der Krone gesendet, ein Rat zur Ausübung der vollziehenden Gewalt vom Gouverneur ernannt, eine Versammlung zur Ausübung der gesetzgebenden Gewalt von britischen Untertanen der Kolonie gewählt, das waren die Bestandteile einer vollwertigen Kolonialregierung. Dieses System (das representative government) hat zu keiner Zeit den Unabhängigkeitssinn der englischen Kolonisten befriedigt. Die vollziehenden Gewalten und die gesetzgebenden Gewalten konnten nur schwer miteinander auskommen. Im kleinen Rahmen spielte sich hier ab, was der Staatsrechtslehrer Jellinek in einem oft zitierten Satz ausdrückt: „Zerreißung des an sich einheitlichen Staats und gegenseitige Feindschaft seiner Elemente, das sind die praktischen Resultate der Doktrin von der Trennung der Gewalten."

Das System der Selbstregierung hat für die britischen Siedlungskolonien seinen Anfang genommen, als man in England die Zuversicht und vielfach auch den Wunsch auf dauernden Zusammenhang der Kolonien mit dem Mutterlande nahezu aufgegeben hatte. Nach der Loslösung der Vereinigten Staaten in Nordamerika war der Grundsatz allgemein durchgeführt, die Kolonien in vielen kleinen Einheiten getrennt zu regieren, ein für dieselben kostspieliges und vielfach die wirtschaftliche Entwicklung hemmendes System. Kanada, das — ebenso wie später die Kapkolonie — als erobertes Land keinen Anspruch auf Freiheiten nach englischem Recht hatte, erhielt als die letzte der Kolonien in Nordamerika unter gleichzeitiger Zweiteilung eine Repräsentation (1791). Hier waren die Schwierigkeiten, die sich einem ersprießlichen Zusammenwirken der britischen Beamten und der Volksvertretung entgegenstellten, noch verschärft durch nationale und konfessionelle Gegensätze. Versöhnliche und streitbare Gouverneure wechselten miteinander ab, ohne den Niedergang und schließlichen Zusammenbruch des Systems aufhalten zu können. In beiden Kanadas kam es zu Insurrektionen, die zwar unschwierig durch Waffengewalt unterdrückt werden konnten, aber in England den Eindruck befestigten, daß ein Abfall dieser Siedlungskolonien auf die Dauer nicht würde verhindert werden können, weder durch das Repräsentativsystem noch

durch die getrennte Verwaltung in kleinen Einheiten. Der Umschwung zur Reform im freiheitlichen Sinne setzt mit der Erkenntnis ein, daß es den Kolonien überlassen bleiben müsse, zu wählen, ob sie an dem britischen Reich festhalten oder ob sie sich von ihm loslösen wollten.

Die englischen Schriftsteller stimmen darin überein, daß das Verdienst, den Grundgedanken der kolonialen Selbstregierung in noch heute maßgebender Form klar ausgesprochen zu haben, einer Denkschrift des Lord Durham vom Jahre 1839 gebührt. Lord Durham war zur Pazifizierung Kanadas mit Vollmachten hinausgesendet, aber nach wenigen Monaten vor Vollendung seines Auftrages heimgekehrt, weil er sich verletzt fühlte durch den vom Parlament erzwungenen Widerruf seiner diktatorischen Maßnahmen. Im Jahre darauf erörterte er in einer Denkschrift die Regierungsmethoden für die Kolonien und schrieb darin gegen den Vorschlag, Vollzugsbehörden, wie in den Vereinigten Staaten, aus Wahlen hervorgehen zu lassen:

„Der Zweck einer Mitwirkung durch das Volk würde sich mit dem Vorteil direkter Ernennung der Berater der Krone verbinden lassen dadurch, daß der Gouverneur angewiesen würde, sich die Mitarbeiterschaft der Volksvertretung zu sichern, indem er die Verwaltung solchen Männern übertrüge, die über eine Mehrheit in jener Versammlung verfügen. Dabei müßte dem Gouverneur zu verstehen gegeben werden, daß er auf keinerlei Unterstützung von der Heimatsregierung rechnen dürfe in irgendeinem Zerwürfnis mit der Volksvertretung, sofern nicht Beziehungen zwischen Mutterland und Kolonie direkt dabei in Frage kommen."

Das ist seitdem Grundsatz geblieben für die Stellung, die der Gouverneur einer Kolonie mit Selbstregierung zur Volksvertretung einzunehmen hat. —

Freilich verging noch geraume Zeit, bis solche Grundsätze auch nur in Kanada in ganzem Umfange zur Durchführung gelangten. Aber Anerkennung wurde ihnen von vornherein bei der Heimatsregierung dadurch zuteil, daß die Durchführungsmöglichkeit in dem weiten Sinne wie im Mutterlande für nicht angängig erklärt wurde. Lord John Russell, damals Staatssekretär für die Kolonien, erklärte, daß der britischen Regierung den Übergriffen gegenüber, die in Kanada gegen Engländer verübt seien, ein Einmischungsrecht in die inneren Angelegenheiten vorbehalten bleiben müsse. Aber gleichzeitig wurde dem neuernannten Gouverneur für Kanada der Auftrag gegeben, seine höchsten Beamten dahin zu verständigen, daß sie auf dauernde Belassung im Amt nicht rechnen, sondern gewärtig sein müßten, aus innerpolitischen Rücksichten gegebenenfalls zum Rücktritt veranlaßt zu werden. Der erste Gouverneur, der aus Überzeugung in Kanada die Prinzipien des parlamentarischen Regierungssystems befolgte, war Lord Elgin 1848, der die Richtschnur seines Verhaltens in folgenden Sätzen niederlegte:

„Ich gewähre meinen Ministern jede konstitutionelle Unterstützung frei und ohne Rückhalt und lasse; ihnen, soweit ich es vermag, Rat zuteil werden, wenn sie sich in Schwierigkeiten befinden. Dafür erwarte ich, daß sie, soweit es ihnen möglich, meine Pläne zur Ausführung bringen für Aufrechterhaltung des Zusammenhanges mit Großbritannien und für das Gedeihen der Kolonie. Auf dieser Grundlage haben wir stets harmonisch zusammen gearbeitet. Aber ich habe ihnen niemals ein Hehl daraus gemacht, daß mich nichts verhindern würde, ebenso vertrauensvoll mit ihren politischen Gegnern zusammen zu arbeiten, falls ich dazu genötigt

sein würde. Daß Ministerium und Opposition die Plätze gelegentlich wechseln, ist recht eigentlich das Wesen unseres konstitutionellen Systems und vielleicht das konservativste Element in demselben. Dadurch werden die Politiker jeder Richtung wechselnd einer offiziellen Verantwortlichkeit unterworfen, und das nötigt die hitzigen Parteileute ihrer Leidenschaftlichkeit Zügel anzulegen."

Man sieht, in den zehn Jahren seit der Mission Durhams war in Kanada die Wandlung vom repräsentativen zum verantwortlichen Regierungssystem vollzogen. Eine gesetzliche Feststellung, daß dies so sein müsse, ist niemals erfolgt. Im Jahre 1848 gab es ebenso in Neuschottland, in Neubraunschweig, auf den Prinz Eduards-Inseln und in Neufundland bereits eine verantwortliche Regierung. Überall hatte sich der Übergang in gleichartiger Weise vollzogen. Zuerst wurde den als Ministern zu betrachtenden Beamten eröffnet, daß ihr Verbleiben im Amt von der innerpolitischen Lage abhängig sein werde. Dann wurde der Volksvertretung in der Kolonie die Bewilligung einer Zivilliste auferlegt, einer von jährlich zu erneuernder Beschlußfassung unabhängigen Etatsposition zur Sicherstellung des Gehalts des Gouverneurs und der Richter, der Pensionen für die ausscheidenden Beamten der Krone usw. Dafür begab sich die britische Regierung ihrer Verfügung über die gesamten Staatsländereien, aber lehnte auch alle Garantieleistungen und Zuschüsse für die Zukunft ab. Aus einer solchen finanziellen Auseinandersetzung zwischen Mutterland und Kolonie folgte dann von selbst das Aufhören des Einflusses der Reichsregierung auf die innere Fortentwicklung, die zum großen Teil von der Verfügung über das noch nicht okkupierte Land und von der Wirtschaftspolitik des nun selbständigen Gemeinwesens abhing. Das Interesse der politischen Kreise in England wurde erheblich abgeschwächt durch den Fortfall der viel geübten Patronage, der Vergebung von Beamtenstellen im Wege parteifreundlicher Verbindungen in den Kolonien, wo nun ein eigenes politisches Leben pulsierte. Die Kolonialparlamente, aus denen die Minister hervorgingen, hatten natürlich ein ganz anderes Ansehen als die bisherigen Beratungs- und Bewilligungsversammlungen.

Für die weitere Entwicklung wurde ausschlaggebend, daß von jetzt ab die britische Regierung kein Interesse mehr hatte an der getrennten Verwaltung kleiner Kolonialeinheiten. Sie begünstigte vielmehr in der Folge Bestrebungen, die auf den Zusammenschluß kolonialer Föderationen ausgingen, denn der Beweggrund, die Siedlungskolonien in Abhängigkeit zu erhalten, war geschwunden. Gewiß ist es richtig, daß zu jener Zeit eine politische Strömung in England vorhanden war, die auf den Zerfall des britischen Kolonialreichs hinarbeitete. Die Gruppe der „philosophischen Radikalen", die damals ihre freihändlerischen Triumphe feierte, war sehr geneigt, den Abfall Kanadas zu begünstigen. Aber diese Strömung hat nie die öffentliche Meinung hinter sich gehabt, sobald sie über das eigentliche Ziel des Freihandels hinaus nebelhaften pazifistischen Idealen nachstrebte. Liberale aber, wie Lord John Russell, die lebhaft für die Selbstregierung in den Kolonien eintraten, haben gleichwohl als höchste Aufgabe eines britischen Staatsmannes die Zusammenhaltung der Tochterstaaten mit dem Britischen Reich anerkannt. Die Begünstigung des verantwortlichen Regierungssystems in

den Kolonien entsprang bei ihnen den freiheitlichen Anschauungen, von denen die ganze auswärtige Politik Englands damals getragen war. Es war der Gegensatz zu dem reaktionären Treiben der kontinentalen Regierungen in Europa. Die Palmerstonsche Politik, die alle freiheitlichen Regungen der Völker unterstützte und sich damit den Haß der Legitimisten in den absolut regierten Staaten zuzog, wäre sich selbst untreu gewesen, wenn sie den Unruhen in den Tochterstaaten auf andere Weise entgegengearbeitet hätte als durch Gewährung politischer Freiheiten. In dem 1856 erschienenen Buche von Arthur Mills „Kolonial-Verfassungen" heißt es:

„Diese Gemeinwesen möglichst frühzeitig zur Mündigkeit heranreifen zu lassen, sozial, politisch und wirtschaftlich, sie mit allen Hilfsmitteln des Mutterlandes zu befähigen für Selbstregierung in der Gegenwart und eventuelle Unabhängigkeit in der Zukunft, ist jetzt die allgemein zugegebene Richtschnur unserer Kolonialpolitik."

Nach dem Vorgang in Nordamerika vollzog sich der Übergang zu dem verantwortlichen Regiment bald auch in Australien. In schneller Folge wurden für Neusüdwales, Viktoria, Tasmanien, Südaustralien Verfassungen vereinbart, überall auf der Grundlage des Zugeständnisses einer Selbstregierung nach dem Muster des Mutterlandes gegen Verpflichtung der Kolonien, alle Ausgaben zu übernehmen. In diesen Verfassungen wurde die Stellung der Minister als parlamentarische gekennzeichnet, dadurch daß keine anderen Beamten als diese in das Kolonialparlament wählbar gemacht wurden, daß der Gouverneur alle Beamten der Kolonie auf Vorschlag der Minister anstellen sollte; nur zur Ernennung der Minister war der Gouverneur selbständig berechtigt. Eine Zivilliste ward vorgesehen und die Kronrevenüen dagegen den Kolonialeinnahmen zugeführt. In Neuseeland machte man den Versuch, die Ministerobliegenheiten in den Händen unpolitischer Beamten zu belassen, aber vier parlamentarische Minister ohne Portefeuille in das Ministerium einzufügen, die die Exekutive vor der gesetzgebenden Versammlung vertreten sollten. Diese Parlamentarier traten aber schon nach zwei Monaten zurück mit der Begründung, daß sie der Exekutive ohne Autorität und Verantwortlichkeit für die Geschäftsführung nicht weiter angehören könnten. Es erfolgte dann eine Verständigung, die den bisherigen unpolitischen Ratgebern des Gouverneurs eine Abfindung sicherte und zu einer Verfassungsänderung führte, wodurch die damals noch bestehende aktive Mitwirkung des Gouverneurs an der Gesetzgebung auf verantwortliche Minister überging. (1854.)

In Rücksicht auf die Kapkolonie kamen ganz andere Erwägungen in Betracht. Der Besitz dieser Kolonie hatte für die maritime Machtstellung Großbritanniens hohen Wert als strategische Position für den Seeweg nach Indien. Daraus ergab sich die Notwendigkeit, sie in Abhängigkeit vom Mutterlande zu erhalten. Deshalb war die südafrikanische Politik Englands darauf gerichtet, der Erstarkung und Expansion der Kapkolonie entgegen zu wirken. Um die Verlegung der Grenzen immer weiter nach dem Innern zu verhindern, begünstigte diese Politik das Zustandekommen eines Gürtels vertragsmäßig anerkannter selbständiger Staaten um die Kapkolonie herum. So

entstand in Südafrika statt eines großen Tochterstaats, wie wir ihn heute vor uns sehen, zunächst eine Gruppierung unabhängiger Gemeinwesen, die aber doch das Expansionsbedürfnis der Kapkolonie nicht aus der Welt schaffen konnte. Die Kosten der militärischen Aufwendungen, die damit unzertrennlich waren, konnten nach den in England anerkannten Grundsätzen der Kolonie nur gegen Gewährung der Selbstregierung aufgebürdet werden. Die nationalen Gegensätze zwischen den alteingesessenen Holländern im Westen und den englischen Einwanderern im Osten der Kolonie standen sich so schroff gegenüber, daß lange Zeit ein parlamentarisches Regierungssystem für undurchführbar angesehen wurde. Aber in England waren die prinzipiellen Anhänger der kolonialen Selbständigkeit in der Mehrheit. Nach langem Zögern ging man über alle Bedenken hinweg. Im Jahr 1872 wurde das erste parlamentarische Ministerium der Kapkolonie gebildet. Der Kolonie Natal wurde erst 1893 Selbstregierung zugestanden.

Inzwischen hatte sich in Kanada und Australien das politische Leben jeder Beeinflussung durch die britische Staatslenkung geflissentlich entzogen. Man kann wohl sagen, daß es dem Staatssekretär des Kolonialamts nicht leicht geworden ist, sich in die neue Lage zu finden. Ein ungewöhnliches Maß von Entsagung wurde der englischen Regierung auferlegt, als Kanada und in Australien die Kolonie Viktoria zum Schutzzoll übergingen zu einer Zeit, als in England der Freihandel eben durch den Handelsvertrag mit Frankreich seinen höchsten Sieg gefeiert hatte. Als Kanada 1859 einen hohen Schutzzolltarif plante, konnte der britische Kolonialsekretär nicht umhin, dagegen Vorstellungen zu erheben. Er drückte der kanadischen Regierung sein Bedauern darüber aus, daß sie die Erfahrungen, die man in England gemacht habe, so wenig berücksichtige. Es gab zu bedenken, daß die Folge der beabsichtigten Maßnahmen die sein würde, daß der Konsument in der Kolonie die Steuerbeträge an den Produzenten zahlen werde. Die Antwort war ein geharnischtes Memorandum des kanadischen Finanzministers, dessen grundsätzlicher Standpunkt sich aus den folgenden Sätzen erkennen läßt:

„Wenn die Ansichten der Reichsregierung den Vorzug haben sollten vor denen des Volkes in Kanada, so würde die Selbstregierung tatsächlich vernichtet sein. Daher ist es die Pflicht der gegenwärtigen Regierung, bestimmt das Recht der kanadischen Gesetzgebung zu betonen, die Besteuerung der Bevölkerung so einzurichten, wie sie es für gut befindet, selbst wenn sie unglücklicherweise das Mißfallen der Reichsminister dadurch erregen sollte. Ihrer Majestät kann nicht vorgeschlagen werden, solchen Gesetzen die Genehmigung zu versagen, es müßten denn ihre Ratgeber willens sein, die Leitung der Geschäfte der Kolonie ohne Rücksicht auf die Volksmeinung selbst in die Hand zu nehmen. — Die Reichsregierung ist nicht verantwortlich für Schulden und Verpflichtungen Kanadas. Sie trägt nicht die Kosten für Rechtspflege, Erziehung und Verwaltung. Sie leistet keinerlei Beiträge für das Land. Die koloniale Gesetzgebungsgewalt, der das Ministerium verantwortlich ist, muß für alle diese Bedürfnisse Vorsorge treffen. Sie muß daher auch weitestgehende Befugnis für sich fordern, diese Lasten so auf die Bevölkerung zu verteilen, wie es ihr angemessen scheint."

Es ist nicht ohne Interesse, dem gegenüber zu stellen, was die Freihändler in England dazu sagten. Cobden schrieb:

„Man spricht von der Loyalität der Kanadier. Aber es ist eine Ironie, wenn man diesen Ausdruck auf ein Volk anwendet, das weder unsere Steuern bezahlt noch unsere Gesetze befolgt, das sich nicht für verpflichtet hält, in unseren Schlachten zu kämpfen, das den Anspruch erhebt, nach Gefallen Zölle zu erheben bis zum Ausschluß unserer Erzeugnisse. Wir sind zwei getrennte Völker in allen Ansichten und Absichten. — Nach meiner Ansicht liegt es in unserem beiderseitigen Interesse, sobald wie möglich den politischen Faden zu durchschneiden, der uns mit Kanada verbindet."

Aber die britische Regierung ließ die kanadischen Wirtschaftspolitiker gewähren, ohne weiter Einspruch zu erheben.

In der Kolonie Viktoria vollzog sich der Übergang zum Schutzzoll unter Umständen, die ein Einschreiten der britischen Regierung gegen den Gouverneur zur Folge hatten. Dort versagte das Oberhaus, das landwirtschaftliche Interessen vertrat, die Zustimmung zum Schutzzoll. Trotzdem wurde mit Erhebung der Zölle begonnen unter Berufung auf die Praxis in England, wo Steuern fällig werden, auch wenn der Etat das Haus der Lords noch nicht passiert hat. Der Gouverneur, der diesem Vorgehen in Verbindung mit anderen Verfassungsverletzungen zugestimmt hatte, wurde abberufen. In der Kolonie aber war man der Überzeugung, daß die Abberufung lediglich erfolgt sei, weil der Gouverneur den Schutzzoll begünstigt habe, und votierte der Gattin des Gemaßregelten eine Dotation von 20000 Pfund. Diese Geldbewilligung konnte verfassungsmäßig nicht das Parlament aus eigener Initiative beschließen, da Finanzbills von der Regierung eingebracht werden müssen. Der Nachfolger des abberufenen Gouverneurs hatte es also in der Hand, dieser Demonstration gegen die Heimatsregierung entgegen zu treten. Er erhielt auch die Weisung vom Kolonialamt, die Zustimmung zu versagen. Aber so konsequent befolgte das englische Kabinett den Grundsatz der Nichteinmischung in innerkoloniale Angelegenheiten, daß diese Weisung einen Monat später zurückgezogen und dem neuen Gouverneur anheimgegeben wurde, dem Antrage seiner Minister sich zu fügen.

Ein interessanter Konflikt ereignete sich im Jahr 1869 mit der Kolonie Neusüdwales. Dort hatte der Gouverneur der Anweisung von Geldern für Gehaltszahlungen an Beamte seine Zustimmung, die von den Ministern bei Beginn des Etatsjahres beantragt worden, gegeben, ehe das Etatsgesetz verabschiedet war. Durch den Protest des Oberhauses gelangte die Angelegenheit zur amtlichen Kenntnis des Kolonialsekretärs Lord Granville, der dem Gouverneur die bestimmte Weisung erteilte, einem solchen ungesetzlichen Schritt in Zukunft nicht zuzustimmen. Dagegen legte der Schatzmeister der Kolonie Verwahrung ein und führte aus:

„Es entsteht die gewichtige Frage, ob durch prohibitorische Instruktionen dieser Art an den Gouverneur nicht die freie Aktion der verantwortlichen Regierung in der Kolonie in Gefahr kommt, ernstlich gehemmt zu werden; ob nicht durch die Einmischung des Staatssekretärs die Stellung der Minister als verantwortlicher Ratgeber des Gouverneurs und zugleich verantwortlicher Minister dem Parlament gegenüber beeinträchtigt und damit der Grundsatz der kolonialen Unabhängigkeit angetastet wird. Lord Granville scheint übersehen zu haben, daß im vorliegenden Falle das Vorgehen der Exekutive nicht das des Gouverneurs allein, sondern ein

gemeinschaftliches des Gouverneurs und seiner verantwortlichen Ratgeber war. Ohne Zweifel ist der Gouverneur der Reichsregierung verantwortlich, aber seine Ratgeber sind dem Parlament der Kolonie verantwortlich. Ihm solche Vorschriften über sein Verhalten zu machen, kann ihn mit seinen Ministern in einer Weise in Kollision bringen, die ganz unvereinbar ist mit den klaren und erleuchteten Grundsätzen der Selbstregierung, wie sie von der Reichsregierung noch kürzlich so stark betont sind."

Auch in diesem Falle trat die Regierung nach einigem Zögern den Rückzug an.

II.

Es würde zu weit führen, die Entwicklung des Kabinettsystems in den einzelnen Kolonien Nordamerikas und Australiens zu verfolgen. Ihre Verfassungen können so wenig Anspruch auf das allgemeine Interesse machen, wie die Verfassungen unserer deutschen Kleinstaaten. Daß die Selbstregierung überall erfolgreich gewesen wäre, läßt sich nicht behaupten. Insbesondere in Kanada erfüllten sich die Hoffnungen nicht, die man auf die neue Regierungsweise gesetzt hatte. Und zwar deshalb nicht, weil eine zwischen zwei großen Parteien wechselnde Majorität nicht zu bilden war. Der Nationalitätengegensatz zwischen englischen und französischen Kanadiern warf alle Parteikombinationen durcheinander. Französische Konservative und englische Radikale standen in der Opposition zusammen. Ober- und Unterkanada hatten eine gleiche Mitgliederzahl im Parlament, Konservative und Liberale der beiden Kanadas trennten sich in je zwei einander gegenüber stehende Parteien. Es gab vier Parteien gegeneinander, so daß gleichzeitig ein französischer und ein englischer erster Minister im Kabinett einen Platz erhalten mußten. Schwache Koalitionsministerien und häufige Ministerkrisen waren die Folge. Ganz gegen die Erwartung der kanadischen Reformatoren fand eine Auffaugung des französischen Elements durch die angelsächsische Rasse nicht statt; vielmehr vermehrten sich die französischen Kanadier stark innerhalb der Landesgrenze, und das englische beweglichere Element flutete aus der Kolonie nach Westen hinüber, wohin auch zahlreiche Emigranten aus den östlichen Kolonien sich wandten. Ein größeres Kanada wurde daher zu einer Lebensfrage für das britische Nordamerika. Die getrennte Verwaltung aller dieser Kolonien hatte sich nicht bewährt. Dem halbfranzösischen Kanada die großen Territorien der Hudsonbai-Kompanie zu überantworten, trug England Bedenken. Im Westen aber schob sich ein starker Strom Auswanderer der Vereinigten Staaten nach den noch nicht okkupierten Distrikten vor. Nur der amerikanische Bürgerkrieg verhinderte es, daß zwischen Kanada und Britisch-Kolumbia ein amerikanischer Keil getrieben wurde. Aus allen diesen Gründen traten die hervorragendsten Parlamentarier aus Kanada und den östlich davon gelegenen maritimen Kolonien im Jahr 1864 zusammen, um einen Bundesstaat unter britischer Souveränität zu gründen. Die Angliederung der westlichen Territorien, Britisch-Kolumbia und Vancouver, wurde von vornherein in Betracht gezogen. Nach längeren Verhandlungen, in deren Verlauf Neufundland und Neuschottland zurücktraten, kam die Verfassung zustande, die vom britischen Parlament unter der Bezeichnung British-North-America-Act zum Gesetz ge-

macht wurde (29. März 1867). Von diesem Zeitpunkt datiert eine neue Epoche der Entwicklung des britischen Kolonialreichs. Von nun ab ist die Politik des Reiches darauf gerichtet, nicht nur die Unabhängigkeit der britischen Gemeinwesen jenseits des Meeres anzuerkennen, sondern auch durch Konsolidierung der Kolonialgruppen zu selbständig lebensfähigen Staatengebilden zu stärken. Der Anschluß des Westens, einschließlich Kolumbia und Vancouver, wurde nun durch den Vertrag über die Canada-Pacific-Bahn gesichert, die Hudsonbaiterritorien dem neuen Bundesstaat „Dominion of Canada" ausgeliefert und 1880 alle britischen Ländergebiete Nordamerikas (mit Ausnahme von Neufundland) als zu Kanada gehörig erklärt.

Die kanadische Verfassung kann als der Grundtypus einer Dominionverfassung nach den Anschauungen gelten, die 1867 bestanden. Danach ist Kanada nach außen ein monarchischer Staat unter der Krone Großbritanniens. Die Gesetzgebung wird ausgeübt vom König, Senat und Haus der Gemeinen gemeinschaftlich. Diese Dreiheit zusammen ist das Parlament im verfassungsmäßigen Sinne. Die vollziehende Gewalt gebührt dem König, den Oberbefehl über die Streitkräfte zu Wasser und zu Lande führt der König. Der Vorschlag, den neuen Föderativstaat die Bezeichnung „Königreich Kanada" beizulegen, ist nicht in Kanada, sondern in England gescheitert. Auch sonst trägt die Verfassung keinen demokratischen Charakter. Der Generalgouverneur ernennt die Gouverneure der Provinzen und die Richter. Er ernennt auf Lebenszeit die Mitglieder des Oberhauses und für diesen Senat den Präsidenten. Die Senatoren müssen vermögende ansässige britische Untertanen und über dreißig Jahre alt sein. Das Wahlrecht zum Hause der Gemeinen ist an einen in den einzelnen Provinzen wechselnden Zensus gebunden (im allgemeinen wird ein Mindesteinkommen von 300 Dollar gefordert).

Der Fundamentalsatz, der der kanadischen Verfassung ihr Gepräge gibt und bestimmend für die ganze politische Entwicklung geworden ist, steht in der Einleitung. Es soll eine Verfassung sein „grundsätzlich ähnlich der des vereinigten Königreichs von Großbritannien und Irland". Aus dieser bedeutungsvollen Präambel ergeben sich für den kanadischen Bundesstaat nicht minder weittragende Konsequenzen als aus der Einleitungsformel unserer deutschen Reichsverfassung, die den Bündnisvertrag der deutschen Fürsten enthält. Das parlamentarische Prinzip, das sonst nirgends in den 147 Paragraphen des British-North-America-Act eine Erwähnung findet, ist damit für Kanada festgelegt, wie das monarchische Prinzip des deutschen Bundes für das deutsche Reich. Nicht nach dem Wortlaut der Verfassung, sondern nach der Übertragung der englischen Verfassungsgebräuche auf amerikanischen Boden ist Kanada ein demokratisch regiertes Land. Sinn und Geist des englischen Staatsrechts machen erst verständlich, was die Worte der kanadischen Verfassung bedeuten. Da heißt es: „Die Provinzen von Kanada haben sich föderativ vereinigt unter der Krone von Großbritannien." Diese Krone nach englischem Staatsrecht ist der Inbegriff derjenigen Rechte, zu deren Ausübung die Minister nicht der formellen Mitwirkung des Parlaments bedürfen. Die Krone ist ein mystischer Begriff in England, ähnlich dem

Begriff „der gesamten im Oberhaupt des Staats vereinigten Staatsgewalt" in Deutschland. Praktisch ergibt sich aus der Unterordnung Kanadas unter die britische Krone, daß in Kanada keine eigene Autorität vorhanden ist, die Verträge mit anderen Staaten vereinbaren, Krieg erklären oder Frieden schließen kann. Es heißt ferner: „Die vollziehende Gewalt liegt in den Händen des *Königs* und seiner Erben und Nachfolger *auf dem britischen Thron*." Aber der König ist Repräsentant des englischen Volkes, dessen Regierungsgewalt ausgeübt wird von einem parlamentarischen Ministerium. Praktisch ergibt sich daraus, daß der Generalgouverneur von Kanada ein Beamter der Regierung Englands ist. Der Generalgouverneur ist in dieser Eigenschaft einzig dastehend in Kanada. Selbst als juristischer Beirat steht ihm nur ein Kolonialbeamter, kein britischer Beamter zur Verfügung, der Attorney-General.

Verfassungsmäßiges Vollzugsorgan ist das Kings-Privy-Council, dessen Mitglieder der Generalgouverneur ernennt und aus dieser Mitgliedschaft auch wieder entfernen kann. Diese Körperschaft ist eine Nachahmung altenglischer Einrichtungen, dem Wesen nach aber in Kanada nichts weiter, als ein Ministerium mit etwas dekorativem Beiwerk. Das Privy-Council in England setzt sich zusammen aus einigen hundert hochgestellten Männern des Staates, des Hofes und der Wissenschaft. Ein engerer Kreis dieser zahlreichen Körperschaft ist berufen, die Regierungsgeschäfte zu leiten, und heißt seit vielen Jahrhunderten das Kabinett. Als nach der Revolution von 1688 das Parlament so mächtig geworden war, daß der König nur im Einverständnis mit der Majorität regieren konnte, ergab sich die Übung, in diesen engen Kreis die leitenden Parlamentarier zuzuziehen. Und als König Georg I. aufhörte, dem Kabinettsrat beizuwohnen, wurde der Leiter der Parlamentsmehrheit als das wichtigste Kabinettsmitglied Vorsitzender, der bald die Mitgliedschaft des Kabinetts unter seine politischen Freunde verteilte. Das ist die heutige Kabinettsregierung in England. Das Privy-Council in England tritt auch heute noch zusammen, wenn eine Order des King-in-Council zu vollziehen ist, freilich lediglich formell. Die gegenzeichnenden Kabinettsmitglieder, nicht einmal der einzelne beteiligte Kabinettsminister, brauchen zugegen zu sein. Drei Hofbeamte, welche Privy-Councillors sind, genügen, damit der König die Order-in-Council vollzieht, die der Minister eingesandt hat. Von höchster Bedeutung aber ist das Judicial-Comittee des Privy-Council, als höchster Gerichtshof für alle Kolonien zusammengesetzt aus hohen Richtern, aktiven und im Ruhestande lebenden, denen die Ehrung zu Mitgliedern des Privy-Council berufen zu werden zuteil geworden ist.

Demgegenüber ist das Institut des Kings-Privy-Council von Kanada beschränkt auf die gegenwärtigen und früheren Minister und einige verdiente Männer, wie frühere Präsidenten beider Häuser des Parlaments. Zu einer Sitzung berufen werden aber nur die aktiven Minister. Der Generalgouverneur von Kanada wohnt den Sitzungen nur bei feierlichen zeremoniellen Gelegenheiten bei. Das Privy-Council, das Beschlüsse faßt, ist *das Kabinett*, d. h. die parlamentarische Regierung von Kanada. Die Beschlüsse des Governor-in-Council sind die Beschlüsse des Ministerrats, denen der Gouverneur

seine Zustimmung durch schriftliche Erklärung gegeben hat. Das gegenwärtige Privy-Council von Kanada enthält fünfzehn Minister als Ressortchefs und drei Minister ohne Portefeuille. Diese große Zahl erklärt sich aus dem Brauch, möglichst allen Provinzen Vertretung im Kabinett zu gewähren, und aus der Neigung, auch in dieser Beziehung das Mutterland nachzuahmen[1]).

Von den beiden Häusern des kanadischen Parlaments setzt sich der Senat aus 87 auf Lebenszeit ernannten, das Haus der Gemeinen aus 221 auf fünf Jahre gewählten Mitgliedern zusammen. Senatoren wie Gemeine beziehen das gleiche Jahrgehalt von 2500 Dollars.

In den neun Provinzen von Kanada ist das englische Kabinettssystem ebenso durchgeführt wie für die Regierung der Dominion. Das deutsche Wort „Provinz" ist irreführend. Die kanadischen Provinzen sind den Vereinigten Staaten der nordamerikanischen Union gleich zu achten. Ihr Lieutenant-Governor ist das konstitutionelle Oberhaupt, ihr Executive-Council ist das Kabinett, von einem Premierminister, der der Führer der provinzialen Parlamentsmehrheit ist, zusammengestellt und vom Provinzial-Gouverneur berufen. Auswahl, Berufung, Rücktritt der Minister richtet sich auch hier ganz nach den im britischen Parlament feststehenden Regeln. Die gesetzgeberischen Kompetenzen der Provinzialparlamente sind durch die Verfassung bestimmt. Aber während in den Vereinigten Staaten alle nicht der Union übertragene Gewalt den Staaten gebührt, steht in Kanada alle nicht den Provinzen übertragene Gewalt der Zentralregierung zu. Hier wie dort haben die Gerichte die Entscheidung bei Konflikten über die gesetzgeberische Kompetenz. Die Urheber der kanadischen Verfassung hatten die Absicht, solche Gerichtsentscheidungen entbehrlich zu machen. Sie führten alle die Punkte auf, die ausschließlich der Provinzialgesetzgebung vorbehalten bleiben sollten; aber sie gaben auch, „um größere Sicherheit zu schaffen", eine Aufzählung derjenigen Materien, die ausschließlich der Dominiongesetzgebung zugewiesen wurden. Der Gouverneur wurde mit der Machtvollkommenheit ausgerüstet, jedes Provinzialgesetz zu inhibieren. Der Verfassung nach ist damit die Provinzialgesetzgebung unter die Aufsicht des Gouverneurs von Kanada gestellt, der nach dem Gutachten des Justizministers zu entscheiden befugt ist, ob ein vom Provinzialparlament beschlossenes Gesetz in Kraft treten darf oder nicht. Aber die Entwicklung hat hier eine Wendung genommen, die den Provinzen eine viel größere Selbständigkeit eingeräumt hat, als man beabsichtigt hatte. Jahrzehnte lang war das Recht, der Gesetzgebung in den Provinzen die Zustimmung zu verweigern, ziemlich regellos gehandhabt worden. Gesetzen, die nach dem Empfinden der Gutachter gegen rechtliche Prinzipien verstießen, weil sie Eingriffe in Privatrechte oder sonstige Härten zur Folge hatten, wurde die Genehmigung verweigert. Seit 1900 aber ist die Überzeugung durchgedrungen, daß die Gesetzgebung der Provinzen innerhalb ihrer

[1]) Die Ministerressorts sind folgendermaßen verteilt (Oktober 1911): Premierminister und Präsident des Privy-Council, Handel, Äußeres, Justiz, Seewesen und Fischerei, Milizen und Verteidigung, Postwesen, Landwirtschaft, öffentliche Arbeiten, Finanzen, Eisenbahn und Kanäle, Inneres, Zölle, Steuern, Arbeiter.

verfassungsmäßigen Kompetenz ebenso selbständig ist, wie die des Parlaments von Kanada oder des britischen Reichs. Die Verfassung gibt der Provinzialgesetzgebung das Recht, bezüglich „aller Eigentums- und Zivilrechte" innerhalb der Provinz zu verfügen. Daraufhin stellte der Justizminister den Satz auf, daß das Provinzialparlament die Gewalt hat, durch Gesetz einem Manne sein Eigentum zu nehmen und es einem andern zu geben, ja die Magna Charta und die Habeas-Korpus-Akte zu suspendieren. Diese Auffassung findet ihren prägnanten Ausdruck in einem Promemoria der Provinzialregierung von Ontario, das 1909 dem Generalgouverneur eingesandt wurde. Es heißt darin:

„Seit mehr als zweihundert Jahren haben die Lords und Gemeinen von Großbritannien Gesetze gemacht ohne Furcht vor dem königlichen Veto, obgleich dessen Bestehen keinem Zweifel unterliegt. Daher ist in voller Übereinstimmung mit dem Geist britischer Institutionen das Volk der Provinz im Besitz aller Rechte, die britische Untertanen anderwärts haben, und innerhalb ihrer Jurisdiktion so frei, Gesetzgebung zu üben, wie die Lords und Gemeinen von Großbritannien, obgleich technisch das Vetorecht bestehen mag. Jede andere Ansicht würde bedeuten, daß es verschiedene Grade von britischen Untertanen im Reiche gibt, daß das Volk der Provinzen in Kanada nicht in vollem und freiem Genuß der Rechte und Freiheiten ist, die britische Untertanen im Mutterlande genießen."

Diese Auffassung ist gegenwärtig die herrschende. Es liegt den Gerichten ob, zu entscheiden, ob die Provinzialgesetzgebung sich innerhalb ihrer Sphäre gehalten hat. Um nur ein auch uns in Deutschland naheliegendes Beispiel herauszugreifen: das Dominialparlament kann Steuern jeder Art beschließen, das Provinzialparlament aber nur direkte Steuern für Deckung provinzieller Bedürfnisse. Den Gerichten fällt sonach die Aufgabe zu, zu entscheiden, wo die Grenze zwischen direkten und indirekten Steuern liegt.

In Kanada ist das Ideal eines schutzzöllnerischen Bundesstaats nach den Hoffnungen Bismarcks erfüllt: die Provinzen sind die Kostgänger des Bundes geblieben. Sie erhalten verfassungsgemäß aus den gemeinsamen Zöllen und Steuern, außer einer nach der Bevölkerungszahl abgestuften Pauschalsumme, den Betrag von 80 Cents pro Kopf für die ersten $2^1/_2$ Millionen Einwohner und 60 Cents für den Kopf der Bevölkerung in der Provinz darüber hinaus. Diese umgekehrten Matrikularbeiträge sind im wesentlichen unverändert seit dem Bestehen des kanadischen Bundesstaats gezahlt worden und bilden ein kräftiges Band zwischen den Provinzen und der Zentralregierung, das bei den Verlockungen zum Anschluß an die Vereinigten Staaten gelegentlich nicht ohne Wert gewesen ist.

Der australische Commonwealth hat — um dies hier gleich vorauszunehmen — durch Gesetz von 1910 das kanadische Prinzip insofern angenommen, als er ebenfalls an seine Staaten einen festen jährlichen Satz pro Kopf der Bevölkerung auszahlt. Derselbe beträgt jetzt 25 Schilling.

Die große Verschiedenheit zwischen dem bundesstaatlichen Gefüge von Kanada und Australien kommt hier zum charakteristischen Ausdruck. In Kanada betragen die Zahlungen an die Einzelstaaten etwa $^1/_{10}$ des bundesstaatlichen Ausgabeetats, in Australien $^3/_4$. Für Kanada kann der Betrag dieser Subsidien

nur durch ein britisches Parlamentsstatut abgeändert werden, in Australien beruht es auf Vereinbarung zwischen Commonwealth und Einzelstaaten.

In Südafrika ist eine endgültige Auseinandersetzung zwischen den bisherigen Einzelkolonien und der Union noch nicht erfolgt. Der Etat der Provinzen unterliegt dort der alljährlichen Feststellung durch die Union auf Vorschlag der Provinzialregierungen. —

Mehr als ein Menschenalter später als in Nordamerika haben sich die Kolonien von Australien zu einem Föderativstaat zusammengeschlossen. Dort gab es keine nationalen und konfessionellen Gegensätze; eine rein englische Bevölkerung hatte sich politische Institutionen nach dem Vorbilde des Mutterlandes geschaffen. Aber zu einem Zusammenschluß lag eine Veranlassung nicht vor, die wirtschaftliche Entwicklung war in den einzelnen Kolonien so ungehindert ihren Weg gegangen, daß Freihandel und Schutzzoll nebeneinander gute Erfolge zu verzeichnen hatten und sich gegenseitig keine Zugeständnisse machen wollten. Als dann die öffentliche Meinung, beunruhigt durch die deutsche Besitzergreifung in Neu-Guinea, durch verlorene Gelegenheiten in der Südsee und durch das Emporkommen einer japanischen Seemacht, auf eine Vereinigung hindrängte, waren die Gegensätze so angewachsen, daß es fünfzehn Jahre mühseliger Verhandlungen bedurfte, ehe aus der Australasian-Föderation von 1885 mit ihrem fragmentarischen Bundestag (Neusüdwales war nicht einmal beigetreten) der Australian-Commonwealth hervorging. Die Verfassung dieses demokratischsten aller monarchischen Gemeinwesen trat am 1. Januar 1901 ins Leben.

Im Gegensatz dazu hat sich der Zusammenschluß der südafrikanischen Union ungemein rasch vollzogen. Nach dem Kriege war dem Transvaal 1906, der Orange-River-Kolonie 1907 das parlamentarische Regierungssystem zugestanden worden. Das Verlangen war allgemein, daß diese beiden mit Natal und der Kapkolonie sich nach dem Beispiel von Kanada und Australien zu einem Bundesstaat vereinigen möchten. Denn in einem Lande, in welchem die Grenzen der einzelnen Kolonien ganz zufällige waren und überall ein Volksgemisch von Engländern und Holländern bunt durcheinander gewürfelt angesiedelt war, ergab sich das Bedürfnis nach einheitlicher Behandlung der Eingeborenenfrage, gemeinsamer Verwaltung der Eisenbahnen und einer Zollunion. Die letztere bestand schon lose zwischen den vier Kolonien, Rhodesia und den Territorien seit 1903. Auf der Zollkonferenz dieser Vereinigung kam es 1908 zur Wahl von Delegierten, die einen engeren Verband beraten sollten. So groß war das Ansehen der Personen, die nun zu geheimen Beratungen zusammentraten und vom Oktober bis Februar einen Verfassungsentwurf durchberieten, daß dieser schon im Juni 1909 zur allgemeinen Annahme gelangte, obwohl er gegen alle Erwartung eine südafrikanische Union und nicht einen Bundesstaat nach australischem Muster in Aussicht nahm. Die Preisgabe der Selbständigkeit von seiten dieser vier ausgedehnten, sich selbst regierenden Kolonien kann nur erklärt werden aus dem unfertigen politischen Leben in denselben und der um so stärkeren Überzeugung von der wirtschaftlichen Notwendigkeit des engen Zusammenschlusses. Der unbedingte Verzicht

jeden Vorranges für die englische Sprache in dem neuen Gemeinwesen ist ein Zeichen dafür, daß das holländische Element bei dem Verfassungswerk am einflußreichsten gewesen ist. Die Verfassung als britisches Gesetz (South-Africa-Act) datiert vom 20. September 1909.

Der Charakter der australischen Verfassung wird in dem Australian-Constitution-Act durch die Eingangsformel zum Ausdruck gebracht: „Das Volk von Neusüdwales, Viktoria, Südaustralien, Queensland und Tasmania ist übereingekommen, sich zu einem unauflöslichen föderativen Commonwealth zu vereinigen." (Westaustralien ist erst nachträglich, aber vor Inkraftsetzung der Verfassung, beigetreten.) Nicht von den früher australischen Kolonien, jetzt Staaten, sind Machtbefugnisse an das neue Gemeinwesen übertragen, sondern solche leiten sich her politisch vom Volk, rechtlich von einem Reichsgesetz. Daraus hat sich der unklare Zustand erhalten, daß die sechs Staaten unmittelbar unter der britischen Krone stehen und die Regierung des Commonwealth nicht als Zwischeninstanz betrachten wollen, während die Reichsregierung den Commonwealth als allein verantwortlich nach außen für ganz Australien angesehen wissen will. Eine Einigung darüber ist nicht erzielt. Die Premierminister der Staaten sind trotz lebhafter Vorstellungen zu den Kolonialkonferenzen 1903, 1907, 1911 nicht zugelassen. Es wurde ihnen vom Kolonialamt eröffnet, die Reichsregierung wünsche nicht die komplizierte Frage der Beziehungen zwischen Commonwealth und Staaten zu diskutieren, aber die Vertretung der einzelnen Staaten auf der Konferenz würde dem fundamentalen Prinzip dieser Kolonialkonferenzen widersprechen. Die Gouverneure korrespondieren mit dem Staatssekretär des Kolonialamts direkt. Der Generalgouverneur erhält Abschrift von allen gewechselten Depeschen. Die Gesetzgebungsgewalt des Commonwealth-Parlaments steht neben der Gesetzgebungsgewalt der Staatenparlamente so, wie es die kanadischen Provinzialparlamente neuerdings mit Erfolg durchgesetzt haben. Der Unterschied ist aber, daß in Australien alles, was nicht verfassungsmäßig der Kompetenz des Commonwealth zugewiesen ist, ausschließlich zur Kompetenz der Staaten gehört. Ferner: in Kanada sind die Materien getrennt, welche der Zentral- und welche der Provinzialgesetzgebung unterliegen. In Australien geben die Staaten Gesetze auch betreffs der Angelegenheiten, die der gesetzgeberischen Tätigkeit des Commonwealth zugewiesen sind, aber mit der Einschränkung, daß im Konfliktsfalle die Gesetze des Commonwealth vorangehen. Hier wie dort sind es immer die Gerichte, die zu entscheiden haben.

Ganz anders in Südafrika. Dort hat die Unionsregierung die Entscheidung darüber, welche Dinge als „rein lokaler und privater Natur" der Provinzialgesetzgebung zufallen sollen, und das Unionsparlament kann weiter durch Gesetz den Provinzen Befugnisse delegieren. Die Verfassung der vier zu Unionsprovinzen umgewandelten südafrikanischen ehemaligen Kolonien trägt einen unpolitischen munizipalen Charakter. Minister gibt es dort nicht, sondern ein Komitee, dem der Administrator, der auf fünf Jahre vom Generalgouverneur eingesetzt wird, präsidiert. Das Komitee aber, das aus vier Mitgliedern besteht, wird auf drei Jahre von der gesetzgebenden Versammlung der Provinz ernannt.

Der großen Verschiedenheit der inneren Struktur der drei britischen Föderativstaaten steht gegenüber die völlige Übereinstimmung des Regierungssystems nach englischem Vorbild auf breitester demokratischer Grundlage in monarchischer Form. Das Parlament ist in Kanada, Australien, Südafrika dasselbe: König, Senat und Volkshaus üben gemeinschaftlich die gesetzgebende Gewalt aus. Hinter ihnen aber steht ausschlaggebend in allen großen Fragen die Meinung des Volks, die in den Wahlen zum Parlament ihren verfassungsmäßigen Ausdruck findet. Politisch liegt die gesamte Kraft, die Gesetzgebung und Volksgewalt handhabt, in der Wählerschaft, in deren Vertretung im Parlament und in dem engeren Ausschuß dieser Vertretung, dem Kabinett. Dieser Grundgedanke ist überall voll zur Geltung gebracht, hat aber in der Verfassung von Kanada noch nicht so bestimmt gesetzlichen Ausdruck gefunden wie in denen Australiens und Südafrikas. In diesen beiden ist das Wesen der verantwortlichen parlamentarischen Regierung festgelegt durch die Einfügung eines Ministerparagraphen in dem Kapitel, das von der vollziehenden Gewalt handelt. Der Generalgouverneur soll berufen als Mitglieder des Exekutive-Council eine begrenzte Zahl von Ressortchefs (in Australien sieben, in Südafrika zehn), denen der Titel Staatsminister des Königs beigelegt werden soll. Diese Minister müssen spätestens drei Monate nach ihrem Amtsantritt einen Sitz im Parlament haben. Nur die Minister, keine anderen Beamten, sind wählbar zum Parlament. Damit ist das Verbindungsglied geschaffen zwischen Exekutive und Legislative.

Eine tastende Unsicherheit der modernen Verfassungstechnik in den demokratischen Gemeinwesen gibt sich kund in der Zusammensetzung des Oberhauses. Während in Kanada alle Senatoren auf Lebenszeit ernannt werden, gehen sie in Australien aus direkten Volkswahlen mit sechsjähriger Mandatsdauer hervor. In Südafrika dagegen ist ein Fünftel des Senats auf zehn Jahre ernannt, vier Fünftel sind auf zehn Jahre gewählt. Wenn die Verfassung zehn Jahre in Kraft sein wird, soll das Parlament in Südafrika weiter Bestimmung treffen über die zukünftige Zusammensetzung des Senats. Für Kanada und Australien ist das Resultat der bisherigen Erfahrungen, daß der kanadische Senat niemanden befriedigt, weil er in seiner Zusammensetzung immer das Resultat einer vergangenen politischen Epoche darstellt. Der Versuch, eine koloniale Aristokratie aus Senatoren herzustellen, ist überall mißglückt. Denn die Senatoren werden ernannt durch die jeweils am Ruder befindliche Parteiregierung, die sie dann überleben und so einen Hemmschuh für die Gesetzgebung der Folgezeit darstellen. Der australische Senat aber hat seinen Beruf, als das mäßigende Element in der Gesetzgebung zu wirken, insofern verfehlt, als er viel radikalere Elemente enthält als das Unterhaus. Gegenwärtig hat die Arbeiterpartei ihn völlig in Besitz. Aber diese Zusammensetzung trägt dazu bei, den Zug nach Vereinheitlichung in Australien zu stärken, dem die Regierungen der Einzelstaaten widerstreben. Das Volk in Kanada strebt nach Stärkung der Gesetzgebung in den Provinzen, in Australien nach Stärkung der Gesetzgebung im Mittelpunkt.

Die Frage, was geschehen soll, wenn zwischen beiden Häusern des

Parlaments keine Einigung zustande kommt, ist in der kanadischen Verfassung nicht hinlänglich berücksichtigt. Ein Senatorenschub von höchstens sechs neuen Senatoren ist zwar für den äußersten Fall vorgesehen, aber nur mit Genehmigung der britischen Reichsregierung, und diese hat ihre Zustimmung, als man zu dem Mittel greifen wollte, verweigert. In Australien sieht die Verfassung vor, daß im Falle des Konflikts, falls nach abermaliger, nach Ablauf von drei Monaten vorgenommener Abstimmung in den getrennten Häusern die Differenz bestehen bleibt, eine Auflösung beider Häuser erfolgen soll. Wird zwischen den neugewählten Häusern keine Einigung erzielt, so entscheidet die Majorität in gemeinschaftlicher Sitzung. In Südafrika ist das Verfahren noch weiter vereinfacht. Die Auflösung ist nicht vorgesehen, sondern die Abstimmung in gemeinschaftlicher Sitzung erfolgt in der nächstfolgenden Session des unverändert gebliebenen Parlaments. Tritt der Fall ein, so befindet sich der Senat stets erheblich im Nachteil. Denn die Zahl der Senatoren beträgt im australischen Commonwealth 31, in der südafrikanischen Union 40, die der Repräsentanten dagegen 75 und 121.

Charakteristisch sind die Unterschiede der drei Verfassungen bezüglich des Verfahrens, das für Verfassungsänderungen vorgesehen ist. Für Kanada bedarf es dazu, soweit nicht für gewisse Fälle Ausnahmen bestimmt sind, einer reichsgesetzlichen Regelung durch das britische Parlament. In Australien dagegen, wo das Volk sich selbst vereinigt hat — während in Kanada die Provinzen den Wunsch ausgedrückt haben, vereinigt zu werden —, ist der Weg für Verfassungsänderungen das Referendum. In Südafrika, wo der Einheitsstaat nach englischem Muster vorwiegt, kann das Parlament der Union durch einfaches Gesetz die Verfassung ändern. Nur in zwei Fällen bedarf es dazu einer Zweidrittelmajorität beider Häuser in vereinigter Sitzung: wenn die Zusammensetzung des Parlaments, die Verteilung der Mandate auf die bisherigen selbständigen Kolonien und die Wahlberechtigung geändert werden soll; und ferner, wenn die Gleichberechtigung der englischen und holländischen Sprache im offiziellen Verkehr irgendwie beschränkt werden soll. Die Reservatrechte der ihre Selbständigkeit opfernden Gemeinwesen sind damit besonderen Garantien unterstellt.

III.

Unsere Wanderung durch das Verfassungsrecht der Dominions hat ergeben, daß es sich um Gemeinwesen handelt, ausgerüstet mit allen Tributen freier, unabhängiger Staatenbildungen, denen nur eines zur völligen Selbständigkeit zu fehlen scheint: der Monarch oder Präsident an der Spitze, der selbst ein Glied des Staatsvolkes ist. An seine Stelle schiebt sich hier die Person des Gouverneurs ein als Verbindungsglied zwischen der Regierung Großbritanniens, die zugleich die Reichsregierung ist, und der Regierung des Tochterstaats. Der Gouverneur in seiner Doppelstellung als Vertreter der Reichsinteressen und als konstitutionelles Staatsoberhaupt wirkt wie ein Fremdkörper in dem geschlossenen Gefüge dieser selbstbewußten Volksgemeinschaften, die sich dem Vereinigten Königreich nicht mehr als Tochterstaaten, sondern als verbündete Nationen an die Seite stellen möchten. Ihre Staatsoberhäupter

nehmen von einem großbritannischen Kolonialminister Weisungen entgegen. Aber ihre Premierminister, wenn sie zu Konferenzen nach London kommen, nehmen Anstand, mit demselben Kolonialminister anders als durch den britischen Premierminister amtlich zusammen zu kommen, weil sie den Anspruch erheben, nur diesem letzteren gleichgestellt zu sein.

Nach den Grundsätzen der Selbstregierung ist die Gesetzgebung innerhalb der ihr durch die Verfassung zugewiesenen Grenzen Sache des Volks, und das Staatsoberhaupt ist der Repräsentant des Volks. So ist auch der Gouverneur innerhalb dieses Kreises als der Repräsentant des Kolonialvolks zu betrachten, nur außerhalb der kolonialen Gesetzeskompetenz ist er Beamter des Reichs. Die Erstarkung der Selbstregierung äußert sich darin, diesen Kreis immer schärfer zu umgrenzen, den Gouverneur nur als konstitutionelles Staatsoberhaupt einzulassen. Das alte Prinzip ging dahin, das Reich habe die Aufgabe, dafür zu sorgen, daß die Kolonie gut regiert werde. Der Weisheit der Reichsregierung lag es ob, die Gesetzgebung der Kolonie zu überwachen, und sie bediente sich dazu des Gouverneurs. Heute lautet das Prinzip: das Volk muß selbst sorgen, daß es gut regiert wird. Eine koloniale Gesetzgebung mag ungerecht und verwerflich erscheinen, aber das Heilmittel dagegen ist allein das Urteil des Volkes. Nicht die Reichsregierung, sondern die Wählerschaft hat das Recht und die Macht, schlechte Gesetze in gute zu verwandeln. Regiert aber wird überall im britischen Reich nur nach den örtlichen Gesetzen. —

Die Verfassungen der Dominions geben dem Gouverneur rechtlich ein unbeschränktes Veto bei der Gesetzgebung. Im British-North-America-Act heißt es: „Wenn eine Bill, die beide Häuser des Parlaments passiert hat, dem Gouverneur für die königliche Zustimmung vorgelegt wird, so soll er erklären, nach seinem Ermessen, aber nach Maßgabe dieser Verfassung und der Instruktionen Seiner Majestät entweder, daß er die Zustimmung erteilt, oder daß er sie vorbehält, oder daß er die Bill zurückstellt für die Kundgebung der königlichen Willensmeinung."

Hat er seine Zustimmung gegeben, so kann dieselbe noch innerhalb zweier Jahre von der britischen Regierung zurückgenommen werden. Hat er sie vorbehalten, so tritt das Gesetz nur in Kraft, wenn innerhalb zweier Jahre die königliche Zustimmung verkündet wird. Die Verfassungen der übrigen Dominions und australischen Staaten enthalten nahezu gleichlautende Bestimmungen. Aber wenn man diese Befugnis des Gouverneurs zergliedert, so schrumpft das Maß der möglichen Einmischung beträchtlich zusammen. Das Ermessen ist, wenn nicht lediglich Befolgung der telegraphischen Weisung des Kolonialsekretärs, so doch ausschließlich strenge Befolgung der Politik, die jede Einmischung in die Selbstregierung verbietet. Die Bestimmungen der Verfassung wiederum besagen, daß die Grundsätze der britischen Konstitution maßgebend sein sollen. Und nach diesen ist, wie jetzt allgemein anerkannt, das Veto der Krone als veraltet zu betrachten. Es wird in England niemals mehr geübt. Was endlich die Instruktionen anlangt, so ist auch diese Klausel Gegenstand erfolgreicher Beanstandung von seiten der Kolonialjuristen geworden.

Die früheren Instruktionen für den Gouverneur enthielten die Aufzählung ganzer Kategorien von Gesetzen, bei denen königliche Willenskundgebung vorbehalten werden mußte. Ein solches Verbot an den Gouverneur, dem Rat der Minister in lokalen Angelegenheiten zu folgen, wurde für unvereinbar mit dem Geist und Sinn britischer Selbstregierung und daher verfassungswidrig erklärt. Diese Instruktionen wurden zurückgezogen. In der Verfassung des Commonwealth sind daher in diesem Zusammenhange Instruktionen auch nicht erwähnt[1]). In der südafrikanischen Verfassung ist der Hinweis auffallender Weise wiedergekehrt, aber Instruktionen der alten Art sind nicht erlassen worden.

In Kanada wird jetzt jedes Gesetz vom Gouverneur bestätigt, wenn die Minister es nach Annahme durch die beiden Häuser des Parlaments dem Gouverneur vorlegen. Die Möglichkeit, die die Reichsregierung hat, diese Bestätigung zu annullieren, wird als genügend für die Wahrung der Reichsinteressen angesehen. Es liegt auf der Hand, daß ein solches Vorgehen, das den Gouverneur desavouieren und die öffentliche Meinung aufregen würde, nahezu ausgeschlossen ist. Der Grundsatz der Nichteinmischung ist heute um so leichter durchzuführen, als in den größeren und seit langer Zeit selbständigen Gemeinwesen die Ratgeber des Gouverneurs besser geschulte Staatsmänner sind, als in den ersten Jahrzehnten der Selbstregierung in den Kolonien. Die Interessen der Reichsregierung werden in der Gegenwart nur noch durch den kolonialen Gesetzgebungseifer der Radikalen in Gefahr gebracht in Handels- und Schiffahrtsangelegenheiten und in Fragen der Behandlung von Einwanderern und Eingeborenen. Die Notwendigkeit, die Innehaltung von Verpflichtungen dem Auslande gegenüber und den Schutz britischer Untertanen farbiger Rasse zu sichern, gibt hin und wieder Veranlassung, das Vetorecht des Reichs in Anwendung zu bringen.

Größere Bedeutung als der Beamte, der von London aus durch den Telegraphen dirigiert wird, hat in dem Gouverneur das Staatsoberhaupt, das sich in einer selbstregierten Kolonie mit den Ministern verständigen muß in nahezu gänzlicher Unabhängigkeit von Instruktionen des Kolonialamts. Man wird diese Seite der Gouverneurstätigkeit ebenso verschiedenartig beurteilen, wie man die Stellung des Monarchen oder Präsidenten im parlamentarisch regierten Staat bald als bedeutungslos, bald als einflußreich schildert. Ein britischer Gouverneur befindet sich in der Lage, nicht ohne Vermittlung der Minister handeln zu können, und hat weder Anspruch auf das moralische Gewicht, das einem Präsidenten durch das Vertrauen des Volkes, das ihn erwählt, zuerkannt wird, noch auf die Anhänglichkeit, die einem Monarchen erwächst aus dem Glanz seiner erhabenen Stellung und den dynastischen Traditionen, die ihn mit dem Volk verbinden. Ein Gouverneur, der als unerfahrener Mensch den Ministern gegenüber treten müßte, ohne etwas anderes hinter sich zu haben, als seine Bestallung, würde zu völliger Passivität verurteilt sein. Die Dominions erheben deshalb mit Recht die

[1]) Seit dem Bestehen des Commonwealth ist erst einmal ein Gesetz für die königliche Willensmeinung vorbehalten, und dieses wurde, als im Widerspruch mit Handelsverträgen stehend, fallen gelassen.

Forderung, daß der hoch dotierte Gouverneurposten nicht zu einer Pfründe gemacht wird, und das vitalste Interesse des Reichs gebietet, nur hervorragende Männer für solche Stellung auszuwählen. Dem Verlangen der Dominions entsprechend besteht jetzt die Praxis, daß vor Ernennung des Gouverneurs über in Aussicht genommene Persönlichkeiten die Meinung der Kolonialregierung gehört wird.

Der Gouverneur kann einen großen Teil der Vorrechte eines Staatsoberhauptes nicht ausüben, weil ihm nur diejenigen Rechte delegiert sind, die erfordert werden, um den Monarchen in der Kolonie zu vertreten. Er ist nicht, wie der König, Quelle der Ehren, er ist vor den Gerichten nicht unverletzlich, er übt das Begnadigungsrecht nur bedingt. Auf der anderen Seite hat er nicht die Rücksicht zu nehmen auf das Prestige der Dynastie. Wenn er einen politischen Fehler begeht, so kann er zurücktreten oder abberufen werden. Er braucht sich nicht zu scheuen, gelegentlich seine Popularität aufs Spiel zu setzen, die für den Träger der Krone in erster Linie von Wert ist. Er tritt ganz geschäftlich den Ministern, deren Vorgesetzter er nicht ist und auf deren Ergebenheit er nicht Anspruch macht, gegenüber. Er macht die Regierungsakte des Kabinetts zu den seinigen, so lange das Kabinett sich in Übereinstimmung mit dem Volkswillen befindet. Nicht seine persönliche Überzeugung von der Zweckmäßigkeit der Gesetze und Regierungsvorschläge leitet ihn, sondern die Meinung der stimmfähigen Bevölkerung, die ihren legalen Ausdruck finden soll in den Mehrheitsbeschlüssen eines neugewählten Parlaments. Die Loslösung des kolonialen Staatsoberhauptes von dem lähmenden Leitsatz der Monarchie, daß der König niemals Unrecht tut, bringt es mit sich, daß der Gouverneur mehr Freiheit in der Ausübung geschäftlicher Entscheidungen hat, als der König von England. Die englische Konventionalregel, daß einem Premierminister, der im Unterhaus überstimmt wird, eine Auflösung des Hauses, wenn er sie beim König beantragt, nicht versagt werden kann, hat sich in den Dominions keine Anerkennung verschaffen können. Der Gouverneur entscheidet im Falle einer Krisis. Ist er der Überzeugung, daß das Haus sich mit der Wählerschaft in Übereinstimmung befindet, so versagt er die Auflösung und nötigt den Premierminister dadurch zum Rücktritt. Denn der König steht dem Parteigetriebe viel ferner und ist viel weniger in der Lage, einen eigenen Einblick in die Tendenzen der öffentlichen Meinung zu haben als der Gouverneur in die engeren Verhältnisse einer Kolonie. Auch ist die Lebenszeit eines Kolonialparlaments kürzer als die des britischen Parlaments, so daß die Wahrscheinlichkeit der Übereinstimmung von Wählerschaft und Gewählten für eine Legislaturperiode in der Kolonie größer ist als in England. (In England sieben Jahre, in Kanada und Südafrika fünf Jahre, in Neufundland vier Jahre, in Australien und Neuseeland überall drei Jahre.) Diese Aufrechterhaltung des Rechts, die beantragte Auflösung zu verweigern, bringt den Gouverneur dem politischen Getriebe näher und nötigt ihn, demselben sorgfältig zu folgen. Es ist ganz üblich, daß nach dem Ablauf einer Parlamentskrise der Gouverneur dem Hause eine Darlegung seines Standpunktes zugehen läßt. Er recht-

fertigt vor der Öffentlichkeit sein Vorgehen den Ministern gegenüber, eine Handlungsweise, die in der Monarchie ohne Beispiel ist.

Aus dem Umstande, daß der Gouverneur nicht mit den Rechten und der Zurückhaltung eines Staatsoberhauptes auftritt, und daß gleichzeitig das Kabinett nicht die große Selbständigkeit dem Gouverneur gegenüber inne hat wie das englische Kabinett dem König gegenüber, ergibt sich ein bedeutungsvolles Moment für die Beziehungen zwischen Regierung und Parlament in den Dominions. Der Premierminister besitzt nicht die Machtvollkommenheit, mit der in England der erste Diener der Krone vor das Parlament tritt, es mangeln ihm die Handhaben, auf die Parlamentsmitglieder einzuwirken, schon weil er ihnen keine Auflösung androhen kann. Er ist auch weniger frei in der Auswahl seiner Kollegen. Das Kabinett erscheint weniger geschlossen. Haben doch im australischen Commonwealth die Arbeiterwähler (der Caucus) es durchgesetzt, als der Arbeiterführer Fischer 1908 und 1910 an die Spitze der Regierung gelangte, die Personen des Ministeriums zu bestimmen. Nur die Verteilung der Ressorts blieb dem Premier überlassen. Durchweg tritt die Volksvertretung in hohem Maße selbstbewußt auf, und die Minister haben nicht die Möglichkeit, auf eigene Verantwortlichkeit unabhängig zu handeln wie englische Minister. Dazu fehlt ihnen schon der umfangreiche Wirkungskreis. Es ist die schwache Stellung der Exekutive gegenüber der Legislative, die man in allen kleinen Demokratien beobachten kann.

IV.

Die Regierungsweise in den britischen Tochterstaaten stellt sich uns dar als die getreue Fortführung englischer Traditionen. Zur Zeit der ersten Parlamentsreform sagte Macaulay in einer seiner Parlamentsreden: „Die Geschichte Englands ist die Geschichte einer Regierung, die in steter Folge zurückwich vor einer Nation, die in stetem Fortschreiten begriffen war." Man könnte heute dasselbe sagen von der Geschichte der Kolonien seit jener Parlamentsreform. Es ist eine banale Wahrheit und paßt auf viele andere Verhältnisse. Aber das Charakteristische ist das Bewußtsein und die Überzeugung von der Vortrefflichkeit dieses Zurückweichens, das die Staatsmänner des britischen Reiches beseelt.

Was ist es nun, was diese Staaten, die sich so selbständig entwickelt haben und deren Parlamente und Minister die geringste und wohlgemeinteste Einmischung des Mutterlandes in ihre eigenen Angelegenheiten stets scharf zurückweisen, an das britische Reich fesselt? Daß der Prozeß des stetigen Zurückweichens der Reichsregierung vor den immer nach größerer Unabhängigkeit verlangenden Gemeinwesen auch heute noch lange nicht abgeschlossen ist, wird bei jeder neuen Kolonialkonferenz ersichtlich. Immer neue Forderungen treten auf: mehr Bewegungsfreiheit in den Beziehungen zu fremden Staaten, Schiffahrtsgesetzgebung, die über die eigenen Gewässer hinausreicht, konsularische Vertretung u. dgl. m. Eine Grenze ist da nicht abzusehen, und diejenigen, die ein völliges Auseinanderfallen vorhersagen, können triftige Gründe für ihre Meinung beibringen. Auf der anderen Seite lehrt die bisherige Er-

fahrung, daß das Prinzip des laissez faire bei Behandlung der Dominions vorzügliche Früchte getragen hat. Es ist das Bewußtsein, unter dem freiesten, und die Überzeugung, unter dem vollkommensten Regierungssystem der Welt zu leben, und der Stolz, dem mächtigsten Reich anzugehören, der Wunsch, sich die Vorteile dieser beneideten Zugehörigkeit dauernd nutzbar zu machen, was alle diese im Entstehen begriffenen Nationen zusammenhält. Für die britisch geborene Bevölkerung und deren Nachkommen steht das Bewußtsein, ein „Britischer" zu sein, und der Stolz auf Britanniens Geschichte außer Frage. Ja, man kann die Bemerkung machen, daß, je weiter die Entfernung vom Thron, desto größer die Verehrung für das Symbol der Reichseinheit ist. In dem demokratischen Australien wird das „God save the king" mit mehr Andacht angehört, als in England, wo man es gelegentlich durch das „rule Britania" ersetzt. In der fast rein englisch-australischen Bevölkerung ist der Gedanke an eine Sezession ohne Boden. Aber auch der Koloniale nicht britischer Herkunft empfindet eine patriotische Begeisterung für das britische Reich. In Kanada ist nahezu ein Viertel der Eingesessenen französischen Ursprungs. Diese fremdsprachigen britischen Untertanen mit ihrer privilegierten katholischen Kirche und ihren konfessionellen Schulen genießen eine Immunität, die ihnen nur durch die Zugehörigkeit zum britischen Reich gewährleistet ist. Sie bedienen sich vor den Gerichten und im Parlament in völliger Gleichberechtigung ihrer französischen Muttersprache. Sie wissen, daß sie in den benachbarten Vereinigten Staaten alles das ebenso verlieren würden, wie ihre Stammesgenossen in Louisiana. Die Immigranten aus den kontinentalen Staaten Europas werden aus dem unbestimmten Gefühl der Befriedigung, feudaler und kirchlicher Bevormundung ledig zu sein, zu Anhängern britischer Institutionen. Immerhin bilden diese zusammen mit den Einwanderern aus den Vereinigten Staaten ein partikularistisches Element, das für Abschüttelung von imperialistischer Verpflichtungen leicht zu gewinnen ist, aber sich am wenigsten von allen am politischen Leben beteiligt.

In Südafrika ist dem Gefühlsleben der unter britischer Krone vereinigten Völker bis an die äußerste Grenze Rechnung getragen. Die vor zehn Jahren besiegten nichtenglischen Staaten erfreuen sich jetzt als Provinzen aller Institutionen, die man ihnen, so lange sie selbständig waren, streitig machen wollte. Schon führen die Engländer Klage, daß ihre Sprache von der holländischen verdrängt wird; denn wer nicht holländisch spricht, hat wenig Aussicht, im öffentlichen Dienst Verwendung zu finden. Soweit das Parlament der Union die Überzeugung im Lande widerspiegelt, sind die Südafrikaner versöhnte Anhänger der britischen Krone geworden. — Alles in allem kann man die augenblickliche Lage dahin zusammenfassen, daß seit hundert Jahren zu keiner Zeit die Möglichkeit einer Lostrennung britischer Kolonien so fern gelegen hat als heute.

Aber dasselbe Gefühl der Selbständigkeit und das Bewußtsein ungebundener Freiheit, das die britischen Tochterstaaten beim Reiche hält, hindert auch die Bestrebungen, das Reich fester zu organisieren. Es besteht ein labiler Zustand der Zusammengehörigkeit, der von Stimmungen beherrscht

wird, die nichts wissen wollen von einem festen Gefüge. Es ist keine Gewähr dagegen vorhanden, daß sich einmal in den Dominions dasselbe zuträgt wie in Norwegen, wo das Parlament einen besonderen Konsulardienst durch ein Gesetz beschloß, das der König nicht sanktionierte und dadurch des Thrones verlustig ging. Wenn ein frisch gewähltes Kolonialparlament sich weigert, Vertragsverpflichtungen, die das Reich eingegangen ist, anzuerkennen, und das Kabinett darüber zurücktritt, so kann der Fall eintreten, daß der Gouverneur keinen Minister findet, der über eine Parlamentsmehrheit verfügt, und damit ist die Regierungsmaschine zum Stillstand gebracht. Das Recht auf Sezession ist eben eines der nicht gesetzlich feststellbaren, aber doch immer stillschweigend anerkannten Zugeständnisse, die mit Gewährung der Selbstregierung den Kolonien gemacht sind. Wenn man der Lösung des Problems, das in dem britischen Imperialismus steckt, näher kommen will, so wird man immer von dieser Sachlage ausgehen müssen.

Das britische Reich, wie es die Dominions überwiegend betrachtet wissen wollen, bedeutet nicht die Zusammenfassung unter einer Herrschaft, sondern eine Einheit im internationalen Recht allen nichtbritischen Nationen gegenüber. Alle Bestrebungen, die darauf abzielen, eine gemeinsame Regierung in irgendeiner Form einzurichten, müssen scheitern an dem Bedenken, daß von der Selbständigkeit der Parlamente etwas abgegeben werden müßte. Das Parlament des vereinigten Königreichs ist am wenigsten geneigt, seine Machtbefugnisse einzuschränken, und das allein ist schon der Grund, weshalb die Parlamente der Dominions sich zu keinerlei Einrichtung verstehen wollen, die ihnen Verbindlichkeiten auferlegen kann, ohne sie vorher zu befragen. Der Weg, zu einer bundesstaatlichen Reichseinheit zu kommen durch Schaffung eines Reichsparlaments, ist daher als ungangbar erkannt worden. Ein detaillierter Plan, den der Premierminister von Neuseeland, Sir Joseph Ward, der Reichskonferenz 1911 vorlegte, fand von keiner Seite Billigung. Von der großbritannischen Regierung, die gegenwärtig synonym mit der Reichsregierung ist und bleiben will, wurde der Vorschlag bekämpft, weil sie sich in auswärtige Angelegenheiten nicht drein reden lassen will; von den Dominionregierungen, weil sie keine Mitverantwortung übernehmen wollen, aus der Verpflichtungen notwendig erwachsen müssen.

Eine große Zahl anderer Vorschläge ist gemacht worden, um das Bedürfnis der Imperialisten nach einem festeren Zusammenhang des britischen Reichs zu befriedigen. Bald hat man das Haus der Lords, bald das Privy-Council, bald einen Bundesrat nach deutschem Muster als das Samenkorn vorgeschlagen, aus dem der Bundesstaat sich entwickeln soll. Schließlich ist man bei dem Reichsverteidigungsausschuß (committee of imperial defence) angelangt, der den Mittelpunkt für die Reichseinheit abgeben soll. Eine Depesche vom 10. Dezember 1912 an die Dominions bekundet die Bereitwilligkeit der britischen Regierung, in diesen Ausschuß Mitglieder der kolonialen Kabinette aufzunehmen. Das ist die Gegengabe für das Dreadnought-Geschenk, das die kanadische Regierung vorbereitet. Aber nichts ist lehrreicher, als die kanadischen Parlamentskämpfe über diese Transaktion. Die kanadischen

Liberalen beteuern ihre Opferwilligkeit. Ihr Führer erklärt, im Falle wirklicher Bedrängnis würde die Opposition das Dreifache der 35 Millionen spenden. Aber sie wollen sich nicht in der freien Verfügung über eine eigene Flotte beschränken lassen. Sie teilen nicht den blinden Autoritätsglauben an die Notlage, die der englische Marineminister behauptet. Die Teilnahme verantwortlicher Minister an dem Verteidigungsausschuß weisen sie zurück als ein gefährliches Hineinziehen ihrer Regierung in die politischen Verwicklungen Großbritanniens. Das System einer Beisteuer zu den Machtmitteln Großbritanniens geht ihnen gerade entgegen der eigenen Kontrolle über die eigenen Einkünfte. Jedes für die Dauer verpflichtende Band ist gegen das Prinzip der Selbstbestimmung. Es war dasselbe Widerstreben gegen die Chamberlainschen Pläne eines Zollverbandes. Die Kanadier bewilligten lieber 33⅓ Prozent Zollvergünstigung für England, aber ohne jede Verbindlichkeit für die Zukunft.

Föderalismus ist eine Form des staatlichen Zusammenschlusses, der den englischen Einrichtungen in jeder Beziehung widerspricht. Ein Föderativstaat verlangt eine starre, geschriebene Verfassung, verlangt Beschränkung der Omnipotenz des englischen Parlaments, Teilung der Gewalten und finanzielle Verpflichtungen. Alles, was auf den Plan einer bundesstaatlichen Bindung hinausläuft, findet Widerstand innerhalb des britischen Reichs; alles, was freiwilliges, unverbindliches Zusammenwirken fördern kann, wird eifrig unterstützt. Die Zulassung der Kabinettsminister der Dominions zu Beratungen, das Erteilen von jedweder gewünschten Aufklärung, die Mitteilung der Vertragsentwürfe vor ihrem Abschluß mit fremden Mächten wird in immer ausgedehnterem Maße geübt. Keine Formalitäten, gegenseitiges Vertrauen, Kooperation ist die Losung. Aber Entschließungen, Entscheidungen und Verpflichtungen gehören nicht in das Programm. Jedes Kabinett bleibt in vollem Umfang verantwortlich seinem Parlament. Das englische Kabinett mit seiner großen Unabhängigkeit vom Parlament, seiner eigenen Initiative in auswärtigen Angelegenheiten und seiner freien Verfügung über ungeheure Machtmittel zu Wasser und zu Lande hat eine solche Überlegenheit über die von ihren Parlamenten abhängigen Kolonialkabinette, daß es nichts verliert, wenn es den nach London kommenden Kabinettsministern der Dominions das weitestgehende Entgegenkommen erweist und sie im Komitee der Reichsverteidigung in alle Geheimnisse der hohen Politik Einblick nehmen läßt. Die Schwäche der Exekutive in den Tochterstaaten im Gegensatz zur Stärke der Exekutive im Mutterlande schließt auf absehbare Zeit eine Entwicklung des Reichs zu einem Bundesstaat aus. Die fast unsichtbaren und vom Standpunkte einer kriegerischen Machtpolitik unvollkommen erscheinenden Bande, die das britische Reich gegenwärtig zusammenhalten, sind vielleicht die dauerhaftesten, die jemals zwischen weit entfernt voneinander lebenden Völkern bestanden haben. Sie sind die beste Gewähr für die weitere freiheitliche Entwicklung auf der ganzen Erde und von unermeßlichem Wert für alle auf dauernden Frieden gerichteten Bestrebungen.

Literarische Rundschau.

Briefe aus alter und neuer Zeit.

1. Ein Jahrtausend am Nil. Briefe aus dem Altertum, verdeutscht und erklärt von Wilhelm Schubart. Berlin, Weidmann, 1912.

Überaus gern läse man diese Briefsammlung in Ägypten. Die Ruinen würden dadurch lebendiger werden, manche Landschaften würden erzählen. In dem dortigen Wüstensand haben sich Papyrusblätter erhalten; meistenteils beliebige Mitteilungen beliebiger, oft kleiner Leute, bilden sie kulturgeschichtlich bemerkenswerte Dokumente. Leider haben sich keine aus den Zeiten der nationalen Selbständigkeit vorgefunden; sie beginnen unter den Ptolemäern, schließen mit dem byzantinischen Regiment. Bei fast allen Schreiben ist die Vermischung des griechischen und ägyptischen Wesens erkennbar, aber diese Verquickung dauerte tausend Jahre, beherrschte einen wichtigen Zeitraum. Mit dankenswertem Verständnis für die Bedürfnisse des Lesers hat Herr Schubart die Briefe herausgegeben; seine Einleitung ist bei aller Gedrängtheit anregend und gehaltvoll. Jedes der kleinen Textbilder veranschaulicht das Gelesene. (Belanglos sind hingegen die Lichtdrucktafeln.)

Ein Diener meldet stolz seinem Herrn, dem Strategen Apollonius, über die Waffen, die er ihm „im Beisein vieler würdiger Freunde" nach Wunsch und sehr preiswert erhandelt hat. Demselben Strategen schreibt seine Gattin und Schwester Aline; sie sorge sich um ihn Tag und Nacht. „Ich bitte Dich nun, wahre Deine Sicherheit und nimm nicht allein die Gefahren ohne Bedeckung auf Dich." — Im Serapeum bei Memphis werden Besucher vom Gott besessen, können sich nicht freimachen; da beschwört eine Gattin ihren Mann, jetzt, da der Gott ihn aus der Haft entlassen hätte, zu ihr, zu seiner Mutter und dem Kind zurückzukehren. — Die jungen Töchter eines griechischen Kolonisten und einer Ägypterin dienen dem Osorapis, trauern um ihn und bringen Weihegüsse dar. In ihrer Bedrängnis wenden sie sich um Erhaltung des widerrechtlich vorenthaltenen Vatergutes an den König. (Es sind die Heldinnen von Ebers' „Zwillingen".) — Ein Priester wird gewarnt, daß ein Revisor der Tempelinventare bald eintreffen würde. Der Mensch wäre sehr streng, wäre aber sein Freund geworden. „Laß dir keine Angst einjagen, ich werde dir heraushelfen." — Eine gewisse Herais ladet zum Essen bei der Hochzeit ihrer Kinder (es handelt sich also um eine Geschwisterehe) bei sich von der neunten Stunde an (3 Uhr nachmittags). — Seinem Sohn schickt ein Veteran genaue Angaben über die Olivenkultur und sagt ihm: „Mach doch kein Geschwätz über dein Dreschen." — Ein wohlhabender Gutsbesitzer hält seinen Studentensohn zum fleißigen Studium an, erwähnt die weißen Kleider, die zu Purpurmänteln getragen werden, auch Scharlachkleider und myrrhenfarbige Mäntel. — Sehr nachdrücklich verlangt ein Soldat Beinbinden, Ledersocken, Kopfkissen, Öl und das Monatsgeld von seiner Mutter. Wenn ihm von Hause nichts geschickt wird, lachen die anderen ihn aus. Einen Kameraden und den Feldwebel hat er bereits angeborgt. — Ansprechender schreibt ein anderer Soldat seiner Mutter, wie es ihn betrübe, wenn jemand kommt und ihm kein Briefchen bringt. — Eingehend schildert ein gewisser Dios der Schwester seine Erlebnisse in der Großstadt. Es ist ihm glänzend ergangen; trotzdem er nur Sportdilettant ist, hat er sich erfolgreich an den öffentlichen Ringkämpfen beteiligt und bekam ein Unterkleid mit Silberbesatz. — Schonend wird einer auf den sterbenden Zustand

seiner nahen Verwandten hingewiesen: „Rege deine Frau nicht auf oder die Kinder." — Rührendes ist zwischen den Briefzeilen eines Presbyters zu lesen. Eine Christin ist in die große Oase verbannt worden. Dort nehmen sich die Totengräber ihrer an. — Aber kein Schriftstück ist so zündend unmittelbar, überbrückt die Jahrtausende so siegreich als das unorthographische Gekritzel des kleinen Theon. Er macht seinem Vater bittere Vorwürfe, denn dieser hat ihn anscheinend treulos auf der Reise zurückgeschickt (zweites oder drittes Jahrhundert n. Chr.). „Theon seinem Vater Theon Freude. Das hast du schön gemacht, nicht mitgenommen hast du mich mit dir in die Stadt. Wenn du mich nicht mit dir nach Alexandria nehmen willst, schreibe ich dich keinen Brief und spreche nicht mit dich und wünsche dich dann nicht Gesundheit. Wenn du nach Alexandria gehst, nehm ich keine Hand von dir und wünsche dir nie wieder Freude. Wenn du mich nicht mitnehmen willst, kommt es so! Und meine Mutter hat zu Archelaos gesagt: ‚Er macht mich kaput, schaff ihn fort.' Das hast du schön gemacht, Geschenke hast du mir geschickt, große Schötchen! Sie haben uns dort etwas vorgemacht, am 12., als du absegeltest. Also schicke nach mir, ich bitte dich. Schickst du nicht, so eß ich nicht und trinke ich nicht. So! Ich wünsche dir Gesundheit."

2. Römische Briefe. Von Kurt v. Schlözer. 1864—1869. Mit dem Bildnis des Verfassers. Berlin und Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1913.

Auch wer eigentlich gar keinen Wunsch verspürt, noch wieder einmal Reiseschilderungen aus Rom zu lesen, wird seine Freude an diesem Buch haben. Es sind die letzten Jahre des glanzvoll pittoresken päpstlichen Rom, eine politisch aufregende Zeit, und der Legationssekretär v. Schlözer war wohl befähigt, die Bedeutung zu erfassen, den Reiz zu genießen. Mit Geist und Humor schreibt er tagebuchartige Briefe an Mutter und Bruder; rückhaltlos offen darf er sich gehen lassen, aber er darf auch das Interesse für alles Wichtige voraussetzen, gibt den Seinen das Beste. Schlözer hat eine gründliche historische Bildung, er bevölkert die Gebäude, zwischen denen er die Jahre verbringt, sieht die Gestalten der Vergangenheit vor sich. Es gereicht ihm zur größten Freude, endlich auf das armselige Kästchen, in dem die Knochen der zwei Borgierpäpste ruhen, zu kommen; er weiß, wer außer der Christine von Schweden jenen Palazzo bewohnte, den der junge Louis Napoleon zähneknirschend verlassen mußte.

Aber wohl noch mehr als diese topographischen Notizen fesseln uns die Schilderungen seiner lebenden Umgebung, seiner Diplomatenexistenz. Da erzählt er mit liebenswürdiger Ironie eine Staatsaktion, die Präzedenzstreitigkeit im diplomatischen Korps. War der Portugiese, der sich schon verabschiedet hatte, noch Doyen oder, wie der Franzose behauptete, war er es nicht. Im Palazzo di Venezia tagte die Botschafterkonferenz, aus der Klarheit erwuchs. Eigentlich ist ihm die Diplomatie des alten Stils unsympathisch. Fürst Talleyrand, der „verhaßte Abgott der diplomatischen Jüngerschaft Frankreichs, Rußlands und unseres guten Deutschlands", nennt er „die Inkarnation der Frivolität und Lüge, dessen blasierte, das ganze Geschlecht verhöhnende Aussprüche von jedem dummen Attaché wie Goldkörner eines politischen Evangeliums aufgepickt werden". Eine Eigenschaft teilt er jedoch mit diesem Zunftgenossen der Vergangenheit: die liebevolle Achtung eines guten Kochs. Anschaulich tritt uns der Fürst Lichnowsky, ein meisterhafter Feinschmecker, entgegen. Dieser und sein berühmter Koch Attilio „haben die zartesten Geheimnisse der Fische und Pflanzen so gründlich erforscht", daß Schlözer mit besonderem Vergnügen ihn an Fasttagen zu Tisch besuchte. Dieser Fürst ist der glänzendste Prälat seiner Zeit; „brillante, eigentümliche Erscheinung, geist- und kenntnisreich, schlagfertig, vornehm, elegant, spricht alle Sprachen, liebenswürdig und zuverlässig für Freunde, rücksichtslos gegen Feinde.

Vorzüglicher Reiter, Fahrer, Schütze, Turner, Schwimmer. Zu Schlözers sonstigen, oft erwähnten nächsten Umgang gehören Lord Odo Russell, Liszt, Gregorovius.

Was das Buch noch besonders angenehm gestaltet, ist das bewußte Glücksgefühl, das aus den Briefen spricht. „In einem so interessanten welthistorischen Moment Geschäftsträger zu sein, ist begeisterungsvoll." Er schwärmt von einem sommerlichen Tanzfest, daß der Herzog Grazioli im Castel Porziano gegeben hatte, „eine Gesellschaft, durchglüht von südlicher Lust und Freude" . . . „was ist das Leben hier schön! Zumal jetzt, wo die Luft mit Orangenduft erfüllt ist."

M. B.

Escheberg.

Deutsche Dichter und Künstler in Escheberg. Von Paul Heidelbach. Mit 34 Abbildungen. Marburg, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung. 1913.

Einige Wegstunden von Kassel entfernt, an den malerischen Abhängen des Habichtwaldes, liegt das Rittergut Escheberg, von altersher der Stammsitz des hessischen Adelsgeschlechtes derer von der Malsburg. Ihre beglaubigte Geschichte reicht weit zurück bis in das 13. Jahrhundert, und in der bergigen Umgegend des benachbarten Städtchens Zierenberg zeigt man heute noch die Burgruine, die Malsburg, nach der sie genannt sind. „Viel namhaftiger, stattlicher und fürnehmer Leut, so sich zu jeder Zeit in Kriegen und Zügen wohl gehalten, sind aus dem alten adligen Stamm der Junckern von der Malsburg kommen", sagte schon um das Jahr 1600 ihr Chronist. Aber dem 19. Jahrhundert war es vorbehalten, in den Ruhmeskranz des Geschlechtes den Lorbeer von Dichtung und Kunst zu flechten. Von 1821—1824 war Besitzer Eschebergs der kurhessische Geschäftsträger am Dresdener Hof, Ernst von der Malsburg, der Studiengenosse der Brüder Grimm, der Freund Ludwig Tiecks, der Übersetzer Calderons und Lope de Vegas. Die Übersetzung Lope de Vegas war Goethe gewidmet, der sich in den „Tages- und Jahresheften" höchst anerkennend über „Herrn von der Malsburg" aussprach. Nach dessen frühem Tode trat sein jüngerer Bruder, Karl von der Malsburg, das Erbe an, und vornehmlich war er es, der in Escheberg den Dichtern und Künstlern seiner Zeit eine gastfreie Stätte bereitet hat. Hier verbrachte Emanuel Geibel das entscheidende Jahr seines Lebens —

Und das Beste, was ich sang,
Hab ich hier im Haus gesungen.

Hier schrieb Friedrich Bodenstedt sein Gedicht „Alda, di Lesghierin", hier mit seiner Gemahlin weilte Heinrich Marschner. Eine lange Reihe illustrer Gäste weist das schon 1817 begonnene Fremdenbuch auf. Die prominenteste Figur dieses Kreises jedoch, wenn man ihre persönliche Eigenart ins Auge faßt, war der alte Herr selbst, der Kammerherr Karl von der Malsburg. Ein Kind des 18. Jahrhunderts hat er dessen typische Züge durch alle Wandlungen seines bewegten Lebens bewahrt. „Er hatte den feinen Ton der guten alten Zeit, die vornehme Handbewegung, die an Spitzenmanschetten und den Wiener Langrock erinnerte", so beschreibt ihn Gabillon, der von Kassel mehrfach nach Escheberg hinüberkam, sehr hübsch im „Künstlerdekameron des Burgtheaters". Seine frühesten Eindrücke empfing der Kammerherr als Page am Hofe des Königs Jerôme. Eine gewisse Vorliebe für französisches Wesen, richtiger vielleicht für die Napoleoniden, blieb ihm zeitlebens eigen. Mit 19 Jahren diente er im spanischen Krieg, mit 22 machte er alle Schrecknisse des russischen Feldzuges durch, sah den Brand von Moskau, entging nur wie durch ein Wunder in der blutigen Schlacht von Borodino dem Tode und kehrte, nach dem furchtbaren Übergang über die Beresina, mit den

Trümmern des Heeres in die Heimat zurück. Noch sieht man in Eschenberg sein Bild, das ihn in der Uniform der Husaren Jerômes zeigt; doch als er, der mit dem Orden der Ehrenlegion und der Westfälischen Krone dekorierte Oberstleutnant, bei der Neubildung der kurhessischen Armee wieder auf die Charge von 1806 zurückversetzt werden sollte, schied er für immer aus dem Dienste, um sich fortan den schöneren Rang und Titel des „hessischen Mäcenas" zu erwerben. Er war gewohnt, mit vollen Händen zu spenden, und nicht nur in seinem Heim übte er die großartigste Gastfreundschaft, auch auf seinen Reisen, wohin er kam, wußte er stets einen erlesenen Kreis um sich zu versammeln, in dem bei guter Bewirtung manch launiger Vers improvisiert, manch kluges Wort gesprochen ward. Durch ihn ist Eschenberg der Musensitz geworden, den uns im vorliegenden Buche Paul Heidelbach, der verdiente Herausgeber des „Hessenland", so reizvoll schildert. Reich ausgestattet mit Porträts und Landschaftsbildern, gewährt es uns eine ganz lebendige Vorstellung der Zeit, des Ortes und der Menschen, die einst hier geweilt und gewandelt. Wir sehen das altersgraue Schloß mit dem Rosenwappen des dem hessischen Uradel angehörenden Geschlechts über dem Portal, wir sehen den weiten Park mit den hundertjährigen Baumriesen, die sich im stillen Gewässer schilfumkränzter Teiche spiegeln, wir sehen die lauschigen Bosketts, die Wiesen, die Blumenbeete, die zierlichen Gartenhäuschen, die Kapelle, das kleine Theater, auf dem Kotzebues „Rosen des Herrn von Malesherbe" und Körners „Nachtwächter" in deutscher, Molières „femmes savantes" in französischer Sprache aufgeführt wurden; wir sehen aber auch das trauliche Innere des Herrenhauses, vor allem das Bibliothekzimmer mit den Bücherschätzen zur romanischen Literatur, die hier Ernst von der Malsburg zu seinen Studien und Arbeiten benutzt hat. Zu diesem allen gibt uns Heidelbach den willkommenen Kommentar. Pietätvoll hat er gesammelt, was sich an zeitgenössischen Urkunden, Briefen und Erinnerungen auf die poetische Vergangenheit von Eschenberg bezieht. Die Briefe Geibels, die ein zu früh dahingegangener Mitarbeiter der „Rundschau", der damalige Kasseler Oberbibliothekar Albert Duncker, vor Jahren an dieser Stelle veröffentlicht hat (1885, Band 44 S. 42 ff.), hat Heidelbach nach den Originalen im Eschenberger Familienarchiv ergänzt und vermehrt. Sie sind von sämtlichen mitgeteilten die gehaltreichsten und anmutendsten. Denn kein anderer hat so, wie Geibel, Eschenberg im Herzen getragen und in seiner Dichtung verherrlicht; und wie das erste Buch der ersten seiner Gedichtsammlungen den Namen „Eschenberg" trägt, so kommt er immer wieder zurück auf

. . . das alte Schloß im Habichtswald,
Das forstumrauschte, wo der Dichter still gereift.

Auf der Höhe seines Ruhmes, als gefeierter Dichter, vergißt er den nicht, der ihn „vom kleinen Druck des Lebens" loszugelöst, und ganz spät noch, als ihm selbst schon langsam das Ende nahte, widmete er die letzte im „Buch der Elegien" dem Andenken des Mannes, der ihn

Mit willkommener Pflicht gütig zu fesseln gewußt.
Denn den verstäubenden Schatz altspanischer Schriften und Lieder,
Die er vom Bruder ererbt, trug er zu sichten mir an.
Droben im luftigen Saal bei Globen und allerlei Rüstzeug
An der getäfelten Wand standen die Bücher umher.
Früh schon blickte die Sonne herein, durchs offene Fenster
Strömten die Düfte des Parks, schmetterte Vogelgesang . . .

Wir brechen hier ab, um mit den Zeilen zu schließen, die der jüngste der damaligen Gäste von Eschenberg und jetzt ihr einzig noch überlebender dem Andenken „des guten, lustigen Kammerherrn" gewidmet hat: „Er ruht in dem Boden seiner Väter, die dunkeln Kastanien rauschen über ihm, und in ihren Zweigen singen die Vögel, die ehedem in so manchen Dichterherzen verwandte Lieder geweckt haben." J. R.

ι. **Henri Bergsons Philosophie der Persönlichkeit.** Von Paul Schrecker. München, Ernst Reinhardt. 1912.

In dieser Broschüre (Nr. 3 der Schriften des „Vereins für freie psycho-analytische Forschung") will der Verfasser nach Aufstellung einer Theorie der Persönlichkeit den Versuch anbahnen, aus dem Wesen der Persönlichkeit sowohl Persönlichkeitsgefühl als Persönlichkeitsideal abzuleiten und zugleich auch jene Erscheinungen zu verstehen, die Symptome einer pathologischen Veränderung der Persönlichkeit sind. Von dem Gedanken ausgehend, daß „Forschungen, die sich von ganz verschiedenen Standpunkten aus in letzter Zeit mit diesen Problemen beschäftigt haben, in der Synthese ihrer Ergebnisse den Anforderungen genügen, die heute an die Lösung gestellt werden können", entwirft er zunächst eine Philosophie der Persönlichkeit auf Basis der Bergsonschen Erkenntnistheorie. Im zweiten Teile der Abhandlung versucht er sodann diese Theorie durch Ergebnisse der Wiener psycho-analytischen Schule zu erhärten und gewissermaßen zu exemplifizieren. — Spezialisten psychologischer Forschung werden nicht unterlassen, auf das Urteil einer Schrift näher einzugehen, die in ebenso interessanter als geistvoller Weise ein philosophisches, metaphysisches Problem mit Hilfe experimentaler Betrachtungen auf induktivem Wege zu erhellen sucht. Dem Philosophen soll die Schreckersche Schrift wegen ihrer in aller Knappheit vorzüglichen Darstellung einer Doktrin willkommen sein, deren kritische Rekonstruktion sich bisher zumeist auf das Studium des exoterischen Teiles derselben beschränkten, indes die schwierige Bergsonsche Theorie des Gedächtnisses vorsichtig beiseite gelassen wurde. Daß der Verfasser diese Schwierigkeit nicht nur nicht umgangen, sondern auch zu überwinden gewußt, es verstanden hat, aus der Bergsonschen Theorie des Gedächtnisses eine lebendige und klare Theorie der Persönlichkeit zu entwickeln, macht seine Studie wertvoll und erweckt den Wunsch, sie fortgesetzt zu sehen.

ια. **Anselm Feuerbach.** Mappenwerk in 10 Lieferungen. Mit einer Textbeigabe von Uhde-Bernays. München, Franz Hanfstaengl. 1912.

Das Lieferungswerk, das uns seit einem Jahre durch die hübschen braunen Mappen sympathisch geworden, die in buntem Durcheinander Gemälde, Studien und Handzeichnungen aus des Meisters Werk brachten, liegt jetzt fertig vor uns. Die Textbeigabe besteht in einem sehr eleganten Büchlein, das Feuerbach vorwiegend biographisch behandelt. Zu wünschen gewesen wäre ein etwas engerer Kontakt zwischen dem Mappenwerk und dem Text. Der Kunstfreund will nicht bloß in einem schönen Bilderbuch blättern. Er möchte auch etwas von den Bildern erfahren. Bei einer Neuauflage ließe sich diesem Mangel wenigstens durch Beigabe eines chronologisch geordneten Verzeichnisses der abgebildeten Werke, das Notizen über Entstehung und derzeitigen Aufenthaltsort enthalten müßte, abhelfen; auch würden dann kurze Nachrichten über nicht zur Abbildung gekommene Werke interessieren. Bei der liebevollen Behandlung, die der illustrative Teil erfuhr, würde sich diese Arbeit schon der Mühe lohnen. Die Abbildungen sind mit einem sehr feinen Raster hergestellt und in verschiedenem Ton gehalten. Das schönste Blatt ist ein Studienkopf aus dem „Gastmahl des Plato" mit dem aus dem Ziegelgelb des Gesamttons prächtig aufleuchtenden Grün des in lockiges Knabenhaar geschlungenen Efeukranzes.

ιβ. **Die Technik.** Von Julius Goldstein. Frankfurt a. M., Rütten & Loening. 1912.

Die vorliegende, von hohem sittlichen Ernst getragene Schrift liefert einen sehr wertvollen Beitrag zur Lösung des Kulturproblems der Gegenwart. Der Verfasser entwirft eine anschauliche Skizze der Fortschritte der Technik, ohne aber deshalb ein Zivilisationsschwärmer zu sein. Er ist vielmehr wesentlich bestrebt, zu zeigen, daß der Vervollkommnung der Technik nicht eine sittliche Vervollkommnung des Menschen parallel geht. Der Baconismus, d. h. der Glaube, daß die technische Rationalisierung des Daseins von selbst das Leben von allem Problematischen befreien und einen immer vollkommeneren Zustand der Gesellschaft hervorbringen müsse, hat sich als unzulänglich erwiesen. Namentlich ist es bedauernswert, daß wir an geistiger Kraft, an sittlichem Ernst, an glaubensvollem Idealismus stark eingebüßt haben. Eine Überwindung der Irrationalitäten, die mit der modernen Technik entstanden sind, erwartet aber der Verfasser nicht von einer Rückkehr zu primitiven Zuständen. Er fordert nur, daß der Geist immer wieder über sich selbst hinausschaffe, nicht nur neue Mechanismen, sondern auch neue sittliche Gewalten als Gegenwirkungen gegen die Übermacht des Materiellen.

ιγ. **Essai sur l'Histoire de l'Idée du Progrès jusqu'à la fin du XVIIIe Siècle.** Par Jules Delvaille. Paris, Félix Alcan. 1911.

Des Verfassers Glaube an den Fortschritt verzichtet auf Chimären. Er geht nicht so weit wie Herbert Spencer, der überzeugt ist, daß das, was wir Übel und Unrecht nennen, aus der Welt verschwinden und Vollkommenheit von Menschen erreicht werden wird. Aber er rechnet auf die Verwirklichung, wo nicht vollkommener, so doch besserer Zustände, und vertraut auf die Macht der Idee, um den Kampf gegen das Böse aus der sittlichen auf die materielle Welt zu übertragen. Die Theorie des Fortschritts wird historisch von den ältesten Zeiten bis zur Schwelle des 19. Jahrhunderts nachgewiesen, wo sie in veränderter Gestalt auf-

tritt und in einem besonderen Werk besprochen werden soll. Dieser erste Band beruht auf umfassenden Studien, deren Ergebnisse nicht nur im Text, sondern auch in wertvollen Noten niedergelegt sind. Nicht nur der großen Vertreter des Fortschrittsgedankens, sondern auch ihrer bescheideneren Gesinnungsgenossen und ihrer bedeutendsten Gegner hat Delvaille gedacht und Widersprüche des Denkens in bezug auf das hier behandelte Problem nicht abzuschwächen versucht. Thomas Morus z. B. und Pascal liefern den Anhängern der Dekadenztheorie ganz ebenso wirksame Argumente wie den Aposteln des Fortschritts.

βλ. **Histoire religieuse de la Révolution française.** Vol. II. Par Pierre de la Gorce. Paris, Plon. 1912.

Die Verdienste des Historikers des zweiten Kaiserreichs sind längst anerkannt. Bereits dem ersten Band des vorliegenden Werkes wurde das verdiente Lob gezollt, la Gorce habe neues Material in vollendeter Form verwertet. Das gilt auch von seiner Darstellung der Ereignisse, die zwischen 1791 und April 1793 die religiöse Verfolgung schildern. In bezug auf des Justizministers Danton Verhalten während der Septembermorde war leider Neues nicht zu finden. In der vortrefflichen biographischen Skizze des Volkstribunen S. 258 ff. nennt ihn der Verfasser „den großen Mitschuldigen", gewissenlos, mächtig, nicht grausam von Natur, aber nach dem von ihm aufgestellten Grundsatz handelnd, daß nur die Verbrechen zu verurteilen sind, die nichts nützen: Danton ließ geschehen. Seine Worte: „Man muß die Royalisten erschrecken", leiteten die Metzeleien in den Gefängnissen ein; seine Äußerung: „Ich . . . mich der Gefangenen, geschehe mit ihnen, was da wolle", berichtet eine unverdächtige Zeugin, die Heroine der Gironde, Madame Roland, deren Gatte Minister des Innern war! Später hörte Louis Philipp, damals Herzog von Chartres, von Danton selbst: „Die Gemetzel, ich bin es, der sie gemacht hat." „Sie waren notwendig," sagte er zum Sektionschef Mandar, der sie zu beendigen ihn beschwor und nichts erreichte. Das ist doch mehr als passive Mitschuld. La Gorce geht im Frühjahr 1792 zur Erzählung des Aufstandes in der Vendée über. Sie ist vortrefflich. Eigentümlich lautet nur sein Endurteil über den heroischen Krieg: „Zur Ehre des christlichen Namens war es gut, daß es eine Vendée gegeben hat: für die Einheit unserer Geschichte war es gut, daß die Vendée unterlag, daß diese Rebellen Märtyrer, nicht aber Sieger wurden. Ihr Triumph wäre schlimmer für sie als ihre Niederlage geworden."

γ. **Luther.** Von Hartmann Grisar. S. J. Dritter Band: Am Ende der Bahn. Rückblicke. Freiburg, Herder. 1912.

Mit einem dritten Band von nicht weniger als 1108 S. schließt Grisar sein gewaltiges Lutherwerk ab, über dessen zwei erste Bände wir in Bd. CLI S. 158 dieser Zeitschrift berichtet haben. Der Pater Sinthern S. J. hat ein 70 S. starkes Register zu dem gesamten Werke angefertigt, das auf S. 1037—1108 steht und die Benutzbarkeit des riesigen, von Grisar angehäuften Stoffes ungemein erleichtert. Wir wiederholen gegenüber dem Schluß des Werkes, was wir über seine Anfänge sagten: Ein Jesuit kann Luther im vollen Sinn des Wortes nicht gerecht werden, weil die Ausgangspunkte diametral entgegengesetzt sind. Innerhalb dieser Schranken aber hat Grisar sich ernsthaft bemüht, objektiver zu sein als seine Vorgänger, und wenn das Anklagematerial auch weit überwiegt, so versäumt er doch nicht, auch der „freundlicheren Züge und Episoden" zu gedenken, die sich auch seiner Ansicht nach bei Luther finden (s. III 97 ff.). Interessant ist die Übersicht der wechselnden Auffassung Luthers im Lauf der Jahrhunderte S. 862 ff., die zugleich zeigt, wie vielseitig der Riesengeist war, den Grisar ganz zu fassen nicht vermag. Sein Werk wird doch alles in allem lange seine Stelle in der Wissenschaft behaupten.

βλ. **The social Policy of Bismarck.** By Annie Ashley. London, Longmans, Green & Co. 1912.

In den „Birminghamstudien für Sozialwissenschaft" ist, von Professor v. Schmoller mit einer Vorrede versehen, diese Schrift erschienen. Ihr Autor ist eine Dame, die Tochter des Fachgelehrten, der die genannten Studien herausgibt. Eine kritische Untersuchung mit Vergleichung des deutschen und englischen Versicherungswesens, so der Zweck und Inhalt der Abhandlung, deren Charakterzeichnung Bismarcks der deutsche Gelehrte ausgezeichnet nennt. Das gleiche Lob spendet er der Darstellung des Ursprungs und Inhalts der deutschen Sozialgesetzgebung. Nach einigen Einschränkungen in bezug auf Bismarcks Sozialpolitik schließt er mit den Worten: „Der anziehendste Teil von Miß Ashleys Werk ist ihre Behandlung der psychologischen Seite des Gegenstandes. Von diesem Standpunkt aus beurteilt, finde ich ihre Bemerkungen über die Ergebnisse der deutschen industriellen Versicherung als zum Besten gehörend, das bisher über das Thema gesagt wurde." Alles weitere Lob wäre nach diesem überflüssig. Es ist auch nicht das erste Mal, daß es sich lohnt, vaterländische Fragen in fremder Beleuchtung zu betrachten, um sie objektiver zu beurteilen.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. April zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Adrian. — Das Nibelungenlied in moderner Erneuerung. Von Prof. Dr. Adrian. Lichterade-Berlin, Friedrich Rubland. O. J.

Ahorn. — Helden. Ein Seeroman von Rudolf Ahorn. Leipzig, Bruno Volger. 1912.

Apponyi. — Vingt-cinq ans à Paris (1826—1850). Journal du Comte Rudolphe Apponyi. Publié par Ernest Daudet. Avec trois portraits. 12. édition. Paris, Plon-Nourrit et Cie. 1913.

Arndt. — Arndts Werke. Auswahl in zwölf Teilen. Herausgegeben, mit Einleitungen und Anmerkungen versehen von August Leffion und Wilhelm Steffens. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong und Co. O. J.

Atlas. — Titan. Roman von Martin Atlas. Zweite Auflage. Leipzig, Theodor Gerstenberg. 1913.

L'avancement dans le corps des officiers allemands. Paris, Librairie Chapelot. O. J.

Balignac. — Quatre ans à la Cour de Saxe. Par Guy Balignac. Paris, Perrin et Cie. 1913.

Barthou. — Mirabeau. Par Louis Barthou. Paris, Hachette et Cie. 1913.

Bazaillas. — Jean Jacques Rousseau. Textes choisis et commentés par Albert Bazaillas, Professeur de philosophie au Lycée Condorcet. Deux Tomes. Paris, Plon-Nourrit et Cie. O. J.

Benedict. — Richard Wagners Parsifal in seiner menschlich-ethischen Bedeutung. Ein Vortrag, gehalten am 25. November 1912 von Dr. Carl Siegmund Benedict. Lissa i. P., Oskar Eulitz' Verlag. 1913.

Beseler. — Die allgemeine Wehrpflicht. Ein Gedenkwort zum 17. März. Von Hans von Beseler, General der Infanterie z. D. Berlin, E. S. Mittler und Sohn. 1913.

Bilderbücher. — Vaterländische Bilderbücher. Herausgegeben von Wilhelm Kotzde. Bismarck. Mit Bildern von Karl Bauer. Mainz, Jos. Scholz. O. J.

Birt. — Preußen und der Befreiungskrieg. Gedenkworte, am kaiserlichen Geburtstag gesprochen von Theodor Birt. Marburg, N. G. Elwert. 1913.

Blankenburg. — Friedrich Hebbels „Nibelungen" in christlich-deutscher Beleuchtung. Von Johannes Blankenburg. Eine Jubiläumsschrift zum hundertsten Geburtstage des Dichters. Halle a. S., Richard Mühlmann. 1913.

Bode. — Goethes Lebenskunst. Von Wilhelm Bode. Sechste, neubearbeitete Auflage. 15.—20. Tausend. Mit zahlreichen Abbildungen im Text und auf Tafeln. Berlin, E. S. Mittler und Sohn. 1913.

Boehmer. — Die Jesuiten. Eine historische Skizze von H. Boehmer, Professor in Marburg. Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage. („Aus Natur und Geisteswelt" Bd. 49.) Leipzig, B. G. Teubner. 1913.

Bonnal. — Questions de critique militaire et d'actualité. Par Général H. Bonnal. Paris, Librairie Chapelot. 1913.

Boucabeille. — La Guerre Turco-Balkanique 1912. Thrace — Macédoine — Albanie — Epire. Par Lt-Colonel breveté Boucabeille. Paris, Librairie Chapelot. 1913.

Braumann. Der wirtschaftliche Nutzen einer Garnison. Ein Beitrag zur Heereswirtschaft von Friedrich Braumann, Hauptmann d. R. Magdeburg, E. Baensch jun. 1913.

Breitenbach. — Aus Süd-Brasilien. Erinnerungen und Aufzeichnungen von Dr. W. Breitenbach. Brackwede i. W., Verlag von Dr. W. Breitenbach. 1913.

Brunetière. — Bossuet. Par Ferdinand Brunetière. Préface de Victor Giraud. Paris, Hachette et Cie. 1913.

Büttner. — Robert Prutz. Ein Beitrag zu seinem Leben und Schaffen von 1816—1842 von Dr. Georg Büttner. (Teutonia. — Arbeiten zur germanischen Philologie. Herausgegeben von Dr. Wilhelm Uhl. Heft 25.) Leipzig, Eduard Avenarius. 1913.

Caffi. — L'umanismo nella letteratura e nella cultura tedesca di Ernesto Caffi. Roma, Rivista d'Italia. 1912.

Caffi. — Nietzsches Stellung zu Machiavellis Lehre. Ein literarisch-philosophisches Essay von Ernesto Caffi. Wien, Verlag des Verfassers. 1912.

Cahen. — L'Œuvre législative de la révolution. Par L. Cahen et R. Guyot. Paris, Félix Alcan. 1913.

Carlyle. — Goethe. Von Thomas Carlyle. Berlin Wilhelm Borngräber Verlag Neues Leben. O. J.

Caro-Delvaille. — Titien. Par Henry Caro-Delvaille. Paris. Félix Alcan. 1913.

Castro. — D. Guillén de Castro. Las Mocedades del Cid. Edicion y notas de Victor Said Armesto. Madrid, La Lectura. 1913.

Cellini. — Das Leben des Benvenuto Cellini. Von ihm selbst geschrieben. Übersetzt von Heinrich Conrad. München, Martin Mörikes Verlag. 1913.

Classicos Castellanos. — Arcipreste de hita Libro de buen amor. I. Edición y notas de Julio Cejador y Frauca. Madrid, La Lectura. 1913.

Darmstaedter. — Geschichte der Aufteilung und Kolonisation Afrikas seit dem Zeitalter der Entdeckungen. Von Paul Darmstaedter. Erster Band: 1415—1870. Berlin und Leipzig, G. J. Göschensche Verlagshandlung G. m. b. H. 1913.

Desjoyeaux. — La Fusion monarchique 1848—1873. D'après des sources inédites. Par Claude Noël Desjoyeaux. Paris, Plon-Nourrit et Cie. 1913.

Egelhaaf. — Politische Jahresübersicht für 1912. Von Gottlob Egelhaaf. Stuttgart, Carl Krabbe Verlag (Erich Gußmann). 1913.

Estuche. — Helleniſches Lachen. Luſtige Lieder und Geſchichten der alten Griechen ausgewählt und verdeutſcht von Guſtav Eſtuche. Hannover, Norddeutſche Verlagsanſtalt O. Goedel. 1911.

Estève. — Une nouvelle psychologie de l'impérialisme Ernest Seillière Par Louis Estève. Paris, Félix Alcan. 1913.

Everth. — Wilhelm Raabe. Von Erich Everth. Leipzig, Xenien-Verlag. 1913.

Faguet. — Balzac. Par Emile Faguet. Paris, Hachette et Cie. 1913.

Fliegenschmidt. — Deutschlands Orientpolitik im ersten Reichsjahrzehnt 1870—1880. Von Maximilian Fliegenschmidt, Dr. phil. Teil I. Berlin, Puttkammer und Mühlbrecht. 1913.

Franz. — Der Wert der englischen Kultur für Deutschlands Entwicklung. Von W. Franz, o. ö. Professor an der Universität Tübingen. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 1913

Gerdtell. — Die urchristlichen Wunder vor dem Forum der modernen Weltanschauung. Von Dr. Ludwig von Gerdtell, Marburg a. L. Dritte, völlig umgearbeitete und stark erweiterte Auflage. Eilenburg, Bruno Beckers Buchhandlung (Otto Thon). 1912.

Gronard. — France et Allemagne. La Guerre éventuelle. Paris, Librairie Chapelot. 1913.

Grünewald. — Die Gezeiten der Seele. Von Alfred Grünewald. Leipzig, Erdgeist-Verlag. 1912.

Günzel. — Cortez und die Azteken. Kulturgeschichtlicher Roman. Von Franz V. Günzel. Zwei Bände. Dresden, „Die Sonne". Belletristische Verlagsanstalt. 1912.

Guyau. — La philosophie et la sociologie d'Alfred Fouillée. Par Augustin Guyau. Paris, Félix Alcan. 1913

Harnack. — Wilhelm von Humboldt. Von Otto Harnack. Mit einer Relief- und einer Briefnachbildung. (Bd. 62 der Biographien-Sammlung Geisteshelden.) Berlin, Ernst Hofmann und Co. 1913.

Hartlieb. — Anima candida. Dichtungen von Wladimir Freiherr von Hartlieb. Wien, Hugo Heller und Co. 1913.

Haushofer. — Dai Nihon. Betrachtungen über Groß-Japans Wehrkraft, Weltstellung und Zukunft. Von Karl Haushofer. Mit drei Karten. Berlin, E. S. Mittler und Sohn. 1913.

Häusser. — Die Freiheitskriege 1813—15. Von Ludwig Häusser. Neu herausgegeben von Dr. Max Mendheim. — Erster Band: Der Frühjahrsfeldzug von 1813. Leipzig, Philipp Reclam. O. J.

Hautecœur. — Greuze. Par Louis Hautecœur, Professeur à l'Institut français de Saint-Pétersbourg. Paris, Félix Alcan. 1913.

Hebbel. — Hebbels Werke in zehn Teilen. Herausgegeben, mit Einleitungen und Anmerkungen versehen von Theodor Poppe. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong und Co. O. J.

Heisenberg. — Der Philhellenismus einst und jetzt. Von August Heisenberg, Professor der mittel- und neugriechischen Philologie an der Universität München. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck 1913.

Herzog. — Preußens Geschichte. Von Rudolf Herzog. Leipzig. Quelle und Meyer. O. J.

Hildebrandt. — Adolf Hölzel als Zeichner. Von Dr. Hans Hildebrandt. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1913.

Hoffmann. — Die Teufelsmauer und andere Erzählungen von Hans Hoffmann. Mit einem Bildnis Hoffmanns, Zeichnungen von Theodor Herrmann und Einleitung von Professor Dr. Carl Schüddekopf. Hamburg-Großborstel: Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung. 1912.

Hörlyk. — Meta Hauch. Roman von Lucie Hörlyk. Einzige berechtigte Übersetzung aus dem Dänischen von Pauline Klaiber. München, Albert Langen. O. J.

Hubrich. — Deutsches Verfassungsrecht in geschichtlicher Entwicklung von Dr. jur. Eduard Hubrich, o. ö. Professor der Rechte in Greifswald. Zweite Auflage. („Aus Natur und Geisteswelt", Bd. 80.) Leipzig, B. G. Teubner. 1913.

Huckert. — Die Leistungen der höheren Lehranstalten in Preußen im Lichte der Statistik. Von Prof. Dr. Huckert. Leipzig, Quelle und Meyer. 1913.

Hunger. — Altorientalische Kultur im Bilde. Herausgegeben und mit Erläuterungen versehen von Dr. Joh. Hunger und Dr. Hans Lamer. Mit 193 Abbildungen auf 96 Tafeln. Leipzig, Quelle und Meyer. 1912.

Jahrbücher der Philosophie. Eine kritische Übersicht der Philosophie der Gegenwart. Herausgegeben in Gemeinschaft mit zahlreichen Fachgenossen von Max Frischeisen-Köhler. Ersier Jahrgang. Berlin, E. S. Mittler und Sohn. 1913.

Ibsen. — Peer Gynt. Von Henrik Ibsen. In freier Übertragung für die deutsche Bühne gestaltet, mit Epilog und Randbemerkungen. Von Dietrich Eckart. Berlin-Steglitz, Verlag Herold. 1912.

Jentsch. — Das Pathologische bei Otto Ludwig. Von Dr. Ernst Jentsch. Mit der Totenmaske Otto Ludwigs. Wiesbaden, J. F. Bergmann. 1913.

Jodl. — Ethik und Moralpädagogik gegen Ende des 19. Jahrhunderts von Friedrich Jodl. Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. 1913.

Kann. — Stimmungen. Von Albert Kann. Paris und Leipzig, Renaissance-Verlag Robert Federn 1911.

Kant. — Immanuel Kants Werke. Herausgegeben von Ernst Cassirer. Band III. Kritik der reinen Vernunft. Herausgegeben von Dr. Albert Görland. Berlin, Bruno Cassirer. 1913.

Kerremans. — Quelques observations sur la stratégie des Allemands dans leur guerre contre les Hereros. Par A. Kerremans. Paris, Librairie Chapelot. 1913.

Klassiker, Die, der Religion. Herausgegeben von Gustav Pfannmüller. Vierter und fünfter Band. Die Propheten. Von Gustav Pfannmüller. Berlin-Schöneberg, Protestantischer Schriftenvertrieb, G. m. b. H. 1913.

Koblitz. — Im blauen Abend. Gedichte von Hans Koblitz. — Leipzig, Erdgeist-Verlag. 1913.

Kollwitz. — Käthe Kollwitz-Mappe. Herausgegeben vom Kunstwart. München, Georg D. W. Callwey. O. J.

Kraus. — Baron Ju. Theaterspiel in 5 Akten von Christian Kraus. Berlin, Wilhelm Borngräber, Verlag Neues Leben. O. J.

Krauß. — Leben und Liebe. Gedichte von Ernst Krauß. Dritte, veränderte und vermehrte Auflage. Leipzig, Xenien-Verlag. 1913.

Krauß. — Seelen, die zum Lichte führen. Von Ernst Krauß. Memmingen, Th. Otto's Verlag. O. J.

Kultur, Die, der Gegenwart. Ihre Entwicklung und ihre Ziele. Herausgegeben von Paul Hinneberg. IV. Teil. Die technischen Wissenschaften. Zwölfter Band: Technik des Kriegswesens. Mit 91 Abbildungen im Text. Leipzig, B. G. Teubner. 1913.

Langenbeck. — Englands Weltmacht in ihrer Entwicklung vom 17. Jahrhundert bis auf unsere Tage. Von Wilhelm Langenbeck. Zweite Auflage. („Aus Natur und Geisteswelt" Bd. 174.) Leipzig, B. G. Teubner, 1913.

La Vie Militaire en France et à l'Étranger. Première Année 1911—1912. Paris, Félix Alcan. 1913.

Lazar. — Die Maler des Impressionismus. Sechs Vorträge, gehalten in der University Extension zu Budapest von Dr. Béla Lazar. Mit 32 Abbildungen auf 16 Tafeln und einer farbigen Tafel. („Aus Natur und Geisteswelt" Bd. 395.) Leipzig, B. G. Teubner. 1913.

Lenau. — Nikolaus Lenau. Sämtliche Werke und Briefe. Fünfter Band: Briefe. Dritter Teil. Leipzig, Insel-Verlag. 1913.

Leroy. — La Question de la Population. Par Paul Leroy—Beaulieu, membre de l'Institut. Paris, Félix Alcan. 1913.

Lienhard. — Einführung in Goethes Faust. Von Friedrich Lienhard. Leipzig, Quelle und Meyer. 1913.

Lindenberg. — Schloß Pelesch und seine Bewohner. Von Paul Lindenberg. Mit zirka 240 Illustrationen. Berlin, Otto v. Holten. 1913.

Lingens. — Der Tor und andere Dichtungen von Paul Lingens. Aachen, Albert Jacobi und Cie. 1913.

Ludwig. — Wagner oder die Entzauberten. Von Emil Ludwig. Berlin, Felix Lehmann Verlag. 1913.

Ludwig. — Das Reich. Roman von Max Ludwig. München, Albert Langen. O. J.

Lungwitz. — Der letzte Arzt. Ein sozialer Roman aus der Zukunft. Von Hans Lungwitz. Berlin, Adler-Verlag. 1913.

Madeleine. Pantherkätzchen. Von Marie Madeleine. Berlin, Ullstein und Co. 1913.

Maier. — Das Geld und sein Gebrauch. Von Gustav Maier. („Aus Natur und Geisteswelt" Bd. 398.) Leipzig, B. G. Teubner 1913.

Michaelis. — Otto Jahn in seinen Briefen. Mit einem Bilde seines Lebens von Adolf Michaelis. Nach dessen Tode herausgegeben von Eugen Petersen. Mit einem Titelbild. Leipzig, B. G. Teubner. 1913.

Mitkelsen. — Kapitän Mitkelsen. Ein arktischer Robinson. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1913.

Mitteilungen der Literarhistorischen Gesellschaft Bonn unter dem Vorsitz von Professor Berthold Litzmann. 7. Jahrgang, Heft 7: Von neuer Erzählkunst. Von Berthold Litzmann. Heft 8: Charles de Coster II. Von Leo Ehlen. Bonn, Friedrich Cohen. 1912.

Most. — Die deutsche Stadt und ihre Verwaltung. Eine Einführung in die Kommunalpolitik der Gegenwart. Herausgegeben von Dr. Otto Most. Band II. Wirtschafts- und Sozialpolitik. Band III. Technik: Städtebau, Tief- und Hochbau. Mit 48 Abbildungen. (Sammlung Göschen Band 662—663.) Berlin und Leipzig, G. J. Göschensche Verlagsbuchhandlung, G. m. b. H. 1913.

Müller. — 25 Jahre Deutscher Kaiser. Eine Festschrift zum Regierungsjubiläum 15. Juni 1913. Von E. Th. Müller, Militäroberpfarrer des 21. Armeekorps und Konsistorialrat. Mit Initialen von Adalbert v. Rößler, einer Umschlagzeichnung von Hans Koblschein und einunddzwanzig ganzseitigen Abbildungen. Oldenburg i. Gr., Gerhard Stalling. 1913.

Münzer. — Mein erster Hund. Eine Geschichte von Ares und Eros. Von Kurt Münzer. Charlottenburg, Vita, Deutsches Verlagshaus. O. J.

Müsebeck. — Gold gab ich für Eisen. Deutschlands Schmach und Erhebung in zeitgenössischen Dokumenten, Briefen, Tagebüchern aus den Jahren 1806 bis 1815 von Ernst Müsebeck. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong und Co. O. J.

Nußberger. — Walther von der Vogelweide. Essay und Übertragungen von Max Nußberger. Frauenfeld, Huber und Co. 1913.

Oehler. — Zwischen Tod und Leben. Gedichte von Richard Oehler. Bonn, Albert Ahn. 1913.

Omankowski. — Rosen im Reif. Ein Buch Verse von Willibald Omankowski. Mit einem Wegspruch von Fritz Droop. Leipzig, Erdgeist-Verlag. 1912.

Orient-Jahrbuch. — Deutsches Orient-Jahrbuch 1913. Herausgegeben unter Mitwirkung von besten und ersten Kennern des Orientes von Karl Müller-Poyritz. Mit wichtigem Adressenmaterial und statistischen Beilagen. Prien, Verlag des Deutschen Orient-Jahrbuches (Hans Hübner). 1913.

Palat. — Le Role du X. corps au 16. août 1870. Par Général Palat (Pierre Lehautcourt). Paris, Librairie Chapelot. 1913.

Pegasus. — Auf launischem Pegasus rund um die Erde. Lieder von einer Weltreise von E. H. Wien, Wilhelm Braumüller. 1913.

Penennrun. — Feuilles de route Bulgares. Journal de Marche d'un Correspondent de Guerre en Thrace pendant la campagne de 1912. Par Alain de Penennrun. Paris, Librairie Chapelot. 1913.

Pfeiffer. — Die Wahrheit über die Kriegsgefahren. Feststellung des Interesses einzelner Klassen für den Krieg. Von Ludwig Pfeiffer, Verfasser von „Kriegsgeist". Leipzig, Bruno Volger. 1912.

Przybyszewski. Das Gericht. Roman von Stanislaw Przybyszewski. Leipzig, Xenien-Verlag. 1913.

Quantin. — En Plein Vol. Vision d'Avenir. Par Albert Quantin. Paris, Alphonse Lemerre. 1913.

Reiterer. — Ennstalerisch. Volkstümliches aus der nordwestlichen Steiermark. Von Karl Reiterer. Graz, Deutsche Vereinsdruckerei und Verlagsanstalt Graz. 1913.

Reß. — Arno Holz und seine künstlerische, weltkulturelle Bedeutung. Ein Mahn- und Weckruf an das deutsche Volk. Von Robert Reß. Dresden, Carl Reißner. 1913.

Richards. — Zeichner und „Gezeichnete". Aus den Erinnerungen eines amerikanischen Zeichners und Journalisten. Von P. Richards. Mit zahlreichen Skizzen und Reproduktionen photographischer Originalaufnahmen des Verfassers. Berlin, Reflektor-Verlag. O. J.

Romier. — Les origines politiques des guerres de religion. Par Lucien Romier. I. Henri II. et l'Italie (1547—1555). D'après des Documents originaux inédits. Paris, Perrin et Cie. 1913.

Scheurmann. — Abseits. Erzählungen von Erich Scheurmann. Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung. 1913.

Schier. — Die Liebe in der Frühromantik mit besonderer Berücksichtigung des Romans. Von Dr. Alfred Schier. (Band Nr. 20 der „Beiträge zur deutschen Literaturwissenschaft", herausgegeben von Dr. Ernst Elster, o. ö. Professor an der Universität Marburg.) Marburg, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung. 1913.

Schirokauer. — Das Lied der Parzen. Roman von Alfred Schirokauer. Berlin, Bong und Co. O. J.

Schleich. — Es läuten die Glocken. Phantasien über den Sinn des Lebens. Von Carl Ludwig Schleich. Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt. O. J.

Schlözer. — Römische Briefe. Von Kurd von Schlözer. 1864—1869. Mit dem Bildnis des Verfassers nach einer Zeichnung seiner Schwägerin Luise von Schlözer, geb. Freiin von Meyern-Hohenberg. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1913.

Schmidt. — W. A. Mozart. Von Leopold Schmidt. Berühmte Musiker Bd. 19. Berlin, Literarische Verlagsanstalt. O. J.

Schmitt. — Was ist Gnosis? Von Dr. Eugen Heinrich Schmitt. Berlin-Friedenau, Verlag der Gemeinschaft der Gnostiker. 1912.

Schreiber. — Mutterschaft. Ein Sammelwerk für die Probleme des Weibes als Mutter. Herausgegeben in Verbindung mit zweiundfünfzig Mitarbeitern von Adele Schreiber. Einleitung von Lily Braun. Mit 371 Abbildungen, darunter 17 meistens farbigen Tafeln. München, Albert Langen. O. J.

Seber. — Neue Kulturperspektiven. Weltanschauungsstreit oder Menschheitskultur? Von Dr. Max Seber. Dresden, Carl Reißner. 1912.

Segantini. — Giovanni Segantinis Schriften und Briefe. Volksausgabe. Herausgegeben und bearbeitet von Bianca Zehder-Segantini. Deutsch von Prof. Dr. G. Biermann. Leipzig, Klinkhardt und Biermann. O. J.

Sering. — Rußlands Kultur und Volkswirtschaft. Aufsätze und Vorträge im Auftrage der Vereinigung für Staatswissenschaftliche Fortbildung zu Berlin. Herausgegeben von Max Sering. Berlin und Leipzig, G. J. Goschensche Verlagsbuchhandlung G. m. b. H. 1913.

Sganzini. — Die Fortschritte der Völkerpsychologie von Lazarus bis Wundt. Von Carlos Sganzini. Neuere Berner Abhandlungen zur Philosophie und ihrer Geschichte. Herausgegeben von Richard Herbertz. Bd. II. Bern, A. Francke. 1913.

Sieveking. — Georg Heinrich Sieveking. Lebensbild eines Hamburgischen Kaufmanns aus dem Zeitalter der französischen Revolution. Von Heinrich Sieveking. Berlin, Karl Curtius. 1913.

Simmel. — Goethe. Von Georg Simmel. Leipzig, Klinkhardt und Biermann. 1913.

Simmel. — Kant. Sechzehn Vorlesungen, gehalten an der Berliner Universität. Von Georg Simmel. Dritte, erweiterte Auflage. Leipzig, Duncker und Humblot. 1913.

Simon. — Otto Brahm. Kundgebungen zu seinem Gedenken. Herausgegeben von Willi Simon. Berlin, Felix Lehmann. 1913.

Sosnosky. — Die Politik im Habsburgerreiche. Randglossen zur Zeitgeschichte von Theodor von Sosnosky. Zweiter Band. Mit einer Karte. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. 1913.

Spann. — Zur Soziologie und Philosophie des Krieges. Vortrag, gehalten am 30. November 1912 im „Verband deutsch-völkischer Akademiker" zu Brünn. Von Otto Spann. Berlin, J. Guttentag. 1913.

Speidel. — Hindurch mit Freuden. Novellen von Felix Speidel. Stuttgart und Berlin. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. 1913.

Spindler. — Nietzsches Persönlichkeit und Lehre im Lichte seines „Ecce homo". Von Dr. jur. Josef Spindler Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. 1913.

Stavenhagen. — Der Kampf um Sperrbefestigungen im Landkriege. Für Offiziere aller Waffen. Von W. Stavenhagen. Berlin, E. S. Mittler und Sohn. 1913.

Stratz. — Seine englische Frau. Roman von Rudolph Stratz. Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. 1913.

Ströle. — Carlyles Sartor Resartus. Ein Beitrag zum Verständnis Carlyles. Von Dr. Albrecht Ströle. Tübingen, J. C. B. Mohr. 1913.

Stromberg. — Bekenntnisse eines Pastors. Von Karl Stromberg. Zweite Auflage. Berlin, Concordia Deutsche Verlagsanstalt. O. J.

Suchier, Birch-Hirschfeld. — Geschichte der französischen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Von Prof. Dr. Hermann Suchier und Prof. Dr. Adolf Birch-Hirschfeld. Zweite, neubearbeitete und vermehrte Auflage. Erster Band. Mit 79 Abbildungen im Text, 17 Tafeln in Farbendruck und Holzschnitt und 5 Faksimile-Beilagen. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1913.

Thibaudeau. — Mémoires de A.-C. Thibaudeau 1799—1815. Paris, Plon-Nourrit et Cie. 1913.

Thom. — Lindeleid. Das Kind und die Leute. Eine Erzählung von Andreas Thom. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt Rütten und Loening. 1913.

Trabert. — Historisch-literarische Erinnerungen. Von Adam Trabert. Kempten und München, Verlag der Joh. Kösel'schen Buchhandlung. 1912.

Treitschke. — Heinrich von Treitschkes Briefe. Herausgegeben von Max Cornicelius. Erster Band. Erstes Buch 1834—1858. Mit 4 Porträts. Leipzig, S. Hirzel, 1912.

Vaka. — Harem. Bilder aus dem türkischen Frauenleben von Demetra Vaka. Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen von Marie Pils. Leipzig, Philipp Reclam jun. O. J.

Vauthier. — Villemain 1790—1870. Essai sur sa vie, son rôle et ses ouvrages. Par G. Vauthier. Paris, Perrin et Cie. 1913.

Vecchio. — Über einige Grundgedanken der Politik Rousseaus. Von Dr. Giorgio del Vecchio, Professor der Rechtsphilosophie an der Universität Bologna. Berlin, Dr. Walther Rothschild. 1912.

Verhaeren. — Œuvres de Émile Verhaeren. Paris, Mercure de France. O. J.

Viebig. — Das Eisen im Feuer. Roman von C. Viebig. Berlin, Egon Fleischel und Co. 1913.

Virginia. — Das bunte Band. Gedichte von Julia Virginia. Leipzig, Xenien-Verlag. O. J.

Volksbücher der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung. Heft 34: Gottfried Keller, Kleider machen Leute. Heft 35: Woldemar v. Uxkull, Das Kriegsgericht Hamburg-Großborstel, Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung. 1912.

Voll. — Entwicklungsgeschichte der Malerei in Einzeldarstellungen. Von Karl Voll. Erster Band: Altniederländische und altdeutsche Meister. Mit 29 Bildertafeln. München, Süddeutsche Monatshefte. 1913.

Vollert. — Sonja. Roman von Konrad Vollert. Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. 1913.

Vorst. — La Poursuite du Bonheur aux États-Unis. Par B. van Vorst. Paris, Hachette et Cie. 1913.

Walzel. — Friedrich Hebbel und seine Dramen. Ein Versuch von Otto Walzel. („Aus Natur und Geisteswelt" Bd. 408.) Leipzig, B. G. Teubner, 1913.

Weber. — Aus Weltis Leben. Fünfzig Blätter seiner Kunst zu einem Bilde seines Lebens. Von Leopold Weber. Herausgegeben vom Kunstwart. München, Georg D. W. Callwey. O. J.

Wegener. — Gedichte von Gertrud Wegener. Riga, W. Mellin und Co. 1912.

Weggefährte. — Der Weggefährte. Jahrbuch für 1913. Herausgegeben von H. Correy. Leipzig, Edward Erwin Meyer. O. J.

Weingartner. — Akkorde. Gesammelte Aufsätze von Felix Weingartner. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1912.

Verlag: Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. Druck: Pierersche Hofbuchdruckerei, Altenburg.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Fünfundzwanzig Jahre.

Zu des Kaisers Regierungsjubiläum.

Am 15. Juni 1913 werden fünfundzwanzig Jahre vollendet sein, seit das Auge Kaiser Friedrichs im Tode brach und sein Sohn, Kaiser Wilhelm II., den Thron bestieg. Was haben uns diese fünfundzwanzig Jahre gebracht, und was ist das Urteil der Zeit über die Persönlichkeit unseres Kaisers?

I.

Die Beziehungen des Deutschen Reiches zum Ausland wurden 1880 noch von Bismarck geleitet, und wir genossen damals einen so hohen Grad von Sicherheit, wie er überhaupt möglich war. Die gewaltigen Erfolge der Jahre 1864—1871 hatten freilich in Europa vielfach Unruhe hervorgerufen; man befürchtete, daß das Volk, das in sieben Jahren drei glückliche Kriege geführt hatte, auf der Bahn der Eroberung fortschreiten werde, und Graf Peter Schuwalow hat zu seinem Freunde Bismarck scherzend sagen können, dieser habe den Alpdruck der Koalitionen; er fürchte, daß, wie einst gegen Friedrich den Großen, so jetzt gegen uns sich ein Bündnis der anderen Großmächte bilden könne, das unser Reich zu zertrümmern bestimmt sei. Bismarck ist mit genialer Staatskunst dieser Gefahr begegnet; er rief 1872 das Dreikaiserverhältnis der Ostmächte ins Leben, und als dieses 1878 an dem russisch-österreichischen Gegensatz auf dem Balkan scheiterte, schloß er 1879 den Bund mit Österreich, nahm 1882 Italien, das über dem nordafrikanischen Problem mit Frankreich zerfallen war, in den „Dreibund" auf und brachte 1887 gleichwohl den „Rückversicherungsvertrag" mit Rußland zustande, den selbst französische Publizisten nicht ohne Bitterkeit sein Meisterstück genannt haben, weil er, im Fall eines Angriffs, Frankreich jede Aussicht auf russische Hilfe gegen Deutschland entzog. Gewiß waren seit Jahren in Paris wie in St. Petersburg mächtige Einflüsse am Werk, um das Zarenreich und die Republik zum Zusammenschluß gegen uns zu bestimmen; aber Bismarcks Staatskunst, der bei Alexander III. die gemeinsame monarchische Grundlage, die altüberlieferte Freundschaft der Höfe, den beiderseitigen Gegensatz gegen die Polen, die Abwesenheit auseinandergehender Interessen zur Geltung brachte, hat über alle jene Bestrebungen obgesiegt und es verhütet, daß die Nachbarn im Osten und Westen Deutschlands gegen uns sich die Hand reichten. Betrachten wir dagegen die Lage von heute, so ist kein Zweifel, daß nicht bloß Rußland und Frankreich sich vereinigt haben, sondern auch ihr uralter schroffer Gegensatz zu England in den Hintergrund gedrängt worden ist, und daß dem Dreibund der Dreiverband, l'entente triplice, gegenübersteht. Wiederholt, 1906

und 1911, hat die dringende Gefahr bestanden, daß wir allein oder doch nur von Österreich-Ungarn unterstützt mit Frankreich in einen Krieg geraten könnten, in den dann Rußland und wohl auch England eingegriffen hätten. Ebenso kann nicht bestritten werden, daß der mit Bismarcks Sturz am 20. März 1890 einsetzende „neue Kurs" dadurch, daß der Rückversicherungsvertrag nicht erneuert wurde, Rußland in ein anderes Fahrwasser hinübertrieb. Auch das ist wahr, daß 1896 derselbe neue Kurs dann durch das — übrigens auf Grund einer formellen Beratung mit dem Reichskanzler v. Hohenlohe-Schillingsfürst und dem Staatssekretär des Auswärtigen Marschall v. Bieberstein beschlossene — Sympathietelegramm an den Präsidenten der über Jamesons Einfall siegreich gebliebenen südafrikanischen Republik, Paul Krüger, England hart vor den Kopf gestoßen und, nachdem Chamberlains Antrag eines engen Bündnisses mit Deutschland erfolglos geblieben war, England für das Zusammengehen mit Frankreich empfänglich gemacht hat. Allerdings wird eine gerechte Beurteilung auch nicht verkennen, daß vielleicht selbst eine Bismarcksche Staatskunst den seit 1890 eingetretenen Wechsel nicht verhütet haben würde. Das gewaltige Wachstum unserer Macht, von dem weiter unten zu reden sein wird, hätte früher oder später die Engländer zu der Ansicht gebracht, daß ihre überlieferte Politik, immer die stärkste Macht des europäischen Festlandes als den eigentlichen Gegner zu betrachten und ihm mit Hilfe der kleineren Mächte entgegenzutreten, sich jetzt gegen das Deutsche Reich richten müsse, und nicht minder würde in Paris und in St. Petersburg der Gedanke, daß man der so mächtig aufstrebenden mitteleuropäischen Großmacht gemeinsam Schach zu bieten habe, vielleicht doch schließlich zum Durchbruch gekommen sein. So erscheint die neue Lage, welche den 1890 noch ausgeschlossenen Krieg mit zwei oder gar drei Fronten als möglich erscheinen läßt, als eine Gefahr, die infolge von Mißgriffen unserer Staatskunst früher reifte, als an sich nötig war; aber sie erscheint als etwas an sich nicht zu Verhütendes, aus unserer Entfaltung von selbst Hervorwachsendes. Und wenn die Gefahr da ist, so fehlt es auch nicht an Mitteln, ihr zu begegnen. Wir haben zwei Verbündete, deren Zuverlässigkeit mancher Anfechtung unterliegt, deren kühl erwogene Lebensinteressen sie aber doch, und zwar neuerdings stärker als je, mit uns verknüpfen; und wir besitzen eine militärische Kraft zu Wasser und zu Lande, die man an den maßgebenden Stellen des Auslandes sehr wohl kennt, und die 1909, als wir Österreich bei der Einverleibung Bosniens und der Herzegowina zur Seite standen, 1911, als es um Marokko ging, und 1912—13, als wiederum die Balkanwirren Unheil drohten, die Wagschale des Friedens hat sinken machen. Für alle Fälle handeln wir aber nach dem Grundsatz, den der Große Kurfürst seinem Sohne einschärfte: „Allianzen sind gut, aber eigene Kräfte sind besser."

II.

Wenn der Vergleich der auswärtigen Beziehungen des Reiches zwischen jetzt und einst zwar ernst stimmen muß, aber Anlaß zur Mutlosigkeit nicht aufkommen läßt, so darf der Deutsche, wenn er die innere Entwicklung des Reiches seit 1888 überblickt, wohl Gefühlen des Stolzes und der Befriedigung Raum

geben. Hier ist, wenn auch dunkle Punkte vorhanden sind, gleichwohl im großen und ganzen ein wesentlicher und hoch erfreulicher Fortschritt festzustellen. Unversehrt ist vor allem die von Bismarck 1870 umsichtig gelegte und seitdem sorgsam erhaltene Grundlage unseres Reiches, die ehrlich föderative Gesinnung, welche alle Fürsten und freien Städte Deutschlands verbindet und es zuwege gebracht hat, daß auch schwierige Fragen wie die welfische, die der Schiffahrtsabgaben, die der Aufbringung des Wehrbeitrags von einer Milliarde Mark im Jahr 1913 ohne brutale Majorisierung, durch gütlichen Ausgleich der entgegenstehenden Gesichtspunkte erledigt worden sind. Bismarcks Wort vom 28. November 1881: „Die Dynastien sind heute national geworden!" hat nach wie vor seine volle Wahrheit; die Dynastien, einst aus Sorge um ihr Dasein dem Reichsgedanken feindlich, wissen längst, daß sie am Reich ihre beste Stütze haben nach innen wie nach außen, und halten treu zu Kaiser und Reich. Unerschüttert steht auch, trotz herber Stöße, die dagegen von verschiedenen Seiten geführt worden sind, der monarchische Sinn unseres Volkes, der alte Landwehrleute wohl sechs Stunden weit in Sturm und Wetter gehen heißt, damit sie ihren Kaiser und Kriegsherrn wieder einmal sehen, wie uns das Hermann Ritter in dem Werk „Deutsche Erde" soeben wieder schön vorgeführt hat. Unerschüttert steht auch der Patriotismus der Deutschen, ja, er hat sich mit den Jahren erweitert, befestigt und vertieft, und vor 1888 war noch undenkbar, was wir 1912 und 1913 zweimal mit hochklopfendem Herzen und stolzem Gefühl erlebt haben, daß alle bürgerlichen Parteien, drei Viertel des Reichstags, einmütig und wohl gar zuletzt ohne Debatte Vorlagen bewilligt haben, welche Heere aus dem Boden stampften. In der Frage des gewaffneten Schutzes unserer Fluren und unserer Kultur gibt es keine Fraktionskämpfe mehr; überwunden ist der Gegensatz zwischen Bürgertum und Heer, an dem 1862 sich der Militärkonflikt entzündet hatte. Das Heer wird in weiten Kreisen geschätzt als der Schutz des Landes und als Erziehungsanstalt ersten Ranges, auf dem nach amerikanischem Urteil unsere wirtschaftliche Tüchtigkeit mit beruht. Nationale Fragen erhalten heute nationale Antworten. Was dem Heer bereitwillig gewährt wird, die notwendige Stärke der Zahl und die notwendige Ausrüstung, wird zweimal der Flotte bewilligt, die seit den Tagen von 1848, wo Dänemark uns vom Meer ausschließen und unsere Ausfuhr, ja sogar unseren Gewerbefleiß lähmen konnte, eine Herzenssache der Nation geworden ist. Die Partei, welche noch 1893 die Heeresvorlage über die zweijährige Dienstpflicht zu Fall gebracht hatte, das Zentrum, hat sich der Flotte seit 1898 mit demselben patriotischen Eifer angenommen wie die alten Reichsparteien der Konservativen, Freikonservativen und Nationalliberalen, und es ist eine einfache Wahrheit, was Lord Roberts am 25. Oktober 1912 zu Manchester gesagt hat: „Deutschland, früher eine der schwächsten Seemächte, ist in zehn Jahren die stärkste geworden, save one," mit Ausnahme einer einzigen, der englischen. Was für unsere Seewehr die Erwerbung Helgolands bedeutet, die dem Kaiser 1890 gelang und die wohl seine eigenste Tat ist, das braucht angesichts der Entwicklung unseres Verhältnisses zu England nicht des Breiteren ausgeführt zu werden. Dazu kommt, daß der Kaiser-Wilhelm-Kanal seit 1895 das Zusammenwirken unserer

Geschwader in der Ost- und Nordsee ermöglicht; er hat unsere Flotte sozusagen verdoppelt. Die letzten Maßregeln zu deren Ausbau sind auch von der fortschrittlichen Volkspartei mitgenehmigt worden; die bürgerliche Phalanx weist nunmehr auch hier keine Lücke mehr auf. Die nationale Rechtseinheit hat 1896 ihren Abschluß erhalten durch eins der größten Werke der Gesetzgebung seit Justinian, durch das Bürgerliche Gesetzbuch, das mit dem 1. Januar 1900 in Kraft getreten ist; der Militärstrafprozeß, der veraltet war, ist 1898 mit dem modernen Geiste in Einklang gebracht worden. Die deutsche Wissenschaft nimmt auf nicht wenigen Gebieten den ersten Rang in der Welt ein; wenn sie eine Zeitlang hinsichtlich der Anstalten für exakte Forschung hinter anderen Nationen zurückgeblieben war, so hat die Jubelfeier der Universität Berlin 1910 den Anlaß gegeben, diesen Mangel durch die Gründung der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften auszugleichen; binnen zwei Jahren hat diese Gesellschaft fünf Forschungsanstalten für Biologie, Radium, Chemie, experimentelle Therapie und Kohlenstoffverbindungen neu gegründet oder wesentlich erweitert. Die wirtschaftliche Entwicklung Deutschlands hat in den fünfundzwanzig Jahren großartige Ausmaße angenommen. Die Volkszahl ist von 42 Millionen auf 66 angewachsen; der Durchschnitt der Geburten beläuft sich, obschon er bedauerlicherweise zurückgeht, noch auf 31 aufs Tausend gegen 26 in England und 19 in Frankreich. Die Landwirtschaft ist in gedeihlichem Aufblühen und versorgt Deutschland mit 95 Prozent der notwendigen Nahrungsmittel, deren Preise freilich — in der ganzen Welt — seit sechs Jahren eine unerfreuliche Steigerung erfahren haben. Gewerbfleiß und Handel haben einen mächtigen Aufschwung genommen; die Gesamtlänge der deutschen Eisenbahnen beträgt rund 60000 Kilometer; in unseren Seehäfen laufen jährlich etwa 230000 Schiffe ein und aus; der Verkehr Hamburgs wird nur noch von dem Londons übertroffen. In der Erzeugung von Zucker steht unser Land mit zwei Millionen Tonnen allen anderen voran; das Kali ist fast unser ausschließlicher Besitz. In der Erzeugung des Eisens kommen wir nach den Vereinigten Staaten an zweiter, in der der Kohlen nach den Vereinigten Staaten und England an dritter Stelle. Unser Handel setzte 1911 über 10 Milliarden Mark in der Einfuhr, über 8 Milliarden Mark in der Ausfuhr um; es hat im Reichstag am 28. Februar 1912 gesagt werden können, daß wir, wenn das Wachstum der Ziffern im bisherigen Maßstab anhalte, in zehn Jahren England überflügelt haben und an erster Stelle stehen werden. Das steuerbare Nationalvermögen über 10000 Mark wurde anläßlich der Erhebung des Wehrbeitrags 1913 auf 200 Milliarden geschätzt; das gesamte Nationalvermögen wird sich auf 350 Milliarden Mark belaufen. Unser Kolonialgebiet ist 1899 durch die Samoagruppe, durch die Marianen und Karolinen, 1911 durch ein dem Umfang Preußens ohne Schlesien und Brandenburg an Größe gleichkommendes Stück des französischen Kongo vergrößert, sein Wert ist durch Anlage von Eisenbahnen und durch Gründung nutzbringender Unternehmungen sehr vermehrt worden, und das für die Behauptung der Kolonien vergossene Blut hat sie stärker als je ans Mutterland gekittet.

III.

Was ist nun der Anteil, den Kaiser Wilhelm II. an all diesen Dingen genommen hat? Wie weit gehen sie auf ihn zurück, wie weit haben sie sich unabhängig von ihm entwickelt?

Die Frage stellen, heißt sich sofort ihrer Schwere bewußt werden. Selbst bei Fürsten, deren Zeit weit hinter uns liegt, ist die geschichtliche Forschung noch nicht ins Klare darüber gekommen, ob sie von persönlicher Bedeutung waren oder nicht; bei einem französischen König, unter dem sich erschütternde und folgenreiche Ereignisse vollzogen haben, bei Philipp dem Schönen, stehen sich heute noch zwei Meinungen schroff gegenüber: die einen halten ihn für einen Mann von hervorragender geistiger Kraft, der dem Papsttum mit kaltem Blut den Fehdehandschuh hinwarf, andere sind geneigt, alles auf seine Ratgeber zurückzuführen. Die volle Wahrheit über Wilhelm II. wird naturgemäß erst ein späteres Geschlecht erfahren; aber das können wir heute schon sagen, daß der zweite Fall bei ihm gewiß nicht zutrifft. Wenn etwas an dem Kaiser charakteristisch ist, so ist es die Vielseitigkeit seiner Interessen. Schon als Jüngling, 1871, als noch sein Vater Kronprinz war, suchte er nach des amerikanischen Gesandten White Mitteilung „nicht bloß die großen Kriegshelden auf, sondern brachte auch den Großen auf dem Gebiete von Kunst und Wissenschaft warmes Interesse entgegen. Bei der Einweihung eines Denkmals für den großen Maler Cornelius hielt er in Düsseldorf eine Rede, in der Kraft der Überzeugung, hohe Begeisterung und keine der üblichen Phrasen war." Diesen Sinn für die Kunst hat der Kaiser immer betätigt; in Berlin, in Rom, in Norwegen, in Washington stehen die Bildsäulen, zu denen er die Anregung gab; er scheute sich nicht, der Mode des Tages entgegenzutreten, was nie populär ist, und sein eigenes Urteil zu äußern, nach dem „die Kunst aus dem Quell der großen Mutter Natur schöpfen, ihren ewigen Gesetzen sich fügen und von der Antike Schönheit und Harmonie lernen soll"; offen pries er 1902 die Bildhauerei, „daß sie zum größten Teil rein geblieben sei von den modernen Strömungen". Die Wissenschaft gewann ihm dasselbe Interesse ab; er interessierte sich für die Geschichte, deren Lehren er gern in seine Reden zu verflechten liebte, für die Naturwissenschaften — der soeben verstorbene Physiker Slaby genoß seine Gunst —, für die Religionswissenschaft; es ist unvergessen, wie er bei den Vorträgen des Berliner Professors Delitzsch über „Bibel und Babel" 1902 selbst erschien und wie ihm das Anlaß wurde, 1903 in einem Schreiben an den Admiral Hollmann seine Ansicht über die Religion zu entwickeln. Wie sein Großvater fühlte sich Wilhelm II. als Werkzeug in Gottes Hand; das Königtum von Gottes Gnaden ist ihm eine lebendige Tatsache, die Quelle großer Kraft und eine Sache schwerer Verantwortung. Man hatte einst hier gehofft und dort befürchtet, daß Wilhelm II. durch seine Beziehungen zu Stöcker ganz in Zusammenhang mit der kirchlichen Rechten kommen werde; sein beweglicher Geist ließ ihn aber auch den Gedankengang der Linken wohl verstehen, und ein Mann von den liberalen Anschauungen Adolf Harnacks gewann des Kaisers volles Vertrauen. Durchdrungen von seiner königlichen Stellung hat Wilhelm II. wohl Äußerungen getan, die lebhaften Widerspruch

erregten; ebenso wie sein auf einer überaus starken impulsiven Anlage beruhendes persönliches Hervortreten zu den Reichstagsverhandlungen des 10. und 11. November 1908 führte. Man ist aber dem Kaiser, dem seine vortreffliche, ihm in mustergültiger Ehe verbundene Gemahlin mit treuem Rat zur Seite stand, das Zeugnis schuldig, daß er aus jenen herben Tagen die Konsequenzen gezogen, und seitdem, ohne der Öffentlichkeit gegenüber sich hinter einen Schleier zu verhüllen und zu verstummen, die Aufgaben eines Monarchen, der kein roi fainéant ist, und eines konstitutionellen Herrschers wohl zu vereinigen gewußt hat. So schroff auch manches Wort herauskam, in Taten hat der Kaiser niemals die verfassungsmäßigen Rechte des Volkes angetastet, und wie sein innerstes Wesen beschaffen war, das offenbarte er selbst in dem Gespräch mit dem Münchener Schriftsteller Ludwig Ganghofer am 12. November 1906: „Ich bin ein Optimist durch und durch und werde mich durch nichts abhalten lassen, dies bis ans Ende meines Lebens zu bleiben. Ich bin ein Mann, der von Arbeit erfüllt ist und an seine Arbeit glaubt. Ich will vorwärts kommen. Sie haben in Ihrem ‚Schweigen im Walde' gut gesagt: ‚Wer mißtrauisch ist, begeht ein Unrecht an anderen und schädigt sich selbst.' Man muß mit immer neuem Vertrauen an die Menschheit herangehen. Das deutsche Volk hat eine Zukunft. Das Wort Reichsverdrossenheit kränkt mich, so oft ich es höre; was hat man von der Verdrossenheit? Lieber arbeiten und vorwärts schauen!"

Aus diesen Worten des Siebenundvierzigjährigen spricht doch gewiß dasselbe Wesen, das White an dem Zwanzigjährigen bemerkte, das eines „kerngesunden Menschen". Das hat auch einmal Fürst Bülow im Reichstag (21. Januar 1903) so bezeichnet, daß er den Kaiser zu den starken, ausgeprägten und begabten Individualitäten rechne, die einen großen Zug haben, einen freien, vorurteilslosen Sinn, nichts Philiströses; und als der Kaiser im November 1903 eine Operation glücklich überstanden hatte, da schrieb der Pariser „Temps": „Wenn Wilhelm II. sich nicht allen sympathisch zu machen gewußt hat, so hat er doch niemanden gleichgültig gelassen. C'est quelqu'un! Er ist nicht der erste Beste, auch nicht ein einfaches Glückskind, und unter den guten Wünschen für die Wiederherstellung des Kaisers gibt es keine aufrichtigeren und uneigennützigeren, als die von Frankreich ausgehen; es erblickt in ihm eine seltene Verkörperung lebendiger Humanität und eines ungewöhnlichen Typus des Königtums, der gleichzeitig antik und modern, gleichzeitig von Gottes Gnaden und durchaus volkstümlich ist."

So darf das deutsche Volk mit Freude und Stolz auf seinen Kaiser schauen, mit dem es durch gute und böse Tage immer mehr verwachsen ist. Was auch die Geschichte einst über ihn urteilen wird, so viel wissen wir doch schon jetzt, daß sie wird anerkennen müssen, er habe stets das Beste von Reich und Volk redlich gewollt und in rastloser Arbeit auf allen Gebieten, dem militärischen, das ihm als echtem Hohenzollern vornehmlich am Herzen liegt, wie dem bürgerlichen, das kein gewissenhafter Herrscher vernachlässigen darf, sich immerdar betätigt. Sie wird in ihren Tafeln erstlich verzeichnen, daß Wilhelm II. in der Frage des Arbeitsschutzes, den sein großer Berater aus praktischen Erwägungen doch wohl zu zaghaft anfaßte, durch seine berühmten Erlasse vom

4. Februar 1890, die ohne ministerielle Gegenzeichnung als persönliches Werk des Kaisers erschienen, dem Fortschritt die Bahn gebrochen, und daß er durch dieselben Erlasse den Arbeitern das Recht verschafft hat, durch Männer ihres Vertrauens an der Regelung der ihnen mit den Arbeitgebern gemeinsamen Angelegenheiten mitzuwirken und ihre Interessen wahrzunehmen. Ferner wird die Geschichte dem Kaiser nachrühmen, daß er, der von seinem Großvater ein mächtiges Landheer überkam, dieses unausgesetzt weiter entwickelt, aber aus eigenstem Antrieb und eigenster Erkenntnis dessen, was not tat, durch manchen Widerstand hindurch uns auch eine gewaltige Flotte geschaffen hat, in dem Geist, aus dem heraus er am 23. September 1898 bei der Einweihung des neuen Stettiner Hafens sprach: „Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser!" Und endlich, drittens, wird sie anerkennen, daß er, der über diese Machtmittel verfügt, den man 1888 in vielen Ländern mit Bangen den Thron besteigen sah, weil man ihm unbezwingliches Verlangen nach kriegerischem Ruhm zuschrieb, fünfundzwanzig Jahre lang den Frieden aufrecht erhalten und aufsteigende kriegerische Gefahren wiederholt mit Ehren friedlich beigelegt hat. Mit Ehren beigelegt — das werden mit der Zeit wohl auch die noch zugestehen, die vor zwei Jahren der Ansicht waren, der marokkanische Knoten solle mit dem Schwerte zerhauen werden, und welche grollten, daß Deutschland nicht verstehe, seine Macht zu gebrauchen. Das Ausland sieht, gegen 1888 völlig umgestimmt, in Kaiser Wilhelm II. heute einen der Eckpfeiler friedlicher Entwicklung Europas; die Stimmen der Schürer und Hetzer haben es nicht vermocht, diese Erkenntnis zu ersticken. Als jüngst an den Balkanwirren der Weltbrand sich zu entzünden drohte, da ist in der französischen Abgeordnetenkammer das Wort gefallen: „Wir haben einen festen Grund der Friedenshoffnung, das ist der Deutsche Kaiser." Wir, die wir überzeugt sind, daß der Kaiser stets nur Frieden mit Ehren gewollt hat, daß er das Schwert ziehen würde, wenn das Wohl des Vaterlandes es erfordern sollte, wir dürfen dieser fremden Anerkennung uns freuen und es als eins der schönsten Ergebnisse der fünfundzwanzig Jahre betrachten, daß der Kaiser mit dem Dank seines Volkes das Vertrauen Europas gewonnen hat.

Gottlob Egelhaaf.

Stephana Schwertner.

Ein Steyrer Roman

von

E. von Handel-Mazzetti.

VIII.

Das Kruzifix auf dem hohen Altar des Stiftes Garsten reckte enthüllt seine Arme aus, zu Füßen des Altars lag das abgerissene schwarze Trauertuch.

Karl, der Abtvikar, die brennende Kerze in der Hand, überwallt von weißer Albe, stand am Altare mit zween anderen Vätern; der ganze Konvent umgab in Stille den Altar, und der Subdiakonus las die Lektion Oseas des Propheten: Haec dicit Dominus: in tribulatione sua mane consurgent a me. Der Abtvikar hielt in der rosenfarbenen prallen Hand die Kerze, sie schien ihm feuerrot in das gedunsene Antlitz; sein sorgender Blick strich über seine Mönchsschar, die das Presbyterium füllte, hinweg ins Schiff der Kirche, wo stumm viel Volk auf den Knien lag, ob es Garstener seind, ob nicht wieder soviel Steyrer dabei sind wie an Palmarum, daß wir wieder mit dem allmächtigen Herrn von Steyr Verdrieße bekommen. Die kinen wir gar nit brauchen ... das Kopftüchel, weiße, und blaue Kleidl ist *schon wieder* da, beim Marienaltar, leidig! Der Vikar schießt einen finsteren Blick dahin. Könnt man die durch den Meßner abschaffen; aber jetzt flickt sie uns die Kirchenparamente umb sehr billiges Geld — man muß sie also leider im Gotteshaus dulden, die leidige Stephana ...

Der Subdiakon aber las aus dem Buch Exodus mit lauter Stimme vor:

Dixit Dominus ad Moysen et Aaron, in terra Aegypti:

Decima die mensis hujus tollat unusquisque agnum per familias ...

Es lauschten alle Väter, die tonsurierten Häupter tiefgesenkt, die alten Väter dachten voll Schmerz, in wie großer Schmach die wahre Kirche jetzt zu Steyr liegt, wahrlich so elend liegt sie, wie das Haus Israel unter Pharaos eiserner Zuchtgeißel. Zornig blitzten die Augen der jungen Mönche; ja und wir haben keinen Moses mehr, der dem Pharao zu trotzen wagt und das Volk Gottes aus der Knechtschaft erlöst; der Beste aus unserer Mitte liegt gefangen ... Unser neuer Vater kriecht und bückt sich vor dem Händel, und mit seinen besten Kindern ist er grausam, hart und ungerecht ...

„... Renes vestros accingetis“ las der Subdiakon, „et calciamenta habebitis in pedibus, tenentes baculos in manibus, et comeditis festinanter: est enim Phase (id est transitus) Domini ...“

Jawohl, das kommt jetzt, das ist die Neige des Bechers, darauf müssen wir uns fassen, dachten die alten Väter, daß wir uns bald gürten und beschuhen werden müssen, dieses Kloster und dieser Tabernakel stehen auch nimmer lang, Phase Domini, und der Herr wird gar hinwegziehen aus dem ganzen Land, wie er schon aus Steyr hinweggezogen ist.

Es las der Subdiakon aus dem Buche: „Eripe me Domine ab homine malo: a viro iniquo libera me. Qui cogitaverunt malitias in corde, tota die constituebant praelia."

Er rief es mit lauter, dringender Stimme. Der Abtvikar berührte seinen Assistenten zur Linken, den Pater Cyrill, am Ärmel und sprach ärgerlich: „Warum schreit dieser Knabe so?"

Der Gefragte erwiderte leise: „Weil es uns ähnlich wie dem bedrängten David ergeht. Weil wir gar sehr von einem ungerechten Manne bedrückt sind und wahrlich der Hilfe Gottes brauchen, sollen wir nicht ganz zugrunde gehen."

„Weder wären wir," sprach Karl gedämpften Tones (der Subdiakon betete mit erhobener Stimme weiter: „acuerunt linguas suas sicut serpentis") „bedrückt, noch ist er ungerecht." (Der Subdiakon betete: „venenum aspidum sub labiis eorum"). „Sundern an allem war die Vermessenheit und Dummheit zweier Leute schuld, („qui cogitaverunt supplantare gressus meos" sprach der Subdiakon), ohne deren hirnrissige Wallfahrtskomödie wir und ganz Steyr Frieden hätten. . . Im übrigen, Pater Cyrill, sollt Ihr während der heiligen Funktion nicht schwatzen, es ziemt sich nit für einen geistlichen Mann." Der Pater Cyrillus schwieg; doch von den Novizen flüsterte einer auf lateinisch: „So vermessen war auch unser Herr, da er am Sabbat Kranke heilte." Aber er sagte es heimlich, damit es der Abtvikar nicht höre; denn der Friedliche war hart und herrisch gegen die Albertiner, jene nämlich, die für den Albertus noch Partei zu nehmen oder ihn nachzuahmen wagten. Ihrer mehrere hatte er schon aus dem Konvent getan und auf entlegene Pfarren geschickt. Alles um des Friedens willen.

Zwei Meßknaben brachten indes dem Abtvikar das Evangeliumbuch und hielten es ihm ehrerbietig vor, und es begannen drei Novizen, deren einer die Legende, der andere Christum, der dritte den Pilatus sang, die Passion Johannis fürzutragen; was das Volk zu sagen hat, sang der ganze jüngere Coetus im Chor.

In illo tempore: Egressus est Jesus cum discipulis suis trans torrentem Cedron, ubi erat hortus, in quem introivit ipse.

Geruhig hörte der Abtvikar die hehren Worte, die durch das Gewölb der Kirche klangen; den uralt heiligen, schrecklichen Bericht von einer Unschuld, die verraten und gefangen ward; verleugnet von allen Freunden, dem Heiden dargestellt als Volksverführer, der das Volk aufwiegle in ganz Galiläa, vom Heiden zu bitterer Marter und endlich zum Tode verdammt, obwohl Pilatus keine Schuld an ihm erfand. . .

Karl lauschte geruhig der Passion, und seine beschauliche Miene wurde nicht entstellt, als erschütternd und herzdurchzitternd die letzte Klage des Herrn erklang: „Sitio!" — Und sein Todesschrei, der Schrei, vor dem Erde und Himmel beben: „Consummatum est."

Und er gedachte nicht, von Jesu Marter bewegt, jenes andern Mannes, der auch durch einen Judas ausgeliefert, vor einen fehlgläubigen Richter geschleppt worden war und alle Schmach von ihm erlitten hatte, Aufrührer geheißen wurde und doch keine Schuld begangen hatte; der nun einsam in Verlassenheit im Kerker lag, indes all seine Brüder im Gotteshause andächtig beteten und psalmodierten und sein Verleugner auf seinem thronus pontificis stolz und erhaben saß . . .

Der Mann des faulen Friedens, der Heuchler im Heiligengewand denkt an das alles nicht; vielmehr sind alle seine Gedanken bei der Abtwahl. Und er geht im Geist die Professen durch, die sicher für ihn stimmen werden; es sind nicht allzuviele. Ein Fluch ist es, daß von den Jungprofessen immer noch welche jenem Rebellen anhangen; es ist schwer, diese Hartköpfigen zu gewinnen. Er wird ihnen heute, wenn die tabula ad caritatem zum zweiten Mal läutet, ergiebig Wein und Honig reichen lassen, vielleicht nützt das.

. . . Aber der Christus artikuliert gar nicht gut. Die Stimme ist schön, die Artikulation schlecht. Hat Ertelius keinen besseren Christus gefunden? . . .

Ertelius stand etwas zurück auf der Seite der Sänger, mit einem weißen Stäblein in Händen. Damit pflegt er bei jedem Lapsus dem Sünder leis die Schulter zu klopfen. Aber der Stab ruht unbeweglich in seiner alten dürren Hand und sein weißes Haupt auf der eingesunkenen Brust. Denn er muß bei der Passion an jenen Armen denken, dessen der Abtvikar in seiner stolzen Selbstgerechtigkeit vergißt; an Albertus im Kerker auf dem Kreuz schmachtend, daran ihn der Haß des Richters von Steyr und die feile Furcht seines Oberen genagelt hatte.

Und die Trauer hätte den Alten ganz erdrückt, wäre nicht etwas Liebliches, Tröstliches in der düstern Kirche, rechts unten, wo das heilige Grab vorbereitet ist, zu sehen gewesen; er blickte immer wieder hin. Dort leuchtete zwischen den Grabbäumen ein weißes Tüchlein, und ein buntiges daneben; aus dem weißen blickt ein ernst und blasses jungfräuliches Antlitz, aus dem buntigen ein Kind; Stephana und Michaela, Herr Ertelius erkennt sie wohl.

Liebe holde Stephana! Was du betest für Steyr und den armen Albertus, ich, dein unwürdiger Beichtvater, weiß es wohl. Was du arbeitest vor unser Gotteshaus mit deinen zarten Fingern, auch das weiß ich. Was du gelitten hast und wie dein Herz bereit ist zu fürderer Marter, das weiß ich auch, du hast es mir zwar nit verraten . . . Es ist Geheimnis bei Gott. Guet ist es, des Königs Geheimnis zu bewahren . . .

Der Lektor sang die Passion und sang die Worte: Stabant autem juxta crucem Jesu mater ejus, et soror matris ejus, Maria Cleophae, et Salome, et Maria Magdalena . . .

Der alte Ertelius dachte: „Nein, Albert, du bist nicht vergessen und wir alle, die wir deine Trübsal so bitter in unserem Herzen empfinden und dasselbe Kreuz tragen wie du, sind nicht verlassen . . . Das lieb fromme Kind! Ist sie nit unsere Magdalena, aber eine unschuldige! Ist sie nit unsere Cleophaea; wie der Subdiakon eben sagt: stans juxta crucem Domini? —"

„Nit bloß stans," denkt er weiter, mit guten Vateraugen das weiße

Tüchlein und blaue Kleidchen umfangend, „sundern laborans . . . ei es wart't schon die güldene Osterkasel, es wartend die Levitenröck, und das Auferstehungspluvial auf deine zarten Fingerlein, daß du dero verblichene Herrlichkeit für die heilige Osterzeremonie auf den Glanz richtest . . ."

Indes Ertelius solches dachte und in seinem Herzen getröstet war, horch, da ritten vor dem Kloster Reiter an, man hörte ihre getrommelt und geblasenen Signale. Der Abtvikar sah verstört herum und hatte nicht mehr acht auf die Worte des Lektors, der das Evangelium Johannes beschloß: Facta sunt enim haec, ut Scriptura impleretur: os non comminuetis ex eo. Et iterum Scriptura dicit: Videbunt, in quem transfixerunt. —

Der Hauptmann von Steyr war im Kloster. Man hatte ihn in die Prälatur geführt, und hier wartete er, bis der Abtvikar vom Gottesdienst zurückkam. — Er erinnerte sich, in dem zweiten Gaden auf und ab schreitend, an jenen unholden Winterabend, da er mit dem Vater in diesen Zimmern gewesen war und den alten Heller hatte sterben sehen. Damals waren diese Räume überaus elend, allen Schmuckes bar, heunt scheinen sie ihm sehr verschönert. Teppiche sind an den Wänden aufgehangen, blütenweiße Federpölster auf dem mit blauen Vorhängen umhangenen Bett getürmt. Der alte Mann damals war, wie Heinrich noch sehr gut wußte, auf der bloßen mit Asche bestreuten Erde gestorben. Ja — und bevor er starb, hatte einer der anderen Mönche — war es nicht Albertus gewesen? — von Stephana gesprochen, und er, Heinrich Händel, hatte die Stephana geschimpft. Er errötete, als er an das dachte. Damals hat er sie noch nicht gekannt. Heunt wollte er jeden mit dem Schwert ausfordern, der sie zu beschimpfen wagte . . . und all seine Gedanken waren wieder bei ihr, und die heilige Maria, die über des Abtvikars Betschemel in Wachs poussiert, blau angetan und weiß geschleiert stand, schien ihm ihre Züge anzunehmen.

Der Abtvikar, als er die stolze und gebieterische Gestalt und das Schwert des evangelischen Hauptmanns in seiner Stube sah, verschwand tiefgebogen beinah in den Falten der eigenen Cuculla. Stammelnd fragt er, was der gestrenge und tapfere Herr bringe. Heinrich lächelte geringschätzig. Der alte Heller hatte ihn noch im Tode angeherrscht: Junger Händel, komm du her. — Und dieser da macht solche Katzenbuckel.

Er nahm den Stuhl nicht an, den ihm der Devote bot; quittierte auch seine bebend gesäuselte Versicherung, der Konvent hoffe der Huld des Richters würdig zu sein, denn allen seinen Verordnungen würde in Garsten strengstens nachgelebt, mit keinem einzigen verbindlichen Wort, sondern mit kalter Förmlichkeit verkündigte er ihm den Befehl des Richters, den gefangenen Albertus bereit zu halten, da der Erzherzog denselben über die Woche von Sanct Florian mit seinen Reitern werde abholen lassen; steyrische Schützen würden ihn bis nach Florian bringen.

Karl bog sich bis zum Boden, heuchlerisch und unterwürfig, und versicherte, in allem und jedem werde er dem Befehle des Richters nachkommen, er werde den Albertus bereithalten. Dabei nagte und wurmte ihn innerlich der Verdruß, daß der Fürstbischof ihn seinen Entscheid nicht persönlich, sondern

durch diesen Protestanten da wissen ließ; war er denn nicht Abtstellvertreter, oder war er dem Fürstbischof nicht gut genug, daß der über ihn weg an den Richter schrieb. Er verhohl aber seinen Ärger, katzenbuckelte noch tiefer und fragte den Hauptmann arglistig, was in Passau mit dem Albert geschehen würde, diesem unguten Friedbrecher, habe der Erzherzog nichts vernehmen lassen.

Heinrich Händel sah in seiner kriegerischen Herrlichkeit auf den Servilen mit kalt blitzenden Augen herunter. „Uns? Nein. Warumb fragt Ihr das? — Wollt Ihr vielleicht für ihn beim Erzherzog bitten? Er muß Euch ja als unser geschworener Feind sonderbar lieb sein — oder laßt Ihr ihn im Stich, weil er gegen uns kein Glück gehabt hat?"

Der klägliche Abtvikar kroch am Boden vor dem lutheranischen Buben, der ihn verspottete. „Nein, Herr Hauptmann, Euere Feind sind nit meine Freunde! Ich habe es oft gesagt und sag es wieder, ich such ein einig und friedliches Handeln mit den evangelischen Herrn, ja fürwahr, ich bin ihrem Glauben nit feind, sundern ich denke, in meines Vaters christlichem Haus sind viel Wohnungen." „Es ist sehr gnädig, daß Ihr uns eine gönnt und uns nicht zum Teufel schickt, wir müßten das eben auch mit Würde ertragen!" sagte der junge Händel mit einem verachtenden Gestus. Die Arme verschränkend und die Brauen über den dunkelleuchtenden Augen finster faltend, sah er groß im Zimmer herum, das so ganz anders als damals am Stephanstag aussah. „Hier ist ja Euer alter Heller gestorben. Was tät er," sagte er, „wenn er wüßt, daß Ihr uns trotz unserer Ketzereien eine Stuben im Himmel in Aussicht stellt? Dreht er sich nicht im Grab um?"

„Edler Herr, mir ist das Wort Ketzer nomen purum distinctivum ... und es kommt gar sicher bald ganz ab," beteuerte Karl, die erlittene Rohheit seines Obern ausgleichend.

„Du Kamel!" dachte Heinrich. „Das will auch ein Mann sein. — Die Sache dürfte so bald nit abkommen", sprach er sarkastisch, „schließlich, was tut der Name? Uns kümmerts am Ellenbogen, ob uns ein Römischer schimpft oder lobt."

Nachdem er dem gekrümmten Rücken diesen Schlag versetzt hatte, wandte er sich lachend zum Gehen. Eben öffnete sich die Tür und ein alter Mönch erschien. Heinrichs dunkler Blick blitzte ihm neugierig entgegen. Wahrhaftig, es war derselbe, den er damals am holden Bettlein Stephanas hatte stehen gesehen. Der Alte grüßte ihn untertänig; und diesmal war er sich nicht zu gut, mit einem kleinen Neigen des Hauptes für den Gruß zu danken. Der alte Mönch trat demütig auf den Abtvikar zu, und die Worte, die er sagte, vermochten den jungen Hauptmann, an der Schwelle sich zu verweilen und zuzuhören; denn Ertelius fragte den Abt, ob nicht auch an den Pontifikalschuhen etwan ein Schaden zu bessern sei, die Schwertner Stephana bleibe bis Vesperzeit da und könne das auch noch machen; jetzt sticke sie am Velum den abgeschabenen Johannes nach.

Der Abtvikar wurde feuerrot, als sein Konventual den Namen Stephana nannte. „Himmelherrgott, vor dem Richter seinen Sohn sagts der Doll, daß die abgestrafte Person bei uns arbeitet, das brockt uns was Schönes ein."

Heinrich Händel aber horchte begierig auf. Was! Stephana ist hier! So nah von ihm! Wild brannte ihm das Herz, sie zu sehen, die seit einem ganzen bittern und holden Mond sein Traum bei Nacht und sein einziges Sinnen bei Tage ist. — „Was gar, die Stephana kann auch sticken?“ fragte er den alten Mönch. „Ich habe gemeint, sie schenkt Wein und Bier aus und schreibt die auf, die schuldig bleiben — oder gibt ihnen zur Straf mit der Fahnenstange eins drauf.“

Er lachte übermütig. Ertelius sagte mit seiner guten Altmannsstimme: „Herr Hauptmann, die Stephana kann alle Arbeit mit der Nadel, sie ist ein feines und gewandtes Mägdlein; wir geben ihr gern ein paar Kreuzer zu verdienen, weil jetzt ins Wirtshaus ihrer Mutter wenig Gäst kommen, und auch die Stephana, seitdem sie mußte die Straf leiden, wie Ihr wißt, nit gern unter die Leut in die Wirtsstube hinuntergeht. So übet der gnädige Herr,“ Ertelius neigte sich gegen den krebsroten, aus Verlegenheit die Daumen umeinanderdrehenden Vikar, „ein opus caritatis, und unser Tyrocinii magister hat sich dessen nicht zu beklagen.“

In Heinrichs junger Brust aber wogte und schwoll, wie der Alte ihm das alles erzählte, immer unbändiger die Lust und das Begehren, die Allerschönste, die ihm so nahe war, zu sehen; er sagte zum alten Ertl: „Also die Stephana stickt. Ich möchte das sehen, wie sie's macht. Meine Goldstickerin in Linz ist jetzt nit zu haben, und ich möcht aber meine Hauptmannsbinde noch sticken lassen, so leer ist sie nit schön.“ Er faßte mit der Hand in die Schärpe von grüner Seide, die ihm von der linken Schulter bis über die rechte Hüfte hinabhing. „Glaubt ihr, kann sie das machen? Ich will mein Wappen darauf haben, einen Hahn.“

„O gewißlich kann sie das,“ lächelte der alte Pater.

Der Hauptmann sagte hastig: „Führt mich zu ihr, ich will mit ihr reden. Lang Zeit habe ich nicht, denn wir müssen noch nach Sand, es heißt, die Passauer Bagage treibt sich dort herum und will durch Steyr ziehen, und der Richter leidet das nicht. Wir sollen sie verscheuchen.“

„Passauer!“ schrie Karl und schlotterte am ganzen Leib, „heiliger Maurus und Placidus hilf, wo komben die her?“

„Man weiß es nit recht, sie sind wie die Maikäferplage! — Fürchtet sich der Herr vor ihnen?“ lachte der junge Kriegsheld mit souveränem Spott auf den Bebenden herunter — wenn er spottig lacht, ist er seinem Vater aus dem Gesicht gerissen, darum zittert der Vikar nun nur noch mehr.

„Beruhigt Euch. Sie beißen nicht. Sie machen nur den böhmischen Zirkel, der bei ihnen natürlich bayrischer Zirkel heißt, und halten rote Hähne feil, und dann soll jetzt bei ihnen die ungarische Lagerkrankheit sein, nach der wir in Steyr kein Verlangen haben. Wenn ein Kriegsherr seine Leut entläßt, so soll er ihnen den Sold nicht schuldig bleiben, sunst werden sie eine Landplag. Das lehrt diese Fabel. — Aber ich habe ja wollen mit der kleinen Stickerin reden.“

Pater Ertl neigte sich. Ich werd dem Herrn den Weg zeigen. Sie ist drüben in der Paramentenkammer.

Und er ging unterwürfigen Schrittes dem Sohne Händels voran, etliche Gänge entlang, dann eine Stiege hinunter über den Kirchenhof, in dem viel Volk, vom heiligen Grabe kommend oder zu demselben wallend, ein- und auszog, durch einen Seitengang, der neben der Kirche lief, zur sogenannten Beichtkammer, über der das Paramentenstüblein lag. Durch die Kirche wollte er den Sohn des großen Ketzers nicht führen, da das Allerheiligste ausgesetzt war. Als sie an die Beichtkammer kamen, fragte Heinrich Händel: „Ist sie da?" Und seine brünetten Wangen, die fürhin etwas bleich schienen, brannten rot, und die seidene Schärpe bewegte sich lebhaft auf seiner Brust.

„Nein," sagte der alte Mönch, „hier ist das Beichtzimmer."

Heinrich Händel sah sich in dem moderigen Raume um. Viele Beichtstühle, aus Holz geschnitzt, mit kleinen Engeln und Dämonen verziert, standen die Wände längs. „Hier kreucht man also hinein," zuckte er geringschätzig die Achseln, „und bückt sich vor einem Menschen, als wäre er Gott. Ihr Papisten seid doch eine arme Sozietät." Plötzlich fragte er: „Kniet sich denn die Stephana auch hinein?"

„Ja," sprach ruhig der alte Mönch, „dahier —", er wies auf den letzten Beichtstuhl, „kniet sie oft. Darumb lachen diese Englein so und schneiden die Teufel so schieche Gefrießer. Ist doch nichts schöner den Engeln und furchtbarer den Teufeln, als eine demütige reine Seele."

Der Hauptmann sah den alten, guten Greis, der ihm diesen Hieb ganz harmlos versetzte, rasch an, lustig und trotzig.

„Ärgern sich die Teufel, so muß ichs auch tun, sie hat mich ja einen Teufel genannt — dazumal, dazumal. Aber wo ist sie denn?"

„Noch die Stiegen hinauf, Herr."

„Herdigatter," lachte Heinrich Händel, doch mit gedämpfter Stimme, „das ist ja eine Hühnerstiege" — und lauscht, denn von oben kam leise, wie aus ferner Gegend, Stephanas Stimme: „Gegrüßet seist du —" und er gedachte an Zellers Tod, wie sie da betete — er lauscht emporsteigend — da verhallt die Stimme, und eine zweite ganz kleine kindische zwitschert: „Halige Maria, Muetter Gottes, bitt für uns arme Sünder —"

„Jo freilich is d' Stiegen schlecht," sagte der alte Mönch, der hinter ihm fürsichtig Staffel um Staffel nahm. „Das ist die Enns, die tut uns das Gemäuer gar verwüsten, die zeucht uns noch den ganzen Konvent hinaus."

Der Hauptmann antwortete nicht, sondern stieg unter dem Klange der betenden Stimmen, so lautlos er konnte, den letzten Stiegenabsatz empor. Auf der obersten Staffel blieb er gebannt stehen und hielt den Atem an, so schön war das, was er hier sah.

In einem kleinen, langen Kämmerchen, an dessen Wänden verblichene Meßgewänder und Velen in allen Farben hingen, saß an einem offenen Fenster die Stephana und ließ geschäftig ihre Nadel fliegen. Über ihre linke Schulter, die sie der Stiege zuwandte, floß das goldbraune Haar in glänzenden Wellen herab; von ihrem Antlitz sah Heinrich nur die zarte Wange und die goldschimmernde gesenkte Wimper; aber ihre Stimme hörte er; sie betete vor, und das kleine Schwesterchen, das neben ihr kauerte und ihr

eilfertig nun rote, nun blaue, nun grüne Seide, nun die Schere zureichte, betete nach, und Stephana war so sehr bei der Arbeit, und das Kleine schrie so beflissen, daß beide die Schritte der Männer nicht gehört hatten; keine von beiden wandte sich um. Heinrich starrte in stummem Entzücken. Als der Mönch ihm nachkam und ohne weiteres in die Kammer treten wollte, faßte er ihn hastig am Arm und hielt ihn zurück.

Die beiden Kinder beteten lieblich: „Gegrüßest seist du, Maria, voll der Gnaden . . . gebenedeit ist die Frucht deines Leibes, Jesus, den du, o Jungfrau, im Tempel wiedergefunden hast." Stephana riß ein Kraushaar aus ihrer Haarpracht und fädelte es in die Nadel und malte mit der Nadel emsig am Barte eines Mannes auf dem Seidenbild.

Auf das Fenster, durch das aus einem Gärtel grüne Äste winkten, kam ein Vöglein geflogen, spreizte das Schwänzlein und pfiff aus seinem funkelblauen Kehlchen innig „züb züb", als wolle es die holde, fleißige Stickerin grüßen; diese unterbrach sich einen Augenblick im Beten und zeigte dem Schwesterchen das Vögelein mit ihrer Nadel, auf der sie jetzt eine Perle stecken hatte.

Da klirrte das Schwert des Hauptmanns, der in der Begier, das Gesicht der Stephana zu sehen, einen Schritt vortrat. Die Michaela sah blitzschnell um und raunte: „Jö, Steffi!" Da wandte sich auch diese nach der Tür und sah den Hauptmann und hinter ihm ihren Beichtiger stehen; beide lachten. Sie aber stand rasch auf und ging in den Schatten eines Paramentenschreins, und dort sah Heinrich sie eilig den offenen Zopf zuflechten.

Er nahm, die Augen fort auf ihr, die Arbeit, die sie weggelegt hatte, in die Hand und fragte den Pater Ertl: „Das ist wohl so ein Zeug, mit dem ihr den Kelch zudeckt?" Da kam schon Stephana hinter dem Kastenflügel hervor, trug nun ihr Haar um das Haupt gewunden, wie eine königliche Krone, und eine Königin hat nicht schöneren Gang als sie, die in ihrem Armutskleid in dieser Mönchsbettelkammer um Lohn arbeitet, dachte Heinrich Händel.

Sie grüßte mit kindlicher Ehrfurcht zuerst den Mönch, dann ruhig und eingezogen den Hauptmann, nahm letzterem rasch das Seidenschild mit der eingestickten Kreuzigung aus der Hand, denn es war ihr gar nicht recht, daß dieser unkatholische Mensch das geweihte Parament angerührt hatte. „Das ist kein Kelchvelum, Herr," sagte sie, „sondern eine Cappa von einem Pluvial. Ich muß aber mit meiner Arbeit weitermachen. Was befehlen die Herren von mir?" Damit saß sie schon wieder auf ihrem Stühlchen und kräuselte den goldbraunen Faden, der von ihrer Haarpracht her war, und zog ihn emsig durch die morsche Seide, und von fern aus dem Novizengarten grüßte das Vöglein herüber „züb züb berz".

Der Hauptmann preßte sein Schwert an die Hüfte, daß es nicht an sie stoßen sollte, als er nahe an sie trat und über sie, deren Wunderhaar ein Regenbogenschein umglühte, herabgebeugt sprach: „Da sehe ich zu, was du kannst. Das wollte ich wissen. Ich hab nämlich auch eine Arbeit, die ich will von einer kunstfertigen Person machen lassen . . . Du stickst dem Johannes

da einen Bart von deinem Haar?" unterbrach er sich, mit seinem lodernden Blicke der kleinen Hand, die so schön, wie von Helfenbein geschnitten war, auf ihren zierlichen Wegen folgend. Das Kleinmägdlein stand wie ein Manderl Stehauf und sah ihn mit großaufgesperrten Augen bewundernd an, seinen Hut, sein Schwert und seine Sporen.

Stephana sprach, auf des Ritters Rede erwidernd, aber sie sprach gegen den Mönch zurück, der um die Paramentenkästen herumging und die Schäden an einzelnen Paramentenstücken besah: „I han nix gscheits unter die braunen Seidenstrahn gefunden, und darumb habe ich von mein Haar zum Johannes seinen Bart nehmen müssen, ist es ungut, trenn ichs wieder auf."

„Mein liebs Kind," tat der Alte, und sah, die Hände unter dem Skapulier gefalten, auf die schöne Jungfrau, neben der der prächtige Ritter stand und abermals lachte; wie herrlich blüht die Jugend! I bin an alter Scherben und gar nichts mehr wert. „Dein Haar seind mindestens ebenso gut als wie braune Seiden, auch Magdalenä Haar war nit unguet, als sie die Füeß Christi liebreich darein trucknete."

„Züb, züb!" warb von fern, aus dem Novizengarten, das verliebte Vögelein.

Der junge Hauptmann lachte noch immer: „Es ist gar großmütig von dir, daß du dem armen Johannes von deinem Haar gibst, aber du hast genug, umb das Almosen zu leisten . . . vor tausend Jahr, wo die Römer in Noreja waren, hätten sie auf dein schönes Haar gewiß Jagd gemacht . . . aber ich hab wollen dich fragen," sprach er herablassend, wie der Herr, der er war, „ob du mir kannst ein Stickerei liefern. Ich will die Schärpe da," er griff mit der Hand hinein, „mit meinem Wappen, einem Hahnen, gestickt haben, sehr schön, versteht sich, und bald."

Das Mägdlein ließ ihre sternhellen Augen an seinem dunklen Antlitz vorbei gegen die Paramentenkästen leuchten. „Da ist noch viel zu tun," sagte sie, „wo nimb i die Zeit her?"

„Sancte Nicasi, ora pro nobis. Ja, die Mäus habend uns schrecklich Schaden getan," stoßseufzte der alte Pater.

Der Hauptmann sprach, in plötzlicher Aufwallung hochmütig gebieterisch, denn er war ein Händel: „Kannstu dir nit Zeit machen für den Hauptmann von Steyr?" Das Mädel! Schön wie der Mai und kalt wie der Eismond. Unterm Schwert war er wegen ihr — und zehnmal den Vater ausgefordert — und sie zersticht sich die holden Finger für die Mönch, für ihn aber hat sie keine Zeit übrig.

„Es kombt darauf an, Herr," sagte sie ruhig, „hier habe ich noch eine Woche zu tun. Könnt Ihr Euch gedulten oder mueß bei Euch alles gschwindi gschwindi gehn?"

Nun war sein Zorn wieder dahin, denn ein leises Lächeln vertiefte zwei allerliebste Grübchen in ihren Wangen.

„Ich kann warten," sagte er, „aber nicht zu lang. Denn im Mai sind wir wahrscheinlich in Wien beim Kaiser. Ich würde dich nit plagen, aber meine Handstickerin in Linz, die sunst für mich arbeitet, ist jetzt nit zu haben.

Sie hat" — er lachte — „ein kleines Kind bekommen, das will immer was haben, da tut sie den ganzen Tag damit herum."

Stephana blickte ihn fest und so wenig freundlich an, daß das Lachen, es war kein schlimmes, sondern nur das lustige eines Buben, von seinen jungen bärtigen Lippen verging.

„Das mein ich, daß sie dann zu tun hat, wenn ihr der liebe Gott ein Kindlein geschenkt hat," sprach sie ernst, besann sich einen Augenblick und fügte bei:

„Die Frauen habend gar viel Müh und Plage mit die Kinder, vom ersten Tag bis daß sie sie aufziehen, das ist gar ein groß und heilige Sache vor Gott und ist nit zum Lachen. Merk dirs, Michaela," wendet sie sich zum Kleinmägdlein, „viel Plag hat die Muetter mit dir und mit uns allen gehabt. Darumb schön folgen, brav arbeiten."

Wundersam klangen die Worte vom Schmerz und von dem Mühen der Mütter von den Lippen der unberührten blutjungen Unschuld, und verzaubert lauschten beide Männer, der alte und der junge. Der junge aber fragte erstaunt und fast scheu: „Woher weißt denn du das alles?" Er, er weiß nichts.

Stephana erwiderte ruhig, wieder zum blassen, grauen, seidenen Johannes geneigt: „I weiß das, bald wir viel Geschwistrig im Haus seind. Da hab ich schon früh der Muetter dienen dörfen, wenn Gott uns wieder ein Brüderlein oder Schwesterlein hat geschickt — und da habe ich woll gesehen, wieviel mein Muetterl hätt Sorgen und Arbeit gehabt. — Ihr habt woll keine Geschwistrige im Haus, sunst tätet Ihr es auch wissen."

„Ein kleine Stiefschwester hab ich," sagte er; sein Blick rastet auf der wunderholden Lehrerin, die jetzt mit ihren Blauaugen sein Gesicht streift, ohne ihn eigentlich anzusehen. — Und Gedanken, ihm sonst fremd, springen wie glänzende Blumen in Maisonne aus seiner Knabenseele. Hat die Stiefmutter also auch viel Plag mit ihrem Kind gehabt? Er hat sie nie recht leiden mögen, die Arme. Du aber — süßtraute Stephana, sagst, es sei ein heilige Sache — Stephana — wenn du einmal ein kleines Kindlein, deines, auf deinem Schoß sitzen hast — da wirst du schöner als deine Heiligen alle und selbst eure Maria sein; tätest du es lieben — und der Vater von dem Kindlein, wär er dir auch wert? Ah! —

Da versanken plötzlich der Ritter und das Wappen, der fürchterliche Vater und sein Schwert, Calvin und Luther vor seinem unbändig aufstürmenden jungen Verlangen. Führt kein Weg hin und keiner her? — mueß ich die Welt in Trümmer hauen zwischen mir und ihr? — ich mueß dich doch besitzen. Ja deinen Mund, allerzartesten, küssen, und diese Wunder-Sternenaugen — das wollt ich mit Blut büßen, wärest Du, Wonnige, nur eine Stund mein.

In das unbändige Fieber seines Blutes aber tönte wieder ihre fromme Stimme, Engelfüße wandeln über brausend wild Wasser und sänftigen sie:

„Alsdann Herr, i werd mein Bestes schauen zu machen, doch will ich der Goldstickerin in Linz nit ihren Verdienst nehmen, dessen sie wohl brauchen wird mit dem klein Kind!"

„Da hab kein Sorge," sagte der Hauptmann. Ein lustiges Bärlein brummte und schnurrte über ihren Häupten, ein Hammer rasselte. Ein altes Uhrwerk schlug die Stunde; Passauer sind in Sand. Wieder muß ich dich Schönste verlassen, aber einmal ist die Stund, da verlasse ich dich umb mein Leben nicht.

„Die Stickerin bekombt schon noch genug zu tun. Wenn ich in ein paar Monat doch heirate, so wird sie mir und meiner Braut die Brautkleider sticken, da bekombt sie für mich hundert und für die schöne Braut tausend Gulden."

Die kleine Michaela schnappte vor Wunder und Schrecken. Oje, oje, tausend Gulden, höher geht nur mehr das Paradeis mit güldene Äpfel. Stephana lächelte still auf ihren Johannes nieder. Der Lutherische tut groß. Pater Ertelius aber, der wüßt es viel gern, nach der Kollation den Brüdern das feine Stück zu erzählen, und er fragt: „Sind der tapfer Herr schon versprochen, darf man fragen, wen hat der Herr erwählet?"

Heinrich Händel antwortete nicht gleich. Er umfing Stephanas Gestalt mit einem großen, wunderbaren Blick, der den Mönch jäh etwas erkennen und wissen ließ. Als ein Soldat unterm Schwendi hat Ertl auch ein Mägdl liebgehabt, es ist schon bald nimmer wahr. Aber er weiß es noch wohl, wie Liebe spricht und schaut, trotz seiner alten Kutte weiß er es. Und er horchte. Er horchte auf, was der Bub sagen werde. Heinrich sprach: „Versprochen bin ich noch nicht . . . Die ich zu heiraten gedenke, ist eine Papistin."

Der Mönch erschrak bei dem Wort und freute sich dennoch. Assuerus und Esther, Constantius Chlorus und Helena, Chlodwig und Clotilde aus dem Legendenbuch kamen ihm in Sinn. Bone Jesu, wann Gottes Fürsicht wollte unser Leiden und Trübsal also endigen, umb das Schwert unseres Peinigers die schöne Myrte grünen lassen, daß es uns nicht mehr schlägt . . . O fatum mirabile! . . . Stephana sagte, immer an ihrer Seidenfigur aufmerksam arbeitend: „Was mir der Herr da sagt, wundert mich sehr."

„So, dich wunderts, daß mir eine Papistin gefallt? Du bist ja auch eine," lachte er im Übermut. „Möchtest du wissen, wer sie ist?" Das verliebte Vöglein kam plötzlich keck ans Fenster und pflanzte sich mit fächerndem Schwänzlein auf und pfiff sein Bestes. — Im grünen Baumgarten wandten die Novizen ihre geschorenen Häupter lauschend aufwärts, denn der junge Hauptmann redete laut, es war bis in den Garten hinaus zu verstehen.

Stephana sprach gedämpfter: „Wir redent zu laut. Unten beten die Herren. Was mich nichts angeht, brauch ich nit zu wissen, das mueß aber eine gspassige Katholikin sein, die einen unkatholischen Mann nimbt, das ist ja in unserem heiligen Glauben verboten!"

„Meinstu, mich scheren eure Verbot?" reckte er sich plötzlich hoffärtig und herausfordernd in die Höh. An ihrer Nadel funkelt das Perlein, da sollt ein Tröpflein Blut dran sein, weil sie ihn so fein kann in sein verliebtes Herz stechen. „Ich hole sie mir doch!" zeigte er die Zähne.

Der Pater trat beschwichtigend hinzu. „Steffi, was du da sagst, ist nit ganz richtig, weiß ich besser. — Die Ehen zwischen Katholiken und Altkatholischen sind woll vom Konzil von Trient verboten, aber wo das Konzil nicht

verkündigt worden ist, mein Kind, sind sie gestattet, und bei uns in Steyr ist es nie verkündigt worden, dahero, wie du vielleicht nit weißt, manche Katholische hier evangelische Frauen haben wie zum Beispiel der in Königstorf."

„Dann sollte man das Konzil in Steyr noch verkündigen," sprach das Mägdlein klar und fest. „Soliche Heiraten könnend nia gut tun, das meinend Euer Hochwürden woll auch?" Und sie denkt, Pater Ertelius ist gut, aber zu gut, er redet dem Mann da zu Gehör, und ein Herr Albert ist er nicht. Der war ganz anders fromb und streng.

Der junge Händel zerbiß sich vor Ärger die Lippen, ihm schien, sie peinige ihn zu Fleiß, und doch hatte er stolzen Gefallen an ihrem Mut und Trotz und fand ihr Widerreden schöner als die freundlichen versöhnlichen Worte des alten Priesters.

„Est modus in rebus", sagte Pater Ertelius, half sich mit Latein, damit sie ihn nicht verstehen und nochmals den Hauptmann beleidigen konnte.

Der Hauptmann aber zuckte seine schrägen Brauen spöttisch: „Konzil oder nicht Konzil, meine schöne Braut werde ich doch haben." Er riß sich die grüne Seidenschärpe von der Brust: „Da wirst du mir also den Hahnen darauf sticken," befahl er und reichte sie ihr hin, und sie nahm mit ihren kühlen zarten Fingerlein das Seidentuch, das warm von seinem jungen kraft- und lebenstrotzenden Leibe war, und legte es neben das fahle, uralte Heiligenbild bedachtsam in ihren Schoß.

„Soll i den Hahnen hoch oder flach sticken? Und die Farben?" fragte sie.

„Hoch oder flach ist gleich. Halt daß er schön wird und du nit zuviel Plage damit hast," sprach er langsam und hätte fürs Leben gern den Arm um ihren holden gebückten Rücken geschlungen und sie an sich gedrückt, wie er schon einmal tat, da er sie durch den Pöbel am Grünmarkt trug. Das war sein wundersamster und ihr grausamster Tag. Wie eine Dienstmenschin dieser Mönche arbeitet sie, die schöner als alle Königinnen ist.

„Den Gockel mit rotem Kamm, die Farb vom Hahnen weiß," erklärte er ihr. „Er steht auf drei Bergen, die naturfarb sind, und ringsum möcht ich ein semé von Sternen haben, kannstu das machen? Unsere Hausmarke in alter Zeit war ein Stern. Jetzt ist er unser Halbmaßzeichen."

„Eija, Stern kann unsere Stephana meisterlich nähen," entgegnete der alte Mönch anstatt Stephanas. „Wenn der Herr Hauptmann jetzt tut in unser Kirchen schaugen, beim heiligen Grab, über dem Allerheiligsten, ist ein Flor." — Stephana sah den Alten, leise ihr Haupt schüttelnd, bittend und abwehrend an, muß er jetzt das wieder dem ketzerischen Menschen derzählen. Ja er ist anders als Herr Albert, der tät es nit. „Ein Flor," fuhr Pater Ertl fort und erwiderte Stephanas Zeichen mit einem verweisenden Blick, „da hat sie gar sieben Stern hineingestickt, so fein, daß es ein Wunder ist, denn auf Flor ist es noch schwerer als auf Seiden. Und alles von gespunnem und gedrehtem Gold."

Stephana schüttelte noch immer unzufrieden ihr schönes Haupt und bückte sich tief auf ihre Arbeit. „Gut, wenn sie so schöne Sterne kann, soll sie mir auch sieben machen," sagte Heinrich Händel. „Von gespunnem Gold — das

ist das schönste — was? rund um den Hahn." Er langte in die Tasche seiner kriegsmännischen Pumphosen. „Vor die Zubehör, Seiden und gesponnenes Gold und derlei kaufen," sagte er, „wird das reichen?"

Er bot ihr ein schweres Goldstück. Michaela tat wieder vor staunendem Entzücken wie ein Fischlein den Mund auf, und der Mönch seufzte; o Rentmeister, wenn du das säheſt; bei uns sieht man nur Silber seit langer Zeit . . . Stephana aber zögerte, das Gold zu nehmen.

„Das ist ja viel zu viel nur vor die Stickzubehör. Das bekomb i alles vom Demundy umb zwei Gulden oder drei."

„Aber das echte gesponnene Gold doch nicht!" behauptere er. „So, beim Demundy kaufst du, bei dem kauft auch meine Goldstickerin auch. Ist er denn jetzt in Steyr? Mit seinem Mordsbuckel sticht er ja den Schoberstein herunter."

„Er is jetzt in St. Florian, i wir die Täg auffaschaugen," sagte Stephana. „Dös kost't aa nixi, an arms Mandl z'wegen sein Buckel auslacha. Mir kinen aa nix dazua, daß wir grad gwaren sein."

„So! Über einen Buckel darf man auch nicht lachen?" forderte er sie lustig heraus. „Wie ich in Linz auf der Landschaftsschule war und nichts gelernt hab, da war Calaminus Magister, den hab ich samt seinem Buckel in alle meine Heft konterfeit und ihm noch Eselsohren gemacht. — Gefallt dir das?"

„Da hätt' Euch was mitn Staberl ghört!" antwortete sie schlankweg.

Er war entzückt, daß sie für ihn ein Scherzwörtl hat. „Ha!" lachte er. „Den hätt' ich sehen wollen, der sich getraut hätt, den Sohn vom Händel anzurühren. Der wär andern Tags zur Schul hinausgeflogen."

„Dös muß aa a rare Schul gwesen sein," schüttelte Stephana den Kopf.

„Blaue Seiden, Michela."

„Natürlich! Es waren ja auch lauter rare Buben dort, zum Exempel der da. Aber darumb mußt du meinen Goldfuchs jetzt doch nehmen!"

Er nötigte ihn ihr in die Hand. „Oder glaubst du vielleicht, es ist ein Kippergulden?"

„Nimb, mein Kind," sprach nun auch Herr Ertl. „Sie kann es brauchen," wandte er sich dem jungen Hauptmann zu. „Sie gibt alles der Mutter und behaltet kein Kreuzerlein für sich."

Stephana errötete heiß.

„Ich werde es also dem Herrn verrechnen," sagte sie und nahm das Geld, um nicht noch mehr beschämt zu werden.

„Also mach es schön, nimm dich zusamb!" sprach der Hauptmann. „Der Kaiser wird es sehen, mach es so fein, daß er denkt, meine Herzenliebst habe es genäht. Ist schon wieder was nit recht?" lachte er auf sie herab, „darf man nit sagen Herzenliebst, es können doch nicht lauter solche Engel auf Erden sein wie du. So jetzt muß ich den Passauern incontro. Hoffentlich haben sie mich doch vor einen Hauptmann, ohne Distinktion; ich werde sagen: Mein Distinktion, die Binde ist beim Teufel, aber ich bins doch. Nein, beim Engel ist sie; die Stephana hat sie." Er lachte und bot ihr gebieterisch die Hand: „Inmittelst auf Wiedersehen!"

Der Tag, der durch die grünen Bäume schien, umflimmerte seine Prachtgestalt. Sie gab ihm drei zarte, kühle, fromme Finger wie das erste Mal und zog sie gleich wieder zurück. Ein rechtes Kind ist sie noch, dachte der Mönch. Sie weiß nit, wer und was er ist . . .

Frommliebes Mägdlein, vielleicht weißt du es aber doch schon und läßt es nit scheinen?

Langsam das Gaden zurückschreitend, das Haupt nun und wieder nach der wundersamen Stickerin wendend, fragte Heinrich: „Wo sind die sieben Stern?"

„Beim heiligen Grabe unten, Herr, über der Monstranze hängt der gestickte Flor."

„Wo geht man das anzuschauen?"

„Durchs Beichtzimmer geradeaus, dann rechts."

„Zeigt er es ihm wirklich," denkt die Steffi und schüttelt den Kopf über der Stickerei. „Einem Ketzer, der von was Geistlichem gar keine Ahnung nit hat. — Das tät Herr Albert nit."

Die kleine Michaela spähte mit ihren runden blauen Äuglein dem schönen Ritter nach, dann schlang sie das dünne Ärmchen der Schwester um den Hals und flüsterte: „Steff! — Gel, liab is er, der Herr Hauptmann! — Und so schön is er anzogen!"

„Was nutzt lieb und schön, wenn eins nit den wahren Glauben hat," sagte die große Schwester ernst. „Wenn einer schön und liab is wia dawill, und er hat nit die Gnade Gottes, so ist er doch ein armer Sünder, ein Abscheu vor Gott. . . Wo seind wir denn beim Psalter blieben? Freudenreicher, fünftes Geheimnis. Jazten kombt der glorreiche: der von den Toten auferstanden ist." — —

Der, den sie Abscheu Gottes in ihrer strengen und frommen Kinderseele nannte, stand indes unten in der traurigen Charfreitagskirche, ihr wunderholdes Bild im Herzen und ihre holden, ob auch herben Worte im Ohr, und besah sich das heilige Grab, das in der Kapelle des heiligen Berthold aufgebaut war und armselig genug aus etlichen auf Pappendeckel grob geklexten Felsen, die eine Grotte darstellen sollten, aus einem Corpus Christi, dessen Farben längst vergangen waren, in ein paar in roten Scherben lechzenden Flämmlein und einem Dutzend Blumenstöcken bestand. Diesen Kram aber sah der junge Hauptmann nicht an, sondern sein Blick, in dem Abneigung mit leiser Bewunderung kämpft, haftet an dem kleinen Gnadenthron über der Grotte, den Stephanas Hände zart geschmückt haben. Um die blankgoldene Monstranz, in deren kleinem Halbmond die Hostie erschimmerte, schlang sich ein zartes Gewinde weißer Rosen, der Hintergrund aus goldgewässerter Seide war gleichfalls mit weißen Knospen zierlich besteckt, und über der Monstranz schwebte nach Art eines Vorhangs der Flor mit den goldenen Sternen herab. . .

Um das Heiligtum lagen Beter und Beterinnen, Bauern und arme Leute von Garsten, im Dämmer auf den Knien; zwei von Heinrichs Schützen, Katholiken, hatten sich auch vom Vergatterungsplatz hergefunden und beugten

ihre gewaltigen Knie vor ihrem Gott im Sakrament; und der lutherische Hauptmann *stand* als der einzige im Gotteshaus, den Kopf in den Nacken geworfen und die Hände auf dem Rücken zusammengelegt; er glaubt ja nicht an den, dessen Leidensthron die zarte Steffi so treu geschmückt hat, von Kind auf hat er Sakramentsanbetungen der Papisten als Götzendienst und Blasphemie verachten und verlästern gelernt. . . Er glaubt nicht an das Sakrament, aber er glaubt an Stephana. Sie hat die weißen Rosen gepflückt und die liebliche Plejade, sieben Sterne, auf das Schleiertuch gestickt. . . Und darum steht er in sich gekehrt, wenn auch in der hochmütigen Stellung des Sektierers, vor dem Sanctissimum, und sein von Liebe verwundetes junges Herz lästert nicht. . .

Die Leute in der Kirche nahmen Ärgernis, daß er kein Knie bückte. Sie flüsterten aufgeregt. — Laut ihn zu schmähen, wagte keiner, denn er ist des mächtigen Händels Sohn . . .

Als er tief atmend vom Gnadenthrone sich wandte und mit trotzigem Schritt die Kirche verließ, gefolgt von den beiden Schützen, die, übermaßen wuchtig stampfend, hinterdreinliefen, verfolgten ihn die wundernden und mißgünstigen Augen der Garstner.

Aber in stiller, friedsamer Majestät schwebte die Hostie in der Lunula, und das verhüllte Gottesauge sah unter den sieben Sternen hervor, die die Gottesbraut gewoben hat, dem jungen Sektierer geheimnisvoll und unentrinnbar nach.

Östlich im Walle, der das Garstner Kloster umfaßt, ist der Turm eingebaut, darin zu Zeiten die Gefangenen des Stiftes lagen; es waren ihrer viele, als die Äbte noch über Räuber und Diebe das Halsgericht hatten und Rudolphus Carnifex das Schwert des Stiftes schwang. Das war nach St. Bertholds Tagen, der die armen Sünder sehr geliebt und oft vor ihren Verfolgern im Klosterfried geborgen hatte, nun aber schon ein halbes Jahrtausend im steinernen Sarge in Frieden schlief. Später verlor das Kloster den Blutbann.

Jetzt gab es nur selten einen Gefangenen, denn der allmächtige Gebieter von Steyr forderte sie alle in den Grimmordt ab. Nur hin und wieder saß ein widerspenstiges und ungehorsames Novizlein im Turme und dachte bei Wasser und Brot über seine Unbotmäßigkeit gegen den Vikar oder anderes böse Unterfangen nach.

Zwei Gefangenstuben dienten solchem Ziel, eine unten, die andere hoch oben im zweiten Gadem, und in letzterer war, bis er nach Passau geführt wurde, Herr Albertus gefangen. Hier saß er, während seine Brüder in der Kirche das heilige Kreuz verehrten und die Passion sangen, an einem uralten, wurmstichigen Tisch, in den Mordbrennerzeichen von der Hand des Mörders Radbot, dreihundert Jahre alt, eingeschnitten waren, und las in seinem Brevier die Karfreitagsgebete, dumpfes Weh in seiner einsamen Seele. Die Steinwände der Zelle deckte grüner Schimmel; Wasser tropfte auf das elende Strohbett von der Decke nieder, über der Uhu- und Krähen-

geschmeiß im zerlechzten Turmdach nistete; aus den Fugen des Steinbodens wuchs lang und zottig der Mauerschwamm, und er hatte sich auch an das Schädeldach eines Totenkopfes angesetzt, der aus einer Nische der Zelle gelb und wüst hervorgrinste neben einem von Rost zerfressenen eisernen Kruzifix, dessen Korpus abgebrochen am linken Kreuzarm baumelte.

Grausig war der Ort, an den heißer Glaubenseifer und brennende heilige Tatenlust den Apostel von Steyr gebracht hatten, und Petrus, als er in Philippi und in Rom gefangen lag, war wohl von den Heiden nicht härter gehalten, als Albertus von seinem sanften, wider alle Feinde so friedsam gesinnten geistlichen Oberen.

Aber nicht darum war Albertus' Herz schwer, als er aus der Disciplina monastica die Worte, mit denen die Kirche den Tod des Herrn am hohen Feiertag beweint, mit von unvergossenen Tränen brennenden Augen las. — Die heilige Armut ist ja die edle Braut, die er, der harte und eifervolle Mönch, sich erkoren hat; und seine Mönchsklause in Lambach war kaum minder armselig, kahl und unwirtsam als jetzt die Strafzelle; denn mit unerbittlicher Hand hatte er sich von dem ersten Profeßjahr an alles dessen beraubt, was nur in etwas dem Leib wohltun oder den Sinnen einige Freude geben konnte.

Nein, die schreckliche Öde seiner Wohnung hatte keine Schreckniſſe für ihn; auch daß er hier so schmählich gefangen sein mußte, wie ein Pflicht- und Schamvergessener, schuf seiner trotzigen Mannesseele keinen Schmerz; man hätte ihn können an die gewaltige rostige Kette, die dräuend über seinem Bette von einem Haken niederhing, anschmieden, und er hätte es ruhig getragen und noch viel andere Pein dazu; denn er wußte gar wohl, daß er für Christus litt, nicht um eigener Sünden willen — und darum litt Christus in ihm, nicht der sündbare Mensch.

Der Schmerz, der ihn die Nächte wach liegen und bei Tage so oft vor dem Sünderkreuz sein Haupt an die feuchte Wand stöhnend pressen ließ, war ein anderer, kam mitten aus der Glut seines gottgeopferten Herzens. — Von allem geistlichen Trost, von der Gemeinschaft des Leibes und Blutes Christi, von der Zelebration der Messe, dem Vorrecht seines Priesteramtes, den Herrn täglich in geweihten Händen zu halten, war er ausgeschlossen.

Und wie ein verzehrendes Feuer war in ihm die Begier, für Steyr zu arbeiten, in Steyr zu predigen, den Händel aufs neue auszufordern und zu besiegen und Steyr ihm aus den Klauen zu reißen ... Es ging ihm für, wol wie viel hundertmal in den öden, einsamen Tagen: wie sein Abt Johannes Pimelius zu Lambach ihn beim Abschied ermahnt, gedenke, daß ich dich nur ziehen lasse, damit du eine Stadt erretteſt, errette sie und komb wieder. Und mit welcher Inbrunst der Liebe hat ihn der Heilige von Garsten, Abt Wilhelm, im Tode gebeten: Mein rechter Mönch, laß dir mein Steyr empfohlen sein. Und nun ... alle Pläne seiner feurigen Apostelseele waren zunichte gemacht; sein Leib, den er zum Dienst seines machtvollen, nur himmlischen Trieben folgenden Geistes geschult hatte, lag ohnmächtig in Haft, und seinem Geist waren die Flügel gebrochen. Der Teufel lachte seiner, nicht einen Finger konnte er für Steyr rühren, indes der Feind von Anbeginn ge-

schäftig sein Schandwerk vollendete. Nun in wenigen Tagen wird man den verfehmten Mönch nach Passau führen, und der Erzherzog, der nur die minores [1]) hat, kein Priester, sondern ein Kriegsherr, wird ihn richten. Auch der Erzherzog braucht Händelsche Armaturen . . . dann wird Albertus, der für Gott in Steyr stritt, im Kerker vermodern, und Händel, der mit dem Teufel der Irrlehre verbunden und verschworen ist, wird im Throne sitzen und fragen: „Wo ist denen ihr Gott, hört er nicht, schmeckt er nicht und fühlt er nicht? oder ist er sambt allen Heiligen lutherisch geworden?" . . .

In solcher Marter ringt der Geist des unglücklichen Mönchs in den einsamen Stunden, die bleischwer auf seiner Seele lasten; und Verzweiflung würde ihn fassen, käme nicht auch zu ihm, wenn die Trübsal ihn bis zur Erde drückt, der Ölbergengel mit dem Kelche, ihn zu stärken. Der holde wahre Engel hat das Antlitz einer Jungfrau, die für Gott und die heilige Kirche mit ihm stritt, mit ihm die Marter litt, und die, an diesem Glauben hangt sein Herz felsenfest, die Heilige ist, die der sterbende Abt verhieß; „sanctam" nannte er sie mit dem letzten Hauche . . . Sie wird siegen . . . sie wird Steyr befreien . . . Wenn du im Kerker untätig vermodern wirst, so wird sie nochmals die heilige Fahne erheben, mit der sie des Ketzers Schwert zerschlug, und der Sieg wird mit ihrer Fahne sein . . .

So tröstet in Schmerz und Qual, im tiefsten Elend seiner Verzagtheit den Unglücklichen immer wieder das Gedenken an die wunderbare Magd von Steyrdorf, wie dem Jacoponus, dem Sänger des Stabat Mater, die allerseligste Jungfrau in seiner Gefangenenzelle die Hand reichte und ihn an der Hand höher und höher hob, bis zum Fenster, und aus dem Fenster in die Freiheit. Stephana aber hebt mit unsichtbarer Engelhand den totbetrübten Mann immer wieder aus dem Abgrund der Verzweiflung, in den ihn Satan stürzen möchte, zum Vertrauen und zur Hingabe an Gott und seine Vorsehung empor.

Die hölzernen Klappern rauschten in der Kirche, das Ende der Karfreitagsprozession ankündigend, da schloß auch Albert sein von der kalten Steinluft des Kerkers angeschimmeltes Buch, darin er mit weher Seele den benediktinischen Karfreitag gebetet hat, anhebend bei der Nokturn, die die Brüder vor Morgengrauen bei brennenden Wachsfackeln im Chor hingestreckt beten, bis zur Lectio ad vigilias, et recordata est Hierusalem, so die Chorkinder mitsingen, und nachher die Terz, nach der die Kreuze enthüllt werden, die Non und alles andere, auch die Passion und die Fürbitten für die Stände und die Improperien und das Ecce lignum.

Er schloß das Buch und legte es an seinen Ort vor den elendiglichen zerbrochenen Christus, legte dann diesen auf den Ziegelboden und verehrte ihn und küßte, auf die Erde hingestreckt, seine verrosteten Glieder und benetzte ihn mit Tränen; denn so hart war es ihm noch nie seit seiner ganzen Gefangenschaft geworden, aus dem geistlichen Vereine mit den Brüdern und aus dem Heiligtum verbannt zu sein, als jetzt in der Zeit, da die Kirche als

[1]) Die niedern Weihen.

trauernde verwittibte Braut ihren Jesus mit den rührendsten Liedern, den edelsten Zeremonien, den wunderbarsten Klagen feiert; wo alles Volk in die Gotteshäuser strömt, und keiner fernbleibt, nicht einmal der laueste Christ, weil die heilige Braut in ihrer trauernden Schönheit so wunderbarlich anzuschauen ist — und er allein ist von ihrem Angesicht verstoßen — er allein.

Durchdringend gellten die Klappern von der Kirche her, die Tabula rasselte. Nun waren drüben die heiligen Bräuche vollendet. Nun wuschen die Junioren die Altäre mit Wasser und Wein. So hat er auch getan, in Lambach, vor fünf Jahren, und voriges Jahr hat er Christum in der Passion gesungen . . . Das waren schöne Zeiten.

Er stand, die Augen vor Tränen heiß, vom Boden auf und stieg die Steinstufe zum Fenster empor, das einer ungeschlachten Schießscharte glich und vom Rauch, den der Wind aus den Klosterschlöten ständig hereinwehte, pechschwarz angerußt war.

Zwei armdicke Eisenstäbe staken in der vom Mauerschwamme durchwachsenen steinernen Einfassung der Luke und bildeten in derselben ein Kreuz, unter und über dessen Balken man die Hand leichtlich durchstecken konnte.

Der Mönch lehnte seine Stirn an das rauhe Eisenkreuz und sah mit seinen heiß brennenden, schmerzenden Augen hinab auf das Frühlingsland, das wie ein holdseliges Bildlein in grenlichem Rahmen durch die Eisenstäbe schimmerte. Die Tannen rauschten am Weg gegen Sand, die grünen Wiesen waren auf und auf mit blauen und gelben Blumen durchsprenkelt, die Obstbäume glänzten in schneeiger Blütenpracht. Auf dem frischgekiesten Weg, der vom Ort zum Kloster führte, erhob sich das Marterkreuz, mit Laubkränzen behangen; der Laienbruder kam des Wegs, es war der halbblöde Gregor, die geistliche Kutte flog ihm im Morgenwinde, er schlug Feuer aus zween Kieseln und zündete ein Lämpchen vor dem Kreuze an . . . Der allerärmste der Laienbrüder, der seines Verstandes nicht ganz mächtig ist, wallt zum Marterkreuz, tut dem Heiland etwas zulieb, zündet ihm ein Licht an und freut sich in seiner einfältigen Seele; nur Albert ist ausgeschlossen und verstoßen, und was dem armen Blöden gestattet, ist ihm verwehrt.

Männer und Frauen wandeln auf dem Kiesweg hin und her, Rosenkränze funkeln, fromme Gebete erklingen; diese kommen, diese gehen zum heiligen Grab; alle dürfen Jesum an seinem großen Martertag an seinem Grab verehren, nur er allein ist ausgeschlossen . . .

Gewaltsam sucht er die schwarzen Gedanken loszuwerden. Solches Denken heißt Gott unrecht getan! Freuen sollst du dich, du eigensüchtiger Mensch, und Te Deum beten, daß deine Brüder trotz Händels Insidien noch ihr Kloster und ihre Kirche haben, wo sie die heiligen Bräuche feiern können; und daß es trotz der Raserei des Händel, trotz seiner Galgen und Schandpfähle noch soviel treue Beter und Kirchgänger in Garsten und Steyr gibt, als du siehst durch die Lindenbäume vom Heiligen Grabe und zu demselben kommen . . . Und du selber, was klagst du über dein Los? Dir ist am Martertag Christi ein Kreuz zu tragen gegeben, und du willst es von dir

tun? Ein schöner Jünger Jesu bist du. Und hastu nicht in deinem Gefängnis noch Gnaden genug, mehr als du verdienest? Du hast die heilige Beichte, der Beichtiger kombt in acht Tagen wohl zweimal dich trösten, an Sonntagen hastu auch das heilige Sakrament. Fort mit dem Murren wider Gott! Denke an die arme Jungfrau Stephana, die in Eisen mußte am Schandpfahl stehen und keine Seel zum Trost hatte . . .

Sie hat nicht geklagt, sundern immerfort gebetet, sagte ihm Ertelius, als er es das erstemal über sich gewann, zu fragen, wie das Grausame sei vollzogen worden . . .

Immerfort gebetet, hörstu Mönch; das tu nun auch du.

Er setzte sich auf den Steinstufen nieder, mit dem Rücken gegen das Fenster, durch das die Welt ihn mit wehmütigen, stillen, darum aber nicht weniger verhängnisvollem Reize ansah, nahm seinen Rosenkranz, wickelte ihn um die knochigen Finger und begann den Kreuzweg: Wir beten dich an, Herr Jesu Christe, und benedeien dich, denn durch dein heiliges Kreuz hast du die Welt erlöset; und starr hingen seine Augen an dem geisterhaften Kreuz, als welches das Kerkergitter an der gegenüberliegenden Wand erschien. Aber sein Sinn war zerstückt, und in seine geistliche Beschauung drängten sich Bilder, langverklungene, verwehte. In die hehren Gebete der Kirche lallte ein Kinderspröchlein hinein:

Durch Leid und Freud zur Seligkeit
Engelen gebt mir das Geleit,
Unser liebe Frau hilf dazue
Mach mich zue ein'n frommen Bue.

Es war eine Stimme, hold und doch ein wenig herb, wie die der Stephana, die sprach ihm vor langen Tagen dieses Lied abends vor, ehe er in sein Strohbettlein kroch, das war die Mutter.

Die Mutter, und der strenge Mann denkt ihrer nur, wenn er pro defunctis betet; denn wer Vater und Mutter mehr als Jesum liebt, ist Jesu nit wert. Aber heute, tiefgekränkt und ganz verlassen, kommt sie ihm für, mit einer Macht, als male sie ein Maler an die Kerkerwand, die Mutter, die Heimat, die grünen Klepf, wo die Geißen der Mutter, der armen Witfrau, giengen, er als Hirtenbub gieng hinterher. Hoch auf dem Berg, da man die Häuslein der Karthause kleinklein umb die Allerengelkirche sah, saß er im grünen Gras; wenn der Abend die Schneeköpf rot anfärbte, sah er wol Unser Frau mit allen heiligen Fräulein in Wolken wandeln und das himmlische Jerusalem mit vielen Kirchtürmen und einer güldnen Mauer über dem wildmächtigen weißen Simelaun stehen. Oder es kam ein pechschwarzer Beißwurm aus der Felsenwand geschossen, das war der Satan, der wollte die Geißlein umbringen, aber Peter, so hieß Albert damals, machte von einem Hirtenstab und einem Nästl eine Kreuzgestalt. Der Teufel flücht . . . Aber beim Ranggerbauern in Stadel, wo die ledigen Burschen den Passion spielten, da sah er den Teufel in seiner schrecklichsten Gestalt . . . Der Judas hing sich an den Baum, kamen vier Ganggerlen herein und halfen ihm beim Henken. Und dann gieng der Abgrund auf und ganz und gar abscheulich kam der Obriste der Teufel

geritten, mit glühenden Augen und bluttriefendem Maul, da schrie alles, der Peter aber stand bocksteif zwischen seiner Mutter und dem Götten und trutzte dem Oberteufel mit der Faust. Da sagte der Pfarrer von Schnals, der zuvörderst auf einem Stuhle saß, der Peter würde noch einmal ein großer Beichtiger, ein Sündenschlucker und Ketzerfresser werden, weil er den Teufel nicht scheue ... Und nachher dann bald kamb des Pfarrers leiblicher Bruder, ein Benediktiner und fragte den kleinen Peter: „Was willstu einmal werden, ein Mönch oder ein Soldat?" Denn damals ging es wider die Türken wegen Raab und auf den Bergen wurde nachts geschossen, und die Kirchenglocken läuteten mitten in der Nacht, und alle Mannsleut mußten nach Sprugg. Der Peter aber sagte: „Ich will ein Münch sein und mit den Soldaten ins Feld fahren, sie trösten und für den Glauben sterben."

Und der Geistliche nahm den Peter mit nach Unser lieben Frauen von Oberösterreich. Die Mutter weinte sich die Augen aus und gab dem Peter Weihbrunn und Hemden, die sie selbst gesponnen hatte, und nimmer wieder hat er sie gesehen.

Dem einsamen Mönche sank das tonsierte Haupt auf die Brust. Wie linde Finger strich es um seine hohlen Schläfen. Die Mutter hielt seinen Kopf in ihren Händen und küßte ihn, und das war der letzte Kuß, den er von ein Frauen Mund bekam.

Der Benedektiner aber fuhr mit ihm über den Brenner nach Sprugg von dannen weit weit weg in die Lande.

Aber es wohnten in Hall bei Innsbruck damals fromme Frauen, die sich Jesu geweiht hatten, und zwei Königinnen waren unter ihnen. Zu diesen, den Haller Jungfrauen, brachte der Benedektiner seinen kleinen Noviz; ins Kapellhaus gingen sie hinein und zogen eine Klingel; da kam ein Frauenbild gegangen, schwarz angetan. Der Benedektiner aber sprach: „Buck dich Bue, da kumbt der Himmel auf Erden." Das Weibez war die Königin Eleonora. Sie hob ihre weiße Hand segnend und sprach: „Willtu Priester werden, dann sei Gott mit dir! Laß dich vom Satan nie blenden und von den neuen Lehren nit verführen. Sei freigebig gegen Gott und leuchte durch dein Beispiel."

So sprach die Königin. Albertus sieht sie noch vor sich; sie war weder jung, weder schön; doch hatte sie einen holden, klaren Blick, ganz den gleichen wie das liebe Kind Stephana, so sind die Augen der Bräute Christi, die schauen nicht wie andrer Mägdlein Augen nach Eitelkeit und nach dem Manne aus, sundern unbegehrend und unbefleckt sind sie voll himmlischer Lichter, und sie malen wie im Spiegel die Liebe Jesu Christi ab.

Da er sinnend so gedachte, hört er Hufschlag auf der Straße unten und von Trommetensignalen zittert leis die elende Decke über seinem Haupt. Er hat, in seinen Heimatstraum versunken, dessen nicht acht. Unten aber, unter dem Turm reitet der stolze Sohn des Hauptketzers von Steyr mit seinen Steyrer Helden fürbei, die Passauer Bande zu züchtigen; im Reiten wendet er sein Haupt um und winkt dem Kloster zu, und denkt an das Kind Stephana, das zarte, holde, und an ihre schönen, schönen Augen, gar die schönsten auf der ganzen Welt ...

Ein mühseliger Schritt schlürfte auf der gebrechlichen Turmstiege. Jetzt kam der Einsame aus seinem Traume zu sich. Kombt ein Wächter spähen? Gibt man wieder ihm so einen Zettel vom Abtvikar „untergib dich und bitte dein Unrecht ab" — oder sind sie mit einer Geißel da, die ihm sein Oberer verhieß, wenn er besteht, in Passau seine Unschuld zu probieren?

Es kreischte die alte Eisentür in den eingerosteten Angeln und sprang auf; der eintrat, war aber nicht ein Wächter noch ein Späher, sondern der gute Ertelius war es, und er trug keine Geißel, sondern eine verdeckte Zinnschüssel sowie ein Nest aus Moos, und sein altes faltiges fahles Gesicht lächelte in Güte dem Gefangenen entgegen, als er sprach: „Ave frater."

„Ave," dankte Albert und streckte seine magere Hand dem Eintretenden entgegen. „Ich hab geglaubt, es kombt wieder so ein Malchus daher, aber es ist der Vater des Alexander und Rufus."

„Wia Bruder meinstu das?" fragte Ertl, setzte dieweil die Schüssel und das Nestlein auf den schlechten Gefangentisch, — behutsam, ohne daß Albertus seinem Tun Beachtung schenkte.

„Ich meine es so, daß Ihr mir das Kreuz tragen helfet," sprach der letzterer. „Sperrt Ihr denn die Tür nit zu, wißt Ihr nit, daß ich ein Schächer bin?"

„Bruder, keine Bitterkeit," tröstete sanft der Alte. „Das bistu nit, ein Schächer, und die Tür absperren fällt mir nit ein. Aber schau, was ich dir bringe. Hier ist secundum regulam dein Karfreitagslabung, guter Bruder, welche dir der Elemosinarius schickt, die Tunke de herbis, hat woll viel Herben in sich, aber pulsata tabula post collationem sollst du einen Wein haben, der soll dich stärken, der Frater hat schon Auftrag von mir."

„Er soll keinen bringen," sagte Albertus.

„Du denkst an Christi Labe, Gall und Myrrhen," sprach Ertelius, „aber Bruder, du bist schon gemartert genug, schau, ich auch sowohl als der gnädigste Herr trinken heut Wein".

„Ihr mögt tun was Ihr wollet, aber ich brauche keinen," wiederholte Albert. Der alte Mann, sein Beichtiger, schüttelte leise den Kopf.

„Kein Wein. Aber schau. Etwas anderes wirst du doch nehmen. Ein paar Eier, die ich dir schon heute geweiht habe, obwohl es erst am Karsamstag an der Zeit wäre." Er schob das Nestlein über den Tisch seinem Ordensbruder zu. „Du schaust gar nit! Weißt du, wer die Eilein schickt? — Die Steffi. Und sie hat sie auch gemalen."

Jetzt kehrte sich Albertus ein wenig seinem Besucher zu, und ein Blick aus seinen tiefen, hohlen Augen fiel auf das Moosnestlein, in dem die vier bemalten Eier zierlich versteckt waren.

„Die Stephana — hat sie Zeit für solche Sachen?" fragte er und nahm ein Ei in die Hand. Ein etwas magerer, langgeschweifter, buttergelber Vogel saß auf einem Vergißmeinnicht und sang. „Das is a Malerei!" lachte er geringschätzig, aber doch freute sich seine Seele, daß die zarte, fromme Magd seiner in seinem Elend gedacht hat.

„Wo hat sie denn die Farben her?"

„Vom Manasse, dem Schriftenmaler, hat sie sie mit ihren Kreuzerlein gekauft," sprach der Alte gekränkt. „Warumb spottest du über sie? Es fehlt ihr halt noch die Übung mit dem Pembsel, mit der Nadel ist sie dagegen schon eine fürtreffliche Meisterin."

„Ich spotte nicht über sie," erwiderte Albert ernst, „aber das seind Tändeleien, ihrer nit wert."

Der Alte sprach: „Immer und allzeit in der Verzückung schweben, Bruder, kann auch die Steffi nit, wenn sie schon a halbetes Engerl ist. Weißt du nit, daß Johannes der Apostel mit einem Rebhendlein spielte, wenn sein Geist vom Schauen geistlicher und göttlicher Dinge ermattet war?"

„Diese feine Fabula ist apokryph," gab Albertus dem Senior zur Antwort, und jetzt lächelte er ein wenig, ward jedoch alsobald wieder ernst und forschte mit seinen tiefliegenden brennenden Augen im Angesicht des Greises. „Bringstu mir nur die Suppen und die gemalten Eier und keine Speise für meine arme Seel?" fragte er.

„Eja, mein lieber Bruder," erwiderte Ertl mit einem Blick des Mitleids seinem düsterschmerzlichen begegnend, „wenn du beichten willst, ich bin bereit." Er nahm die Stola aus seiner Mönchskutte, ließ sich auf dem einzigen Stuhle des elenden Gelasses nieder und bedeckte sein Gesicht mit der zitternden alten Hand, indes Albertus vor ihm sich auf die Knie warf und seine Sünden bekannte und nichts verhohl . . . Die Fledermäuse krallten und schrien im Gebälk, und die Eisenketten überm Bett gleißten, der Totenkopf sah grinsend aus der Höhle der Wand. „Viel elend gehalten," dachte Ertelius voll innigen Mitleids, „bistu, armer Mann, der du doch so reinen Wandels und eifrig, ja zu eifrig warst, und daß dich der Zorn über unsren falschen Abten nimmt, und daß du dem Händel den bösen Tod gewunschen hast, und daß du Versuchung hattest, aus diesem Fenster das Eisen herauszubrechen und hinunterzuspringen, ich verarge es dir nicht." Dennoch mahnte und rügte er, das war sein Amt. „Siehe," sprach er, „soviel Märtyrer haben Unsägliches gelitten, mein Bruder, mehr als du, keiner wird über seine Kräfte versucht, auch du nicht. Soll ich dir von Heiligen sprechen? Heute, da Jesus Christ, er, der Heiligste von allen, blutend am Holze hing? Ich möchte dich nun bitten, lieber Bruder, der du im Geistlichen größer bist als ich, und der du eines unschuldigen Leidens gewürdigt bist in wahrer Nachahmung Christi; willtu von dem bittern Baum deines Leidens goldene Früchte pflücken, so schreibe auf den Baum in die Rinde hinein das Wörtl: Nur keine Sünde. Unser Fleisch ist schwach, und wie das Blut fließt, wenn man ins Fleisch schneidet, so bricht die Klage aus, wenn man uns in die Seel schneidet. Es ist auch nit verboten zu weinen, Jesus selber hat geweint, umb Jerusalem, am Lazarusgrabe und in seiner Leidensstunde am Ölberg; weinen, Bruder, dürfen wir, nur nit wider den Stachel löcken, nit uns trotzig auflehnen wider Gott, und nit hassen dürfen wir. Auch jene nit, von denen uns die Trübsal kam . . . Derselbe Teufel, von dem du weißt, der dem Lianhard Schilling in Mansee immer nachlief: Poliel bin ich genannt, Liendl bin dir wohl erkannt, war nichts anderes, als der Haß und Stolz, der aus dem rechten Eifer für Gottes

Reich und aus der Bewußtheit der Gnade Gottes unversehens herfürging und den heiligen Mönch zu einem bösen Mann machte."

So sprach der Senior, und sein Beichtsohn hörte auf den Knien schweigend zu; wäre es nicht in der Beichte, wollte er wohl auf den Poliel etwas entgegnen.

Doch die Ehrfurcht vor dem Sakramente hält ihn jetzt zurück. Schweigend beugt er sein Haupt, an das die Schere lang nicht kam im Kerker und das statt der Mönchsplatte den dichten Wuchs groben, schwarzen Haares zeigt, unter die segnende und entsühnende Hand des Alten, der ihn ab omne vinculo excommunicationis, suspensionis et interdicti lossspricht, und dann, ein kurzes Gebet getan, erhebt er sich und spricht: „Herr, ich glaube, daß Ihr etwas von meiner Sache wisset, denn vom Vikar hab ich gehört, in der Passionsnacht wäre die Antwort vom Erzherzog gewärtigend. Wißt Ihr etwas? Sagt es mir. Gutes wird es nit sein; aber ich kann jetzt Gut und Schlimmes hören."

Ertelius sprach mit einer guten Vaterstimme: „Ja, wir haben heunt Post bekommen, Bruder. Der Sohn des Händel war da und hat sie uns gebracht. Sehr bald, vielleicht künftige Wochen schon, wird dich der Hauptmann des hochwürdigsten und durchlauchtigsten Herrn vom Kloster St. Florian nach Passau geleiten, da du deine Verteidigung vorbringen und mit Gottes Hilf frei komben sollst."

„Freikommen!" Albert lachte kurz auf. „Mein Herr Ertl, daran glaube ich nicht. — Wie kombt," ein Schatten umwölkte seine offene Mannesstirn, „der Bankert des Händel dazu, Euch das zu melden, was unsere Oberkeit beschließt?"

Ertl faltete gleichfalls die Stirn. „Warumb den Buben schmähen, Freund, er kann nicht dafür, daß der Erzherzog in der Tat zuerst seinem Vater und nicht uns geschrieben hat."

„Es ist gut," sagte Albert kurz, „so wird mich also ein Bischof richten, der nicht Priester ist; Gott möge ihn erleuchten! — Ich bitte umb einen ganzen Ordensmantel, wenn ich fortgeführt werde. Denn meiner sehr zerrissen ist, hier bricht alles Gewebe wegen dem Mauerschwamm. Verteidigen werde ich mich nicht vor dem Passauer Gericht, sondern ich werde ihnen nur die Tatsachen hinlegen; und sie sollen mir tun, was sie wollen, mir ist es ein Ding." — Sein feuriges hohles Auge haftete wieder stechend am bleichen Antlitz des Alten, als er frug: „Und was tut jetzt Händel, wie gehts in Steyr? Ihr habt mir lang nichts erzählt."

Der Alte wich aus: „Bruder, du bist erregt, es würde dich kränken."

„Nein, sprich, ich wills wissen."

Von Sand herüber kamen auf ein neues Trommetenstöße, lange, schmetternde, denen kurze, greulich verstimmte erwiderten. Rasch nacheinander fielen einige Schüsse.

„Schau, die Bande scheinet aufzumucken," sprach Ertl, auf die Stufen tretend und in die Landschaft spähend, in deren Goldglanz ganz links am Wald plötzlich ein schwarzes Wölkchen aufstieg. „Die Passauer sind in Sand,"

erklärte er dem gefangenen Mitbruder, der keine Aufmerksamkeit für den kriegerischen Lärm hatte. „Aber der Hauptmann Händel ist wachtbar, er ist hinaus mit einer berittenen Schützenkompagnie, es wird nichts geschehen, das ist ein famoser Offizierer."

Albertus verzog spöttisch den Mund und wiederholte seine Frage: „Was tut Händel?"

„Bruder, warumb willst du alles wissen? Er ist jetzt in floribus, er will am Pfingstsonntag in allen Kirchen luthrischen Gottesdienst halten lassen . . . Aber ich sage dir nichts mehr, ich sehe, es tut dir weh."

„Nein sprich . . . wenn ich in Passau auf der Burg liege, werde ich nichts mehr hören," sagte Albert heiser. „Was ist mit den katholischen Schulen?"

„Die Lindnerische ist gesperrt . . . es soll eine evangelische werden."

„Und vier Katholiken sind gehenkt worden, hat mir mein Wächter gesagt, ist es wahr?"

„Ja leider," sagte der Greis langsam . . . „Aber sie sind sehr heilig gestorben. Stephana ist mit ihrer Mutter und einer Freundin hingegangen und hat ihnen vorgebetet."

„Stephana!" wiederholte Albertus, indes ein plötzliches Rot der Freude in seinem verzehrten Gesicht aufflammte. „Gott segne sie! — ist es aber auch wahr, daß der Händel sich von einem landfremden Lutherpfaffen ließ den Messias von Steyr nennen?"

Ertl sprach: „Nit ganz so. Der Prädikant, ein Danimärker, hat ihn Simson genannt und als einen Besieger der Pest hochgefeiert."

„Hat er sie besiegt?" sprach Albert, den Blick aufs grüne Land hinaus gewandt; wieder schütterten Schüsse durch den Lenzfrieden. „Nur Gott kann ihr gebeuten, Menschen nit. — Und alles Volk war dort und sprach Amen?"

„Gar nit alles Volk," bewegte Ertl abwehrend die Hand. „Die Katholiken waren nit beiwesend, denn sie waren zu ihrem Gottesdienst in ihre Kirchen gefahren — ein Schibbl nach Gleinck, ein Schibbl nach Garsten, ein Schibbl zu uns; man sagt, das Beispiel unserer Stephana hätt sie befeuert, das Kirchengebot zu erfüllen, und den Herrn, der aus Steyr verbannt ist, draußen am Land zu suchen."

„Stephana," lächelte Albert, Sonnenschein leuchtete auf seiner finstern Stirn. „Ja, ich hab sie oft gesehen im Morgengrauen diese Straße gehen" — er deutete auf den Lindenweg hinaus, „dann hab ich meine Hand durchs Gitter gereckt und habe ihr frombes, heiliges Haupt gesegnet. Laß den Händel alle Kirchen mit falschem Gottesdienst entunehren, laß ihn wie Antichristus sein Ebenbild in Gold ausgossen auf den Platz stellen und von den Menschen anbeten, seine Zeit ist umb! Laß mich auch im Kerker verfaulen oder am Stricke sterben wie den Zeller — Händels Zeit ist umb, und die Kirche wird siegen — per illam sanctam, durch Stephana, ich weiß es."

„Jo Bruder." Ertelius legte sanft seine Hand dem vor Erregung Zitternden auf den Arm. „Es kombt eine bessere Zeit, meine Hoffnung steht bei Stephana, aber noch bei einem . . ."

„Schaug, Albert!“ sprach der Alte, den jungen Mönch am Arme sanft dem Fenster zuwendend, „dort steigt der Rauch auf, dort schlagt der Heinrich Händel die wüsten Schnapphähne, die unsere Stadt heimbsuchen wollten, aus dem Felde, der Held, von dem die Leut landaus und -ein reden. Und er ist nit bloß ein guter Kriegsmann. Er ist auch ein edel und aufrechter Mann, ein ganz anderer als sein Vater: meine Hoffnung für Steyr steht bei ihm nicht weniger als bei Stephana.“

Albertus lachte kurz und hart in die Höhe. „Ein Held, edel und aufrecht, das ist viel gesagt. Ich fürcht, die Füeß derer, die Eure schöne Hoffnung begraben, stehen schon vor der Tür. Held sagt Ihr, jawohl, er hat sich als einer gezeigt, als er die wehrlosen Pilgram überfiel, einen von ihnen mit dem Schwert bedrohte, der ohne die Stephana jetzt in der Grube läg, und auch sein Geschimpfe für Gericht genüber einem wehrlosen Mägdlein war recht heldenmäßig. Ihr wißt davon wohl nichts?“

„Ich weiß davon,“ sprach Ertl, „aber ich weiß auch anderes: nämlich, daß er die arme Stephana vom Schandpfahl mit Gefahr seines Leib und Lebens erledigt hat, und daß er ferner nit wollte mit der Trommel schlagen lassen, als die armen vier gehenkt wurden, und daß er nachher, trotz seines Vaters Zorn, die armen Leichen vom G'rüst nahm, und daß er die Predigt des Majorius, als dieser wider die Katholischen wüste Worte brauchte, nicht anhören wollte, wenn Lindner recht berichtet ist.“

„Weißt du seine Gründe?“ Kennstu ihn?“ fragte Albertus mit harter Stimme. „Er ist ein Händel! — Erinnerst du dich, wie gut und gerecht sein Vater anhub, aus Schlauheit, umb die Zögernden und Argwöhnenden unter uns in Sicherheit zu lullen? — Er ist der Sohn des Joachim! — Von Disteln pflückt man keine Trauben und von Dornen keine Feigen.“

„Kennst du ihn, daß du über ihn absprichst? Ich hab ihn jetzo grad in der Paramentenkammer recht lang gesprochen.“

Albertus versenkte seine hageren Hände in den Ärmeln seiner Kutte.

„Was hat denn der dort zu schaffen gehabt?“

„Er hat bei der Stephana, die oben arbeitet, eine Stickerei für sich angeschafft.“

„So. Und sie macht sie ihm? Zeit vertrödeln, ja! Mit einem Ketzer seinen Modi-Eitelkeiten!“ rief Albert schroff.

„Bruder, vergönn ihr doch den schönen Verdienst, von uns bekombt sie wenig genug und sie ist so arm. — Das ist kein Zeit vertrödeln, wenn man nebenbei der Seel von einem Menschen was Guetes erweist; sie hat ihn über viele Sachen belehrt, und du hättest nur sehen sollen, wie aufmerksamb er zugehorcht hat, die Stefferl hätt dörfen ein Prediger sein.“

Albertus schüttelte den Kopf.

„Ja, der wird sich belehren lassen!“ sagte er kurz.

„Jawoll, der wird sich auch lassen belehren!“ erwiderte unentwegt der Senior. „Sein Herz ist offen für Gottes Saat, und ich weiß auch warum. Er hat es uns oben in der Parmentenkammer rasch und ohne Vorbedacht verraten: er hat eine katholische Jungfrau lieb. Die Liebe aber ist eine gute

Lehrmeisterin und Bildnerin der Herzen. — Brüder, als er sich uns verriet, habe ich Gott gedankt, aus meiner ganzen Seel, denn ich sah das Ende aller unserer Trübsal kommen. Denn wenn dieser Mann" — der Ton des Alten war plötzlich voll innerer Bewegung, „der größt und vornehmste nach dem Richter, eine katholische Jungfrau als seine Gemahl erkiest — eine frombe und keusche und ihrem Glauben getreue, eine Perl wie Stephana — so würde er mit milder Hand gewiß die Glaubensbrüder seiner lieben Gemahl beschirmen, und der Verfolgung wäre ein Ziel gesetzt — entweder mit oder gegen Händels Willen. Du hast recht gesagt, Bruder, Händels Zeit ist bald erfüllt. Denn die Steyrer sind schon jetzt mehr für den Sohn als den Vater; die schöne Jugend geht voran. Der Vater wird vor dem Sohne weichen müssen."

„Wo habt Ihr Eure Rhetorik her, Domine?" fragte Albert, immer ruhig und trocken. „Verzeiht, ich vermag Euren Spekulationen nit zu folgen. Meint Ihr, eine katholische Magd, die in etwa nur der Stephana gleicht, wird ihr Taufgelübd vergessen und eine Eh eingehen, die vor Gott ein Greuel ist — mit einem Akatholischen, einem Feind und Verfolger ihres Glaubens? Die wär wohl eine traurige Katholikin, laß ich ihr sagen, und von einer solchen Ehe kann nichts kommen als die verlorene Seligkeit einer solchen leichtfertigen Person, aber nimmermehr Heil und Rettung der Kirche in Steyr."

„Du übertreibst, und alles das ist gar nit richtig!" wehrte sich Ertelius mit einer ihm seltsam lassenden Lebendigkeit. „Bei uns ist das Konzil von Trient nit verkündigt; ich habe selbst den jungen Merzer mit des Lukas Stadlmayr Wittib getraut und das war ein preiswürdiges Weib, ob auch luthranisch . . . Und glaubstu, daß die heilige Monika weniger fromm als das Stefferl war; ihr Mann war aber ein Heide, und Gott segnete ihre Ehe mit einem Sohn, der der größte aller Kirchenlehrer ward."

Albertus sprach: „Feuer und Wasser miteinand vergleichen ist ein eitles Beginnen; du bist zu gut, ich bin vielleicht zu streng. Warumb aber nennst du denn immerzu Stephana; sie wird sich bedanken, wenn du sie zum Vorbild einer gemutmaßten katholischen Ehefrauen dieses erzlutherischen Menschen immer wieder in den Mund nimbst!"

Da sprach der alte Mann: „Bruder, warumb schaugst du mich so bös an, als hätte ich Böses verbrochen? Ich bin doch dein alter Seelenfreund, nit? Und hab dir gerade nach meinen schwachen Kräften geistlichen Trost gespendt, oder nit? Warumb ich Stephana nenne, ich will es dir schon sagen; denn wir wollen keine Geheimnis haben. Bruder, ich kenne die Liebe, du aber nit. Ja, du kennst die Gottesliebe, aber alle irdische ist dir frembd. I war in der Welt ein loser Zeisig, bis mich der Herr in den heiligen Orden durch ein Wunder berief; du warst immer ein edler Phönix, der in Lüften schwebt, mit einer Krone von köstlichem Gold auf dem Haupte — aber siehe, gerad weil ich selbst einmal ein loser verliebter Bua war, kenn ich mich mit den jungen verliebten Kindern besser aus denn du, Bruder —." Des Alten schebberige Stimme ward kräftig und feurig, und sein vom Fasten verhärmtes

Gesicht rötete sich vor Eifer des Redens. „Als die zwei schönen lieben Kinder, wie es schöner gar koane geben mag, beisamben waren, und der Heinrich schaugt die Stefferl an — sie hätt immer arbeitend ihre glanzeten Augerln gesenkt — er aber schaugt sie an, lang, lang, und immer wieder jazten trutzig, jazten innig, jazten mit Verlangen, da hab i mir denkt, so hab i alter Martl auch in diebus illis auf meine Elisabeth geschaut — Gott laß sie im Frieden ruhen! — und da habe ich es wohl gewußt, wer die Papistin ist, die dem Heinrich im Herzen liegt — keine andere denn die Stephana. O Bruder, er ist kein schlechter Mensch, er ist ein gueter Bub, und was Güte, was Menschenfreundlichkeit, was Gerechtigkeit und Milde tät erst aus diesem Herzen entspringen, wann es unser Steffi als sein liebes Weib ganz in ihrem zarten Handerl hielt!"

Albert reckte seine Knochenhand aus: „Sprich nit weiter! So darfst du von Stephana nit reden; du beleidigst Jesus am Tag seiner blutigen Marter, wenn du dieses Kind mit einem irdischen Mann — ich sag gar nicht Ketzer — in einem Atem nennst, denn Stephana ist Gottes."

„Ich beleidige Jesum nit! Wir alle sind Gottes, auch die Verheiraten seinds!" rief nun auch in hartem Eifer der alte Mönch. „Was aber die Jungfrauschaft betrifft, so kann man bei einem so jungen Kind nix sagen, aber das wisse: Gott hat die Liebe nit verboten, sundern erschaffen, und im Paradiese sprach er: ‚Wachset und vermehret euch.' Adam und Heva aber waren beide Gottes, wie es im Geschlechtsregister Jesu Christi der heilige Geist ausdrücklich sagt."

„Und dann kam Maria", rief Albertus, „und war Gottes noch viel mehr, und war und blieb eine Jungfrau, und die Jungfrau war das Höchste von Stund . . . Ertl, ich meinte, sie ging zu Euch beichten. Kennt Ihr sie so schlecht?"

„Ich kenn sie gut!" sprach der Greis; da blitzten ihm die Augen, als sei der frische Bannerbub aus Lazarus Schwendis Zeit, der dem Fußvolk die Zinken voranblies, wieder in ihm erwacht. „Albert, i moan, du verrennst di aa in Spekulationen! — Bruder, wia sie in der Paramentenkammer beisamben waren, und er hätt a weng den Spaß gemacht, koan bösen eh nit — über eine, die mit ihrem Kindl gar so umbtät, da hat Stephana von der Mutter und ihrer hochheiligen Würde gesprochen, so zart, so innig — der Bua ist wia verzaubert gstanden und hätt glost — die, welche nit die Sehnsucht und den Beruf zu dieser Würde hat, die spricht nit so, mein Albert, von dem Geheimnis und der Schönheit der Mutter."

„Ertl," sprach Albert, „kennstu im Brevier, 21. Jänner, die Stelle, wo die heilige Jungfrau Agnes von ihrem Geliebten spricht? Was sagt die dreizehnjährige Jungfrau? Sie hätt sich einen erwählet, dessen Muetter ein Jungfrau, dessen Vater nia ein Weib erkannte. Sie sprichet ferner: Einem halte ich die Treu, so ich ihn liebe, bin ich keusch, so ich ihn liebkose, bleibe ich rein."

Der Senior nickte und sprach leise mit: „Cum tetigero munda sum, cum accepero virgo sum."

„War Agnes, die solche Worte in ihren Mund nahm, nit ein unschuldiges und kindliches Mägdlein? Woher weiß sie denn alles? Der heilige Geist gab ihr in einem hohen Verstande vieles zu wissen, ohne daß sie ihre kindliche Unschuld verlor; eben also ist es mit Stephana. Du Armer meinst, sie sei berufen Mutter zu werden, da sie von der Mutter mit erweckter wunderwürdiger Kenntnis spricht; die hat sie vom heiligen Geist; sie hat ihrer Mutter gedienet, als die vielen Geschwistrig nach ihr kommen seind, in Demut und Gehorsam, und nicht die Augen zugedruckt, aber ihre Augen seind dennoch die eines Kindes blieben, und ihr Herz ist eine Lilie des Feldes, und Jungfrau ist sie, und Jungfrau wird sie bleiben. Irre dich nicht, wenn du sie auch hörst, wie die Mutter, so auch gar der Ehestand loben; sie tut nicht anderes, als was Ignatius, der Martyr, an die Philadelphier schreibt: „Unsere Jungfrauen sollen Christo in der Reinigkeit unterworfen sein, nicht also, daß sie das Heiraten vor einen Greuel halten, sundern daß sie selber das Fürtrefflichste erwählen; nit den Ehestand zu schmähen, sundern umb selbst mit freiem Gemüte ganz dem Göttlichen sich hinzugeben. Verstehst du mich, Bruder?"

Ertl blickte in das Land hinaus und sagte: „Gott wird es noch erweisen, wer mit ihr recht hat, ich oder du."

„Glaube mir, Gott hat es schon erwiesen!" sprach Albertus, jetzt nicht mehr hart und streitig, sondern mit der ruhigen Stimme der Überzeugung. „Ich war ja auch erst nit klar und habe es der Stephana öfters gesagt, es möchte doch sein, daß Gott sie für den Ehestand bestimmt hätt; sie widerstand solchen meinen Worten immer in aller Ehrfurcht, aber fest und unbewegt. Und da kamb der Tag, wo sie ihr Martertum an der Schandsäulen", des Mönchen Stimme erstickte, „. . . gelitten hat. Meinstu, sie hätte das standhaft leiden können, wenn sie nicht wäre Jesu Braut? Meinstu, daß sie hätte beim Galgen die Gebete vorbeten und die Sterbenden gleich einem Priester trösten können, wenn sie nicht Jungfrau wäre, heunt, morgen und immerdar? Meinstu, sie würde für das Haus und die Zier des Hauses Gottes ihre lieben Füße wundlaufen und ihre zarten Finger abmühen, wenn sie nicht wäre dem göttlichen Meister versprochen und verlobt. Stephana ist ein Gottesblumen; sie wird am Altar blühen und verblühen . . . Aber noch jetzt nit verblühen; ihr Werk zu Steyer *ist noch nicht getan*; ich habe dir es gesagt; ich werde aus Passau wol nimmer wiederkommen, aber Stephana wird die katholischen Steyrer erlösen, den satanischen Mann und seine Sippe besiegen, die heilige Kirche erhöhen; sie ist heunt unser Morgenrot, sie wird unsere Sonne am Tage der Befreiung sein — aber Ertl, nur in Kraft dessen, von dem Agnes sagt, daß er ihr seinen blutigen Brautkuß auf die Wange drückte: Posuit signum in faciem meam; sanguis ejus ornavit genas meas. In der Jungfrauschaft liegt die Kraft; Jesus hat Johannes, der jungfräulich war, Boanerges, Kind des Donners, genannt, denn furchtbar wie der Donner ist die Kampfkraft der Jungfräulichkeit; ohne Ende ist ihre Geduld, und ihr Eifer hart wie die Hölle."

„Mein Bruder!“ sprach langsam, von der Machtrede des Apostels fast, aber nicht ganz niedergeschmettert, der alte Ertl. „Die Lieb ist stark wie der Tod und ihr Eifer hart wie die Höll, das steht im Hohen Lied Salomonis, am dritten und achten Kapitel, dem gar schönen, das anhebt: ‚Ich will aufstehen und umbgehen durch die Stadt; auf den Gassen und Straßen will ich suchen, den meine Seele lieb hat. Ich habe ihn gesucht und nicht gefunden. Habt Ihr den nicht gesehen, welchen meine Seele lieb hat?‘ . . . Das ist ein schönes Lied.“

„Ja,“ sprach Albertus milden Tones, „das ist ein schönes Lied.“

„Und jetzo mueß i die Non, so ich noch nicht gebetet, nachholen,“ spricht der Alte; „vale, frater — ich werde heunt schon noch einmal komben . . . wenn du etwas brauchst, sage es dem Frater, der dir den Trunk bringt.“

„Vale! vale!“ erwiderte der Gefangene und grüßte den alten Beichtiger ehrerbietig mit dem Haupt.

IX.

Als Albert wieder allein in seiner Zelle war, huben alle Klappern in der Kirche und dem Kloster zu knarren an, zum Zeichen der Mittagstunde. Albertus betete, vor seinem jämmerlichen Kreuze stehend, den Engel des Herrn, und dabei kam ihm der Gedanke: Heunt trauert Maria, morgen aber rufen wir schon: Laetare! Freue dich Himmelskönigin, hallelujah! und so wird es auch bald heißen: Laetare Styria! — Armer Senior, sann er weiter, du sagst: Wer wird recht behalten, ich oder du? Ich werde recht behalten, nein, nit ich, sundern Gott, der Stephana erwählt hat, bevor weder ich, weder du sie kannten. — Er wollte wieder den unterbrochenen Kreuzweg zu beten anheben; weil er aber seit gestrigen Tages nüchtern war, fühlte er plötzlich seine Kräfte schwinden; er setzte sich an seinen Tisch und nahm etwas von der Suppe zu sich. Sie schmeckte sehr herb; das war ihm recht; es war etwas rote Myrrhe daran. Nachdem er sich ein wenig gelabt hatte und nun zu seinem Kreuzweg niederkniete, hörte er unten von Sand her Pferde wiehern und Kommandorufe schallen, und weil er nun wußte, wer das war, der nach Sand war ausgeritten, konnte er sich nicht entbrechen, aus seinem Kerkerfenster nach ihm zu spähen. Er sah ihn in der Sonne dahereiten, auf einem fuchsroten Pferd, im grünen Rock der Steyrer Schützen, mit lediger Brust, ohne das Hauptmannszeichen, aber seine Haltung jeder Zoll ein sieghafter, wachtbarer Held. Jetzt hob er das Schwert und wies gen Steyr. Die Trommeten flogen mit fröhlichem Blechklang wie lustige Blitze um ihn herum; der Mönch kehrte sich, von dumpfem Unmut erfaßt, vom Fenster ab. . . . Nimmermehr, nimmermehr! Stephana ist Gottes!

Aber wieder mußte er, ohne es zu wollen, den Buben anschauen, als dieser mit seinem Gefolg von Schützen nun näher an das Kloster herangeritten kam. — In Wuchs und Haltung, wie sehr gleicht er dem Vater! Und diesem Menschen, dem Sohne des unversöhnlichsten Hassers der Kirche, gibt der alte Ertl in seinen einfältigen Gedanken die Gotteslilie in die

maledeite lutherische Hand, nein, unter die Füß; o, seind wir nit Brüder in Benedikt, Ertl, Ertl?

Plötzlich hielt der junge Hauptmann — er war nun gerade in der Höhe des äußeren Klostertores, wo man zur Kirche des Konventes geht, seinen Hengst an; und mit einer raschen Bewegung wandte er sich am Pferd, den Zügel lose in der Hand, dem Kloster zu, als locke ihn etwas unwiderstehlich an, dorthin zu reiten. Albertus sah nicht den schmerzlich verlangenden Blick, aber er sah das Verlangen in der Bewegung des Körpers ausgedrückt. „Da im Kloster ist Stephana! Ist sie noch da? Habt ihr die nicht gesehen, welche meine Seele lieb hat?"

Mit Zögern nur gab der junge Held seinem Roß die Sporen und ritt weiter nach Steyr, seinem Vater den Passauer Kehraus zu melden. . . . Oft und oft im Davonreiten wandte er das Haupt nach dem Kloster zurück, wo die holde Kleine dem Johannes Locken stickt . . . und er wußte nicht, daß oben im Turm bei Eulen und Krähen einer auf ihn herabsah, der sie besser als er kannte und wußte, daß seine Sehnsucht verloren sei . . .

„Nimmermehr," murmelte Albertus. „So wenig als der arme fromme Lindner wirstu stolzer Ketzerbub das Blümlein brechen. Nicht du, und keiner! Such dir eine andre Braut! Nimmer wird irdischen Mannes Arm sie halsen noch sterblichen Mannes Mund sie küssen; Stephana ist Gottes."

Der Hauptmann, einem stolzen, strahlenden Kriegsgott gleich, war kaum über das Gelände gegen Pyrach zu in den maigrünen und blütenschweren Bäumen verschwunden, noch hörte man den herausfordernden Huf seines Kriegspferdes durchs stille Land klopfen, da kam von der Seite, von Sand, aus dem verwetterten Tann heraus eine Gestalt, die wie ein lästerliches Spottbild auf den jungen Steyrer Helden aussah. Ein Mensch in einem abgelumpten grünen Schützenrock, darüber das Bandelier der Arkebusiere baumelte, mit einem Schützenhut, daran ein Büschel Gras statt der Hahnfedern steckte, mit einer ungeheuren Flinte und Fourquine, die der Mann jeden Augenblick abschulterte, da sie ihm scheinbar zu schwer war. Albertus, der noch am Fenster war, den Hufen der Schützenpferde nachlauschend, ward durch den seltsamen Anblick gefesselt und mühte sich auszuspähen, ob der Mensch die roten Lampas der Passauer Fußsoldaten trug. Jetzt kam er auf dem Lindenweg, der ganz ausgestorben im Aprilmittag sich sonnte, langsam hinkend daher. Richtig, er hatte die Lampas. Sie waren zum Teil abgerissen; einen Fuß, das sah Albert, wie er immer näher kam, hatte er verbunden, und nur am anderen trug er Schuhwerk. Sein Gesicht sah wüst und wild unter dem Hut, den er tief in der Stirne trug, herfür; dreist kam er auf das Kloster zu, das der schöne und junge Held noch eben mit seinen dunklen Augen so sehnsuchtsvoll von fern umspannt hatte. Ein versprengter Passauer kombt ins Kloster betteln . . . Hat Heinrich Händel doch nicht ganz reine Wirtschaft gemacht? Etwan hat der Mann da gar die ungarische

Krankheit[1]), weil er so elend daherhatscht? Als der Mensch dem Kloster sich nahte, krachte das Tor mächtig in den Angeln. Es wurde offenbar zugeschlossen. Albertus sagte sich, daß wohl die Brüder es sperrten, wohl aus Angst vor dem Fremden; den Passauern traut man alles Böse zu.

Es konnte ein Räuber und Mordbrenner sein; aber ein Brot sollten sie ihm doch vergönnen; heute am heiligen Karfreitag! Albert preßte seine Stirn ans Gitter und spähte, was der Mann tun würde.

Jetzt tümmelten Schläge ans geschlossene Tor, weithin hörbar durch die mittagsstille Gegend. Der Fremde pochte mit seiner Muskete Einlaß begehrend ans Tor. Aber niemand öffnete.

Nun hatschte er den leeren Lindengang zurück, Albert hörte ihn in einer Sprache, die wie ein verhunztes Lateinisch klang, wüst fluchen. Dann war er plötzlich weg, wie vom Erdboden geschluckt. Das Klostertor knarrte auf, wurde wieder verschlossen; die Karosse des Abtvikars rollte heraus und auf der Straße gegen Steyr. Albert mutmaßte, daß der Vikar des Passauers wegen das Kloster verließ. Und so war es. Der Vikar hatte den bewaffneten Marodeur von weitem gesehen und vor Schreck einen Zufall erlitten. Es war gewiß nit nur der eine, es waren ihrer mehr in Garsten versteckt. Bevor Heinrich Händel nochmals das ganze Land abgesucht und gesäubert hatte, war kein Verlaß und keine Sicherheit in Garsten! Und Herr Karl, der den Frieden liebte und wußte, daß auch ein geistlicher Mann für sein Leben Sorge tragen darf, ja wenn er Oberer ist, tragen muß, ließ anspannen und fuhr nach Lorch. Daselbst den heiligen Florian andächtig zu verehren . . .

Weil nun alles ruhig blieb, hatte sich Albert wieder ans Gebet begeben, aber es lag ihm ein Alpgefühl auf der Brust, das er sich gar nicht erklären konnte, als sei ein großes und entsetzliches Unglück irgendwie im Anzug. Er mußte wieder zum Fenster und spähen, ob sich von dem unheimlichen Kriegsmann nichts sehen ließ. Er spähte den Lindengang auf und ab, gen Pyrach und Sarning und sah keinen Menschen. Doch horch — was war das? Vom Wiesenfleck unterm Turm, wo Unkraut und Dörner durcheinand wuchsen und Hollerbäume ihre schwarzen Blätter ausspreiteten, kam ein Brummen wie eines wunden Bären herauf, allerlei ganz greuliche Worte, die der Mönch nur halb verstand, es klang wie ein ganz diabolisches Lateinisch. „pitra mort — pitra mort.“ Der Mensch war also jetzt da unten. Zu sehen war er nicht, es rührte sich nur immer das Gebüsch, als krieche ein Untier herum. Albert schauerte.

Plötzlich langte eine Hand aus dem Hollergebüsch und schmiß ein blutiges Fetzenwerk heraus. Seltsamb was die Hollerblätter vor Tinten geben. Die

[1]) Philipp Persius charakterisiert diese damals „neue“ Krankheit folgendermaßen: „Die Ungarische Krankheit, zu Latein febris maligna cum maculis rubeis, oder die Breun genannt; . . . ist ein stät hitziges gefährliches giftiges Fieber, aus verfaulter böser Feuchtigkeit deß Geblüts . . . wirdt aber Ungrisch genanndt, daß sie bey den Soldaten Anno 1566 im Feld daselbst grossen Schaden gethan, vnterhalb Raab, vnnd von dannen nicht allein in Österreich, sondern in alle vmbliegende Länder eingetheilet worden.“

Hand scheint blau wie eine Totenhand. Dann kam aber aus dem Hollerbusch, übersich gewandt, das Gesicht des Kriegsknechtes zum Vorschein und sah hinauf entsetzlich, und jetzt schüttelte den Mönch ein Frost, so kühn sein Herz sonst ist; denn das Gesicht hatte mitten auf der Stirn eine blaue Beule und am Halse rechts eine blaue Beule . . . Gott, vor unser Heil am Kreuz gestorben, steh uns gnädig bei, der Mann, der unten im Holler saß, hat die Pest!

Noch wies Albertus den schaurigen Gedanken von sich wie eine teuflische Vorspiegelung, da spürt er, leise aber untrügbar, den Geruch — lebendiger Verwesungsgeruch, hieß es in Händels Mandat —, der mit den Hollerblüten, die der Wind umtrieb, zu ihm emporwehte.

Nein, es war kein Zweifel . . . die eiserne Zuchtrute Gottes steht am Himmel, das Schwert Gottes ist ausgerissen und blitzet über Steyr; vielhundert Passauer hat Heinrich Händel von uns weggetrieben, einer aber ist blieben, und der bringt uns den Zorn, die Rache Gottes: die Pest.

Alberts Hände falteten sich, seine Lippen regten sich. „O Domine," lallte er, „obsecro salva nunc — obsecro."

Unten aber redete eine diabolische Stimme: „Avess, avanti, in questa grand città, quier pitschen caffort, Avess avanti a Steyra."

Da schoß es vor den Augen des entsetzten, erstarrten Lauschers wie eine Feuergarbe vorbei: Er geht nach Steyr. Der schwarze Tod in Mannesgestalt geht von Garsten aus und geht nach Steyr . . . Herr Gott Sabaoth! Dein Mene tekel! Fürm Rathaus stand der Böse in der Sternennacht und rief sein Edikt über die zitternde Stadt! Die Kirchen brüten die Pest aus, aus den Grüften fault die Pest. Keine Kirchen und keine Opfer mehr! Und die Kirchen schloß er und legte seine Siegel an die Pforten! Und den Heiland trugen wir wehklagend ins Elend! Unsere heiligen Fahnen schleppten durch den Staub, die Gottesbraut mußte gleich einer Metze Pranger stehen — alles, damit der schwarze Tod Steyr nicht berühre . . . Und unten im Holler da sitzt der schwarze Tod, und nun krallt er nach Steyr . . . heunt . . . und morgen . . . schlägt der Engel des Herrn die Stadt . . . vielleicht ihn, den Antiochus, zuerst . . . vielleicht seine prangende Gemahl — seinen stolzen Buben, aber vielleicht auch . . . wehe! . . . das zarte Kind in Steyrdorf . . . ihre Mutter und Geschwistrig . . . Albert, Albert, rette Steyr! Albert, armer Mann, was kannstu tun? Bete, Albert! Reiß den Himmel auf! Daß Steyr nicht verderbe — und Stephana und alle Guten nicht müessen sterben sambt den Bösen, die Gottes Zorn über Steyr verschuldet haben . . . Aber beten, müeßig beten, was hilft denn das? Weinte er fast laut in seiner Todesnot. —

Retten mueßt du, bewahren die Stadt — aber wie — du armer Gefangener, der du fünf Schritt die Läng und Breite gehen kannst, in deinem Kerker, in den dich der Haß des Händel und die Feigheit deines Ordensvaters warf?

Er sah den schaurigen Mann unten aus dem Holler jetzt ganz herfür-

kommen — mit blauem Beulenangesicht und blauen Händen, da blitzte durch sein arbeitendes Hirn ein Plan, ein furchtbar und zugleich göttlicher, ich, ich nehme ihn auf. Ich, ich will ihn pflegen. Und ich will mich, solls sein, zu ihm in die Pestgrube legen — in meinen Turm kombt niemand, denn mein Wärter und der Beichtiger, und auch diese kann ich geraten, wenn sie mir die Atzung in einem Korbe an einer Schnur reichen, die ich auf und abzieh; der Turm steht einsamb, vom Kloster durch den Wall geschieden, hier bleibt die Infektion beisamb; und Steyr ist gerettet, und einem Elenden ist Barmherzigkeit getan, denn der da unten flucht und lästert, ist ja doch auch ein Mensch. Der Mönch trat auf die Stufen und preßte seine Händ um die Eisenstangen; und seine Stimme mächtig hebend, schrie er hinunter, dem Mann, der schon seinen Weg des Verderbens antreten wollte, zu: „Gewart ein Nun: Attende aliquantalum: du sollt bei mir ein Bett haben — lectum! und zu essen und trinken: escam! Und gehe nicht fort, denn Steyr ist weit und du bist aeger, sehr krank. Deine Füße tragen dich nit so weit."

Der Kriegsknecht blieb, vom Rufe gebannt, stehen. Er mußte die Einladung verstanden haben. Er nickte schwerfällig und schlürfte langsam wieder zum Turm zurück und setzte sich unter dem Holler nieder und krächzte hinauf: „Grazia! Attendo!" An Albertus Tür kam in diesem Augenblick der Frater, der den Wein brachte, und Albert bat ihn, ihm den Beichtvater zu holen. Er habe mit ihm zu sprechen. Und keine Miene seines Gesichtes verriet, daß unter seinem Kerkerzimmer der Tod saß, und daß er ihn bei sich als Gast aufnehmen wollte.

Der Frater ging, und Albertus stellte den Wein auf seinen schlechten Tisch. „Schaug," sagte er zu sich, „der Strenge hat den Wein nit wollen, und der Laue schickt ihn doch, und ein Kranker wird das Gute davon haben — so hat eigentlich der, den ich den Lauen schallt, den Willen Gottes vollzogen." Er schenkte aus der kleinen Zinnflasche den Becher halbvoll. Es war starker, köstlich duftender Wein, wie solchen durch ein Wunder St. Berthold an den rauhen Ufern der Enns entspringen ließ.

Über ein kleines trat der Beichtiger in die Zelle. Er sah abgemüdet aus und röchelte kurzatmig. „Diese Stiegen ist aber schon wirklich über die Jakobsleiter. I hab gemeint, i komm nimmer herauf . . . Wonach steht dein Begehr?"

Albert reichte dem Alten, den er heute schon gekränkt hatte, und der trotzdem seinem Wunsch sogleich nachgekommen war, die Hand und sprach mit bewegter Stimme: „Ich hätte Euch nit her erfordert, Herr, aber ich mueß Euch in einer großen Sache umb eine Gnade bitten . . . der Vikarius ist fort, was ich weiß, mein Sach leidet aber keinen Aufschub."

„Ja, er ist fort, er hat sich vor einem Marodierer wohl über Gebühr geforchten . . . was kann ein einzelner Mann denn Böses tun. Hastu ihn

auch gesehen? Er ist von Sand herüber an unser Kloster kommen, ist aber schon verschwunden."

„Der Marodierer," sprach Albert mit leiser, gepreßter Stimme, sein kalkweißes Gesicht sah den Alten so seltsam an, daß diesem eine leise Furcht vor seinem Beichtsohn kam und er ihm die Hand entzog, die jener noch hielt, „ist nit verschwunden, er sitzt da unten unter dem Hollerbaum, Herr Ertelius, und Böses kann er nit viel tun, doch kann er uns alle ins Verderben bringen." — Albert stieg vom Stufen, der alte Mann wich vor ihm wie vor einem Gestörten zurück, denn er begriff die Rede nicht. „Herr, Gottes Zorn ist über uns. Dieser Kriegsknecht, der da unten sitzt, hat die Pest, und die Beulen sind an ihm schon ausgebrochen."

Der alte Mann tat einen Schrei: „Jesus, Gottes Willen, lügst du oder bistu ein Narr?" Albertus führte ihn stumm ans Fenster. Da sah Ertelius den Menschen dasitzen, den Kopf an den Baum gelehnt und scheinbar schlummern. Die Sonne schien ihm ins Gesicht. Ertl taumelte sich bekreuzigend vom Fenster zurück.

„Jesus, Maria und Josef," sagte er mit schwacher Stimme. „Was jetzt mit uns! In Gottes Namen, rufe ihn hinunter! Schicke ihn fort! Er soll sich wegheben, fort, fort, nach Steyr ins Spital, oder wo er will, wir müessend ja alle sunst sterben ... Herrgott im Himmel, was habend wir getan, daß du uns so strafst, daß das über uns kommt!"

Unbewegt und mit ruhiger Stimme, seinen hageren Arm um den gebrechlichen und bebenden Greis legend, sprach Albert: „Da wollen wir nit spekulieren, warumb es über uns kommt! Aber Ertl, wegjagen dürfen wir ihn nit! Und am allerwenigsten ihn nach Steyr schicken. Er trüge ja die Pest von Haus zu Haus. Und meinstu ein landfahrender Soldat mit der Pest wird im Steyrer Spital behalten? Er würde nur die Stadt infizieren und dann kämb er doch wieder her. Wir dürfen das den Steyrern nicht tun; sie zu retten ist jetzt unsere Pflicht."

„Albert! Albert! die habens umb dich verdient sambt ihrem Richter!" rief der Greis. „Daß du deine Brüder sterben lassest, aber ich rede übel, denn wir haben alle den Tod verdient, weil wir dich verlassen haben."

„Nein, Vater, ich lasse meine Brüder nit sterben, und Euch am letzten," sprach Albertus und küßte die welke, gespenstige Hand des Greises, der, vom Todesschrecken gebrochen, zitternd an der Wand lehnte. „Höret, was mir der Heilige Geist eingibt, auf was Art weder Steyr, weder unser Kloster in Todesgefahr kommen und doch die Nächstenliebe gegen einen kranken Mitmensch erfüllet wird, denn auch das muß sein, wozu sind wir Mönche. — Ich bin hier im Turm ganz allein, kombt kein Mensch herüber dann Ihr und mein Wärter. Öffnet die eisern Porten auf den Anger zu, und gestattet, daß ich den kranken Menschen heraufrufe. Ich will ihn zu mir nehmen und sein pflegen."

„Du? Niemals! Niemals!" rief der Alte. „Du dich opfern und sterben, nein, lieber wir alle als du, der Beste von uns allen!"

„Ich werde nit sterben," sprach Albertus immer mit seiner festen, zwingenden Stimme. „Ich kenne keine Angst. Dies ist aber immer das Verderblichste bei der Kontagion, wenn eines die Forcht in sich hat, es könne sterben. — Ich weiß ferner auch, wie mit Kranken zu befahrn; unsern Abt Johannes in Lambach, der Heilkunde Magister, hat mich manches von seiner Kunst gelehrt. Vater, gestattet es mir, daß ich ihn rufe; lasset die Tür aufsperren, und wenn er bei mir ist, sperret sie wieder ab; schicket mir, Ihr braucht nit sagen wozu, Ihr könnt sagen, es sei zu meiner Erleichterung in den Ostertagen, fürhero Bettgewand und Verbandzeug und Waschbecken, Wasser, Pergament fürs Fenster zu heften, Pestarznei, die aber verdeckt, daß niemand Argwohn bekommt. Auf dem Zettel „Curation" vom Händel, den er in die Häuser schickte, steht alles verzeichnet, was man an Medikamenten anwenden muß. — Die Pest nimmt ihren Lauf in sieben Tagen; so lange bitte ich, daß ihr für den Kranken und mich Essen und Trinken in einem Korbe mir zukommen lasset, und saget immer nur, es ist für mich, und geschieht der mehreren Sicherheit halber nunmehro auf dem Wege, daß niemand die Türe betritt, sondern ich an einem Strick zum Fenster einen Korb heraushängen will. Solchen Korb schickt mir jetzt auch, samt dem Strick; man kann ihn leer im Buschwerk verstecken, und den Strick verbirget der Efeu, der am Turm wächst. Ferner will ich euch bitten, daß ihr mein Tür unverschlossen lasset, damit ich im Turm, der ohnedem mit der äußeren eisern Tür beschlossen ist, aus und ein kann, die infizierten Kleider und alle Unlust im Keller zu versenken, da ein Stein ist, und darunter ist ein leerer Schacht. Den Stein kann man nachher versiegeln und vermauern. Wird der Mann gesund, so entlassen wir ihn im stillen; stirbt er, so will ich ihn mit meinen Händen begraben. Ihr sehet, ich habe mir alles ausgedacht. Verlaßt mich nun Ihr nicht, helfet mir, Ihr helfet unserm Kloster und euren Mitbrüdern nicht weniger als den Steyrern."

„Den Steyrern willtu helfen und dein junges Leben für sie geben, die so schandlich haben an dir getan," schluchzte der Alte. „Du bist gut! — Ich wann ich du wär, ich wünschet woll dem Händel alles Böse."

„Der unglückselig Mann", sprach Albert langsam, „ist ja im Stand der Ungnad, zum Tod nit bereitet, wo ging er denn hin, wenn er sterben müsset, Ertl. Die Höll dürfen wir keinem wünschen."

„Du hast recht," sprach der Alte, sich gewaltsam ermannend, „und dann seind doch seine Leut unschuldig, gel — und auch die Steffi ist in Steyr; o Bruder, ich sehe, umb wieviel heiliger du bist, und bin wider dich fleischlich, schwach und elend. Verzeihe mir! I will dir helfe, wia ich kann." Er streckte seine geisterbleiche Hand segnend über Alberts Scheitel. Dann schleppte er sich davon, noch war er vom Schrecken ganz gebrochen, um dem Willen seines heldenmütigen Ordensbruders zu willfahren.

Eine Stunde später war alles geschehen. Die elende Zelle Alberts hatte ein fast wohnsames Aussehen bekommen. Auf dem schlechten Strohsack, der Alberts Lager gebildet hatte, war frisches Leintuch gespreitet; rotgestreifte

Tuchenten türmten sich darüber; ein lederner Sessel mit Ohren war auch heraufgeschafft worden; zwei Zinnkrüge mit Wasser standen da; Albertus hatte eben davon in das alte Waschbecken von Kupfer des Abtes Wilhelm, das sie ihm auch gebracht hatten, gegossen. Er legte noch ein Handtuch und Seife zurecht. Unten hörte er die eiserne Tür in ihren Angeln kreischen; der Beichtiger sperrte sie auf und ging fort. Nun rief Albert beim Fenster hinunter dem Kriegsmann unterm Hollerbaum zu, er solle nur zur eisernen Tür — porta — hinein und die Stiegen — gradus — heraufgehen; da sei eine Kammer schon für ihn bereit. — Da erhob sich der Mann und ging zum Tor hinein. Es ächzte die elende Hühnerstiege unter seinem schweren taumeligen Schritt; seine Muskete und Gabel, die er mitschleppte, stieß rechts und links an die Turmwände an, daß das Fledermaus- und Eulengesindel im verlotterten Dach des Turmes zu quieken und zu heulen begann; der Mann gröhlte heiser: „Nido da cuco! Casa dal demuni!"

Oben aber trat aus der Zellentür, die nun entriegelt war, Albertus hervor, hoch und hager und mit einem Lächeln in seinem bleichen Heiligengesicht, und streckte im Dunkel und Moder der Eulenwohnung dem schauerlichen Gast die Hand entgegen, und seine Stimme klang sanft und gütig in den schwarzen Abgrund hinunter: „Salve!" Und der Gast stieg der Stimme nach und stand nun plötzlich auf dem schwanken fichtenen Vortritt vor Alberts Zelle und war auf einmal riesig groß, hatte scheußliche Augen, in denen alles Böse funkelte, und war gewaffnet mit einer furchtbaren Flinte und einem Schwert, und hatte die Pest im Gesicht und gurgelte heiser: „Vo eschat tot sol in quist disert?" Der Mönch erwiderte feierlich: „Nit allein, ich wohne hier mit Gott und meinem Schutzengel." Da wurde der Grausige wieder klein, und seine Mörderaugen erloschen; er hat ihn wollen niederschlagen, ausrauben, wenn er was hätt, und dann davon. Aber das furchtlos Auge und die Stimme des Heiligen bannte die wilde Bestie; den Kopf duckend wie ein Hund, der seinem starken Gebieter folgt, schloff er dem Mönch, der ihm vorantrat, in die Turmzelle nach.

Der schwarze Tod in Mannesgestalt gab sich dem Diener Gottes, der ihn im Namen Gottes in seine Kammer lud, gefangen.

Es hat am Vortag im Kapitelsaal der Subdiakon, als Karl, der Abtvikar, zwölf alten Männern die vorher mit lauem Wasser und Seife wohlgewaschenen Füße nochmals leicht abspülte, das Evangelium gelesen: ponit vestimenta sua, et cum accepisset linteum, praecinxit se. Deinde mittit aquam in pelvim, et coepit lavare pedes discipulorum . . . Jetzo in Alberts armer Zelle tat auch einer nach dem Beispiel Christi; es stand aber kein Diakon in der Dalmatika, noch ein Subdiakonus in der Tunika dabei, und kein Knabenchor mit nach Osten gebeugtem Knie sang die Antiphon Dominus Jesus; keine andächtige Brüderschaft bewunderte die Demut dessen, der auf den Knien lag vor einem Menschen, an dem die Ebenbildlichkeit Gottes kaum

mehr zu erkennen war, und die mit Wunden bedeckten Füße des Elenden ohne Weichlichkeit und Grauen in dem Kupferbecken badete, darin die ersten Eltern mit der Schlange abgebildet waren. Dies geschehen, führte Albertus seinen Gast zum aufgerüsteten Bett, auf das dieser kraftlos niederfiel, und da er zu essen und trinken verlangte, gab ihm Albertus alles, was ihm die Brüder geschickt hatten, weißes Brot und Wein, und die Eier, die die fromme Stephana mit ihren zarten Händlein bemalt hatte, brach er für ihn entzwei; der fremde Mann aß gierig, obwohl ihn die Beulen brannten und das Fieber ihn schüttelte; dabei sah er mit seinen wilden Augen unablässig um sich, was dieser Mönch an Gold oder Silber im Gaden hätt; wenn er gesund wäre, würde er ihm das Beste nehmen und davonfahren. Aber jetzt war er giacomo, giacomo, und zu nichts aufgelegt . . .

Albertus fragte ihn, ob er nicht wolle im Bett ruhen; er sagte, Schi, das wolle er; ihm sei ohnedem der Kopf sehr schwer; aber morgen müsse er weiter. Albertus tat ihm seine Lumpen ab, ohne Grauen und Ekel, obwohl der braune, von Narben zerschmissene Leib des Kriegsmannes voll blauer und brauner Mailer, exanthemata hatte Händel in seinem Mandat sie genannt, und entsetzlich anzusehen war. Und Albertus hatte weder Balsam noch Pflaster auf die Pestbeulen zu legen, denn in der Apotheke war, wie ihm Ertelius auf einem Zettel geschrieben hatte, die heilige Armut Pharmacopöa und alle Pixen leer, aber man würde nach der Stadt um Medikamente zum Königstorf schicken, und wenn solche gekommen seien, würde man unten beim Turm ein Glöckel läuten, dann sollte Albert den Korb aufziehen. Albert paßte nun auf das Glockenzeichen mit Schmerzen, wie Elias auf die Regenwolke; denn kaum lag der Mann zu Bett, so fing schon das Fieber in ihm derart zu toben an, daß das Bett und das ganze Gelaß sich mit zu schütteln und hin und wider zu gehen schienen. Und im Fieber schrie der Mann wie in einem Stück halb deutsch und halb in seinem barbarischen Dialekt: „Razza maladetsch! Ost . . .! mess fuora — nausgeschmissen aus dem Marketenderwagen hätten sie ihn, die Menschin hulf ihnen dabei, die civetta! Hin sollen sie sein! Daß der Florin zu schwer war, sollen sie den Fröschen weis machen! Salniter, Schwöfel, Blei und Plech zu Kartotschen seind nit zu schwer, ein Mann aber ja? Zweitausend Kugeln, Steyr in Brand zu schießen, wenn's der grondissno Signor Capitano erlauben? Bestien sind sie, und die Foffa ist ein falsche maritorn! Ah, die soll sich freuen! Das Messer in Leib bekommt sie. Wo ist das Messer! Messer her! Coltell, oi!"

Der Mönch hielt seinen Rosenkranz in den bebenden Knochenfingern und redete mit seiner heiligen und feierlichen Stimme dem Menschen zu: „Er solle auf Gott denken und nit lästern. Nit auf Mord sinnen; solches beleidige äußerst sehr den Herrn, noch dazu heute am heiligen Karfreitag. Der schreckliche Kranke aber schrie und fluchte weiter, bis ihm der Atem ausging und er sich zu verzucken und zu ersticken anfing und ihm endlich schwarzes Blut aus Mund und Nase sprudelte. Und Händel hat es damals so am nächtlichen Stadtplatz beim Fackelscheine gelesen: Vitalis facultas wird

hart angefochten; sie phantasieren, werfen Blut aus Mund und Nasen aus . . .

Albertus wischte dem Elenden das Blut vom Munde und seufzte laut: „Geduld, Geduld!" — Aber wenn nur die Mittel schon kämen!

Es ist schon über Vesperzeit, wer von den Brüdern wird wollen nach Steyr hinüberlaufen, wo ein so großer Tag des Gebetes ist? Etwan kommen die Mittel erst vespere autem sabbati, quae lucescit in prima sabbati . . . als er so dachte, ward ihm weh; denn er wollte ja nicht bloß Steyr vor der Seuche, sondern er wollte auch, wenn er konnte, diesen Unglückseligen vor dem Pesttod retten . . .

Von den Mönchen allerdings ging keiner nach Steyr, denn Ertelius getraute sich nicht, einem von ihnen den Auftrag, der Verdacht erwecken konnte, zu geben. Daß Albert ein Bett, Speise, Trank und derlei brauchte, und daß man ihn im Turm strenger absperrte, um jeder Flucht vorzubeugen, das glaubten die Brüder ohne weiteres, aber wozu hätte der Albert Pestmittel gebraucht? Da kam dem Alten zu Sinn, daß jemand zur Stunde im Kloster sei, arbeitend für die Zier des Hauses Gottes, ein Weibsbild zwar, auf deren Verschwiegenheit man aber Häuser bauen konnte, und die gewiß alle ihre Kräfte daransetzen würde, Herrn Albertus beizustehen, wenn sie um das große und furchtbare Geheimnis wüßte. Vielleicht auch gäb sie noch manchen guten Rat, denn sie war immer und in allem die kluge Jungfrau.

Es dunkelte schon etwas, und in der Paramentenkammer brannte ein Fünzlein; ganz einsam und allein saß die Stephana im Zwielicht bei ihrer Arbeit, das Schwesterlein hat sie schon früher zur Mutter heimgeschickt, damit es ihr helfen sollte, die Kleinen heiderln[1]) legen. Fleißig macht Stephana die letzten Stiche an dem Johannes, das Tellerlein mit ihrer schmalen Kost aus der Klosterküche ist fast unberührt. Jetzt ist er doch auf den Glanz! . . . Der Novizengarten ist ganz leer, es steigt von da kühl herauf, nur aus der Kirche höret man dumpf und wehmütig die Lamentationes Hieremiae prophetae . . .

Das Züb-züb-Vögelein ist nimmer da, aber eine große schwarze goldschnäbelige Amsel singt auf dem höchsten Wipfel der Klosterlinde ihr wundersames Abendlied. Stephana denkt zarte Gedanken: von einer Jungfrau in der neuen Welt hat ihr Herr Ertl neulich in der Beicht erzählt, die hielt mit einer Nachtigall Zwiegesang . . . könnt man's mit der Amsel probieren? Und ganz leis hebt Stephana den ersten Vers des deutschen Sakramentsliedes an, das die Jesuiten wider der Lutheraner deutsche Lieder gesetzet haben:

Mein Zung klinge, fröhlich singe
Von dem teuren Leichnam fron . . .
Und vom werten, hochgeehrten
Heil'gen Blut, das Gottes Sohn
Unverdrossen hat vergossen
Zum Heil aller Nation . . .

[1]) schlafen.

Es lauscht die Amsel und das grüne schweigende Land der zarten Stimme, und Hieremias propheta lauscht wohl im Himmel und findet das schöner als Lamed, Mem und Nun. Aber das Kind singt nicht weiter, denn ein Verslein, Steffi, sagt sie sich fast erschrocken! Karfreitag ist! Jo der Hauptmann hat zu laut geredt, und ich hab ihm's hineingesagt und jazt sing i! Er versteht's nit, ich aber woll. „Alsdann jazten bistu fertig," spricht sie zum heiligen Johannes, „und jazten gehn i den Heiland grüeßen und dann heimzu." Aber als sie ihre Arbeit zierlich zusammenlegt, da raschelt und kracht etwas auf dem Stiege, und es steht Pater Ertelius vor ihr, ganz blaß ist er, und zittern tut er, was hat er denn?

„Steffi," fragt er und nimmt ihre Hand, „heunt warstu schon so fleißig, kannstu mir noch einen Gang machen?"

„Woll," sagt sie dienstwillig. „Wird jo nit gar weit sein?"

„Nein, es ist in Steyr. Herr Albert bittet" — ihr Auge lauschte glänzend zum Alten empor — seines flackerte angsthaft. „Umb a Pestmedizin. Man darf es niemandem sagen, aber bei dir ist es ja verschwiegen. Stephana" — er neigte seinen fahlen Mund zu ihrem Ohr, „ein Pestkranker ist bei uns. Es weiß es kein Mensch und darf es niemand wissen. Herr Albert pflegt ihn."

Sie hatte zu Beginn seiner Rede, doch ohne ein Zeichen von Furcht, die lichte Hand gehoben, um sich zu bekreuzigen, wie es im Volke Brauch ist beim Nennen der Pest; doch als er sprach: „Herr Albert pflegt ihn", sank ihr die Hand herab, und sie stammelte zitternd: „Umb Gotteswillen! Warumb denn er — daß er krank wird und stirbt! O schrecklich ist das!"

„Er hat es wollen, und du, die du ihn kennst und seine Lehrjüngerin bist, wirst es am besten verstehen. Er wußte, daß der Mensch, es ist ein kranker Kriegsknecht, wenn er nach Steyr gartend käme, die ganze Stadt gefährden, ja infizieren würde, und deshalb hat er sich für die Stadt und für seinen elenden Mitmenschen geopfert und ihn zu sich genommen, Christi Wort erfüllend, der da spricht: ‚Was ihr dem letzten meiner Brüder tut, das habt ihr mir getan.'"

„Ja," nickte Stephana ehrerbietig zustimmig, aber noch immer zitterte sie heftig. „Das ist schon wahr, aber es wäre doch so arg, wann der heilige Mann muesset sterben, was täten dann d' Steyrer, sie wärend ihres Vaters verwaist, er mueß no viel Gutes tun, wenn er aus seiner ungerechten Gefängnis befreiet ist."

„Er wird nit sterben, Steffi," tröstete Ertelius. „Er hat nit Angst noch Schrecken, welches für die Kontagion empfänglicher machet, und er ist eines gesunden Geblütes, Tyrolenses seind allgemein kräftige Leut. Du weißt aber auch, daß das irdische Leben nit das höchste Gut ist, er als ein heiliger Mann erachtet es von Staub und Asche, und du hast doch bei ihm gelernt."

„Ja," sagte das Mägdlein. „I soll glernt haben, aber es feit si halt no viel. Aber ich bitte, Hochwürden, was soll i alsdann in der Albertheken kaffa, i wir renna, daß i bald wieder da bin, denn gewiß —" ihr Auge

schimmerte feucht in dem ganz erblichenen Gesicht, „wartet Herr Albert hart und auch der kranke Mensch. Soll i denn in der Albertheken nur das Sacha vor die Pest kaffa, i moan i sollt a weng was anders aa verlanga, damit Leut nix spannen."

Der alte Pater lächelt: „Da hastu recht. Du denkst immer weiter als wir andern. Du magst noch Gafferzeltlein und weng an Zittwer und Lemoni verlangen, und dem Apotheker sage nur, es ist uns unser Vorrat ausgegangen und wir kaufen uns rantweise das Sachen nach. — Hier hastu den Zettel Kuration, da habe ich ein rotes Kreuz zu allem gemacht, was du verlangen mußt. Vergesse mir ja nicht Sandl, Kronobet und scharfen Essig, um Rauch anzuzünden, damit die Pestfäule aus dem Zimmer hinausgeht. Hier hastu einen Taler zum Bezahlen der Sachen, verlier ihn nit, denn das Geld ist bei uns rar. Pomambrakügel vergiß nicht. Jetzt gehe mit Gott, mein liebes Kind. Und niemandem nichts erzählen."

„Niemandem," versicherte sie ernst, nahm ihr geflochtenes Körbel, tat das Zettelein hinein und machte sich auf den Weg nach Steyr. Es war gegen sechs Uhr, als sie, eilfertig die Berggasse entlang und dann den Ölberg hinunterlaufend, auf den Stadtplatz kam. In der evangelischen Kirche mußte gerad ein Gottesdienst sein; denn sehr viel Leute standen vor der Tür der Kirche, aus der Gesang erscholl, und die evangelischen Glocken läuteten mit stolzem Ton über die Stadt; Stephana sah groß und erstaunt gegen den Turm, von dem das ausfordernde Geläute kam — heunt, wo Gott der Herr im Grabe ruht, läuten die — wo alle Glocken landaus und -ein schweigen. Ein Mann ging an ihr vorbei, der sagte: „Heunt läutet eine, nächsten Karfreitag läuten ihrer sieben, sagt unser Herr." Stephana sagte leis in ihrem Herzen: „Nächsten Karfreitag läutet keine." Dann ging sie in die Apotheke, ein langes und düsteres Laubengewölbe im Erdgeschoß des Hirschenhauses.

In dem finsteren Gewölbe brannte spiritus vini mit blauer Flamme; ein Bursche, der Gehilfe des Apothekers, stand in einem Winkel und sott brenzlich stinkende Öle, ein schwarzes Hundel schnupperte um ihn herum; es hing von der gewölbten Decke des Gadens eine Schlange an einem Strick hernieder, die schien im blauen Glanz der Flammen Ringe zu werfen.

Stephana kam mit ihrem leichten Schritt herein; das schwarze Hundel, das sonst alle Fremden ankläffte, bellte nicht, und die Schlange hing plötzlich kerzengerade. Der Apothekerbub setzte die Retorte weg und kam aus seinem Winkel hervor, und als er der Jungfrau entwahr wurde, rückte er sein offenes Hemd zusammen und fragte, was sie schaffe, woll Rosenäpfel und Zuckerkandi, was die schönen Freilein gern schmausen! Sie aber sah in ihr Körblein, wo der Kurationszettel lag, und las beim Schein der Flamme, die plötzlich so groß brannte, daß das ganze Gelaß voll greller, blauer Lichter flatterte:

„Holländisch Schweißpulver, so man auch das bittre, rote Pulver nennet, item Schwitzwasser. Sandelholz. Tormentill. Pomambrakügel. Essig und Kronobet."

Dann nannte sie etlich unschuldige Namen vom Zeltlein her, und dann wieder die Pestarzneien Liberantis und Bezoar. Der Apothekergesell kramte, unterdes sie las, schon in seinen Flaschen und Dosen herum und dachte gar nichts, als daß sein Herr einen guten Schnitt machte. Nur beim Bezoar ward er aufmerksam und fragte: „Wozu braucht die Jungfrau dieses allerhöchste Mittel, ist gegen die Pest?"

Spricht das Kind: „I brauchs eh nit. Die Pater in Garsten wollend ihr Apotheken, so leer, wieder rantweis einrichten und brauchend das Gfrast." Sie legte ihren Taler auf den Tisch. Der Bursch lachte und gab ihr noch Zuckerkandi wie auch ein Blatt Pergament zum Aufheben der Pulver gratis dazu.

Da sie wieder das Gewölb verließ, ihr Körblein fest an sich drückend, war der leere Stadtplatz voll und übervoll, daß sie einen Augenblick beklommen stehen blieb. Dann fiel ihr ein, ja, die seind alle in der unkatholischen Kirche gewest. — Und jetzt ist ihr Predigt aus. Aber wunderbar war es, so viel Leut zu sehen, gleich einem Bild in einem Zauberspiegel. Alle waren in die schönsten Farben, rot, schwarz, weiß, grün, festlich gekleidet, mit einer Pracht wie die Fürsten. Der Platz vor Stephanas Augen wurde hin- und hergehend, und sie legte die Hand über die Augen, weil ihr diese vom Gewoge und Glanz flimmerten. Langsam ging sie längs den Häusern an der Seite des Platzes vorwärts, wo das Rathaus war und wenige Menschen waren; auf die Mayrstiegenseite war nicht hinüberzukommen; plötzlich sah sie, daß dort der Richter von Steyr, umgeben von vielen schwarzen Herren, stolz wie der Kaiser daherging. Rechts von ihm ging ebnermaßen stolz und herrisch sein Sohn, links eine prachtvoll gekleidete Frau, die ein kleines Dirnlein an der Hand führte.

Als Stephana ihn sah, den grausamen Mann, der sie verdammt hat, am Pranger in Eisen zu stehen, bebte ihr Herz, und ihre Hände schlossen sich um den Henkel des Körbchens krampfhaft zusammen. O, wie hat er damals auf sie hergeschrien: „Weg! Die Pestpatronin! Fort mit ihr!" Wenn er sie jetzt sieht, er läßt sie etwan wieder greifen und ihr den Korb wegnehmen, und Herr Albert wartet umsonst . . . Wie ein gehetztes Rehlein zittert sie und drückt sich an die Wand. Seine Dolchaugen zucken über den Platz hin und her, treffen sie aber nicht. Nun wendet er sich der Mayrstiege zu und ersteigt die ersten Stufen.

Seine Stimme hört man über den ganzen Platz, da er einem der Herren auf eine Frage erwidert: „Die Kontumaz für Waren aus Süden werden wir in den nächsten Tagen aufheben. Die Pestgefahr ist fürbei. Der Metallgraf schreibt, in Eisenerz ist sie erloschen."

Und die fromme Stephana, das Körblein mit der Pestarznei fest an ihr Herz drückend, betet: „Jesu gib, daß sie nit kombt. O, umb Deines Dieners Herrn Alberts willen tu sie abwenden! Schreckbar wär das, wenn sie kämb."

Ein Schauer überrinnt sie, o wann sie kämb — ös alli, Steyrer, die ihr so stolz daherpranget, müeßtet sterben! Auch Ihr, Herr gestrenger Richter ... Ihr tätet nimmermehr das Stäblein brechen ... und Ihr, Herr Hauptmann, nimmermehr das Schwert schwingen ... und tätet keinen Hahnen mehr, auf Ewer Brust zu tragen, brauchen ... Als sie das denkt, wendet sich der Hauptmann eben gegen den Platz um, jemand zu grüßen, und Stephana sieht sein bräunliches, blasses Gesicht sehr gut — in der Pest würde er auch blau und voll Beulen sein, schreckbar, schreckbar, fröstelt das Kind, Jesus, tu behüeten ... Schlaun di, Steffi, schlaun di, daß Herr Albertus die Mittel, die Pest auszuräuchern, bald bekombt.

Sie eilt, sie lauft mit ihrem Körblein, am Himmel erglüht schon das Rot, die Abendluft weht von den Bergen; sie lauft über den Grünmarkt zur Kirchenstiege, der kürzeste Weg nach Garsten. Scheußlich grinst der Pranger sie an mit seinen steinernen Affengesichtern und Meineidhänden, und mit dem offenen Schandeisen. Da klopft ihr armes Herz, aber sie hastet unentwegt vorbei, nur schnell, schnell, daß der heilige Mann auf das Sachen nit herwarten muß, der heilige Mann, der die Stadt Steyr tut retten und bewahren ...

Der Abendstern stieg am Himmel auf, um den alten Gefangenturm stöhnte der Wind, im Sparrenwerke schrie das Nachtgevögel.

Albert saß mit der Stirn in der Hand am Tische neben dem Bett, wo der Sieche sich stöhnend hin und wider wälzte. Ein offenes Buch lag vor dem Mönche auf dem Tisch, eine gelbe Kerze schwelte. Albert stierte mit benommenen Sinnen in das Buch; er fühlte einen Abfall aller Kräfte, eine bleierne Schwere in den Gliedern; vor seinen Augen schossen Blitze hin und her; die verdorbene Luft, die in der Kammer brütete und in den ganzen Turm hinauszog, legte sich ihm wie ein Stein auf die Brust. O, wann doch die Medikamente und Brennpulver nur heut noch kämen, aber Ertelius hat gewiß niemanden gehabt, den er ohne das Geheimnis zu verraten hätte schicken können ...

Wenn ich siech werde und sterbe, bohrt es in Alberts schmerzender Stirn, wer sorgt vor diesen Elenden, und wer begräbt mich und ihn? ... ohne daß die Sucht aus diesen Mauern tritt, in die sie zu bannen ich mich unterfangen habe ...

Horch! Da bimmelt unterm Turm ganz fein das Glöckel. Dem Albert wird zumut wie einem Pilger in der Wüsten, der eine Quelle rieseln hört. Er tappt ans Fenster, alles wendet und dreht sich um ihn in der schweren Stickluft. Er blickt zum Fenster hinab und sieht niemanden. Doch als er den Strick aufzuwinden anfängt, spürt er ein Gewicht. Gott sei tausend Lob und Dank!

„Siehe, Florin," sagt er zu seinem Zellengespann, der Name des armen Menschen ist ihm aus den Phantasien wissend. „Jetzt komben gute Mittel an, jetzt wird es gleich linder."

Da hängt nun der Korb am Fensterkreuz, und mit freudezitternden Händen fängt Albertus auszuräumen an. Dabei bemerkt er, daß alles gar fein und säuberlich hineingelegt ist, jedes Pülverlein und jede Kugel besonders in Pergament eingemacht, nichts verstreut, alles gleich zu finden. In der Mitte liegt in zwei Pergamenten der königliche Bezoar!

„Viel gute Dinge schickst du mir, Vater Ertelius," denkt der Albertus, „und mit so viel Sorgfalt hastu alles zusambgerichtet! Das ist die Vollenkommenheit, die alles wohl austeilt und ordnet; auch als der Herr sein Grab verließ, lagen die Grabtücher schön gefalten da."

Albert löste vom Bezoar in Wasser und gab ihn dem Kranken sogleich ein, dann zündete er im Kupferbecken die Sandelhölzer an und legte die Pomambrakugel samt Limonenschalen darauf. Bald zog ein kräftiger Geruch durch das Zimmer, den schrecklichen Verwesungsdunst schlagend. Es hob auch, wie von Gott gesandt, der Abendwind immer schärfer zu blasen an, und als sich Albert überzeugt hatte, daß es Nordwestwind war, der in die Hölle[1]) hinausblies, tat er die Tür seines Gadens auf und ließ den Zugwind durch und durch streichen. Die Schwere in seinen Gliedern verging, und sein Haupt wurde freier; er fühlte, daß die Krankheit, deren Anzeichen er schon gespürt hatte, von ihm wich.

Wirklich, zur rechten Zeit waren die Arzneien gekommen. Er dankte Gott immer wieder. Wer sie aber gebracht hatte, ahnte er nicht.

Die Pest, schrieb Händel in seinem Pestmandat, hat nicht lentum venenum, sundern sie infiziert behend und schnell und tötet in wenigen Tagen, ja Stunden, wen sie anfällt.

Obschon Albert aus allen Kräften sich mühte, mit Widergiften das Gift der Pest, das im Leib des armen Fremdlings wütete, zu besiegen, wurde es mit diesem nicht besser, sondern eilends schlimmer; und die heiligen Ostern waren schier die allerschlechtesten, die der Mönch Albert je erlebt hatte.

Wohl brannte er das Räucherwerk, Pomambra, Sandel und Kranebitten und tat bei Westwind immer wieder das Pergamen vom Fenster und die Tür auf; die Blattern und Apostеme des Siechen kühlte er mit Pappelsalbe und legte Zengerpflaster auf, wusch ihm den verbrannten heißen Mund mit Essig und Limonen, flößte ihm die herzstärkenden Arzneien in Wein und Wasser ein, ja versuchte selbst mit eigenen Händen einen Aderlaß dem Mann zu geben; doch das schauerliche Übel stand nicht still. Am Morgen des heiligen Karsamstags, als in der Konventkirche die Osterkerze freudig aufflammte, mit drei

[1]) Unbewohnte Waldgegend hinter Garsten.

goldenen Weihrauchkörnern besternt, als die Festtrompeten tönten, die Priester an dem goldgeschmückten Altare frohlockten, die Orgel zu rauschen, die Glocken zu klingen anhuben und gewaltig das Alleluja erbrauste, kniete Albert nach einer schweren Nacht bei seinem Tisch und verzagte fast bei dem Geheul des Kranken, dessen Schmerzen ungeheuer waren, und der in Zerrüttung der Sinne seine Decken zerriß. Die Beulen flossen schwarz, und die geringeren schlugen ein, das Zeichen, daß die Natur das Gift nicht mehr auszustoßen die Kraft hatte.

Es kam der Ostersonntag, und alles freute sich im Herrn. Die Glocken klangen und sangen ihr Schönstes; alle Leuchterkronen in der Konventkirche brannten; die ganze Brüderheit in schneeweißen Alben umstand den Altar, wo der Pontifikant im goldenen Gewand das heilige Opfer feierte; fröhlich intonierte der Paraphonist Christus resurgens; im Remter dann feierten die Brüder ihr Freudenmahl, der Septimanarius trug die besten Fische auf, und der Cellerarius schenkte des köstlichsten Weines, dreimal die Runde gehend, und bei jeder Propinatio sang die silberne Tuba zum Zeichen, daß dieser Trunk nicht aus Gaumenlust, sondern in heiliger Osterfreude will genommen sein.

Doch kein Osterpsalm erklang im Gefängnisturm, keine silbernen Squillae begleiteten des armen Albertus Ostermahl; sein fürchterlicher Gast, der Pestsieche, raste im Wahnsinn und spie mit seinen blauen Lippen Schändlichkeiten, davor des Mönches Herz im Leib zu Eis erstarrte; bald lästerte er Gott und alle Heiligen, bald schimpfte er greulich seine Buhle, bald goß er Kugeln, dazu er vom Satan das Blei überkam, um den neuen Schatz der falschen Liebsten zu ermorden; nun stach er einen Abt, nun einen Grafen nieder, die ihm kein Brot gegeben hatten, nun setzte er einem Bischof den roten Hahn aufs Dach.

Daniel in der Grube war elend, denn wilde Bestien bedrängten ihn. Aber elender noch war Albertus; die Greuelreden dieses Verlorenen zerrissen sein Herz grausamer als wilde Löwentatzen. Doch als der Schreckliche mit seinen Pesthänden in der Luft die erträumte Dirne schüttelte und würgte, riß Albert das zerbrochene Kreuz aus der Nische und hielt es ihm vor und betete mit großer Stimme den Exorzismus, denn er glaubte fest, der hier lästerte, war Belial und nicht ein Mensch. Der Mann verstummte darauf und ließ seine Fäuste auf die Decke fallen, und nur unhörbar murmelte er weiter Flüche in die Zähne . . .

Aber es kam noch schlimmer. Am Ostermontag vor Tag, abermal nach einer Nacht voll Sorg und Plage und Marter, lehnte sich Albert, der vor Müdigkeit kaum mehr stehen konnte, matt an das Fußende des Bettes, ließ seine verwachten Augen an einem Rosenwölklein, das vor dem Gitterfenster segelte, haften und versuchte zu betrachten: Brannte nicht unser Herz, als er mit uns redete? — Aber er kam mit der Betrachtung nicht zustand, ihm war unmöglich, seinen Geist zu erheben, so zerschlagen war er. Und in diesem elenden, matten Zustande kam ihm auf einmal eine böse Lockung; eine infer-

nalische Stimme flüsterte ihm zu: „Narr, was beginnst du? Umb das üppige ketzerische Steyr und deine Mitbrüder, deren keiner für dich eintrat, als dir Unrecht geschah, kreuzigst du dich so. Was wirst du davon haben? — Laß ab! Laß den fremden Kriegsknecht sterben und verderben; sterben muß er doch! Und lupf die Porten unten aus den Angeln, das trifftstu Schnalser Bua mit deinen festen Fäusten wohl, und fahr deiner Straßen; willstu Narr hier im Elend Gott loben und zugrunde gehen?"

Aber Albert, mit seinen matten Kräften, erwidert: „Alte Schlangen, bistu es? Willstu mich lehren, Sündäpfel beißen? Nein, ich will Gott loben und sterben." Und er tastete im Dunkel nach Linnen und Salben herum, die Beulen des Siechen neu zu pflegen; das ist die beste Antwort auf solches Gezisch des Lügners von Anbeginn. Als er aber zu dem Menschen sich neigte, fuhr dieser, von irgendeinem Wahnbilde geblendet, brüllend und wie toll aus dem Bette auf und mit seinen schwarzen Beulenhänden umkrallte er des Mönches Hals und versuchte ihn zu drosseln. Und es mußte Albertus mit dem Unseligen, dessen Leben zu retten er sich Tag und Nacht mühte, um das seine hart und schwer ringen. Als er ihn bezwungen hatte und sich den Schweiß vom Gesicht wischte und trostlosen Herzens sich fragte: „Was nun?" sieh, da klingelte unten am Turm das Glöcklein. Das hat ihm zum Trost oftmals in diesen schweren Tagen geläutet, und allerhand gute Gaben für den Kranken zog er auf die Zeichen im Korb herauf, und er freute sich der Güte seines Beichtigers, der seiner und des armen Siechen nicht vergißt . . .

Auch jetzt, als er den Korb heraufzog und leerte, fand er darin schönes weißes Brot, Butter in Gestalt einer Rose sowie eine steinerne, wohlverschlossene Flasche mit Milch. Albert nahm alles voll Dank gegen Gott, schenkte sogleich aus dem Milchkrug in einen Becher und brachte, das Grauen niederzwingend, den Trunk dem Siechen an das Bett, und ohne ein Wort, um ihn nicht zu reizen, bot er ihm die neue Labe.

Der Elende stierte ihn mit seinen trüben Augen an und schien sich zu besinnen und zu schämen; schwach röchelte er: „Mönch! Du gut." Es war das erste Wort des Dankes, das Albert von ihm vernahm, und dieses eine Wort beglückte den Opfermutigen, als hätte ihm der andere ein großes Geschenk gemacht.

Aber auch die süße Milch, die Stephana in aller Herrgottsfrüh über den Berg herübergebracht, nachdem sie das Scheckei um vier Uhr gemolken hat, konnte den inneren Brand, der den Siechen verzehrte, nicht mehr lindern. Er raste an diesem Tag nimmer und lag still dahin; und als die Sonne hoch stand, sah Albert mit Schrecken schwarzen Schaum auf seine Lefzen treten und kalten Schweiß von seiner Stirn laufen, und einmal und abermal warf er verdorbenes Blut, darin Getier gleich schwarzen Schlänglein sich regte, aus Mund und Nasen aus. Dies aber sind, wie Albertus wohl wußte, die Zeichen des nahen Pesttodes.

Der Mönch ging mit sich zurate; so schwer er bislang für die Rettung des leiblichen Lebens dieses Armen sich gemartert und gemüht hatte, so sehr

begehrte ihn jetzt, da derselbe dem Leibe nach verloren war, seine Seele für den Himmel zu gewinnen. Wohl war er ein wilder Schächer, aber darum nicht weniger, nein um so mehr lag dem eifervollen Priester sein ewiges Heil am Herzen.

Albertus nahm das alte eiserne Kreuz zur Hand, mit dem er den wilden Sünder exorzisiert hatte, und zeigte es ihm. Ob er wisse, wer das sei, der da hange? Stöhnend nickte der Todkranke: „Giesu!" Ob er wisse, warum dieser gestorben sei? „Schi, wisse es."

„So du es weißt, umb deiner Sünden willen: Pentitus es, propter peccata tua? Du liegst hier in peste und mußt sterben. Reuen dich deine Sünden, und willt du sie mir, der ich sie dir an Gottes Statt vergeben kann, beichten?"

Der Kranke stierte auf seinen Bändiger wie ein gebanntes hilfloses Tier. „Schi, konfessar mi . . ." Er habe das letztemal als ein Bub, pitschen infant, gebeichtet . . . es sei gut vierzig Jahre aus — er könne es nit mehr.

Albert sprach: „In adjutorium tuum venio. Ich komb dir zu Hilfe." Und saß bei ihm nieder, segnete ihn groß und sprach ihm auf Latein die zehn Gebote vor und befragte ihn über dieselben und die Kirchengebote; der Mensch aber erwiderte mit schwacher Stimme auf seine Fragen, wie er es wußte, mit ja oder nein. — Nachher betete Albert Paternoster und Ave Maria und forderte ihn auf, mitzubeten, aber er sagte mit einem stumpfen Grinsen, er könne es nicht. Es sei vierzig Jahr her. Alberts Seele umflorte Traurigkeit. Hindert ihn vielleicht der Satan am Beten? Lex est orandi. Dennoch beschloß er, für den Armseligen das Viatikum zu begehren.

Um vier Uhr läutete das Glöcklein unten wieder. Albert rief mit lauter Stimme hinab: „Wer ist da, etwas warten." Und als er den Korb aufgezogen und Stephanas neue Gaben, von denen er doch nicht wußte, wer sie spendete, ausgeräumt hatte — eine Scheibe goldenen Honigs und ein Büschlein Rettiche — warf er mit Bleifeder einige Worte auf das letzte leere Blatt seines Breviers, legte dies mit einem Stück Malter aus der verbröckelten Mauer beschwert in den Korb und ließ diesen wieder hinab. Er hörte unten einen schnellen Schritt; er hielt sich nicht auf nachzudenken, daß es kein männlicher war, sondern trat ans Bett, dem schwer Ringenden das Kissen aufzurichten. Unten läutete das Glöcklein abermals; er zog den Korb auf. Der Zettel war herausgenommen worden. Einen Menschen sah er unten nicht mehr.

Stephana lief, den Zettel unter ihrem Brusttüchlein geborgen, zur Pforte und fand dort den Oeconomus minor und bat ihn, ihr Herrn Pater Ertl in die Paramentenkammer zu holen; denn dorthin kam sie, seit sie Mitwisserin der Geschehnisse im Turm war, täglich um Aufträge.

Ertelius kam in die Kammer mit schlappem Schritte, mit bleich und fahlem Gesicht. Tag und Nacht hetzt ihn das Gespenst, daß die furcht-

bare Seuche den Zauberkreis, den ihr Albertus kühne Hand gezogen, überschreiten und daß sie sich andere Opfer suchen werde; und obwohl er, müde von Arbeit und Entsagung, den Tod nicht fürchtet, der ihn mit seinem Gott vereint, graut ihm doch vor der scheußlichsten Gestalt desselben als Beulenpest . . . lieber würde er am Kreuze unter den Ungläubigen sterben . . .

Er ahnte, als Stephana aus ihrem Tüchlein den Zettel nahm, daß das ein Brief Alberts sei; die Angst hatte ihn wieder an der Kehle.

Stephana sagte leis: „Das war im Korb."

„Hastu es gelesen?"

„Na, aber ich kann es dem Herrn Vater fürlesen?"

Wia gut sie ist, der Engel, denkt Ertl. Sie erspart es mir, sie hat ein starkes Herz, sie trug ihn in der Brust.

Stephana las langsam — Schrift lesen ist schwer: „‚Pater, mitt dem Kranckhen geht es schlecht, Naßblüethen, schwartzer Schleim an Zähnen, im Pulsus . . .'" Sie stockte. „Bitt, das kann ich nicht lesen."

Der Alte blickte ihr über die Achsel: ‚motus peristalticus.'

„‚vnnd die schwäche sehr grosß. Ich habe ihn heutte beicht gehört vnd bitte vor Jhnn vmb das sacrament noch heutte vor mitternacht sunst wirdts zu spätt Ewer Albert. Dieses papier ist mit pomambra geräuchert.'"

Ertelius drückte einen Augenblick die Hand an die Stirn, da die Kammer vor seinen Augen umzufliegen anfing. „Jetzt mueß jemand hinauf mit dem Sakrament, Steffi." Er sah sie ganz grau und entstellt an, als spräche er: Jetzt muß jemand zum Tod.

„Woll, geistlicher Vater," sprach sie; ihre klaren Augen hingen an seinen entsetzten forschend, ein süßes Verlangen bebt in ihrem Herzen . . . „Damit der Kranke unsern lieben Herrn bekombt; o, er hat gewiß viel gelitten, der arme Mensch, einmal hab i ihn so kläglich schreien ghört."

„Schreien?" fragte mit einem Blick des Entsetzens der Greis.

„Ja, es muß jemand hinauf," wiederholte er, hilflos vor sich stierend. „Von den andern — wer wird denn gehen? Sie wissen nichts. Und es würd kundbar. — Ich mueß! Ich!" keuchte er verzweifelt. „Aber ich weiß nit," seine Zähne knirschten wie im Fieber, „ob ich die Stiegen dersteig, mir brechen die Fieß; mein Kind, du hast sehr einen elenden geistlichen Vater;" er setzte sich auf den Stuhl zum Fenster; wie ein Schwerkranker sah er aus. „Der schwarze Tod . . . i moan, i kann nicht," murmelte er.

Das Kind aber, während er gelb und fahl wie der Tod dasaß, wurde rot wie eine Rose. Im Augenblick, da sie den Zettel las, ist schon die Sehnsucht in ihr gewesen: wenigstens das Glöckel voranschwingen möcht ich, wenn der Heiland in den Turm geht — und jetzt, da sie des alten Priesters Todesangst in seinem hohlen Gesicht abgemalt sieht, brennt das Verlangen wie eine Flamme triumphierend hochauf:

Der arme Herr kann nit gehen! Werd ich gehen! Werd ich den Heiland in Turm tragen.

Sie wollte sich nicht verraten, sie zog ihr Weißtüchlein tief ins erglühte

Gesicht und mühte, sich, bedachtsam zu reden: „Euer Hochwürden seind aber übel auf, Euer Hochwürden dörfen nit gehen, sunst bekomben Euer Hochwürden das Wesen[1]; i moan" — und sie konnte ihre Wonne und Sehnsucht nicht mehr bergen und legte die Hände zusammen und flehte: „Hochwürden! Lasset mich gehn! I bring den Heiland dem arm Kranken, o, so viel gern."

Der Greis brachte kein Wort über die Lippen. Er, ein Priester, bebt zurück vor dem Schrecken des schwarzen Todes; sie, das zarte Mägdlein, denkt nit an den Tod, nur an den Heiland; so viel gern, sagt sie, und du sagst: ich kann nicht.

„Hochwürden," begann sie fast schmeichelnd mit holder und doch angstvoller Stimme, o nur nicht abschlagen soll er ihr's, warumb sitzt er so stumm? „Es habend eh schon Frauen das Sakrament getragen, die heilige Klara! Und Bueben, der heilig Tarsicius. Bitte, tut es mir nit wehren! Wenn ein Klosterfrau und ein Bueb es darf, därfs ich doch auch! I bin koa Heilige nöt, aber 's Herzerl is rein, i hab ja gestert beicht't. O, gebt mir den Heiland zu tragen, denket, wia sehnlich der arm Mann nach ihm verlangt."

„Steffi," lallte der Greis. Seine eingesunkene Brust hob sich krampfig, und zwei Tränen schlichen ihm über faltige Wangen. „Ich wehre dir es nit, du darfst woll, das ist keine Frage, ebenso wie Klara und Tarsicius, die Kirche sprichet: extrema sunt tentanda, und würdiger —" hier brach er ganz in sich zusammen, „seind deine lieben tapfern jungfräulichen Händ gewiß vor Gott denn meine alten, verzagten . . . Stephana, du darfst, du darfst; aber es ist ja ein Pestsiecher! Es ist ja Todesgefahr, mein Kind! Du kannst ja sterben! Und dein Mutter, und wir alle, mein Kind — und mancher noch — der dich liebt — o, wie würdent die alle weinen, wann du stirbst — es gibt keine zweit Stephana mehr."

„O je!" lachte sie und zeigt all ihre Perlenzähn, so seelenfroh ist sie, daß er sagt: du därfst wohl. „Koa zweite Steffi? Bald i so a kecks Mundstuckel han, gelio Hochwürden? — Aber Ihr brauchet Euch gar nit sorgen!" tröstet sie, dem Alten sich nahend, und ihre sanfte Hand in seine faltige, zitternde legend. „I kriags eh nöt. Ihr habt es ja selbst gesagt, kriagts nur zwegen der Angst. Seht Herr Albertus hat aa nixi nit kriagt. I han eh bei mein'n Göd aus warten gholfn, wiara die Blattern ghabt hätt, dö braunen, dö echten, dö grauslichen, dö san frei so wild wia die Pest! Und is mir do nixi gschegen. Und Euer Hochwürden, i moan, der Schutzengel wird mi aa sonderbar beschützen, wenn i den Heiland in meinen Händen trag; die Jüngling seind in Feuerofen aa nöt verbrunnen, wird ja am Karsamstag fürgelesen, wia Gott sie errettet hat."

Ertelius sprach mit bebender Stimme: „Kind, groß ist dein Glaube . . . Was vor arme Leut seind wir! Ja, Albertus! Bei der Jungfrauschaft

[1]) Die Pest.

stehet die Heldenkraft .. Stephana, es soll geschehen, wie du sagst, und wie Gott es dir eingiebt; bringe den Heiland dem armen Kranken; ein edlern Monstranz denn deine Hände kann er nimmer finden . . ."

Sie hörte auf das Lob gar nicht hin, sie fragte, die leuchtenden Kinderaugen ganz Freude und Erwartung: „Geistlicher Vater, und wann darf i denn gehen?"

„Warte!" Er fing an, seine Gedanken, die der Schrecken ganz verwirrt hatte, etwas in Ordnung zu bringen. „Jetzo ist es unmöglich: ich kann dir das Sakrament nicht geben, wenn Leute in der Kirche seind, und auch kannstu den Turm nicht betreten, wenn Menschen umb die Wege gehen; zudem schreibt Albertus, bis Mitternacht; also ist der Mann noch nit, wie man es nennt, in extremis. — Kannstu bis auf die Nacht in Garsten bleiben?" fragte er nachsinnend, „wird es die Mutter nicht merken und sich sorgen? Und getraust du dich, spät abends allein nach Steyr heimzugehen?"

„D' Muetter weiß scho," sagte das Kind, „daß i jetzten oft an Gang für die Pater zu machen hab; sie wird si nit sorgen. Fürchta tuari mi gar nit in der Finstern; in da Nacht seind alli Katzen schwarz!"

„Wohlan," sprach der Alte, „so meine ich, machen wir es so. Bleibe hier in der Paramentenkammer; heunt kannstu zwaren nichts arbeiten, weil Feiertag ist, aber durchschauen die Kirchenwäsch und die schadhaften Stücke aussuchen kannstu wohl; benebens will ich dir einen Pack gemalene und gerissene Bilder geben, welche wir von den Schwestern in Salzburg bekommen haben; die mußt du zusammenlegen, von jeder Art die gleichen, alle Unser Herr, alle Maria, alle Benedikt und Bernhard zusamben. Gib wohl acht, wann du die Tabula nach dem Angelus hörst und dann das Chorgebet in der Kirchen sich hebt; nach diesem gehst du hinunter in die Kirche umb neun Uhren und kniest dich zum Bertholdi Grabstein; dann komme ich und werde dir Unsern Herrn geben und dich zur Kirchen und zur Klosterpforten hinauslassen; der Turm hat eine eiserne Tür, wie du weißt; zu der werd ich dir den Schlüssel geben."

Stephana nickte eifrig; jeder Zug ihres Antlitzes drückte Freude und Verlangen aus. Da ward der alte Priester abermals traurig; seine Runzelhand auf ihr goldbraunes Haar legend sagte er: „Steffi, das mueßt du mir aber versprechen, daß du nicht einen Augenblick länger dich verweilest, als es not ist, damit der arme Mensch das Sakrament bekombt. Du mueßt auch achtgeben auf der Stiege, sie ist sehr steil, und er liegt im zweiten Gaden oben. Und, mein Kind, ich will dir eine alte Flocke von mir über deine Kleider zu tragen geben, damit die Kontagion sich desto weniger an deine Kleider hefte; die tust du ab, wenn du aus dem Turm kommst, und laßt sie in den Hollerbüschen liegen; wir wollen sie nachher verbrennen."

„Ich danke gar vielmal," sagte das Kind; „der geistliche Vater ist viel guet, jo ich will schon folgen, damit ich meiner Muetter und den Geschwistrigen nichts mitbring, aber umb mich is es nit, Euer Hochwürden; Unkraut verdirbt nit!"

Sie öffnete schon einen Spind und nahm Wäsche aus den Laden.

„Uje," lachte sie, „da siech i glei an Riß, an großmächtinga. Do wirds Darbat göbn auf d' Wochen. Da wird der Herr Hauptmann scho no a weng warten müssen auf sein Hahnen mit die drei grienen Berg!"

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Da es Nacht geworden war und in der Kirche das letzte Chorgebet der Mönche verklungen war, da stieg aus der Paramentenkammer, nachdem sie oben das Kerzlein ausgetan hatte, behutsamen Schrittes die Stephana in das einsame Gotteshaus hinunter. Nur der Mond, der groß am Himmel stand, leuchtete ihr auf ihrem Wege.

Sie schritt durchs Beichtzimmer. Da sahen die Engelknaben mit ihren braunen gleißenden Holzgesichtern sie voll Bewunderung an; die Teufelein aber warfen wütend die Schwänze und bleckten die Fratzen. Stephana schritt hinaus in die Kirche, deren Maßwerke riesengroß im grünen Mondlicht aufstrebten. Rechts am Grab des heiligen Berthold kniete sich das Kind nieder und verharrte in stillem inbrünstigem Gebet, bis Pater Ertl sie holen würde.

Sie betete heimlich, daß der arme Pestsieche seinen Trost, das allerheiligste Sakrament, doch noch zur rechten Zeit erhalten möge, und daß Herr Albert fein gesund soll bleiben, und daß die Pest gar gwiß nit nach Steyr komme und auch sie selbst damit verschont bleibt, umb ihrer Mutter und der Geschwistrig willen. Dann erweckte sie die drei göttlichen Tugenden und die vollkommene Reine. Damit sie frei von jedem bewußten Sündenstäublein den Herrn in die Hände nehmen könne.

Als sie so kniete und betete, hörte sie Trommeten blasen, aber sehr weit.

Sie dachte ängstlich, wenn nur nit Leut umb die Wege sind. Wenn sie nur weggehen, daß ich ungesehener in den Turm kann. Sie spannte, ob die Trommeten sich näherten; nein, sie bliesen immer weiter und verhallten im Wind. Ganz still war es wieder um sie her; der Mond spazierte über die Grabsteine und lag im mittern Schiff auf jenem, der die Gebeine des Streiters Gottes Wilhelmus Heller deckte . . .

Es schlug das Viertel nach neun, da rasselte ein Schlüssel. Stephana sprang auf. Beim wankenden Lichte einer Laterne kam, nun kleine, nun riesengroße Schatten werfend, ein Mönch daher, es war Herr Ertl. Stephana lief ihm entgegen, er trug die Flocke über dem Arm.

„Mein Kind," raunte er, es klang gespenstig in der öden Kirche, „hastu annoch keine Forcht?"

„Na," erwiderte das Mägdlein freudig.

„Willstu wirklich in die Gefahr des Lebens dich geben, niemand hat die Pflicht."

„I will gehen," sagte Stephana fest, „gebt mir meinen lieben Herrn, geistlicher Vater, ich bitte Euch vom Herzen."

„Komb mit mir." Er ging an den Speisaltar, sie schritt hinter ihm her. Er schloß den Tabernakel auf. „Stephana," sprach er wieder,

und jetzt zitterte ihm die Stimme ganz heftig, „du gehst an eine Statt, wo du mit zwei Männern allein bist, du, eine Jungfrau. Der eine ist ein Heiliger, der andere ein Todkranker. Sunst ließe ich dich nicht gehen. Aber die Welt darf es nia wissen umb deines und eines heiligen Priesters Ruf halber, daß du dort warst. Stephana, versprich mir heilig hier vor Gott, daß du es keiner Menschenseele sagen willst."

Das Kind fragte hell: „Soll i schwören mit aufgehobenen Fingern?"

„Weil es umb die Ehre eines Priesters geht und umb deine eigene, ja, mein Kind."

Stephana hob ihre Kinderhand, die weich und zarte, die doch schon wie eine Heldenhand Gottes Fahne trug und ein Heldenschwert zerschlug, und sprach laut: „So wahr der liebe Gott im Himmel lebt, i will nia und niemand etwas sagen, Hochwürden."

Jetzt schloß der Priester den Tabernakel auf, den das ewige Licht rot umstrahlt, und stellte das Ziborium auf den Altar. Stephana kniete an der Stufe des Altars andächtig nieder. Ertelius entnahm mit zitternden Fingern eine Hostie dem Speisekelch, zog eine Bursa aus seinem geistlichen Kleid und legte die Hostie, in ein Korporale gefalten, hinein. Dann sagte er: „Steh auf."

Stephana erhob sich und stellte sich mit geneigtem Haupte und vor der Brust innig gefaltenen Händen vor ihn hin. Er nahm die Bursa an den güldenen Schnüren und hing sie dem Mägdlein um den Hals. Zitternd betete er dabei Lateinisches, sie aber stand im Mondlicht blaß und verklärt unbeweglich da und wagte kaum die Lippen zu ihrem Sprüchlein zu regen: „Hochgelobt und gebenedeit sei das allerheiligste Sakrament." Pater Ertl nahm nun die Flocke und hing sie ihr um die zarten Schultern; dann reicht er ihr einen Schlüssel: „Der ist vom Turm;" hob sodann die Laterne empor, die er auf die Altarstufe gestellt hatte, und gab sie ihr in die Hand. Zuletzt schlug er ein großes Kreuz über sie, er wollte den Maurussegen beten, fand aber die Worte nicht. „Gehe mit Gott," sprach er, „und komb gesund heimb . . . alle Engel . . ." Da brach ihm die Stimme.

Sie schritt schon mit ihrem leisen, leichten Schritte die Kirche hinunter. Das Licht der Laterne schwebte um sie, und ihr Schatten war bald der eines Kindleins, bald der eines Gerichtsengels, vor dem die Welt erzittert.

Der alte Priester fiel mit dem Angesicht auf die Erde und weinte. In der Totenstille der Nacht ging Stephana, all ihre Gedanken bei Jesu, der an ihrem Herzen ruhte, leisen Schrittes über den Kirchenhof gegen das Klostertor, das offen stand. Wer sie von ferne im Mondlicht wandern sah, hätte meinen können, einen aus versunkenen Zeiten wiederkehrenden wunderbar anmutigen Novizen zu sehen; aber es sah sie keine Seele.

Sie ging, in sich versunken, durch das unversperrte Tor hinaus und links die Klostermauer entlang bis zum Turme. Aus dem Fenster oben fiel ein Lichtstreifen auf den im Nachtwind webenden Holler.

Sie steckte den gewuchtigen Schlüssel ins Schloß der Eisentür; er knirschte

zweimal herum, die Tür sprang auf. Sie zog sie wieder hinter sich zu und hob die Laterne hoch, um zu sehen, wo die Stiege ging. Augenblicklich umwehte sie die von Rauchwerk gedämpfte, dennoch grasse Pestluft, einem Hauch aus offenem Grabe ähnlich. Aber es überkam sie kein Grauen, noch Ekel; ihr Mitleid mit dem, der da oben sterben mußte und nach dem Herrn verlangte, war zu groß.

Sie begann die Stiege emporzusteigen, in der einen Hand die Laterne, die ihren zitternden Schein an den gähnenden verfallenen Wänden des Turmes emporsandte, mit der andern an einem Strick, der statt eines Geländes diente, sich haltend.

Die Stiege war äußerst steil, und sie mußte höchst vorsichtig treten, keinen falschen Tritt zu tun. Es war ihr, als hänge sie zwischen zwei Abgründen. Über ihr stieg's noch steiler an, fast wie eine Leiter; wo ein Gaden endet, konnte sie überhaupt nicht erkennen. Sie sah weder ein Licht noch hörte sie einen menschlichen Laut, nur Flügelschwirren mächtiger Vögel hörte sie. „Jazt, lieber Jesus!" sprach sie, „tu mich du weisen, und haliger Schutzengel, gib Obacht, daß i nöt fall."

Sie meinte, nun sei ein Gaden, griff aber ins Leere. Je höher sie kam, je mehr strich der Wind um sie hin und her. Und stet stieg sie weiter, nun war es wirklich das erste Gaden. Sie stand mit klopfendem Herzen einen Augenblick still und faltete die Hände um die Laterne und betete: „Hochgelobet ohne End sei das heiligste Sakrament. Jesus dir lebe ich, Jesus dir sterbe ich." Und wie sie so stand in der schwarzen Flocke, die Bursa auf ihrer jungfräulichen Brust und das goldumschienene Haupt betend gesenkt, schloffen hoch oben im Turmgebälk die Fledervögel, das garstige und verachtete Luftgesind, die Rauchschwalben und Käuzchen hervor und schauten, was es gebe. Und wie Falter zum Lichte, flogen und schwirrten die Fledermäuse und Käuzlein turmab und zogen ihre schönsten Kreise lautlos in das Licht, immer näher an das weiß- und goldstrahlende Heiltum heran, das auf dem Herzen des Mägdleins ruhte. Stephana sah das Luftgesind fliegen und sagte: „Ös Gfickert, tuat ihr den Herrn auch preisen, alle Vögelein lobend den Herrn, er hat euch auch erschaffen."

Dann stieg sie weiter empor.

Immer steiler und schwanker ward die Leiter, immer heftiger blies der Wind, immer giftiger stach der Pestodem.

„Schutzengel," sagte das Kind, ein wenig zitternd ob all des Grauens, das um sie war, „jetzt halt mi aber fest, fest, sunst wenn i mi derfall, hat jo niemd was, und ich trage unseren Herrn!" In dem Augenblick pfiff der Wind wütend aus einer Turmscharte, und husch! Das Licht war aus.

„Alba in Gotts Nam," flüsterte Stephana zu Tod erschrocken. „Jetzt aba, Schutzengel." Sie stand wie gebannt auf der Leiter, die Hand am Seil, und wußte nun nicht mehr, wohin zum zweiten Gaden; alles war stockdunkel herum, sie rief flehend: „Herr Albert!" und hoffte, eine Tür werde sich öffnen,

aber alles blieb stumm und finster. Sie faltete die Hände und rief: „Jesus mein Jesus! O wer kombt mir zuhilfe!“ ... Sieh, da kam es weich, weitflügelig von hoch oben geschwebt; zwei grüne Augen leuchteten sie hell wie Lichter an. „A Licht, a Licht!“ rief das Kind. „Schuhu, du tuast mir helfa; alli Vögelein lobend den Herrn!“ Sie merkte, daß der Uhu sich mußte auf ein Brett oder Sims gesetzt haben; da leuchteten die Augen stet und unbeweglich.

Langsam tastete sie sich auf der Stiege weiter, den Augen zu. O, es war das zweite Gaden, jetzt sah sie Licht aus einer Türspalte. Der Schuhu saß oben auf dem Rahmen der Tür und leuchtete mit den Augen. Noch drei Stufen, und sie war oben. Sie zog die Flocke fester an, suchte die Klinke und öffnete sacht. Durch einen Nebel von Totendunst und Räucherqualm sah sie zwei bleiche Kerzen brennen, ein blauschwarzes Gesicht auf einem Polster liegen und Alberts hagere Gestalt übermenschlich sitzen. Einen Augenblick stand sie an der Tür still, vor Erschöpfung bebend.

Da erhob sich Albert vom Stuhle. „Deo gratias!“ hörte sie ihn laut rufen. Sacht ging sie etwas vorwärts, und „Ave Frater!“ grüßte er den vermeintlichen Ordensbruder.

Plötzlich erstarrte er: Was ist das? Kein Priester? Ein Mädchen! Stephana!

„Was ist denn das?“ hämmert wie Eisen die eben noch freudige Stimme, und übergroß stand er im Rauchnebel und reckte seine Hand zornig gegen sie.

„Wie kombst du her — wenn du es bist und nit der Teufel? — Furt von da! Hinaus!“ weist er, bleich vor Schreck und Zorn, nach der Tür.

Stephana steht am ganzen Leib zitternd. Aber sie trägt doch den Herrn in Händen, und er schilt! Aber er weiß es ja nit, wen sie am Herzen trägt.

Sittsam schlägt sie die Flocke über der Brust etwas auseinander und deutet mit der bebenden Kinderhand auf die Bursa und spricht leise und flehend: „Hochgelobt und gebenedeit sei das allerheiligste Sakrament des Altars.“

Und jetzt kommt dem Mönch die Erkenntnis, daß die größte Heldentat der Liebe sich hier vollzieht, wo er frevlen Vorwitz argwöhnte. Stephana bringt das Allerheiligste ins Pestnest, weil kein anderer es wagte als sie ...

Der Sterbende zuckte den Kopf ein wenig aus dem Polster empor, und wie dem armen Schuhu oben im Turm begannen auch ihm die halbgebrochenen Augen zu blinken, und er hob die zitternden Beulenhände und schlug sie matt zusammen wie ein bittendes Kind und lallte: „Sakrament ... Sakrament.“

Albertus trat wortlos auf Stephana zu, der stille Tränen über die Wangen rollten, aus Schrecken über Herrn Alberts Zorn und aus Erbarmen mit dem sterbenden Manne. ... Und Albertus kniete vor der weinenden Stephana nieder, die seinen Herrn auf dem Herzen trug und beugte tief sein Haupt, um seinen Herrn zu grüßen; und dann erhob er sich und sagte: „Verzeihe mir, daß ich dich wüst anließ, ich wußte nicht, wen du brachtest.“ Da lächelte sie in Tränen wie ein Trostengel Gottes. Hastig nahm sie die

Bursa vom Halse; dabei fiel die Flocke ganz auseinander, und die Sterbekerzen umleuchteten hell das Wunder einer jungfräulichen Christusträgerin. Der Sterbende in seinen Kissen röchelte: „Eschat sancta Maria?“ Stephana verstand seine Sprache nicht, aber das wohl, daß er von Maria redete. Innig tröstend sprach sie: „Tuat sie verehren, sie lindert alle Schmerzen und führt uns ins himmlisch Vaterland.“

Albertus indessen schritt, die Hostie hoch in der Hand, an das Bett des Kranken, dessen schwarzes Gesicht friedsam zu lächeln schien, und sprach: „Ecce Agnus, ecce qui tollit peccata mundi.“ Und er legte ihm die Hostie sorgsam zwischen die Lippen. Stephana kniete an der Tür und klopfte andächtig an die Brust.

Der Sterbende wandte seine Augen dorthin und fing lallend in seiner Sprache zur Mutter Gottes zu beten an, das klang wie die Stimme eines Verschütteten im Brunnen, der immer näher zum Licht krallt: „Soncha figlia del Creader ... Netta Spusa del sonch Spiert ... Mamma eschat del Spendrader ... O Maria ...“ Seine Lippen blieben offen stehen, starr lächelnd. Mit dem Mönche hatte er nie beten wollen. —

„... Kind, jetzt gehst u aber!“ sprach Albert, vom Bett wegtretend, mit einer Stimme voll Güte und Sorge.

Sie weinte vor sich hin: „Gel Hochwürden, jetzt geht ihm's woll gut.“

„Ja, mein Kind. Er ist des guten Todes gestorben, mit Jesus im Herzen und dem Namen Mariä auf den Lippen, was will man mehr.“

„Meine Lampen ist ausgloschen,“ sagt Stephana, die Tränen trocknend, „därf i's anzünden?“

„Ich!“ rief Albert. „Du rührst hier nichts an.“ Er nahm das Kerzchen aus ihrer Laterne und entzündete es an einem der Sterbelichter. Sie sah indes mit innig gefalteten Händen auf den Toten: „Hat er viel Wehetag gehabt?“

„Sehr viel. Hier ist dein Licht. Nun geh aber schnell. Siehstu Herrn Ertl noch, so lasse ich um einen Spaten bitten, den er an das Tor leinen soll; ich muß heute noch diesen armen Leib begraben.“

Stephana erbebte.

„O Herr,“ sprach sie, „was Ihr alles tut mit Gefahr Eures Lebens, o wanns die Steyrer wüßten.“

„Niemand soll und darf etwas wissen!“ sprach er, gebieterisch neben dem grausigen Totenbette aufgereckt. „Nicht meine Tat und nicht —“, sein Ton ward noch ernster und dringender, „die deine. Die Welt ist sehr böse und sie unterscheidet nit. Wir wollend dein Liebeswerk im Herrn Jesu begraben.“

„Ich habe es für Gott mit aufgehobenen Händen gelobt,“ sprach das Kind. „Ich werde es keiner Seele sagen, solang ich lebe.“

„Es ist gut. Jetzt gehe. Bete für die Armen da und für mich. Ich lasse die Tür offen, damit dir das Licht nachscheint.“

Sie wollte ihm die Hand küssen, er wich drohend zurück. Da schritt sie still und bescheiden aus der Tür, ihr Laternlein in der Hand.

Als sie schon einige Stufen hinabgestiegen war, trat er auf die Schwelle und sah hinab.

Er hörte ihr Gewändlein rascheln und sah die Laterne wie einen kleinen trüben Stern immer tiefer in den schwarzen Abgrund hinunterwanken und verschwinden. Und er dachte: wie jetzt ihr Lichtlein abwärts steigt, so steigt ihre Heldentat wie ein wunderbarer neuer Stern am Himmel der Kirche Gottes empor . . .

Trommetensignale klangen von Sand heran, immer näher an das Kloster in der mondhellen Nacht. Das Rotroß Heinrich Händels hämmerte mit stolzem Hufe den Boden; stolz saß der Hauptmann im Sattel, die Elsterfedern seines Sturmhutes flogen im Wind, der die Wolken über den Mondhimmel jagte; die Korbiner der Schützen blitzten. „Es war wieder einmal nichts," redete Heinrich mit dem Fähnrich, auf seinem Pferde in der Lindenallee haltend; seine Schützen hielten mit ihm; die Nachtstille ließ seine trotzige Stimme, scheinbar doppelt vom Weg und vom Kloster reden. „Immer ist eine Angst in den Steyrern, weiland war es die Pest, jetzt sind es die Passauer. Marodeurs sollen zurückgeblieben sein. Aber landaus und -ein ist ja keine Spur."

Er blickte gegen das Kloster, das mächtig und massig in das Mondlicht wuchs. Die Schützen raunten und ihre Waffen klirrten, die Pferde scharrten. Heinrich blickt in die grüne Mondnacht, indes um ihn die Linden rauschen und Blütenbäume regnen. Dort, dort saß sie in der Kammer mit ihrem offenen Haar, dem wunderbaren; solche Farbe hat kein Weib als sie . . . Und ich hole sie mir doch! fiebert sein Blick. Und ich nehme sie bei ihrer wundersamen Hand, sie vor den Altar zu führen. Und kein Vater, kein Konzil und kein Bann, nicht Schwert nicht Blut werden mich von ihr treiben. Bei ihrer süßen Hand will ich sie nehmen und Kaiser und Reich sie in Schutz befehlen, denn habe ich den Tod von meiner Liebe, so will ich noch im Tode lachen, aber sie soll nur alle Lust und alles Süße von meiner Liebe haben . . .

Was sie jetzt tut? träumt er. Sind drei Tag, daß ich sie nicht gesehen hab! Ob sie neben ihrem Nestlein kniet und betet? Ob sie sich die Zöpfe einflicht, da müßte meine Stiefmutter und alle schönen Frauen vor Neid verkrachen? Ob sie ihre zarte Wange auf das Kissen legt und träumbt, von wemb? —

„Da oben ist noch Licht," redet er, sich gewaltsam aus dem Sinnen reißend, zum Fähnrich. „Wer wohnt denn dort?"

„Dort ist der Albert gefangen," erwidert der. Sie reiten einige Schritt weiter, gegen Pyrach hinüber.

Heinrich Händel wendet sich nochmals nach dem Kloster um. Der Mond scheint hell.

Da kombt ein Mönch unterm Turm daher. Hält ein Licht.

Ja was! Ein Mönch? Goldgekrauftes Haar schimmert . . . Und zwei Augen . . . Augen schauen zu Heinrich Händel hinüber. Er riß das Pferd zurück, daß es sich hochaufbäumte. Das war ja Stephanas Gesicht! Oder ein Blendwerk? Hui! Es ist fort. Er sieht die Hollerblüten im Winde regnen, wo es eben stand. Er greift sich an die Stirn. Ein Narr ist er. Träumend und wachend sieht er nichts als sie. Halt ein Mönch geht ins Kloster hinab, was ist dabei. Oder es gieng überhaupt niemand, die Bäume warfen Schatten und der Mond malte ihnen ein Gesicht. Er reitet langsam Pyrach zu.

„Fürthaller!"

„Herr Hauptmann."

„Hastu dort was gesehen?" Er deutet mit dem Schwert zurück gegen das Kloster.

„Jo, Herr."

„Was denn?" fragt Heinrich; in der tiefen Nacht klingt seine Frage, als fragten ihrer zwei.

„An München."

Der Mond trübt sich und versinkt. Ein wütender Sturmstoß fährt von der Klosterseite her.

„Und?" fragte halblaut der Hauptmann. Wenn es war, der hat es doch auch gesehen.

„Sunst nichtes, Herr. Nur an München."

An den Herausgeber dieser Zeitschrift.

Linz, 27. April 1913.

Hochverehrtester Herr!

Anbei übersende ich Ihnen die Fortsetzung meiner „Stephana Schwertner" für Juni. Zu meinem größten Leidwesen ist es mir nicht möglich geworden, den ganzen Schlußteil von fünf Kapiteln, der verabredungsgemäß im Juni hätte erscheinen sollen, auszuarbeiten.

Sie wissen, verehrtester Herr, durch welch tieftrauriges Ereignis das Tempo meiner Arbeit schon im Februar und März aufgehalten wurde: die schwere Erkrankung und dann der Hinscheid meines teuren Onkels ließ mich längere Zeit dem Schreibtisch fernbleiben, und späterhin noch beschränkten die Obliegenheiten der ersten Trauerwochen meine literarische Arbeitszeit auf ein geringes Maß.

Im letzten Monat allerdings konnte ich wieder täglich mehrere Stunden meiner lieben „Stephana" widmen, aber an einen Abschluß der Arbeit für Juni konnte ich nicht mehr denken; ich erlaubte mir, meine diesbezüglichen Zweifel schon in einem früheren Briefe auszusprechen. Zuviel Arbeit ist noch am letzten Teile, der die Katastrophe der Heldin bringt, zu tun.

Sie kennen ja, verehrtester Herr, meine Arbeitsweise: jedes Kapitel skizziere ich zuerst in großen Umrissen, komponiere dann die wichtigsten szenischen Details in das Umrißbild hinein und übergehe zuletzt, hier vereinfachend, dort reicher ornamentierend, das Ganze nochmals sorgsam mit dem Pinsel. Sowohl „Jesse und Maria" als auch „Die arme Margaret" sind auf diese Weise entstanden: den groben Aufriß der Handlung hatte ich jedesmal zu Beginn der Publikation schon vorbereitet, aber mit der Detailarbeit an den einzelnen Kapiteln rückte ich nur monatweise vor.

Nicht anders ist meine „Stephana Schwertner" entstanden, mit dem einzigen Unterschied, daß ich bei ihrer Ausgestaltung länger als bei der ihrer Vorgänger verweilte. So hat das Kaiserkapitel allein drei Monate Arbeit, das Pestkapitel deren zwei in Anspruch genommen. Auch den Vorarbeiten, zumal der Sichtung und Prüfung der zeitgenössischen Quellen, widmete ich mehr Zeit, als es bei früheren Werken der Fall war. Ich tat dies im Dienste der objektiven geschichtlichen Wahrheit, zu deren opfervollem Priesteramte nicht bloß der Geschichtschreiber, sondern auch der historische Stoffe frei gestaltende Künstler berufen ist.

Gerade aus diesem Grunde nun — weil ich mit so großer Liebe und Hingebung an der „Stephana" gebaut habe — wäre es mir künstlerisch ein

überaus schweres Opfer, die letzten Kapitel in der rohen Skizzengestalt, die sie jetzt noch haben, der „Rundschau" zur Veröffentlichung zu übergeben — dies wäre aber die einzig mögliche Art, mein gegebenes Wort wenigstens teilweise einzulösen.

Verehrtester Herr, ich weiß, daß Sie, der Sie fremdem Schaffen immer teilnehmend gegenübergestanden haben, ein so schweres künstlerisches Opfer nicht von mir begehren.

Da nun aber für die drei noch erfolgenden Hefte dieses Jahrgangs, wie ich weiß, schon seit Beginn des Jahrgangs disponiert ist; da andererseits die Buchausgabe des zweiten Teils meiner „Stephana" für Oktober 1913 festgesetzt ist, besteht keine Möglichkeit, in den Restheften des 39. Jahrgangs der „Deutschen Rundschau", noch in den ersten Nummern des 40. meinen Roman zum Abschluß zu bringen. Und es bleibt mir nun nichts übrig, als Sie, verehrtester Herr, wiewohl mit schwerem Herzen, zu bitten, in Erwägung aller Umstände mir zu gestatten, daß ich meine „Stephana" mit den vorliegenden Kapiteln VIII und IX, die schon das Einsetzen der letzten Verwicklung zeigen, im Juniheft der „Deutschen Rundschau" abbrechen darf.

Ihre Teilnahme an meiner Schöpfung wie meiner Art des Schaffens läßt mich hoffen, daß Sie meine Bitte erfüllen und mir ob derselben nicht zürnen werden.

Eine Sorge bliebe mir trotzdem noch: der Gedanke, wie wird die Leserschaft der „Deutschen Rundschau" mein Vorgehen aufnehmen? Es wäre mir sehr hart, diesem feinsinnigen Kreise, der meine Dichtung in für mich beglückender Weise mitlebte, Enttäuschung zu bereiten. Aber wenn Sie meine Bitte erfüllen und durch Mitteilung des Inhalts dieser Zeilen Ihr Publikum darüber aufklären wollen, aus welchen Gründen ich die Veröffentlichung meines Romans in der „Deutschen Rundschau" nicht fortzusetzen imstande bin, so wird, des bin ich sicher, keine Verstimmung aufkommen. Die Verhältnisse sind diesmal wirklich stärker als ich! — Wer konnte es voraussehen, daß ein so schwerer Schlag unser trautes Heim treffen und meine Arbeitspläne umstürzen würde?

Gestatten Sie mir noch, verehrtester Herr, Sie zu versichern, daß die Zeit, da ich Ihnen meine „Stephana" Kapitel für Kapitel vorlegte und Ihr Urteil über Charaktere und Handlungen meines Werkes vernahm, immerdar zu meinen köstlichsten Erinnerungen zählen wird.

Ich bin mit dem Ausdrucke vorzüglichster Hochschätzung stets Ihre sehr ergebene

Enrica Handel-Mazzetti.

Erich Schmidt.

Von
Bruno Hake.

Erich Schmidt ist tot. Auf der Höhe seines Lebens hat ihn das Ende erreicht. Und nach schlichter Feier, wie sein bescheidener Sinn sie sich gewünscht, ist er im Beisein der Seinen und der nächsten Freunde still zur letzten Ruhe bestattet worden.

Der Festgruß, der ihm zu seinem sechzigsten Geburtstag, dem 20. Juni, gelten sollte, wandelt sich in die Klage um seinen Verlust. Aus den Reihen der deutschen Gelehrten ist mit ihm eine der glänzendsten Gestalten geschwunden. Über ein Vierteljahrhundert hat er an der Universität Berlin gelehrt und, seit 1895 Mitglied der Preußischen Akademie der Wissenschaften, hat er bis zuletzt an den Arbeiten der „Deutschen Kommission" teilgenommen. Aber weit über die akademischen Kreise hinaus trauert man um ihn, vor allem die Reichshauptstadt wird ihn schwer vermissen. Wie oft hat er in ernster, bedeutender Stunde das Wort zu einer seiner machtvollen, beziehungsreichen und doch stets liebenswürdig bewegten Reden ergriffen und noch vor drei Jahren als Jubiläumsrektor der Berliner Universität die Blicke der ganzen gebildeten Welt auf sich gelenkt. Mit mancher wissenschaftlichen Vereinigung verliert die Goethe-Gesellschaft in ihm ihren Präsidenten und geistigen Führer.

Wer hätte es geglaubt, daß Erich Schmidt, das Urbild männlicher Kraft, der so oft die härtesten Anforderungen des Berufs und des öffentlichen Lebens leicht bestanden hatte, so früh gebrochen werden könnte? Noch scheint sie vor uns zu stehen, die stolze ragende Gestalt mit dem edlen Kopf: hoch und frei die Stirn, die die lebhafte Phantasie, den schöpferischen Geist verriet; der strenge Mund, von tief eingeschnittenen Linien umgeben, die das starke Kinn noch mehr hervortreten ließen, von der Energie zeugend, die die eigene ungestüme Kraft zu meistern wußte. Erst als ihn bei der Übernahme des Rektorats im Herbst 1909 und bei der Enthüllung des Kleistdenkmals in Frankfurt a. O. leichte Anfälle trafen und sich in den nächsten Jahren die Anzeichen der Krankheit mehrten, da wußte er, daß das Ende nahte; da hat er seiner Natur, die keine fremde Einschränkung vertrug, peinlich empfundene Fesseln anlegen müssen. Aber mit dem Einsatz seiner ganzen Kraft hat er bis an den Grabesrand seine Pflichten erfüllt und die Feder erst aus der Hand gelegt, als der Tod kam. Noch vor wenigen Monaten konnte die

„Deutsche Rundschau", der er während 35 Jahre seine Freundschaft und unermüdliche Mitarbeit geschenkt hat, seine letzten Beiträge bringen.

Zum Wirken und Schaffen, nicht zum Leiden geboren erschien Erich Schmidt, der ein kurzes volles Leben stets dem langwährenden halbgenutzten vorgezogen hat. Ihn beseelte bei der Arbeit die rechte Herzensfreudigkeit des glücklich Schaffenden, und überall, wo er ernstes Streben sah, zog es ihn an. Er war eine eigenwillige, tapfere, entschlossene Natur; der Streit lag ihm nicht. Umsichtig wählte er seinen Standpunkt so, daß er ihn auch anderen Meinungen gegenüber innehalten konnte. Höchstens ließ er sich zu einem Wort der Warnung, der entschiedenen Abwehr herbei. Männliche Tatkraft bewies er in der nichts ausschließenden, umfassenden Methode seiner Arbeit und dem festen Bestreben, der Welt runde, fertige Gebilde zu geben. Die Vorarbeiten waren abgeschlossen, wenn er sprach oder schrieb.

Seine Erscheinung empfing den stärksten Reiz dadurch, daß der Mensch und Gelehrte sich in ihm ganz durchdrungen hatte. Wie sein Herz und Sinn dem flutenden Leben angehörte, das er nicht nur beobachtete, an dem er vielmehr persönlich den tätigsten Anteil nahm, so hat er auch für die Geschichtsschreibung das Recht, mitzulieben, mitzuhassen gefordert und ihr zugerufen: „Du sollst nicht töten, sondern lebendig machen!" Damit war keiner parteiischen Darstellung das Wort gesprochen. Mit allen ihren Mitteln, so war er überzeugt, soll die Erkenntnis vordringen zu dem Grunde alles irdischen Geschehens und Denkens, zu den Regungen des menschlichen Herzens, zu seinen Leidenschaften. Sie darzustellen, scheint nur der berufen, dem aus dem Einblick in die vergangene Welt ein Erleben wird, der reich genug ist mitzufühlen, was andere gestrebt und gelitten haben.

Nirgends kam diese Anschauung zu stärkerer Wirkung als bei seiner Rede. Wie seinem anspruchslosen, bescheidenen Wesen persönliche Ehrungen peinlich waren, so war er sich doch stets seiner herrlichsten Gabe bewußt, große Augenblicke zu deuten und der gegenwärtigen Stunde durch ein wohlgewähltes Wort zu nachhaltigem Eindruck zu verhelfen. Unvergeßlich wird es jedem sein, der ihn reden hörte, wenn er wie von einer heimlichen, unwiderstehlichen Kraft getrieben doch mit ruhiger Besonnenheit Wort an Wort fügte, die eigene Ergriffenheit stets beherrscht durch das Bild des Dargestellten; oder wenn Erich Schmidt, der ein Meister der heiteren Gelegenheitsrede war, in knapp erzählter Anekdote und charakteristischer Erzählung die Schärfe seines Witzes, die Güte seines Herzens leuchten ließ.

Weimar und Jena, das Städtepaar im Thüringerland, dem die Namen unserer großen Dichter unauslöschlichen Glanz verliehen haben, sind mit dem Leben Schmidts auf das innigste verknüpft gewesen. Hier war seine Heimat. Aber frühes Verpflanztwerden hob ihn schon in jugendlichem Alter über provinzielle Enge hinweg, und der wechselnde vertraute Verkehr mit Österreichern, Elsässern, Franken legte in ihm, dem Beharrlichkeit und Strenge als norddeutsches Erbgut überkommen war, den Grund zu der weiten unbefangenen Welt- und Menschenkenntnis, die ihn in so hohem Maße auszeichnete. In Jena wurde er als Sohn des Naturforschers Oskar Schmidt

geboren; schon in seinem vierten Jahre siedelten die Eltern nach Graz über, und hier mögen sich zuerst in der Schule der kleinen evangelischen Gemeinde, dann auf dem Gymnasium der Benediktiner lang haftende Eindrücke von dem Gegensatz streitender Konfessionen und von edler Duldsamkeit in die empfängliche Seele des Knaben gesenkt haben. Frohe Jahre folgten in Jena auf der Anstalt des Herbartianers Volkmar Stoy, der seine Zöglinge wie in die Elemente der Wissenschaft, so auch früh in die Geheimnisse der Natur einzuführen und durch ganz modern anmutende Einrichtungen wie den Werkunterricht und die Jugendwehr zu Energie und Selbständigkeit zu erziehen wußte. Die Fürstenschule Pforta gab ihm die bewundernswürdige Arbeitsdisziplin und eine gründliche klassische Bildung. Koberstein lehrte deutsche Literaturgeschichte, und in Dietrich Volkmanns Unterricht wurde er zu einem begeisterten Verehrer der griechischen Dichter. Nach den Universitätsstudien, denen er in Jena, Graz und Straßburg oblag, vertauschte er das freundliche Würzburg, von wo er die Braut heimführte, als vierundzwanzigjähriger Professor bald mit der Stadt des jungen Goethe. In rasch aufsteigender akademischer Laufbahn siedelte er nach Wien über, wo er bereits 1881 Ordinarius wurde. Während fünf „reicher Jahre" befestigte sich ihm hier das Verständnis und die tiefwurzelnde Liebe zu süddeutscher Art, die ihn später nebst manchem Freundschaftsbund in den heimatlichen Norden begleitet hat. Als nach dem Tode von Goethes letztem Enkel im Sommer 1885 endlich die Türen des Goethe-Hauses sich öffneten und der Literaturwissenschaft das dankbarste Arbeitsfeld erschlossen wurde, da berief ihn die Großherzogin Sophie nach Weimar, und aller akademischen Pflichten enthoben, hat Erich Schmidt in der unvergleichlichen Schatzkammer neuerer deutscher Poesie als erster Direktor des Archivs mit ebensoviel Hingabe als Erfolg gewirkt, und er ist der eifrigste Förderer dieser Arbeiten, die eine große nationale Angelegenheit bedeuten, geblieben, auch als sich ihm 1887 nach Scherers allzu frühem Tode an der Berliner Universität ein neuer großer Wirkungskreis erschloß.

Erich Schmidts erste Arbeiten fallen in die Zeit, da die deutsche Literaturwissenschaft eine ungeahnte Blüte erlebte. Wenn gegenwärtig im Zeitalter der Naturwissenschaften und der Technik, deren unermeßlicher Einfluß auf das menschliche Leben nicht bestritten werden kann, gerade von Naturforschern wiederholt darauf hingewiesen ist, daß die überwiegende Mehrheit des deutschen Volkes trotzdem den literarischen, geschichtlichen und künstlerischen Dingen ihre Teilnahme unvermindert schenkt, daß ferner die Vertreter der Geisteswissenschaften leichter allgemeine Anerkennung finden, so wird diese Tatsache zum Teil dadurch zu erklären sein, daß diese Disziplinen durch die Aufnahme naturwissenschaftlicher Methoden Vertiefung und Erweiterung erfuhren. So erging es auch der deutschen Literaturwissenschaft vor reichlich vierzig Jahren. In seiner Wiener Antrittsvorlesung über ihre „Wege und Ziele" hat Erich Schmidt sich programmatisch zu der „neuen Generation" bekannt, der Wilhelm Scherer die Bahn gebrochen hatte; und es wäre nicht in seinem Sinn, wollten wir bei einem Blick auf sein Schaffen dieses Mannes vergessen, der entscheidend

auf ihn gewirkt hat. Scherer hatte die Literaturgeschichte auf eine neue Grundlage gestellt; er wandte auf die ältere deutsche Poesie, die man bis dahin vornehmlich zum Gegenstand sprachlicher und metrischer Untersuchungen gemacht hatte, die moderne Anschauung der Individualität und die ästhetische Kritik an, wie sie durch Lessing und die Brüder Schlegel zu großer Blüte entwickelt worden war. Umgekehrt übertrug Scherer, den Jacob Grimm selbst noch unterwies, nach Lachmanns Vorgang die textkritischen Prinzipien der älteren Schule auf die moderne Dichtung. So erhielten wir eine Methode, die gleichmäßig alle Denkmäler der Literatur von den frühesten Anfängen sich unterwirft und auch vor den Lebenden nicht haltzumachen braucht. Man begann mit der Feststellung des Tatsächlichen als der ersten unerläßlichen Forderung und führte dann in Einzeluntersuchungen die sicher erkannte Erscheinung auf die Kräfte zurück, die sie ins Dasein riefen, auf das Gesetz, das in ihnen zur Wirkung kommt. Unter bewußter Anlehnung an die Naturwissenschaft gelang ein weiterer epochemachender Fortschritt: das einzelne Kunstwerk wurde in seiner Entwicklung durchforscht; völlig neue ästhetische Kategorien waren das Ergebnis. Die strenge Durchführung dieser „empirischen Ästhetik von unten" bedeutete die Überwindung der idealistischen Schule, und Scherers kühnem Bekenntnis: „Wir glauben nicht mehr, daß einige oberste Grundsätze zur Orientierung in der gesamten Welt des Wißbaren und Unwißbaren ausreichen . . . Die neue Generation baut keine Systeme mehr . . . Die Weltanschauungen sind um ihren Kredit gekommen!" folgte in der produktiven Leistung die beste Rechtfertigung.

An dem Aufschwung der jungen Wissenschaft nahm Erich Schmidt den regsten Anteil. Er begann mit streng philologischen Einzeluntersuchungen. Nach der Dissertation, die an der Sprache und Metrik mittelhochdeutscher Dichtungen, der Lyrik Reimars von Hagenau und Rugges Kritik übte, wandte er sich der neueren Poesie zu. Im Sturm und Drang der Jugendzeit, durch den genius loci in Straßburg kräftig angeregt, durchforschte er die Epoche der Genies, die den Kampf des Ich gegen Gott und Welt, die dämonischen Kräfte der Natur tiefer als ihre Zeitgenossen empfunden und in starken, oft krassen Farben geschildert hatten. Er deckte die Zusammenhänge zwischen der Ideenwelt Rousseaus, dem sentimentalen Roman Richardsons und Goethes Werther auf; in knappen Biographien sammelte und prüfte er zum ersten Male die Urkunden über das Leben von Lenz, Klinger, Leopold Wagner und gab eine literarhistorische Untersuchung über die Werke dieser Goethischen Jugendfreunde. So war es auch, als ein freundliches Geschick Erich Schmidt die Faustabschrift des Fräulein v. Göchhausen in die Hände spielte, die innige Vertrautheit mit der Sprache des jungen Goethe, ihrem Klang und Rhythmus, die ihn in der Handschrift die verloren geglaubte Urfassung erkennen ließ.

Mit diesem berühmten Fund, der an die Stelle geistvoller Hypothesen mit einem Schlage die Tatsache stellte und der Faustforschung neue Bahnen wies, und durch seine Tätigkeit in Weimar trat Schmidt in die erste Reihe der Goetheforscher. Im Verein mit Scherer und Loeper bestimmte er die Grundsätze für die vollständige Sophien-Ausgabe der Werke, die ein vollwertiges

Gegenstück bietet zu der textkritischen Arbeit, die die frühere Generation von Germanisten an den Werken der alt- und mittelhochdeutschen Literatur geleistet hat. Ein treuer „Diener am Wort" hat Schmidt unablässig für die Herstellung guter Texte und die Erläuterung unserer klassischen Dichtungen gewirkt und eine stattliche Anzahl mustergültiger Ausgaben geschaffen (Goethes Faust, Xenien, Uhland, Kleist, Otto Ludwigs Nachlaß u. a.), ohne es zu versäumen, in knapper Darstellung Gehalt und Bedeutung der Werke zu kennzeichnen. Noch die erst vor einigen Monaten beendete Ausgabe der Briefe Caroline Schlegels zeigt aufs neue den sicheren Spürsinn, der entlegene Quellen zu finden weiß, wenn es gilt, die Erklärung künstlerisch oder biographisch wertvoller Schriftstücke zu fördern. Dankbar empfinden wir an ihnen die präzise Ausdrucksweise, die Knappheit, die diese Vorarbeiten, auch wo sie viele Mühen gefordert haben, stets vor den höheren Aufgaben zurücktreten läßt.

Aus und neben den Studien, die sich hier in Anmerkungen, Einleitungen, Erläuterungen, Lesarten dem Fachmann und gelehrten Liebhaber der Poesie wohlgeordnet darbieten, erwuchsen die Arbeiten, in denen er von den philologischen Vorstufen der Forschung zu literaturgeschichtlicher Darstellung fortschritt: es sind die umfassende Biographie Lessings und die „Charakteristiken", die zweibändige Sammlung kurzer, gehaltvoller Aufsätze, Reden und Rezensionen. War es bei Scherer das Gewicht großer, neu in Geltung tretender Grundsätze und die Universalität seines Geistes, so ist es bei Erich Schmidt in erster Linie die Summe der Einzelurteile, die seinen Arbeiten Gepräge und Bedeutung gibt. Dazu tritt ein künstlerisch-subjektives Element, das die Ergebnisse der Verstandesarbeit zu einer Einheit bindet und formgebend den Eindruck des behandelten Kunstwerks auf den Leser überträgt.

Aus der Betrachtung der Persönlichkeiten empfing Erich Schmidt die stärksten Anregungen. Durchaus auf das Konkrete gerichtet, hat er es nicht unternommen, einen universalen Zusammenhang zwischen verschiedenen geistigen, sozialen und politischen Strömungen philosophisch zu konstruieren, noch es für seine Aufgabe gehalten, die Ideen, die in hervorragenden Geistern zu starkem Ausdruck gelangen und einer Zeit in vielgestaltiger Erscheinung ihren Stempel aufdrücken, zu abstrahieren, wie Ranke und Scherer es getan. Ihm gilt nicht der Einzelne „als ein Thon, den die Ideen der Periode bilden". Im Gegenteil. Die Persönlichkeit erscheint ihm als das Primäre, Treibende in der Geschichte, vor ihrer Kraft weicht die des Milieus zurück, deren Erforschung im Anschluß an Taines epochemachende Arbeiten zu sehr in den Vordergrund getreten war. So hat Schmidt auch in wachsendem Maße im literarhistorischen Porträt die ihm eigenste Form der Darstellung gefunden.

„Er kritisiert, indem er darstellt." Das Gebot künstlerischer Reproduktion durch die Kritik übernahm er von A. W. Schlegel. Nicht Lob und Tadel hat er über Gute und Böse verteilt, sondern leibhafte Gestalten in der Bewegung, in der Arbeit gezeigt, die lebendige Kraft, die in unserer Dichtung wirkt, aufgedeckt und dargestellt. Zu solchem Schaffen bedurfte es einer Sympathie mit dem Stoff, die groß genug ist, um die zerlegende, grübelnde Verstandesarbeit zu überwinden. Das eigene Erlebnis war bei Erich Schmidt der Quell der Arbeitskraft; es bestimmt die Wahl des Gegenstandes, aus ihm er-

geben sich die Hauptlinien der Darstellung, Ordnung und Gruppierung. Aber stets hat der Gelehrte der künstlerischen Phantasie Maß geboten. Die Urkunden selbst geben den Ausschlag. Was Schmidt etwa als Höhepunkte im Leben seines Helden gibt, das waren solche. Nur daß ihn die gelehrte Forschung zu tieferer Erkenntnis führte; daß sie sich seinem Auge aus dem Einblick in die ursächlichen Zusammenhänge ergab, die er bis ins Kleinste beobachtend, nacherlebend wieder zur Einheit verschmolz. So schreitet er nicht nur von Gipfel zu Gipfel. Je größer das Werk, um so tiefer sucht er in seine Keime, in seine Entwicklung einzudringen, sucht den Gedankenweg zu durchmessen, der in dem Werdeprozeß sich ausdrückt. Und die gewissenhafte Treue im Kleinsten hat er auch da durchgeführt, wo er einem großen Zusammenhang durch weite Massen des Stoffes nachging. Er zwingt seine Leser, ihm ins Einzelne zu folgen, die Eindrücke mitzuempfinden, die die früheren Etappen eines Werkes hervorrufen, so jedoch, daß der erste, stärkste Gesamteindruck durch die Nuancierung nicht geschwächt, sondern belebt wird. In der Regel geht Schmidt von der Geltung aus, die das einzelne Werk oder die Persönlichkeit in der Gegenwart noch besitzen, sucht aus der Entwicklung und den Quellen die historische Perspektive zu gewinnen, analysiert das vollendete Werk, mißt das so erhaltene Urteil an dem Eindruck und der literarischen Nachwirkung. Die Vorgeschichte des Stoffes zeigt ihm die Förderung, die der Dichter ihm neu gegeben, auch das Fragment und der bloße Entwurf tragen Spuren produktiver Kraft, wenngleich der Maßstab für das abschließende Urteil an dem fertigen Kunstwerke gewonnen wird. So wird jedes Werk und jeder Künstler aus sich selbst heraus gewertet. Diese Methode fragt nicht nach Schulbegriffen und läuft deshalb auch nicht Gefahr, verschieden Geartetes nebeneinander zu stellen.

Niemals aber konnte das unermüdliche Forschen nach neuen Kenntnissen, die Freude des Gelehrten an einem ergiebigen Stoff die Liebe und Ehrfurcht vor der schöpferischen Leistung in Schmidt ersticken. Darum gab er stets mehr als sorgsam gesiebtes und geordnetes Tatsachenmaterial: Bilder menschlichen Wirkens, menschlicher Größe hat er uns vor die Seele geführt. Probleme des eigenen Inneren mögen es gewesen sein, der Zwiespalt zwischen freischaffender Phantasie und dem besonnenen Intellekt, die ihn zu Lessing zogen, dessen Lebenswerk er während mehr als einem Decennium durchforscht hat. Ihn fesselte das Bewußtwerden der in Abgeschlossenheit und Selbstzucht erwachsenen Kraft, die jugendliche Ausgelassenheit wie das späte Glück in der Ehe. Mit den Männern, die Dichter waren und Denker zugleich, verbindet ihn ein wahlverwandter Zug. Wie eindrucksvoll schildert er in Haller, dem gedankenernsten Lyriker der Schweiz, den Verzicht auf die Dichtung zugunsten der Wissenschaft. Uhland, der zartsinnige Poet, der Gelehrte und unerschrockene Patriot, hat ihn lange beschäftigt, ebenso wie der von herrlichem Schaffen zu geistreicher Grübelei ermattende Otto Ludwig. Selbst ein andächtiger Bewunderer, hat er uns durch die Werkstatt Schillers geführt, durch die nachgelassenen Entwürfe und Fragmente, die von der Titanenarbeit des Unermüdlichen zeugen. Goethe stand von Anfang an im Brennpunkt seiner Forschung, wie er das große Vorbild seines Lebens war.

Hatte er zuerst den Stürmer und Dränger mit seinen Weggenossen dargestellt und an die Entdeckung des Urfaust die ergebnisreiche Erforschung des Faust und seiner Vorgänger angeknüpft, so hat er Goethe auf den wichtigsten Stationen seines Lebens bis in die reifen Mannes- und Greisenjahre verfolgt und auch das Bild der Frauen gezeichnet, die über diesem Dasein leuchteten: Frau Aja, Friederike, Lotte Stein, Marianne-Suleika. Mit gleicher Sicherheit erkennt er die Merkmale nord- und süddeutscher Stammesart bei Dichtern wie Kleist, Immermann, Fontane, Freytag, Storm und Auerbach, Raimund, J. J. David, und bis in die jüngste Zeit ist er der Entwicklung unserer Literatur gefolgt, an der auch die Frauen besonderen Anteil haben: Marie v. Ebner-Eschenbach, Enrica v. Handel-Mazzetti.

Sobald er den Boden des Persönlich-Biographischen verläßt, wendet er sich stofflichen Untersuchungen zu, die wiederum die Form der Monographie annehmen. Ursprung und Entwicklung der Faustsage führte ihn ins sechzehnte Jahrhundert zurück, ebenso wie die für die Reformationszeit typische Gestalt des „christlichen Ritters", der Tannhäuser oder das Fabelland Schlaraffia. Die Wandlungen, denen diese Stoffe im Laufe der Zeiten, im Munde fremder Völker unterworfen waren, erweisen sich als ergiebige Merkmale für die Unterschiede in Anschauung und Geschmack der Jahrhunderte. Dem Stoff, den Bürger in seiner „Lenore" zum Besitz der Weltliteratur gemacht hat, spürt er nach in seinen weitverästelten Vorstufen in der heimischen und auswärtigen Dichtung, und gibt ein modernes Gegenstück für das Zersingen und Umsingen alter Volkslieder an dem höchst lehrreichen Beispiel von Goethes „Kleine Blumen, kleine Blätter". Der „Lessing" bringt Stoffgeschichten für die Virginia, Lucretia, die treulose Witwe, den Miles gloriosus; und wichtige Beiträge dieser Art zu Goethes Dichtungen enthalten die „Charakteristiken".

Immer aufs neue bewundern wir in Schmidts besten Arbeiten bei dem Reichtum an Kenntnissen und der ausgiebigen Mitteilung von Einzelbeobachtungen die strenge Sichtung des Stoffes, die rücksichtslose Ausschließung des Überflüssigen, die Raum schafft für das Wichtige und Wertvolle. Hierin liegt die starke, emporziehende Kraft seiner Darstellung. Er verfügt über einen ungewöhnlichen Bilderreichtum, kraft dessen er auch bei einem trockenen Stoff das Interesse des Lesers zu beleben versteht. Wie liebenswürdig und sachlich klar spricht dieser Philologe: „Herder lehrte das liebe Annke von Tharaw so sicher hochdeutsch reden, daß es seitdem sein ostpreußisches Platt schier vergessen hat;" mit welch einfachen Mitteln läßt er die Gestalten der Geschichte in dramatischer Szene einander gegenübertreten: „‚Ich hab's gewagt!" darf Hutten, „Ich kann nicht anders" darf Luther sagen — Erasmus aber, den Dürer anredet „Du christlicher Ritter", zog sich allgemach vor so ungestümen Zeitläuften in sein Schneckenhaus zurück.' Wie könnte eine historische Situation schärfer beleuchtet werden? Luther und Hutten geben das eigene Bekenntnis, und Lob und Tadel ist schweigend verteilt. Durch das „darf sagen" tritt der Verfasser den beiden Kämpfern zur Seite, während Dürers Wort an Erasmus ein ironischer Beigeschmack gegeben wird. Und als ein Muster seiner vielgestaltigen, doch energisch das Wesentliche hervorhebenden Charakteristik sei die Wiedergabe von Dürers berühmtem Kupferstich „Ritter, Tod

und Teufel" erwähnt, wo um den in stolzer Ruhe reitenden Reiter sich alle anderen Teile verlebendigen.

Schmidt verleiht seiner Darstellung gern das sprachliche Kolorit der von ihm jeweils behandelten Zeit. Seine Sprache wird dadurch farbenreich, sie ist klangvoll, als sei sie mehr für die Rede als für die Schrift bestimmt, und trägt die Spuren innerer Bewegung. Oft ruhig dahinfließend, frisch und durch plastische Bilder belebt, weitet sie sich häufiger noch zu kunstvoll verzweigten Perioden, die willkommene Möglichkeit bieten, einen Hauptgedanken einzuschränken oder zu variieren und durch Rück- und Umblicke in der Wirkung zu verstärken. Kräftig vorwärts drängt diese Sprache, von natürlichem Schwung beflügelt. Dabei ist die Ausdrucksweise bewußt, distinguiert. Kein Wort, das in seinen Grenzen nicht erfaßt, abgewogen und mit Absicht hingesetzt wäre.

Als Zeugnisse profunder Gelehrsamkeit und rastlosen Fleißes werden Erich Schmidts Werke Bestand haben, nicht minder teuer bleiben sie uns aber als Dokumente seines eigenen Lebens und Wesens. Aus ihnen spricht der Mann, der der Gegenwart und ihren Künstlern die innigste Teilnahme schenkte. Der Kenner Lessings hat, während er die Entstehung unseres modernen Schauspiels und Theaters erforschte, nahe Beziehungen mit der Bühne gepflegt, erst in Wien, später in Berlin. In den „Charakteristiken" vor allem sehen wir den Gelehrten, der nicht nur als Kritiker, sondern auch als Freund und fördernder Berater mit den Dichtern verkehrte; sehen ihn im Gespräch mit Berthold Auerbach, beobachtend, manche von Fernerstehenden bespöttelte Eigenheit des Dichters richtig deutend und wertend; begleiten ihn auf der weihnachtlichen Fahrt nach Hademarschen zu Theodor Storm. Wie wert er hingegen diesen Männern war, bekunden die Briefe von Gottfried Keller und Theodor Storm: „Ihr Erich Schmidt," schreibt Keller, „ist ein geistiger und liebenswürdiger Gesell. Er gehört zwar zu der Schererschen Germanistenschule, welche auch bei den Lebenden das Gras wachsen hört und besser wissen will, woher und wie sie leben und schaffen, als diese selbst. Allein die gleichen Leute haben ein frisches, unparteiisches und doch wohlwollendes Wesen; sie sagen ihr Sprüchlein, ohne sich im mindesten um Dank und Gegendienste zu kümmern, und am Ende haben sie wenigstens einen sicheren Standpunkt und eine Methode, welche besser ist als gar nichts, was bei den meisten Rezensenten der Fall ist." Worauf Storm dem Freunde erwiderte: „Was Sie von Erich Schmidt sagen, hat mich auch gefreut; er ist im Leben wie in der Wissenschaft ein tüchtiger und durch und durch wahrhaftiger Mensch, dabei sieht er frisch und unternehmend aus seinem Studierstubenfenster in die flutende Welt hinaus; er wirft sich auch selber mit in den großen Strom. Das alles ist schon etwas."

Was uns jetzt an seinem Grabe als Verlust erscheint, es ist nichts anderes als der reiche Gewinn, der durch ihn der Wissenschaft und uns allen zuteil ward. Unauslöschlich wird sein Bild, dessen äußere Züge uns die Kunst Adolf Hildebrands und Fritz Schapers festgehalten hat, im Herzen bewahren, wem er Lehrer und Freund gewesen ist.

1813.

Von

Gustaf Dickhuth.

V.

Napoleon war am Abend des 23. August vom Schlachtfeld nach Dresden zurückgeritten. Seine Freude über den gestrigen Sieg war gesteigert worden durch die sich noch immer vermehrende Menge der eingebrachten Gefangenen und Trophäen.

Schon am Vormittag war der Bericht Oudinots über Großbeeren eingelaufen; abends kam der von Macdonald über die Schlacht an der Katzbach; am 29. früh die Nachricht von der Niederlage Girards bei Hagelsberg.

Die ganze Bedeutung dieser Ereignisse war dem Kaiser anfänglich noch nicht klar. Er hatte doch einen großen Sieg erfochten. Dem gegenüber hatte es nicht zu viel sagen, wenn seine Generale geschlagen waren. Nach den ersten Berichten waren die Gefechte nur unbedeutend. Aber einen verhängnisvollen Einfluß auf die Verfolgung Schwarzenbergs haben diese Berichte doch gehabt.

Die ersten Anordnungen Napoleons waren dahin gegangen, mit allen Kräften der geschlagenen Hauptarmee nachzueilen, sie einzuholen, nochmals zum Stehen zu zwingen und sie gänzlich zu vernichten. Wenn es der Hauptarmee gelingen sollte, auszuweichen, so mußte der Marsch des französischen Heeres auf Wien den Krieg beendigen.

Die Nachrichten von der Katzbach, von Großbeeren und Hagelsberg führten zu einer Änderung dieser ursprünglichen Anordnungen.

Die Hauptarmee schien derart in ihrem inneren Halt erschüttert, daß Napoleon ihre Widerstandskraft durch den ungeordneten Rückzug für völlig gebrochen hielt. Dazu glaubte der Kaiser nach der ersten Meldung aus Schlesien, daß Macdonald imstande sein würde, die Neißelinie zu behaupten.

Unter dem Einfluß dieser beiden irrigen Voraussetzungen entstand im Kopf des Kaisers ein anderer Gedanke: die Hauptarmee kurze Zeit sich selber überlassen, die Schlesische Armee an der Neiße defensiv abwehren, mit allem anderen sich überraschend auf Bernadotte stürzen, ihn schlagen, Berlin erobern, Norddeutschland unterwerfen und sich dann erst gegen Schwarzenberg zurückwenden. Des Sieges über Bernadotte war Napoleon sicher, und die Einnahme von Berlin mußte einen ungeheuren Eindruck in der Welt machen. Zog der Kaiser abermals durch das Brandenburger Tor ein, dann waren

die Gefechte von Großbeeren und an der Katzbach vergessen. Dann konnte er sich auch wieder sicher auf den Rheinbund verlassen. In zwei Wochen glaubte er das alles erledigen zu können. Sollte selbst gegen Ende dieser Zeit Schwarzenberg wieder gegen Dresden vorgehen, so stand Murat dort mit vier Korps, um ihn aufzuhalten, bis Napoleon von Berlin zurückkehrte.

Schnell, wie dem Kaiser dieser Gedanke kam, wurde er ins Werk gesetzt. Am 29. hatten die Garden auf seinen Befehl bei Pirna und Dresden haltgemacht; am 30. hatten sie die Elbe überschritten und waren in der Richtung auf Berlin im Marsch nach Großenhain.

Aber schon war Napoleon nicht mehr Herr der Lage. Schon lag es nicht mehr in seiner Macht, seine Entschlüsse auszuführen. Im Laufe der nächsten zwölf Stunden gingen Nachrichten ein, die ihn erkennen ließen, daß diese Operation auf falschen Voraussetzungen aufgebaut war.

Zunächst kam am 30. August abends ein Schreiben von Macdonald an Berthier:

„Ich habe den Schmerz, Euer Hoheit mitzuteilen, daß die Regengüsse eine Reihe von Unglücksfällen verursacht haben, die uns das Herz zerreißen. Die Division Puthod existiert nicht mehr. In der gegenwärtigen Lage der Armee kann ich keine bestimmte Versicherung geben, welche Wendung die Dinge nehmen werden. Ich werde mein Möglichstes tun. Im Falle unangenehmer Ereignisse werde ich mich nach und nach auf die Spree und die Elbe zurückziehen. Es ist mir bis jetzt nicht möglich gewesen, den Umfang unserer Verluste und die Zahl der Kombattanten, die uns noch bleiben, festzustellen."

Also mit dem Festhalten der Schlesischen Armee an der Neiße war es nichts mehr.

Und in der Nacht um 2 Uhr kam die Nachricht von Culm. Erst nur eine ganz kurze Meldung, ohne Einzelheiten. Nach Tagesanbruch erschien der General Corbineau, wie er vom Schlachtfelde kam, verwundet, mit Staub und Blut bedeckt, und erstattete persönlich Bericht.

Napoleon hörte die Einzelheiten seiner Verluste, ohne eine innere Bewegung zu verraten. Was er angeblich nicht begreifen konnte, war, daß Vandamme sich hatte hinreißen lassen, nach Böhmen vorzudringen. Mit finsterer Stirn auf und ab gehend und sich besinnend, fragte er Berthier:

„Haben wir denn etwas geschrieben, was ihm den unseligen Gedanken hatte einflößen können? Berthier, holen Sie die Konzepte! Fain, zeigen Sie die meinigen! Wir wollen nachlesen, was wir geschrieben."

Der Major-General brachte sein Orderbuch, der Kabinettssekretär legte seine Konzepte vor; man las alle Schreiben durch und fand nichts, was den unglücklichen General ermächtigen konnte, seine Stellung in Peterswalde zu verlassen.

Vandamme hat lediglich die ihm erteilten Befehle ausgeführt, in treuem Gehorsam gegen seinen kaiserlichen Herrn, auf dessen Hilfe er in seinem schweren Kampfe bis zum letzten Augenblick unerschütterlich hoffte. Sein Kaiser hat ihn kalt geopfert für die öffentliche Meinung. Die mußte jetzt ein Opfer haben. Denn eine Unglücksbotschaft jagte die andere. Das ganze

stolze Gebäude der Napoleonischen Herrschaft auf dem Schlachtfelde schien zu wanken. Der Kaiser fühlte instinktiv: in dieser schweren Erschütterung mußte eins stehen bleiben — der feste Glaube an seine militärische Unfehlbarkeit. Seine Generale konnten geschlagen werden. Er durfte nicht irren.

Das Lügen wurde Napoleon nicht schwer. Er hat eigentlich immer gelogen; wußte vielleicht selbst nicht mehr, ob er log oder nicht. Denn das Gefühl für Wahrheit war seiner Seele überhaupt fremd. Aber daß er hier den Marschall Vandamme preisgab vor seinen eigenen Gehilfen, die doch ganz genau wußten, was befohlen war — dazu gehört die eherne Stirn des Mannes, der nur seinen materiellen Vorteil verfolgte, ohne jede Anwandlung von den Empfindungen, die er verächtlich als Ideologie bezeichnete.

Der General Gersdorff notiert in sein Tagebuch:

„Der Eindruck, den der Sieg von Dresden machte, ist verwischt. Die Folgen, die er haben konnte, sind vernichtet. Der Glaube steigt im Lager der Verbündeten, wie er hier sinkt. Der Kaiser ist sehr still; ich mag nicht sagen niedergeschlagen, aber sehr nachdenklich. Das Hauptquartier und seine Stimmung trägt das Gepräge der Zeit."

Napoleon war mit seinen Garden im Marsch nach Wittenberg. Der Bericht Macdonalds und die niederschmetternde Nachricht von Culm lassen ihn inne halten. Am 31. August wird nicht weiter marschiert. Damit ist die Unternehmung gegen Berlin eigentlich schon aufgegeben. Sollte sie gelingen, so mußte jede Stunde ausgenutzt werden.

Am 1. September wurde der Marschall Ney nach Wittenberg geschickt, um an Oudinots Stelle das Kommando über die Berliner Armee zu übernehmen. Zu gleicher Zeit ging aber ein Schreiben an Macdonald ab, das deutlich zeigt, wie Napoleon in seinem Entschluß bereits schwankend geworden ist:

„Es ist von größter Wichtigkeit, Görlitz zu behaupten; der Kaiser hält sich in Dresden bereit, Sie zu unterstützen oder Ihnen als Reserve zu dienen."

Man sieht, neben dem Gedanken an Berlin taucht der Gedanke auf, Macdonald zu Hilfe nach Schlesien zu marschieren.

Inzwischen verfolgte Napoleon natürlich mit gespanntester Aufmerksamkeit die Vorgänge in Böhmen. Er erwartete, daß Schwarzenberg sofort von neuem gegen Dresden vorgehen würde. Aber der 1. September verging, ohne daß sich bei der feindlichen Hauptarmee etwas regte.

Sollte der Kaiser noch länger abwarten, was Schwarzenberg etwa unternehmen würde? Jeder Tag war kostbar. Wollte er sein Ansehen retten, das bereits anfing unsicher zu werden, so mußte er so schnell als möglich nach irgend einer Seite einen Erfolg haben. Es fragte sich nur, nach welcher Seite ein Erfolg am schnellsten und am sichersten zu erreichen war.

Die Bewegung gegen Berlin war bereits angesetzt. Aber nach Culm war es doch zweifelhaft geworden, ob Schwarzenberg dem Kaiser die notwendige Zeit lassen würde, um diese Operation zu Ende zu führen. Zudem klang Macdonalds Bericht so bedenklich, daß Hilfe in Schlesien jeden Augenblick notwendig werden konnte.

Napoleon änderte seine Absicht zum zweiten Mal; er beschloß, sich in eine zentrale Stellung zu begeben zwischen Dresden, der Berliner Armee und der Bober-Armee. In einer Aufstellung bei Hoyerswerda wollte er abwarten, welche der feindlichen Armeen durch eine ungeschickte Bewegung ihm die Gelegenheit geben würde, über sie vereinzelt herzufallen. Ney sollte inzwischen von der Wittenberg-Berliner Straße östlich hinüber rücken nach der Luckau-Berliner Straße, um die direkte Verbindung mit Hoyerswerda aufzunehmen.

Am 2. September begann der Marsch der Garden nach Hoyerswerda. Am 3. September ergingen Befehle für eine stärkere Befestigung von Dresden. Neue Schanzen, Verhaue, Blockhäuser sollten angelegt werden.

Am selben Tage war Napoleon im Begriff, sich zur Armee zu begeben, da traf nachmittags ein neuer Bericht Macdonalds vom 2. September ein:

„Ich habe hier (bei Bautzen) mit dem bei Zittau verfügbaren VIII. Korps über 60—70000 Mann; jedoch viele ohne Waffen und ganze Abteilungen ohne Munition. Der Feind greift die Nachzügler an, die keine Disziplin mehr zusammenhält. Seine Majestät muß diese Armee an sich heranziehen, um ihr eine bessere Haltung zu geben und die Geister wieder zu beleben. Ich bin außer mir über den geringen Eifer und das geringe Interesse für den Dienst. Ich gebrauche die ganze Energie und die ganze Charakterstärke, über die ich verfüge. Sie ist nötig in der schwierigen Lage, in der ich mich befinde. Aber ich werde nicht unterstützt, und niemand folgt meinem Beispiel. Wenn meine Armee sich jetzt einem Mißerfolg aussetzt, so tritt völlige Auflösung ein."

Dieser Bericht ließ den Kaiser zum dritten Mal seinen Entschluß ändern. Sofort erging der Befehl an die Garden, den Weg nach Hoyerswerda zu verlassen und den nach Bautzen einzuschlagen.

Napoleon selbst reiste abends von Dresden ab. An Macdonald schickte er Befehl voraus:

„Ich werde bei Tagesanbruch in Bautzen sein, um am Morgen eine Erkundung vorzunehmen. Ich hoffe, daß am Mittag meine ganze Garde eingetroffen sein wird. Sofort nach ihrer Ankunft werde ich gegen den Feind marschieren. Ich nehme an, daß dies zwischen 2 und 3 Uhr nachmittags sein kann. Sollte es nötig sein, den Angriff auf übermorgen zu verschieben, so ist es sehr wichtig, daß die Ankunft der Garde verborgen bleibt. Richten Sie schärfste Aufsicht ein, daß niemand passieren kann, nicht ein Bauer, und daß die keinerlei Verbindung stattfindet, damit die Zahl der Truppen nicht bekannt wird. Was Ihre Armee betrifft, so müssen Sie sie ganz in der Hand haben. Ich werde meine Anordnungen auf dem Schlachtfelde treffen. Nehmen Sie Ihre Aufstellung so, daß ich in einer halben Stunde die Front der ganzen Armee abreiten kann."

An den Fürsten Poniatowski, der bei Zittau stand, ging Befehl, daß das VIII. Korps sich bereit stellen solle, um morgen den linken Flügel Blüchers zu umgehen.

Wegen der Berliner Armee schrieb Napoleon an Berthier: „Schicken Sie einen Generalstabsoffizier an den Fürsten von der Moskwa (Ney), um

ihm mitzuteilen, daß ich morgen in Bautzen sein werde, wo der Herzog von Tarent (Macdonald) mit seiner Armee angekommmen ist; daß der Feind diesem lebhaft folgt; daß ich den Feind am nächsten Tage zurückwerfen und mich nach der Schlacht in größter Eile auf Berlin in Marsch setzen werde."

Also die Unternehmung gegen Berlin ist nicht aufgegeben; nur verschoben.

Schon am 3. September hatte Napoleon befohlen, daß Gendarmerie-Kommandos unter Führung von Generalstabsoffizieren gebildet werden sollten, um die Versprengten zu sammeln. Er versprach sich nichts Gutes von der Bober-Armee. Aber was er nun auf dem Wege nach Bautzen sah, das überstieg doch seine schlimmsten Befürchtungen.

Die Flüchtlinge begegneten ihm nicht einzeln und in kleinen Trupps, sondern haufenweise. In dieser Verfassung hatte er seine Soldaten noch nicht gesehen. Fortgerissen von leidenschaftlichem Unmut, ließ er halten, sprang aus dem Wagen, herrschte die Leute an mit heftigen Worten und befahl seiner Umgebung, die Flüchtigen zu sammeln und zu ordnen.

Inzwischen hatte der Kaiser schwere Wagen heranholen lassen, auf denen große Kisten verladen waren. Die Soldaten freuten sich; sie glaubten, sie sollten etwas zu essen bekommen, und waren sehr enttäuscht, als man ihnen Gewehre gab mit dem Befehl, sofort zur Truppe zurückzukehren.

Napoleons Stimmung wurde nicht besser, als er beim Weiterfahren auf die Trümmer einer Munitionskolonne traf, die tags zuvor vom Feinde überfallen war.

Am anderen Vormittag um 11 Uhr traf er in Bautzen ein und hörte den Bericht Macdonalds. Dann ritt er mit dem Marschall nach Osten hinaus auf der Löbauer Straße. Auf diesem Wege begegnete ihm Sebastiani. Bisher hatte der Kaiser an sich gehalten. Macdonald war einer seiner Lieblinge, und so suchte er denn in seinen Gedanken die Schuld für die verunglückte Operation von dem Marschall ab und auf dessen Unterführer zu schieben. Als er Sebastiani sah, dem er die ganze Verantwortung für das Unglück an der Katzbach beimaß, da brach der lange verhaltene Grimm los in einem furchtbaren Auftritt.

In finsterer Stimmung ritt Napoleon dann weiter nach Hochkirch. Von dort konnte man sehen, wie die Schlesische Armee aus der Richtung der Görlitzer Landeskrone in drei Kolonnen anmarschierte.

Sofort befahl der Kaiser den Angriff. Aber Blücher war vorsichtig; er erkannte rechtzeitig die operative Wendung und wich aus. Nur seine Avantgarde wurde gefaßt und über das Löbauer Wasser geworfen.

Die Nacht vom 4. zum 5. September verbrachte Napoleon in Hochkirch. Am Morgen wurde der weitere Rückzug der Schlesischen Armee gemeldet; die Nachrichten gaben wenig Aussicht, daß es gelingen würde, den Feind einzuholen.

Der Kaiser erkannte, daß Blücher planmäßig auswich, ihn von Dresden fort nach Schlesien locken wollte. So folgte er denn nur mit der Kavallerie; mit der Garde kehrte er abends nach Bautzen zurück. Seine Hoffnung auf einen Sieg über Blücher hatte sich nicht erfüllt, und er brannte darauf, nach Berlin zu marschieren. Um dies zu können, redete er sich ein, daß seine kurze

Gegenwart genügt habe, die Bober-Armee wieder in Ordnung zu bringen, und daß Macdonald nun imstande sei, allein die Schlesische Armee aufzuhalten.

Es ist genau dieselbe Sache wie nach Löwenberg. Wäre Napoleon weiter marschiert — der Erfolg wäre ungeheuer gewesen. Eine scharfe Verfolgung durch überlegene Kräfte hätte die Schlesische Armee in ihrem damaligen Zustande nicht ausgehalten.

Aber Napoleon gibt den Gedanken gegen Blücher auf und mit einem neuen Entschluß, dem vierten in sechs Tagen, dirigiert er seine Garden wieder nach Hoyerswerda. Er hatte in Bautzen die Meldung von Ney vorgefunden, daß dieser im Begriff sei, von der Wittenberg-Berliner nach der Luckau-Berliner Straße hinüber zu rücken:

„Ich werde mich am 5. September in Marsch setzen, um bis Dennewitz zu rücken. Von dort kann ich mich entweder nach Luckau heranziehen oder den Marsch nach Berlin fortsetzen, je nach den Nachrichten, die ich erhalte."

Die Garden waren am 6. September kaum zwei Stunden von Bautzen nach Hoyerswerda unterwegs, da kam eine Meldung von St. Cyr, die am 3. abends aus Dresden abgegangen war:

„Die verbündete Armee steht in drei Linien zwischen Teplitz und der Grenze, bereit, von neuem auf Dresden vorzubrechen. Die Vorposten sind so nahe, daß sofort ernste Zusammenstöße stattfinden werden. Die große Überlegenheit des Feindes läßt uns Mißerfolge befürchten; zunächst wegen der Minderheit in allen Waffen und mehr noch wegen der durch Mangel an Lebensmitteln verursachten Mutlosigkeit der Truppen. Man kann die Soldaten nicht in den Lagern festhalten; der Hunger treibt sie bis in die Ferne. Es ist in wenigen Tagen eine völlige Auflösung zu befürchten, wenn es nicht möglich ist, Lebensmittel zu schaffen."

Die immer wiederkehrende Erscheinung bei allen nur notdürftig ausgebildeten Truppen, bei der preußischen Landwehr ebensowohl wie bei den französischen Rekruten: die im Erfolg tapferen Leute versagen im Unglück.

Die Meldung St.-Cyrs enthält nur ganz allgemeine Angaben über den Feind; nichts Näheres über seine Stellung, seine Stärke; auch über seine etwaigen Absichten nur unbestimmte Besorgnisse. Daß solche Meldungen kommen würden — kommen mußten, das war von vornherein vorauszusehen. Diese Nachricht konnte unmöglich überraschen. Wenn sie trotzdem genügte, den Kaiser mit einem fünften Wechsel seines Entschlusses sofort nach Dresden zurückkehren zu lassen, so zeigt dies, wie abhängig er bereits von den Maßregeln seiner Gegner war.

Die Garden wurden also nach Dresden zurückbeordert. Ehe Napoleon Bautzen verließ, hielt er es für nötig, die Bober-Armee durch einen scharfen Tagesbefehl an ihre Pflicht zu erinnern:

„Der Soldat, der seine Fahne verläßt, verrät seine vornehmste Pflicht. Deshalb befiehlt Seine Majestät: Soldaten, die die Fahne ohne triftigen Grund verlassen, werden dezimiert. Deshalb lassen die kommandierenden Generale, wenn zehn einzelne Herumstreifende aufgegriffen sind, diese losen und einen erschießen."

Am 6. September abends traf Napoleon in Dresden ein. Dort fand er folgende Meldung von St.-Cyr:

„Die Österreicher gehen über Altenburg, die Preußen und Russen über Berggießhübel vor, wo sie bereits eingetroffen sind."

Demnach war der Feind im Anmarsch über den östlichsten Teil des Erzgebirges. Ob auch weiter westlich feindliche Kräfte vorgingen, ließ die Meldung ungewiß.

Napoleon blieb mit der Garde im Marsch zu St.-Cyr. Er traf persönlich um 2 Uhr nachmittags ein und fand den Marschall im hinhaltenden Gefecht mit dem Feinde. Die Garde konnte frühestens zwei Stunden später ankommen, und der Kaiser war daher geneigt, den Angriff auf morgen zu verschieben. St.-Cyr aber stellte ihm vor, daß der Feind wahrscheinlich bis morgen noch stärkere Kräfte heranziehen würde, und bat, mit seinem XIV. Korps allein angreifen zu dürfen. Napoleon gab die Erlaubnis, St.-Cyr ging vor und warf den Feind auf Berggießhübel zurück. Da es inzwischen dunkel geworden war, verschob der Kaiser alles Weitere auf den folgenden Tag und kehrte in sein Quartier zurück.

Dort erschien während der Abendtafel ein Adjutant Neys mit der Meldung der Niederlage von Dennewitz. St.-Cyr berichtet:

„Napoleon fragte mit unerschütterlichem Gleichmut bis in die kleinsten Einzelheiten nach den Bewegungen der Korps und setzte dann die Ursachen der Niederlage auseinander, klar, genau und richtig, ohne den geringsten Unmut und ohne irgend einen Tadel gegen Ney oder die anderen Generale. Er schob vielmehr alles auf die Schwierigkeiten der Kriegskunst, die, wie er sagte, bei weitem nicht vollständig erkannt würden. Er fügte hinzu: wenn er einmal Zeit dazu hätte, dann würde er ein Buch schreiben, in dem er die Fundamentalsätze der Kriegskunst so erschöpfend behandeln würde, daß sie für jeden Offizier verständlich seien und daß man daraus den Krieg lernen könne wie jede andere Wissenschaft."

Diese Ruhe war natürlich eine Maske. Aber bewunderungswürdig ist der Mann, der nach solchem furchtbaren Schlage die Kraft hat, diese Maske mit vollkommener Selbstbeherrschung zu tragen. In seiner Seele begann etwas aufzusteigen, was er bisher nicht gekannt hatte: der Zweifel. Er weiß nicht mehr, ob er sich in Deutschland wird halten können; er denkt bereits an die Verteidigung von Frankreich.

Noch in der Nacht geht ein Schreiben an den Kriegsminister nach Paris. Es ist zwar von Maret verfaßt und unterzeichnet, gibt aber eingestandenermaßen die Gedanken des Kaisers:

„Die Ereignisse drängen sich, und wenn sie auch dem Kaiser glückliche und glänzende Chancen bieten, so ist es doch vorsichtig, auch das Gegenteil zu bedenken. Ich glaube mich darüber vertraulich aussprechen zu sollen. Die russische Armee ist nicht unser gefährlichster Feind. Sie hat große Verluste erlitten, sie hat sich nicht ergänzt, und abgesehen von ihrer zahlreichen Kavallerie spielt sie eine untergeordnete Rolle. Preußen aber hat große Anstrengungen gemacht. Eine hochgradige Erregung begünstigt den von dem

Monarchen gefaßten Entschluß. Seine Armeen sind zahlreich, seine Generale, Offiziere und Mannschaften sind voller Begeisterung. Immerhin würden Rußland und Preußen unseren Armeen nur geringe Hindernisse in den Weg gelegt haben, aber der Beitritt Österreichs hat die Lage außerordentlich verwickelt. Unsere Armee ist, was ihr auch die erfochtenen Siege (Katzbach! Groß-Beeren! Culm! Dennewitz!) gekostet haben, noch schön und zahlreich, aber Generale und Offiziere, des Krieges müde, haben nicht mehr den Schwung, der sie große Taten vollbringen ließe. Der Kaiser ist überall dort Sieger, wo er anwesend ist; aber er kann nicht überall sein, und die Führer, die selbständig kommandieren, entsprechen selten seinen Erwartungen. Sie wissen, was dem General Vandamme zugestoßen ist. Der Herzog von Tarent (Macdonald) hat Mißerfolge in Schlesien erlitten, und der Fürst von der Moskwa (Ney) ist soeben im Vorgehen auf Berlin geschlagen worden. Unter diesen Verhältnissen und bei dem Genie des Kaisers kann man noch alles hoffen. Aber es können auch entgegengesetzte Möglichkeiten in ungünstigster Weise die Verhältnisse beeinflussen. Man darf dies nicht zu sehr fürchten, man muß es aber als möglich ansehen und nichts vernachlässigen, was die Vorsicht gebietet. Ich zeige Ihnen dieses Bild, damit Sie alles wissen und demgemäß handeln. Es wird klug von Ihnen sein, darüber zu wachen, daß die Festungen in gutem Stand sind und daß in ihnen viel Artillerie vereinigt ist, denn wir haben nach dieser Richtung öfters empfindliche Verluste. Sie werden sich vertraulich mit dem General-Intendanten wegen der Verpflegung verständigen müssen und in den Rheinplätzen außerordentliche Vorräte anhäufen. Sie wissen, wenn ich Ihnen dies schreibe, daß ich nichts tue, was der Kaiser nicht billigen könnte."

Man muß sich die Sprache vergegenwärtigen, die Napoleon sonst gewöhnt war zu führen, dann erkennt man trotz aller Entstellungen und Beschönigungen, wie ernst er die Dinge bereits ansah. So wird auch der Kriegsminister sie angesehen haben, trotz des schönen Schlußsatzes:

„Ein großer Erfolg kann alles ändern und die Angelegenheiten in die günstige Lage zurückführen, in der sie sich nach dem außerordentlichen Erfolge des Kaisers bei Dresden befanden."

Die Gelegenheit zu einem bedeutenden Siege schien das Schicksal dem Kaiser zu bieten: die Hauptarmee war im Vorgehen auf Dresden. Am nächsten Morgen, den 9. September, sah man indessen lebhafte Bewegung beim Feinde, die auf ein Zurückgehen gedeutet wurde. Wie schon gestern, ist auch heute der Marschall unternehmender als sein Kaiser.

Napoleon gibt der Besorgnis Ausdruck, bei weiterem Zurückgehen der Verbündeten einen Luftstoß zu machen. St.-Cyr will versuchen, dem Feinde auf dem Wege über den Geiersberg zuvorzukommen. Das war die alte Straße nach Böhmen, kürzer, aber viel steiler und schlechter als die von den Feinden benutzten Wege. St.-Cyr meinte, die französische Infanterie, leichter und beweglicher als die der Verbündeten, werde vor diesen die Südausgänge der Gebirgsstraßen erreichen und gewissermaßen das nachholen, was von Vandamme verfehlt worden war.

Napoleon gab die entsprechenden Befehle, aber die Ausführung mißlang. Die Verbündeten kamen auf ihren besseren Wegen doch schneller nach Böhmen. Am Abend steckten die Korps von St.-Cyr, Victor und Lobau, der an Vandammes Stelle getreten war, noch mitten im Gebirge; die Garde hatte die Wege versperrt gefunden und war bei Pirna geblieben.

Während aller dieser Ereignisse war es bereits aufgefallen, daß die Franzosen nur immer Russen und Preußen vor sich hatten, keine Österreicher. Nun kamen glaubwürdige Meldungen, daß bedeutende Teile der böhmischen Armee entsendet seien, sowohl östlich nach der Lausitz als westlich gegen Chemnitz.

Der Augenblick war da, die vorübergehende Trennung der Gegner zu einem wuchtigen Schlage auszunützen. Aber zu stark war der Eindruck von Dennewitz gewesen. Es zeigte sich jetzt deutlich, daß Napoleons Ruhe und Fassung bei dieser Nachricht wirklich nur eine Maske gewesen war. Er ließ die Garden bei Pirna halten, „weil ich jeden Augenblick meine Garde in einer anderen Richtung nötig haben kann".

An den Kommandanten von Dresden schreibt der Kaiser:

„Ich kehre möglicherweise schon morgen nach Dresden zurück, um dort die Garde mit dem VI. Korps (Marmont) zu vereinigen."

Und an den kommandierenden General des Gardekorps schreibt er eigenhändig:

„Schlagen Sie sofort bei Pirna eine Brücke, damit Sie morgen früh bereit sind, nach Bautzen abrücken zu können."

Man sieht, wie die Gedanken Napoleons hin und hergehen. Eben hat er sich von neuem gegen Schwarzenberg gewendet, und schon schwankt er wieder, ob er nicht von diesem ablassen und den Kronprinzen von Schweden oder Blücher angreifen soll.

Abends um 9 Uhr kam eine neue Meldung von Ney:

„Ich beehre mich zu berichten, daß ich morgen auf das linke Elbufer übergehe. Ich bin nicht imstande, mich mit den überlegenen Kräften des Feindes zu schlagen, aber ich werde mich zwischen der Elbe und der Mulde halten, um Unterstützung abzuwarten."

Dort schien Hilfe jetzt dringend nötig. Napoleon begab sich am 10. September früh auf den Geiersberg und sah von dort oben die russischen und preußischen Truppen zwischen Culm und Teplitz. Es war deutlich zu erkennen, daß keine Österreicher dabei waren. St.-Cyr erwartete bestimmt den Befehl zum Angriff. Aber der Kaiser sagte:

„Ich werde den Feind in dieser Stellung nicht angreifen, sondern zurückgehen. Machen Sie aber alle Welt glauben, daß ich die Absicht habe, eine Schlacht zu liefern. Lassen Sie heute und morgen fortfahren mit dem Ausbessern der Wege, um den Gegner und unsere Truppen in dieser Ansicht zu bestärken."

Abends schreibt er an Maret:

„Die der Berliner Armee zugestoßenen Ereignisse verhindern mich, über das Gebirge zu gehen."

Taten sie das wirklich?

Wenn er nun vorging, die Russen und Preußen schlug, dann bekam der ganze Krieg wieder ein anderes Gesicht. Die Wirkungen eines Sieges konnten ganz gewaltig sein.

Freilich — wenn Napoleon geschlagen wurde, dann war alles aus. Überschritt er das Gebirge, dann spielte er Va banque. Aber hatte er das nicht sein ganzes Leben lang getan? Und immer hatte er gewonnen, weil er ein Übergewicht über seine Gegner hatte in dem fatalistischen Glauben an seinen Stern. Die Niederlagen von der Katzbach, von Großbeeren und Dennewitz hatten an diesem Glauben nicht gerüttelt. Was konnte er für die Unfähigkeit seiner Generale?

Aber Culm —

Mochte er den Vandamme öffentlich preisgeben — in seinem Innern sprach vernehmlich eine Stimme: „Das hast du verdorben", und der Glaube an seinen Stern begann leise zu wanken. Die traumwandlerische Sicherheit, mit der er bisher seinen Weg gegangen, war dahin. Mit wachen Augen sah er um sich, und was er sah, das machte ihn mißtrauisch, zaudernd und vorsichtig.

Unbegreiflich bleibt es doch, daß dieser verwegene Spieler hier das Spiel nicht wagte. Was sollte denn dabei herauskommen, wenn er immer wartend bei Dresden stehen blieb?

Am 11. September war Napoleon wieder in Pirna. St.-Cyr hatte Befehl, mit seinem Korps und den Korps von Lobau und Victor den Kamm des Gebirges zu halten.

Am 12. September ist der Kaiser in Dresden und schreibt an Berthier:

„Teilen Sie dem Fürsten von der Moskwa (Ney) mit, daß ich mich auf eine Offensiv-Bewegung gegen die Nordarmee vorbereite. Er soll sich darauf vorbereiten, daß er sich meiner Bewegung anschließen kann. Er soll mir seine Stärken an Infanterie, Kavallerie und Artillerie melden."

Die Antwort Neys war niederschmetternd:

„Der Feind scheint sich an der Elbe zu vereinigen und droht mit dem Übergang über die Elbe. Nach Berlin kann man nicht vorgehen, ohne einer Schlacht gewärtig zu sein. Ich muß aber mit meinen Truppen ein Zusammentreffen mit dem Feinde vermeiden. Die allgemeine Entmutigung ist so groß, daß ich neue Unfälle erwarten muß, wenn ich jetzt den Übergang über die Elbe erzwingen müßte."

Auf diesen Bericht gab Napoleon den Zug nach Berlin zunächst auf.

Schon kamen auch neue Meldungen, die seine Aufmerksamkeit wieder in andere Richtung lenkten und ihn daran erinnerten, wie abhängig in seinen Entschlüssen er bereits von den Maßnahmen des Feindes geworden war.

Am 14. September griffen die Verbündeten eine Division des XIV. Korps bei Rollendorf an und warfen sie bis Berggießhübel zurück.

Napoleon schickte sofort zwei Divisionen der jungen Garde auf der Pirnaer Straße vor und begab sich selbst am 15. September früh in die vorderste Linie.

Vor dem Anmarsch der Garden wichen die Verbündeten aus, und da es inzwischen dunkel geworden war, kehrte Napoleon nach Pirna zurück.

Am 16. September befahl er den Angriff, aber die Verbündeten wichen abermals aus und gingen anscheinend auf eine Hauptstellung bei Culm zurück.

Am 17. September früh war der Kaiser auf dem Nollendorfer Berg. Der Morgen war neblig; als es mittags hell wurde, gingen die Franzosen zum Angriff vor. Die Preußen wurden bis Culm zurückgedrängt. Das Eingreifen starker österreichischer Kavallerie gegen den französischen linken Flügel brachte das Gefecht zum Stehen, bis die Dunkelheit ihm ein Ende bereitete.

Am 18. September erkundete Napoleon die schlachtbereite Stellung der Verbündeten und befahl — den Rückzug nach Pirna!

Blücher stand nur noch zwei Tagemärsche von Dresden entfernt, und der Kronprinz von Schweden hatte nach Neys Schilderungen eigentlich überhaupt keinen Feind mehr vor sich.

Das ist unbestreitbar; aber das hat doch Napoleon gewußt, ehe er nach Nollendorf marschierte. Es gibt für sein Verhalten nur eine Erklärung; denn ein geradezu widersinniges Handeln darf man doch nicht bei ihm voraussetzen:

Er hat, wenn man so sagen darf, an ein Wunder geglaubt; hat geglaubt, daß der Schrecken seines Namens ausreichen würde, um die Böhmische Armee ohne Schlacht vor seinen Garden zurückgehen zu lassen. Als er sah, daß das nicht geschah, daß die Verbündeten entschlossen waren, um Sein oder Nichtsein zu kämpfen — da wagte er nicht mehr die Entscheidung anzurufen.

So weit war es gekommen.

Im Hauptquartier in Pirna sah man nur sorgenvolle Gesichter. Überall herrschte ernstes Schweigen. Die Feinde waren schon viel zu nahe, als daß ein Operieren auf der inneren Linie noch große Aussichten geboten hätte. In vergeblichen Versuchen, einen der Gegner vereinzelt zu schlagen, hatte der Kaiser bereits seine besten Truppen aufgerieben. In der Hast seiner ewig wechselnden, sich überstürzenden Anordnungen erkennt man eine sich steigernde Nervosität. Er fühlt, daß er seinen Gegnern nicht mehr das Gesetz des Handelns diktiert, daß er vielmehr selbst abhängig ist von den feindlichen Absichten — die er nicht kennt.

Am 21. September abends erhielt Napoleon in Dresden die Meldung Macdonalds, daß das Korps York und noch ein anderes preußisches oder russisches Korps rechts abmarschiert seien, anscheinend um die Elbe weiter unterhalb zu überschreiten.

Blücher schien also seine Kräfte geteilt zu haben. Das war vielleicht die Gelegenheit, einen Sieg nicht zu teuer zu erkaufen. Und zum dritten Mal wendet sich Napoleon gegen die Schlesische Armee.

Er fand nach einigen unbedeutenden Gefechten Blücher in starker Stellung bei Bautzen, anscheinend entschlossen, den Kampf anzunehmen.

Ehe es zum Angriff kam, erhielt Napoleon die Meldung Neys, daß der Kronprinz von Schweden oberhalb Torgau bei Wartenburg eine Brücke geschlagen habe. Er (Ney) fürchte, von Torgau und Dresden abgeschnitten zu werden.

Diese Nachricht bestimmte den Kaiser, den Angriff aufzugeben und das rechte Elbufer überhaupt zu räumen.

Er schreibt an Murat:

„Meine Absicht ist, eine Brücke am Königstein, eine bei Pirna, eine bei Pillnitz, drei bei Dresden und eine bei Meißen zu haben und die Truppen auf das linke Ufer hinübergehen zu lassen, um ihnen einige Ruhe zu geben. Alle diese Brücken werden durch gute Brückenköpfe verteidigt werden. In dieser Aufstellung werde ich den Feind mit den Augen verfolgen, und wenn er sich auf irgendeine Angriffsoperation einläßt, werde ich auf ihn fallen, so daß er eine Schlacht nicht vermeiden kann."

Von Dresden aus erließ nun der Kaiser mit nie ermüdender Umsicht eine ganze Reihe von Verfügungen.

Das Dringendste waren Maßregeln gegen die immer dreister auftretenden Streifkorps der Verbündeten. Die Befestigung von Merseburg wurde für notwendig gehalten. Kranke und Verwundete in großer Zahl wurden von Dresden über Leipzig und Erfurt nach Mainz abgeschoben. Die Aushebung von 280 000 Rekruten wurde angeordnet. Durch die Presse wurde die öffentliche Meinung bearbeitet: Napoleon rief den Stolz der französischen Nation an; er ermahnte das Volk, für die Unverletzlichkeit des Kaiserreichs einzutreten und alles zu tun, damit der Feind von dem vaterländischen Boden ferngehalten werde. Alle Festungen sollten instand gesetzt werden, nicht nur die in Frankreich und am Rhein, sondern auch in den Niederlanden, in Italien und in der Schweiz, sogar auf dem Simplon und dem Mont-Cenis.

Die feindlichen Armeen verhielten sich einige Tage anscheinend untätig.

Am 1. Oktober ging die Nachricht ein von einem Linksabmarsch der Böhmischen Armee. Voll Freude schreibt Napoleon an Ney:

„Es scheint fast, daß die Böhmische Armee eine Bewegung über Marienberg einleitet. Ich lauere ihr auf, und wenn sie vorgeht, wird es eine Wiederholung der Ereignisse von Dresden geben."

Dabei verfolgte der Kaiser fortdauernd mit Mißtrauen die Unternehmungen der Schlesischen Armee. Langerons Truppen wurden östlich von Dresden gemeldet; Sacken stand nördlich von Dresden, bei Großenhain. Wo aber war Yorck geblieben?

Am 2. Oktober schreibt Napoleon an Macdonald:

„Es scheint, daß die Korps Langeron, Sacken und Yorck eine gemeinsame Bewegung auf Großenhain machen. Möglich ist es, daß sie das tun, um das verschanzte Lager (von Dresden) von der Ebene aus an der Berliner und Meißener Straße anzugreifen. Da sie dadurch den Wald vermeiden, so ist es der günstigste Angriffspunkt. Versichern Sie sich durch Erkundungen, ob sich der Feind an der Bautzener Straße entsprechend geschwächt hat."

Napoleon hat somit den Eindruck, daß Blücher ein wenig nördlich ausholt, um Dresden aus der taktisch günstigsten Richtung anzugreifen. Er ahnt nicht, daß Blücher viel weiter nach Norden abgebogen ist, um ungestört die Elbe zu überschreiten.

Erst in der Nacht vom 3. zum 4. Oktober erhielt der Kaiser die Meldung, daß der Feind in der Gegend von Meißen einen Übergang vorbereite. Das war ein Scheinmanöver, um die Aufmerksamkeit von der eigentlichen Über-

gangsstelle abzulenken. In dem Moment, als Napoleon diese Meldung erhielt, standen bereits 23000 Mann der Schlesischen Armee auf dem linken Elbufer.

Die Täuschung Blüchers war geglückt; sein Übergang bei Wartenburg gab dem Kriege die entscheidende Wendung.

Zweimal hatte es in Napoleons Hand gelegen, durch unabläßiges, rücksichtsloses Nachdrängen die Schlesische Armee entweder zur Schlacht zu zwingen oder sie der Auflösung anheim fallen zu lassen. Zweimal hat er von ihr abgelassen, um zu verhüten, daß inzwischen Dresden in die Hand des Feindes falle. Die Sorge um Dresden hat ihn auch verhindert, den schon angesetzten Zug gegen Berlin durchzuführen.

Es war doch fraglich, ob Schwarzenberg die Energie gefunden hätte, die von vier Korps verteidigte Hauptstadt von Sachsen nochmals anzugreifen. Nach seinem Verhalten am 26. August ist es kaum anzunehmen.

Und wenn es geschah, wenn die Verbündeten siegten, wenn sie Dresden besetzten, so mußte der Eindruck dieses Ereignisses weit aufgewogen werden durch den Einzug Napoleons in Berlin.

Aber der Kaiser blieb bei Dresden; und statt nun wenigstens auch Ney anzuhalten, ließ er diesen, dessen Unfähigkeit als Führer er genau kannte, allein gegen den Kronprinzen von Schweden anlaufen. Die grenzenlose Verachtung, mit der er seinen ehemaligen Marschall beehrte, hat sich bei Dennewitz bitter gerächt; 25000 Mann waren dort verloren gegangen, und ihr Ausfall lähmte die weiteren Operationen in empfindlicher Weise.

Die Entscheidungsschlacht mit versammelter Kraft hatte Napoleon nicht herbeiführen können. Aber in einer Reihe unglücklicher Gefechte hatte er alles in allem etwa 150000 Mann und 300 Geschütze verloren. Nicht nur durch die feindlichen Waffen. Die ewigen Märsche bei schlechtem Wetter, die erbärmliche Verpflegung waren schuld, daß die Armee zusehends dahinschwand.

Schon war die tägliche Brotportion auf ein halbes Pfund herabgesetzt worden.

Am 23. September schreibt Napoleon an Daru:

„Die Armee ist nicht mehr ernährt. Es würde Einbildung sein, wenn man es anders ansähe."

In den Lazaretten von Dresden lagen 12000 Kranke, in Leipzig 20000, in Torgau 12000. Fahnenflucht, Ungehorsam, Widersetzlichkeit zeigten sich in erschreckendem Maße. Unter der einreißenden Zuchtlosigkeit gingen die Leistungen der Armee immer mehr zurück.

Der entscheidende Fehler Napoleons war das hartnäckige Festhalten an Dresden. Dieses Festhalten ist mehr eine Folge seines Charakters als seiner operativen Erwägungen. Die, man kann sagen, absolute Unfähigkeit, nachzugeben, wurde sein Verhängnis. Er hielt nun einmal Dresden, und etwas aufzugeben, was er in seiner Gewalt hatte, das war gleichsam gegen seine Natur.

Er war durch den Gang der Ereignisse auch dahin gebracht worden, daß er den politischen Eindruck scheute, den der Fall von Dresden machen würde. Seltsamerweise. Denn was war Dresden an sich? Welche Bedeutung hatte diese Stadt in militärischer oder politischer Beziehung? Gar keine;

sie erhielt sie erst dadurch, daß Napoleon sie mit aller Gewalt halten wollte. Nur dadurch hätte ihr Verlust eine gewisse Bedeutung erlangt.

„Der Mann, der vor allem immer mit den Tatsachen gerechnet hatte, muß jetzt Wirkliches dem Schein opfern. Damit ist er mit sich selbst in Zwiespalt geraten. Er ist sein eigener Feind geworden, und seine militärischen Fehler sind nur das äußere Zeichen davon." (Yorck, Napoleon als Feldherr.)

VI.

Es ist zum Verständnis notwendig, die eben geschilderten Vorgänge auch vom Standpunkt der Verbündeten zu betrachten. Zunächst bei der Hauptarmee.

Nach der Schlacht von Culm war die Armee tief erschöpft durch die erlittenen Mühsale und Entbehrungen und durch die enormen Verluste. Trotzdem war die Stimmung freudig gehoben. Man hatte gesiegt, zum erstenmal; das durchdrang alle mit neuer Spannkraft. Und zugleich war die Siegeskunde eingetroffen von Großbeeren und von der Katzbach. Dort hatten die Preußen und Russen gesiegt; hier bei Culm hatten alle drei Heere gleichen Anteil an dem Erfolg. Der Prinz Eugen mit den Russen hatte durch seinen Marsch nach Teplitz dem Marschall Vandamme den Weg verlegt; Colloredo mit den Österreichern hatte am folgenden Tag den Widerstand ermöglicht, und Kleist mit den Preußen hatte die Entscheidung gegeben. So konnten alle drei Armeen mit gleichem Stolz auf diesen Tag blicken.

In der Truppe trat ein völliger Umschwung der Stimmung ein, der sich, allerdings erheblich abgeschwächt, auch den Führern und selbst den Diplomaten mitteilte.

Der bereits angeordnete Rückzug hinter die Eger unterblieb nun. Aber an ein sofortiges Wiederaufnehmen der Offensive war doch nicht zu denken. Man begnügte sich vorerst, die Versprengten, die vor Erschöpfung liegen Gebliebenen zu sammeln und eine feste Stellung zu nehmen, in der man den Angriff weiterer französischer Kräfte erwarten wollte.

Um einen Begriff zu geben vom Zustand der Truppe, sei das Kriegstagebuch des österreichischen 49. Infanterie-Regiments angeführt:

„Am 31. August marschierte das Armeekorps von Marienberg über Sebastiansberg nach Komotau. 800 Mann des Regiments waren ohne Schuhe. Das Korpskommando bot alles auf, um diesem Mangel abzuhelfen, doch der allgemeine Bedarf war zu groß. Man konnte nur einigen Ersatz erhalten. Man mußte aus Ochsenhäuten Pantinen anfertigen; ein Notbehelf, der bei der Unkunde der Anfertigung und bei der Ungewohntheit des Gebrauchs nur geringen Nutzen gewährte. Die Uniformen waren durch den anhaltenden Regen auf dem Leibe des Mannes beinahe in Fäulnis übergegangen. Die Kranken hatten sich so vermehrt, daß nur noch 1300 unter den Waffen standen."

Über die Verpflegung schreibt der Generalstabschef Schwarzenbergs, der später so berühmt gewordene Radetzky:

„Schon in den ersten Tagen war alles aufgezehrt. Es gab keinen Grashalm, kein Stroh mehr; man bezahlte den Laib Brot mit 4 Gulden. Um die 200000 Alliierten zu ernähren, wurde ganz Böhmen und Mähren in

Anspruch genommen, und 30000 vierspännige Landwagen gingen beständig zwischen Prag und Teplitz hin und her, um Mehl und Fourage herbeizuschaffen. Es kostete einige Wochen, bis diese Nachschube geregelt waren. Bis dahin trieben die Kosaken zwischen Prag und der Armee ihr Unwesen. Sie plünderten das Landvolk und hielten jedes Armeefuhrwerk an. Allenthalben stieß man auf russische Abteilungen, die sich nach eigenem Gefallen einquartiert hatten und die, wenn eine Bodenstrecke abgegessen war, weiterzogen, um das Spiel von neuem zu beginnen. Auf diese Weise lebten sie nach der Sitte ihrer Väter bis tief nach Böhmen hinein."

So hausten die Russen in den Ländern der verbündeten Macht. Das Unwesen hörte erst auf, als die strengsten Maßregeln ergriffen wurden. Aus Kommandos aller drei Armeen wurden mobile Kolonnen gebildet, die diese Quäler des Volkes aufgriffen und ohne weiteres erschossen. In welche verzweifelte Wut die Landbewohner gebracht waren, erkennt man daraus, daß sie sich vielfach bewaffnet den mobilen Kolonnen anschlossen, um persönlich Rache zu nehmen.

Die Anordnungen für Herstellung der Verbände und Regelung des Nachschubs brachten eine gewisse Pause in den Operationen hervor, und diese wurde von der Diplomatie benutzt, um an Stelle der vorläufigen Reichenbacher Abrede die gleichlautenden Bundesverträge zu setzen. Ziel des Krieges sollte sein: Auflösung des Rheinbundes, Abtretung aller rechtsrheinischen Eroberungen Frankreichs, Herstellung des Besitzstandes von 1805 für Österreich und Preußen. In feierlichster Form verpflichteten sich die Mächte, keinen Vorschlag Napoleons auch nur anzuhören, ohne ihn sofort den Verbündeten mitzuteilen.

Trotz dieser Abmachungen war das Einverständnis nicht ohne jeden Rückhalt. Der Zar verschleierte dauernd seine polnischen Pläne. Über das Schicksal Polens glitten die Verträge mit der Redensart hinweg, daß dies freundschaftlicher Verständigung vorbehalten sein solle. Also der glückliche Besitzer von Warschau übernahm seinen Bundesgenossen gegenüber gar keine Verpflichtung.

Für Österreich aber blieb die Zukunft Polens eine dauernde Sorge und eine Quelle ewigen Mißtrauens gegen Rußland. Der Kriegseifer der Hofburg war ohnehin nicht groß. Auch bei halbem Siege konnte sie auf die Erhaltung ihres italienischen Besitzes hoffen. Rußland und Preußen dagegen konnten die Erfüllung ihrer Wünsche nur erreichen durch gänzliche Demütigung Frankreichs. Besonders das ehrgeizige Preußen wurde den Österreichern nach jedem Siege widerwärtiger.

Die Irrgänge des diplomatischen Spiels zu verfolgen, würde zu weit führen. Ihr fester Kern ist der, daß Österreich, unterstützt von England, die Dinge verschleppte, während Rußland und Preußen ungestüm vorwärts drängten. Schwarzenbergs schlaffe Bedachtsamkeit auf der einen Seite, Gneisenaus geniale Kühnheit auf der anderen verkörpern gleichsam die Politik ihrer Staaten.

Unter solchen Verhältnissen wurde trotz äußeren Einvernehmens die innere Spaltung im Lager der Verbündeten von Tag zu Tag tiefer. Besonders

der König Friedrich Wilhelm war außer sich über die Führung Schwarzenbergs. Schon vor Dresden hatte er vorgeschlagen, ihm den Oberbefehl zu nehmen und das Kommando dem Kaiser Alexander zu übertragen, der sich wohl hütete, dieses dornige Amt anzunehmen. Und als nach Culm ein reicher Ordensregen niederging, da weigerte sich der König hartnäckig, dem österreichischen Generalissimus den Schwarzen Adler zu verleihen, so sehr auch Hardenberg und Humboldt darum baten.

Als die bedenklichste Bestimmung der Teplitzer Verträge erwies sich in der Folge der Satz: Die zwischen Österreich, Preußen und dem Rhein liegenden Staaten sollen die volle und unbedingte Unabhängigkeit genießen. Darunter verstand Hardenberg: sie sollten nicht unter dem Einfluß Frankreichs stehen. Metternich aber meinte, daß der Rheinbund keiner nationalen Zentralgewalt untergeordnet werden dürfte. Dann war natürlich eine ernsthafte Verfassung für das gesamte Deutschland unmöglich; und das eben wollte Metternich.

Die verhängnisvollen Worte dieser Bestimmung sind der Ausgang geworden für die Entwicklung der deutschen Dinge. Hardenberg sah den kommenden Zwiespalt nicht, weil er fest vertraute auf Österreichs deutsch-patriotische Absichten. Er dachte überhaupt nicht daran, daß die Rheinbundfürsten souverän bleiben sollten; vielmehr glaubte er, daß jetzt bereits die Stunde gekommen sei, um mit Österreich die Grundzüge einer starken Bundesverfassung zu vereinbaren.

Stein reichte eine umfangreiche Denkschrift ein. Mit feierlichen Worten wendete er sich im Eingang an die Großmächte und hielt ihnen vor, daß Mit- und Nachwelt sie verdammen würden, wenn sie jetzt nicht mit ganzem Ernst an die Neuordnung der deutschen Nation gingen:

„Es ist von der höchsten irdischen Angelegenheit die Rede: Fünfzehn Millionen gebildeter, sittlicher, durch ihre Anlagen und den Grad der erreichten Entwicklung achtbarer Menschen (das sind die Bewohner der bisherigen Rheinbundstaaten), die durch Grenzen, Sprache, Sitten und einen inneren unzerstörbaren Charakter der Nationalität mit zwei anderen großen Staaten (Österreich und Preußen) verschwistert sind."

Und dann erhebt der Reichsfreiherr eine furchtbare Anklage gegen den Rheinbund, der diese fünfzehn Millionen der Willkür von sechsunddreißig kleinen Despoten preisgegeben hat:

„Einer Neuerungssucht, einer tollen Aufgeblasenheit, einer grenzenlosen Verschwendung und tierischen Wollust ist es gelungen, jede Art des Glücks der beklagenswerten Bewohner dieser einst blühenden Länder zu zerstören."

Wenn diese Despotie nicht aufhört, dann wird, wie Stein schreibt, „der Deutsche immer schlechter, kriechender, unedler werden; die Entfremdung untereinander wird mit jedem Jahre wachsen, und der Einfluß Frankreichs wird immer fester werden".

Stein schließt in seiner wuchtigen Weise mit den Worten:

„Mit dem Rheinbund muß die Despotie der sechsunddreißig Häuptlinge verschwinden."

Das künftige Deutschland sollte nach der Absicht des Freiherrn so aussehen: Preußen, durch Sachsen, Mecklenburg und Holstein vergrößert, sollte mit elf Millionen Einwohnern Norddeutschland beherrschen; Österreich mit zehn Millionen Süddeutschland. Den größten Wert legte Stein auf die Verkleinerung der Mittelstaaten. Die Kaiserkrone aber wollte er bei Österreich haben, mit der seltsamen, die Wirklichkeit der Dinge völlig verkennenden Begründung: dieser halb fremde Staat muß durch sein eigenes Interesse an Deutschland gefesselt werden. Preußen sei schon von selbst deutsch gesinnt. Dem Reich als solchem sollten unterstehen: Heer, auswärtige Politik, Münze, Zölle und ein oberstes Gericht. Auch der Regensburger Reichstag sollte wieder aufleben, aber nicht wie früher durch die Gesandten der Einzelstaaten beschickt werden, sondern durch Abgeordnete der verschiedenen Landtage.

Es ist erstaunlich, daß ein Mann von so überragender geistiger Bedeutung den Kern der deutschen Frage so durchaus verkennen konnte. Was ihm den Blick trübte, war ein edles Gefühl: die hochherzige Begeisterung für die Größe der alten Kaiserzeit. Darüber vergaß er den elenden Ausgang des Reichs und wollte den dreihundertjährigen Jammer der österreichischen Fremdherrschaft erneuern, die allein Schuld gewesen war an dem Verfall der alten Herrlichkeit.

Steins Entwurf läßt bezeichnenderweise die schwierigsten Machtfragen ganz unberührt: Wie sollte sich die preußische Vorherrschaft in Norddeutschland vertragen mit dem österreichischen Kaisertum? Wie sollte der Regensburger Reichstag sich stellen zur preußischen Militärhoheit und zu einer selbständigen europäischen Politik Preußens?

Hardenbergs Pläne waren in diesem Punkt abweichend. Auch er wollte den „friedlichen Dualismus Österreichs und Preußens", aber ohne die habsburgische Kaiserwürde. Eine Unterordnung Preußens unter Österreich gedachte weder er, noch Humboldt, noch irgendein anderer der preußischen Staatsmänner für künftig zuzugestehen. Nur in voller Gleichberechtigung sollten fortan die beiden deutschen Großmächte nebeneinander leben.

Metternich erschrak, als er diese Schriftstücke las; seine Angst vor den preußischen Jakobinern steigerte sich ins Ungemessene. Jeder Satz enthielt das genaue Gegenteil seiner eigenen Meinung. Er wußte nur nicht, was entsetzlicher war: die schonungslose Sprache gegen die Rheinbundfürsten, oder der Gedanke einer Einverleibung Sachsens in Preußen, oder der Plan eines deutschen Parlaments. Die von Stein angebotene Kaiserwürde lockte nicht. Was sollte der österreichische Kaiser mit dem leeren Prunk einer Krone, die seine tatsächliche Gewalt nicht erweitert und ihm nur den Haß Frankreichs und der deutschen Mittelstaaten zugezogen hätte.

Diese Mittelstaaten aber — die französischen Vasallen, die Preußen verachtete — gerade die wollte Metternich schonen, um jeden Preis. Er hatte den Gedanken, daß der Kaiser Franz an Napoleons Stelle als Protektor des Rheinbundes treten sollte; so wollte er die deutsche Politik des Imperators mit ihren eigenen Waffen schlagen.

Metternich kannte ganz genau den Haß der Mittelstaaten gegen jede starke Bundesgewalt, und so gab er den kleinen Souveränen zu verstehen,

daß Österreich die deutsche Frage nur in freiem Einverständnis mit den Fürsten des Rheinbundes behandeln werde. An eine deutsche Bundesverfassung, deren Beratung doch nur böses Blut machen würde, denke er dabei nicht. Es sei viel einfacher, an Stelle solcher Verfassung ein ausgedehntes System von Verträgen und Allianzen unter den einzelnen deutschen Staaten zu setzen. Für den Kriegsfall könnten sich ja die deutschen Souveräne gegenseitige Unterstützung zusagen.

Metternich wußte es wirklich durchzusetzen, daß in Teplitz über eine künftige deutsche Verfassung nichts vereinbart wurde. Seine Klugheit und Geschäftsgewandtheit feierten einen großen Triumph und wurden von aller Welt bewundert. Es sollte sich erst später zeigen, wie arm an Gedanken dieser schlaue Kopf eigentlich war, wie unfruchtbar an schöpferischen Ideen.

Es fehlte ihm sogar das rechte Verständnis für die Grenzen der österreichischen Leistungsfähigkeit. Diese sind von jeher gegeben durch die Fülle grundverschiedener politischer Ziele, denen die verschiedenen Länder der Donau-Monarchie zustreben. In der bunten Mannigfaltigkeit dieses Ländergewirres liegt die alte Schwierigkeit für die Leitung des Kaiserstaates. Diese Schwierigkeiten wurden unüberwindlich, als die sich unendlich klug dünkende Staatskunst Metternichs in blinder Habgier nach immer neuen Zielen griff.

Metternich wollte drei Dinge auf einmal, die sich zugleich nicht tun ließen: er wollte die Führung in Deutschland behaupten, dabei doch das nichtdeutsche, unter sich verfeindete Völkergemisch an der Donau zusammenhalten, und auch noch Italien beherrschen. Kein Staat in der Welt konnte diesen Riesenaufgaben auf die Dauer genügen, am allerwenigsten ein Staat von so geringen geistigen Kräften wie das Österreich jener Tage.

Die kurzsichtige Torheit dieser Politik hat sich fünfzig Jahre später grausam gestraft. Damals aber durchschaute niemand ihre innere Unmöglichkeit. Im Gegenteil: die anderen Kabinette sahen mit Neid und Bewunderung, wie glücklich und sicher der gewandte Mann sich seinen Zielen näherte.

Diese Ziele bestanden vor allem in dem Bewahren einer mittelbaren Herrschaft in Deutschland, keiner unmittelbaren. Die Könige von Napoleons Gnaden sollten durch kaiserliche Ansprüche nicht verletzt werden. Aber diese mittelbare Herrschaft in Deutschland schloß nach Metternichs Gedanken jede Mitherrschaft Preußens gänzlich aus, in welcher Form auch immer sie gedacht sei. Und um diese Ausschließung Preußens zu erzwingen, brauchte Metternich die unbedingte Gefolgschaft der Mittelstaaten. Er wußte, daß diese die Vorherrschaft des aufstrebenden Preußens noch weit mehr fürchteten als ein österreichisches Kaisertum.

Hier beginnt nun die lange Reihe der diplomatischen Fehler des Staatskanzlers Hardenberg. Man kann sagen, daß sein ganzes Verhalten gegen Österreich ein einziger folgenschwerer Irrtum ist. Leichten Herzens setzte er eine freundnachbarliche Gesinnung voraus, von der in Wien auch nicht eine Spur vorhanden war.

Und Metternich mißbrauchte mit großem Geschick das ihm entgegengebrachte sorglose Vertrauen. Schlau und glatt wußte er jeder Erörterung

der deutschen Frage auszuweichen. Hardenberg aber sah merkwürdigerweise darin eine Zustimmung zu seinen eigenen dualistischen Plänen und war damit einverstanden, daß Österreich die Verhandlungen mit den süddeutschen Staaten führte über deren Beitritt zu dem Bündnis gegen Napoleon.

Metternich benutzte diese kostbare Vollmacht, um zunächst mit Bayern abzuschließen. Seit Anfang September war in München die Einsicht aufgedämmert, daß es doch wohl Zeit sei, das sinkende Schiff zu verlassen. Der König wurde zu seinem Frontwechsel ermutigt durch freundliche Briefe des Zaren und des Kaisers Franz. So kam denn Anfang Oktober der Rieder Vertrag zustande. In diesem erhielt Österreich Tirol, Salzburg und das Innviertel und zugleich wurden drei schwere Schläge gegen Preußen geführt.

Erstlich trat Bayern, der Kernstaat des Rheinbundes, als gleichberechtigte Macht in das Bündnis ein, wurde feierlich von aller vergangenen Schuld entlastet. Es sollte „von jedem fremden Einfluß befreit seiner vollkommenen Souveränität genießen". Damit war den Bundesplänen Preußens bereits die Spitze abgebrochen.

Zweitens wurde Bayern sein Besitzstand garantiert. Für die preußischen Staatsmänner war es selbstverständlich gewesen, daß den Rheinbundstaaten der Raub der jüngsten Jahre wieder abgenommen würde; dieser Plan fiel nun glatt zu Boden.

Und drittens waren die Hohenzollernschen Stammlande Ansbach und Bayreuth auf immer für Preußen verloren.

Bayern erhielt für die an Österreich abgetretenen Provinzen Würzburg und Aschaffenburg und die geheime Zusage einer späteren Entschädigung durch noch andere deutsche Landstriche. Damit war es fest an Österreich gekettet.

Preußen hatte vorgeschlagen, das abtrünnige Bayern der deutschen Bundesgewalt zu unterwerfen. Österreich aber sprach den gefährlichsten und böswilligsten Staat des Rheinbundes von jeder Verpflichtung gegen Deutschland frei.

Der bayerische Minister Montgelas hielt es nicht einmal für nötig, seine französischen Neigungen zu verbergen. Er erklärte ausdrücklich, daß der König den freundschaftlichen Beziehungen zu Napoleon nur in höchster Bedrängnis entsagt habe und daß er hoffe, sie recht bald wieder anzuknüpfen.

Metternich aber hatte, wie er wollte, den Rheinbund-Königen durch die Tat bewiesen, daß sie in der Hofburg einen nachsichtigen Gönner hatten. Die Gestaltung der deutschen Zukunft lag bereits in den Händen Österreichs.

Während dieser diplomatischen Verhandlungen wurde in Teplitz natürlich auch die weitere Fortführung der Operationen besprochen.

Vom Feind war recht wenig bekannt. Das von feindlichen Posten besetzte Gebirge stellte der aufklärenden Reiterei ein unüberwindliches Hindernis entgegen.

Eine viel erörterte Frage war die: Wo hielt Napoleon sich persönlich auf? Die Beantwortung dieser Frage war wichtig für die fernere Handlungsweise; denn ihm selbst wollte man nicht mehr gegenübertreten. Man war vielmehr fest entschlossen, jedem Angriff Napoleons auszuweichen und es den

beiden anderen Armeen zu überlassen, ob sie gegen Flanke und Rücken der Franzosen vorgehen wollten.

Nur für den Fall, daß Napoleon auf Leipzig abmarschieren sollte, gedachte man mit der Hauptarmee das Erzgebirge wieder zu überschreiten; aber nicht um gegen Leipzig vorzugehen, sondern um die Bewegung des Kaisers durch einen Parallelmarsch auf Zwickau zu begleiten.

Der Eindruck, den man bei Dresden erhalten, hatte dem großen Hauptquartier einen solchen Schrecken vor Napoleon in die Knochen gejagt, daß er auch durch Culm, Großbeeren und Katzbach nicht ausgeglichen wurde. Schwarzenberg war dem Kaiser an Zahl der Truppen gewaltig überlegen, aber er wagte es nicht, diese Überlegenheit auf dem Schlachtfelde zur Geltung zu bringen. Er begnügte sich damit, dem Gegner hier und da etwas Schaden zuzufügen durch die Mittel des kleinen Krieges und hoffte ihn zu verwirren durch strategische Manöver.

Dieser Verzicht auf die gewaltsame Entscheidung trotz kolossaler Überlegenheit ist im Grunde genommen eine Huldigung für den Genius Napoleons, wie sie größer kaum gedacht werden kann. Auch dem Laien mußte es aber einleuchten, daß mit solchem Verfahren der Krieg ins Unabsehbare verlängert wurde.

Selbst wenn es gelingen sollte, den Kaiser durch Abschneiden der Zufuhr mehr und mehr einzuengen und ihn schließlich zum Weichen zu zwingen — wie lange mußte es wohl dauern, bis das französische Heer über die Elbe und den Rhein zurückmanövriert war! Und daß dieses Heer die Grenze des eigenen Landes nicht überschreiten würde, ehe das letzte Stück Brot in Deutschland aufgezehrt war, darauf konnte man sich verlassen.

Da kam die Nachricht, daß das Gros der französischen Armee das Erzgebirge verlassen habe. Man vermutete, daß Napoleon gegen den Kronprinzen von Schweden marschiert sei, und beschloß, gegen Dresden zu demonstrieren, um durch Bedrohung der sächsischen Hauptstadt den Kaiser vom Kronprinzen abzuziehen. In Ausführung dieses Gedankens kam es zu unbedeutenden Gefechten mit den Truppen St.-Cyrs, und dabei erfuhr man auch, daß Napoleon sich nicht gegen den Kronprinzen gewendet hatte, sondern gegen Blücher.

Nun beschloß Schwarzenberg, die Schlesische Armee durch eine großartige „Diversion" zu entlasten. Mit 50—60 000 Mann wollte er selbst nach der Lausitz ziehen, der Rest der Österreicher unter dem General Klenau sollte in der Richtung auf Chemnitz gegen die rückwärtigen Verbindungen der Franzosen marschieren, und die Russen und Preußen sollten Dresden bedrohen.

Jede dieser drei gleichzeitigen Operationen konnte Erfolg haben — wenn sie mit gesamter Kraft unternommen wurde. Entweder oder. Die Teilung konnte nur böse Folgen haben.

Am 6. September wurde die Bewegung angetreten. Die Russen und Preußen, die dem Feind am nächsten standen, hatten wieder ein paar belanglose Zusammenstöße mit den Truppen St.-Cyrs, konnten aber durch Aussagen Gefangener melden, daß Napoleon von Bautzen zurück und wieder in Dresden eingetroffen sei.

Sofort wurde die „Diversion" aufgegeben, und die Österreicher marschierten schleunigst wieder dahin, von wo sie abgerückt waren.

Ein für den 9. September zusammengerufener Kriegsrat suchte vergeblich die Frage zu beantworten, ob Napoleon wohl die Elblinie noch weiter halten oder sie räumen würde. In beiden Fällen hielt man aber einen Marsch der Hauptarmee nach Chemnitz für angezeigt, weil man dort auf der Rückzugslinie der Franzosen stand. Damit hoffte man auf die Entschlüsse des Kaisers einen Druck auszuüben.

Aber sofort entstand bei den Österreichern die Sorge, daß durch diesen Abmarsch die Straße von Dresden nach Prag und weiter nach Wien preisgegeben würde. Das durfte nicht geschehen, und so wurde der Befehl erlassen, der Blücher aus Schlesien abberief, um in Böhmen die unmittelbare Deckung der Prager Straße zu übernehmen. An Stelle der Schlesischen Armee sollte die sogenannte Polnische Armee nach Görlitz rücken, die unter dem Befehl Bennigsens von Warschau her im Anmarsch war.

An demselben Tage machte Napoleon den Versuch, auf kürzerem aber schlechterem Wege die Verbündeten durch einen Parallelmarsch zu überholen und ihnen an den südlichen Gebirgsausgängen zuvorzukommen.

Es gelang den Verbündeten, auf ihren zwar weiteren, aber besseren Wegen alle Truppen rechtzeitig zurück zu bekommen und bei Culm zu versammeln. Dort erwarteten sie den Kampf.

In der Tat griff Napoleon am 11. September an, ging aber abends nach Nollendorf zurück.

Vergebens warteten die Verbündeten am 12. und 13. September auf Erneuerung des feindlichen Angriffs. Es blieb alles still, und am 13. abends erkannte man, daß Napoleon nach Dresden zurückgekehrt war.

Dieser ganz unvermutete Rückzug hob begreiflicherweise die Zuversicht im Lager Schwarzenbergs, und als nun auch noch die Nachricht von einer schweren Niederlage Neys bei Dennewitz eintraf, da war man fest überzeugt, daß Napoleon Dresden räumen und nach Leipzig zurückgehen müsse.

Was jetzt noch an französischen Truppen im Erzgebirge stand, das konnten nur Arrieregarden sein. Die dachte man zu vertreiben und dann die schon früher geplante Bewegung über Chemnitz auszuführen. Wittgenstein und Kleist sollten zurückbleiben, um die Prager Straße zu decken, bis sie von Blücher abgelöst würden.

Also man wollte sich endlich in Bewegung setzen. Es war die höchste Zeit, denn die Schwierigkeiten für die Verpflegung fingen an unüberwindlich zu werden. Wie das eigentlich gekommen ist, läßt sich nicht mehr feststellen, da die Kriegsakten zwar viele Klagen enthalten, aber leider nicht den Wortlaut der für den Nachschub getroffenen Anordnungen.

Auffallend ist es, daß der Generalstab die ihm gestellte Aufgabe nicht bewältigte; denn die Armee hatte ein weites, fruchtbares Land hinter sich, und der wochenlange Stillstand der Operationen ermöglichte es, die Transporte in aller Ruhe zu regeln. Trotzdem ist es bei der Truppe bis zum eigentlichen Hunger gekommen, und das dauernde Herumliegen in nassen Biwaks

brachte im Verein mit dem Fehlen der Nahrung die Krankenziffern auf eine erschreckende Höhe. Allein von den Österreichern lagen am 16. September 209 Offiziere 15 132 Mann in Lazaretten. Wie sollte das werden, wenn die Jahreszeit noch weiter fortschritt. Der Herbst war da.

Der Entschluß zum Marsch nach Chemnitz wurde wieder schwankend, als von Blücher eine Antwort einlief, in der er sich weigerte, aus Schlesien nach Böhmen abzurücken. Der kurzen Meldung war eine ausführliche Denkschrift Gneisenaus beigefügt, in der dieser den Entschluß des Oberkommandos sehr geschickt begründete. Natürlich dienten alle diese Gründe nur dazu, das eigentliche Motiv zu verschleiern.

Blücher wollte einfach nicht in der freien Bewegung gehindert sein; er mochte nicht verwickelt werden in die Energielosigkeit der Strategen des Großen Hauptquartiers.

Diese Strategen waren von Blüchers Weigerung sehr unangenehm berührt. Sie hatten noch von Dresden her eine so ungeheure Angst vor Napoleon, daß sie nur mit der Schlesischen Armee zusammen stark genug zu sein glaubten, um einen Angriff annehmen zu können, obgleich schon ohne diese die Hauptarmee den Franzosen mehrfach überlegen war.

Anscheinend hat nur Radetzky die richtige Einsicht gehabt. Er schreibt: „Jede unmittelbare Vereinigung mit dem General Blücher macht uns zu einem unbeholfenen Koloß, dem nur ein Gott gleichen Willen und gleichen Gehorsam einzuflößen vermag. Wir werden vereinigt zur Armee des Xerxes."

Die Monarchen hielten es doch nicht für richtig, dem General Blücher nun einen bindenden Befehl zu schicken. Sie suchten ihn vielmehr zu überreden, stellten aber den Entschluß seinem Ermessen anheim.

Inzwischen war vor der Front der Hauptarmee noch immer nicht aufgeklärt, wieviel Kräfte der Franzosen denn noch bei Dresden hinter dem Schleier ihrer Vorposten standen. Um dies festzustellen, wurde am 14. September ein Vorstoß über Nollendorf unternommen. Da der Feind fast ohne Widerstand zurückging, war man nun ganz überzeugt, daß seine Hauptmasse bereits im Marsch auf Leipzig sei, und die schon oft geplante Bewegung nach Chemnitz sollte sofort angetreten werden, ohne erst Blücher abzuwarten, der bei Bautzen dem Marschall Macdonald gegenüberstand.

Eben war dies beschlossen, da traf der Major Rühle von Lilienstern vom Hauptquartier der Schlesischen Armee ein. Er sollte mündlich die Gründe auseinandersetzen, die Blücher bestimmten, rechts abzumarschieren, um in der Nähe von Torgau die Elbe zu überschreiten. Vom Kronprinzen von Schweden war nicht die geringste Tätigkeit zu erwarten, so lange er dem Feind allein gegenüberstand. Blücher wollte den ewig Zaudernden mit sich über die Elbe ziehen.

Es gelang dem nicht geringen diplomatischen Geschick Rühles, das Große Hauptquartier für diese Absicht zu gewinnen. Der Gedanke, Blücher nach Böhmen zu ziehen, wurde nun ganz fallen gelassen. An Stelle der Schlesischen sollte die Polnische Armee Bennigsens sich mit der Hauptarmee vereinigen.

Am 16. September war der Befehl zum Abmarsch auf Chemnitz in den Händen der Generale.

Da machte Napoleon abermals einen Strich durch die Rechnung, indem er von neuem gegen Nollendorf vorstieß.

Statt des beabsichtigten Linksabmarsches wurden also die Vorbereitungen zu einer zweiten Schlacht von Culm getroffen.

Am 17. September mittags erfolgte in der Tat der Angriff der Franzosen, und es wurde bis zum Abend heftig gekämpft. Für den 18. wurde die Fortsetzung des Kampfes um so sicherer erwartet, als man durch Gefangene die Anwesenheit Napoleons erfahren hatte.

Aber es geschah nichts. Auch der 19. September verging den Verbündeten in vergeblicher Erwartung eines Angriffes, bis festgestellt wurde, daß man nur noch das Korps Lobau gegen sich hatte. Napoleon war nach Dresden zurückgekehrt.

Was sollte nun geschehen? Man getraute sich nicht mehr, den Abmarsch nach Chemnitz anzutreten nach all den Überraschungen, die man durch den Kaiser erfahren hatte.

Es wurde also beschlossen, von größeren Operationen vorderhand ganz Abstand zu nehmen und nur den kleinen Krieg gegen die rückwärtigen Verbindungen der Franzosen zu führen, der Masse der Truppen aber Erholung zu gönnen.

Obgleich seit Culm so gut wie nichts geschehen war, hatte die Armee doch solche Erholung nötig, weil sie nicht ernährt war.

Der General Kleist berichtet am 20. September:

„Bei meinem Armeekorps drückt mich jetzt der Futtermangel am unangenehmsten. Heute ist der dritte Tag, an dem die Kavallerie und Artillerie kein Futter erhalten hat. Sie lebt von weit her geholtem Erbsen- und Wickenstroh. Dies Futter bringt die Pferde bei dem anhaltenden Regen dergestalt herunter, daß ich bei den nächst bevorstehenden Märschen in große Verlegenheit kommen werde."

Auf diesen Bericht hin wurden Kavallerie und Artillerie in weitläufige Kantonnements nach rückwärts gelegt, und es entstand nun bis zur Ankunft Bennigsens eine Pause, die lediglich durch die Unternehmungen der Freischarenführer ausgefüllt wurde.

Diese konnten natürlich über das Schicksal des Krieges nicht entscheiden, wurden aber den Franzosen doch unangenehm genug.

Die Verbindung zwischen Dresden und Leipzig war zeitweilig ganz unterbrochen. Thielmann machte so viele Gefangene, daß er sich nicht mit ihnen schleppen wollte und sie wieder laufen ließ. Kein Courier traf im Hauptquartier des Kaisers mehr ein oder ging von dort ab, ohne gefangen zu werden. Die neu befestigten Etappenorte Naumburg und Merseburg mußten kapitulieren.

Der Verlust an Menschen und Material wurde endlich so groß, und der moralische Eindruck dieser Unternehmungen war so stark, daß Napoleon den General Arrighi beauftragte, die rückwärtigen Verbindungen zu sichern.

Er unterstellte ihm hierzu die Division Margaron, die Garde-Kavallerie-Division und die Kavallerie-Division Lorge.

Auch das genügte nicht. Es gelang Thielmann, die Garde-Kavallerie in ungünstigster Situation zu überraschen, völlig zu werfen und weit zu verfolgen. Die Franzosen verloren 56 Offiziere, 1456 Mann, 400 Pferde, 3 Standarten und 5 Geschütze; Thielmann nur 300 Mann.

Nun wurde es aber dem Kaiser zu viel. Er entsendete noch zwei Kavallerie-Divisionen und die Korps Victor und Poniatowski.

Solcher gewaltigen Macht war die Schar der Parteigänger nicht gewachsen, und fortan war der Verkehr auf den rückwärtigen Verbindungen der Franzosen, wenn auch nicht ungestört, so doch gesichert.

Die Hauptarmee tat vom 18. bis zum 27. September nichts. Der Chef des Generalstabes Radetzky benutzte diese Zeit, um einen Operationsplan einzureichen. In diesem schlug er vor, weit ins Bayerische hinein zu marschieren, nach Hof und Bayreuth, um so schon von weither den Franzosen die Zufuhr zu unterbinden und den Kaiser dadurch zum Aufgeben der Elblinie zu zwingen — versteht sich, ohne es auf eine Entscheidung mit den Waffen ankommen zu lassen. Nur den kleinen Krieg führen, nur allmählich die feindlichen Streitkräfte aufreiben, sie zum schrittweisen Aufgeben des von ihnen besetzten Landes zwingen und sie so mit der Zeit aus Deutschland herausmanövrieren.

In diesem Plan liegt eine seltsame Inkonsequenz. Während auf der einen Seite der Mangel an Selbstvertrauen, die Angst vor Napoleon so groß ist, daß man sich fürchtet, selbst eine erdrückende Überlegenheit gegen ihn in die Schlacht zu führen, hält man es auf der anderen Seite für möglich, den Titanen durch solche elende kleinliche Mittel aus Deutschland zu vertreiben.

Der Plan Radetzkys wurde vom Kriegsrat abgelehnt. Nicht etwa, weil man an dessen Stelle ein kühneres Handeln setzen wollte. Ganz im Gegenteil; der Zug nach Bayern schien noch zu gefährlich. Ein Vorgehen auf Dresden war aber natürlich noch gefährlicher. Das hätte womöglich dahin geführt, Napoleon einzukreisen, und dann wäre es zur Schlacht gekommen, vor der man eine namenlose Angst hatte.

Es blieb also bei dem Marsch nach Chemnitz. Niemand hätte wohl recht sagen können, was man eigentlich tun wollte, wenn man dort angekommen war. Vielleicht hatte noch niemand diese Frage ernstlich gestellt.

Was bei dieser Art, den Krieg zu führen, am Ende herausgekommen wäre, wenn nicht Blücher den Anstoß zur Entscheidung gegeben hätte, das ist wirklich schwer zu sagen.

Wahrscheinlich wäre Napoleon schließlich doch Sieger geblieben. Zum Glück aber hatte das Oberkommando der Schlesischen Armee eine ganz andere Auffassung vom Wesen des Krieges. Blücher hat nicht nur, wie er wollte, durch seinen kühnen Elbübergang den Kronprinzen von Schweden, sondern auch die ganze Hauptarmee mit sich fortgerissen.

(Ein vierter Artikel folgt.)

Spanisch-portugiesische Burgen und Gärten.

Von
Marie von Bunsen.

(Schluß.)

XXIV. Die Burg des Cid.

Burgos.

Ich kehrte aus dem uralten adligen Frauenkloster Las Huelgas zurück, am Fluß entlang, an Feldern und Gärten und Rainen vorbei. Dann, unerwartet, kam ein starker Eindruck. Da erhob sich, noch heute im Gebrauch, wie seit den Tagen des Cid, ein verwittertes, maurisches Stadttor. Unzählige Male ist Rodrigo Diaz von Vivar, der Campeador, der Cid, hier hinein- und herausgeritten; nahe daran, am alten Weg, bezeichnet ein altes Denkmal die Stätte seines Hauses. Jedes Kind kennt „El Solar del Cid". Gleich hinter diesem Stammhaus erhebt sich das Kastell; und jenseits vom Flusse liegt Las Huelgas, das ehemalige königliche Lustschloß. Merkwürdig, wie die Romanzengestalt in diese Landschaft von Burgos zu passen scheint. Die Landschaft ist heldenhaft streng; dort hinter der Kathedrale liegen edelgezeichnete blaue Berge; aber sie ist auch menschlich schlicht. Hier gibt es keine duftende Üppigkeit, keinen südlichen Blütenrausch, hier dehnen sich Getreidefelder, Wiesen und Bäume am Fluß. Es wurde mir das Einfache, Naive dieser Romanzen klar.

Ich wanderte am Kastell empor, Rodrigo Diaz war der Stolz seiner Insassen und deren Angst. Hier hatte er seine Hochzeit mit Ximenes gefeiert. Nur wenig ist noch vorhanden. Hier und da Teile der Außenmauer, sie umschließt friedliche Felder, aber zwischen den Weizenhalmen sproßt blutroter Mohn, als ließe sich die angehäufte Blutschuld der gewalttätigen Recken nicht verbergen. Dies ist wohl der Unterbau des Burgfriedes, dahinter stehen noch Teile der bezinnten Mauer, steht noch ein runder Turm. Hier muß der alte Aufstieg zum Kastell gewesen sein. Er führte nach der Kirche San Agueda, „da wo schwören die vom Adel". Eine unbedeutende gotische Architektur, doch am Eingangsportal ist von der früheren romanischen Kirche her das kleine romanische Kreuz eingelassen, vor dem Alfons VI., blaß vor unterdrücktem Zorn, dem Cid den Reinigungseid schwur. Über der Tür ist der Riegel, den berührend er den Eid wiederholen mußte, und dort

am Hochaltar mußte er zum dritten Male — nie zu vergessende Schmach — die Eidesworte seinem Feldherrn wiederholen:

Don Rodrigo nimmt den Schwur . . .
Bauern mögen dich erschlagen,
Keiner von erlauchtem Blute
Töten dich auf öder Heide . . .
Reißen aus der linken Seite
Dir das Herz, lebendig zuckend,
Gibst du nicht auf diese Frage
Reinster Wahrheit strenge Kunde . . .

XXV. Avila, die Stadt der Ritter.

Wie stark in diesem Land der Kirchturmpatriotismus, wie schwer die Zentralgewalt sich durchsetzte, wie groß, wie naheliegend noch heute die Gefahr der Zersplitterung, das alles braucht man nicht in Büchern zu lesen. Wer sich eingehend jede spanische Stadt betrachtet, kann es aus den Straßen, Palästen und Kirchen ersehen: fast jedes Gemeinwesen hat seinen eigenen Ton.

Avila hieß „die Stadt der Ritter". Merkwürdig zutreffend scheint noch heute der Name. In herb-steiler Gegend liegt sie in ihrem feudalen Stolz, die Stürme der Jahrhunderte haben sie ausgelaugt, der Sonnenbrand hat sie versengt. Gewaltig erheben sich ihre braunen, bezinnten Mauern, mit neun mächtigen Toren, sechsundachtzig bastionenartigen Türmen. Um das Jahr 1100 wurden die Mauern erneuert!

Wie der Schauplatz eines mittelalterlichen Heldengedichtes, einer Heiligenlegende entrollt sich das Bild. Ich stand auf der alten Brücke, aus dem gewaltigen Tor sprengte ein junger Mann auf hübschem, feurigem Pferd. (Man sieht in Spanien noch die schwerfällige und doch überzüchtete Rasse, die wir von Velasquez her kennen und noch heute lebend auf der Reitbahn der Wiener Hofburg mit Grandezza karikolierend sehen.) Die Brüder der Heiligen Theresa sind aus diesem Tor gesprengt, Ruhm und Ehre in der Neuen Welt suchend. Theresa und der kleine Bruder kamen Hand in Hand über diese Brücke, gingen die Landstraße hinunter, um das Reich Gottes den Heiden zu verkünden. Sie waren schon eine Strecke weit mit klopfendem, aber zuversichtlichem Herzen gewandert, da traf sie ihr Oheim und führte sie zurück. An der Stelle erhebt sich jetzt ein Denkmal, Säulen umstehen ein Kreuz. Herrlich ist von hier aus der Blick auf die makellos schön wirkende Stadt. Ununterbrochen ziehen sich die gewaltigen Mauern herum. Oben auf dem höchsten Punkt erhebt sich die Kathedrale; dort auf der Luftlinie war auch damals der kleine, altertümliche Palast dieser zwei Kinder zu sehen. Im Hintergrund Berge, graue Wolkenzüge, helles Licht mit fliegenden, tiefen Schatten; vorn Blöcke aus graugrünem, verwittertem Granit. Es war Anfang Juni, und doch fuhr ein schneidender Wind über die herbe Flur. Landleute im Bolerohut ritten auf ihren Maultieren vorbei, hüllten sich in ihre dunklen Mäntel.

Das Heimatshaus jener seltenen Frau mit dem glutverzehrten Herzen, dem menschlich praktischen Sinn, mit der bezwingenden Gewalt des gesprochenen

und geschriebenen Wortes, wurde in eine Kirche verwandelt. Aber ringsumher, in allen Straßen und Gassen, stehen noch die Paläste jener Zeit; Theresa hat sie und die Bewohner gekannt. Von meinem Fonda-Fenster sah ich auf die strenge frühgotische Fassade der Kathedrale. Da herein strömte das Landvolk, Bauernfrauen in eingekrausten, handgewebten Röcken, mit blumenbedecktem Schultertuch, großen goldenen Ohrringen, bunten Schürzen. Dicht daneben ein romanischer Palast, nicht mehr groß, mit einigen neueren Zutaten, in der Hauptsache unverfälscht echt. Unter dem Dach mit seinen großen, goldbraunen Schindeln waren Ziegelornamente und zwei romanische Kuppelfenster. Das wappengeschmückte gotische Portal aus grauem Granit war einfach und flach gehalten, eiserne Knäufe schmückten die alte Tür, eiserne alte Gitterstäbe die steingefaßten Fenster. An eines dieser trat eben eine schwarzgekleidete junge Frau, sie war dunkeläugig, hatte ein vornehmes Oval.

Und in jeder stillen Straße, in jeder Gasse stehen diese schlichten, alten Paläste. Oft warf ich einen Blick durch die mit flachen Quadern eingefaßten Portale; dunkle, kleine Hallen mit Balkendecken, mit einer steinernen spätgotischen Treppe oder Patios mit Säulengängen. Da gab es reiche Renaissancereliefs, Loggien, Sparrendächer, gotische Fenster, schildhaltende wilde Männer am Portal. Da gab es schwergeschnitzte Altanstützen, Türme, Zinnen an den Dächern. Viele der Paläste hatten weitläufige, umschlossene Gärten; nur ein Teil des gewaltigen befestigten Avila wird bewohnt. Seit der Vertreibung der Mauren ist es eine verarmte, hindämmernde Stadt. Über den Gartenmauern mit ihrer unvergleichlichen goldbraunen Patina rankten gelbrote Trompetenblumen, der Duft unsichtbarer Orangenbäume zog herüber.

Die Ritter jener Adelshäuser ruhen jetzt in den vielen uralten Kirchen. Besonders edel ist hier (wie auch in Salamanca) das gotische Nischengrab vertreten. In die Quadermauern der dunklen Schiffe sind diese Denkmäler hineingebaut, in der Dämmerung liegen die toten Ritter, rotgewänderte Chorknaben schreiten täglich, Weihrauch verwehend, an ihnen vorüber, Orgelklänge umfluten ihre steinerne Ruhe. Einfach strenge Denkmäler und doch mit phantastisch reizvollem Schmuck. Hier ein Blumenrelief, hier die kniende Gestalt eines Pagen.

XXVI. Der Klostergarten von Santiago de Compostella.

Draußen vor den Toren liegt das alte San Lorenzo, im nachmittäglichen Sonnenfrieden ging ich die alte Pilgerstraße entlang. Unabsehbare Scharen sind hier heraufgezogen, auch nur die aus Deutschland kommenden würden die Ebene überfluten. Dies war die letzte Strecke. Von hier aus sahen sie bereits die hochgelegene heilige Stadt, hier stimmten sie ihre Lob- und Danklieder an. Noch eine kurze Zeit, und sie würden am Grabe des Apostels knien; jenes Gelübde, das sie in tausend Ängsten, in Gewissensqualen, in Todesnöten gelobt hatten, heute würde es in Erfüllung gehen.

Den ganzen Morgen hatte ich in der Basilika verlebt, einem der ältesten, eindrucksvollsten Heiligtümer der Erde. Sankt Peter, Loretto sind verhältnis-

mäßig neu, nur das Innere der Santiago-Kathedrale hat noch seine romanische Pracht. Durch den Portico de la Gloria sind Millionen geschritten. Die Gestalten des Maestro Matteo, eines der großen Künstler aller Zeiten, der thronende gütige Christus, die Seligen, die Posaunenengel sehen in unsterblichem schlichtem Adel noch heute auf die sich Nahenden herab. Unter dem wüst überladenen Hochaltar mit seinen Silber- und Jaspis- und Alabaster-Kostbarkeiten ruhen Gebeine. Im 12. Jahrhundert entdeckte sie ein findiger Bischof Theodomir in einem römischen Marmorsarkophag. Es waren zweifellose Gebeine; waren es die eines kaiserlichen Legaten, eines Armeelieferanten, der, die Eingeborenen aussaugend, hier starb? Sie wirkten Wunder; in Silber gebettet wurden sie in die Krypta versenkt, über sie erhob sich der romanische Dom. Nahte sich Spanien ein Unheil, so ertönte Waffengeklirr im silbernen Sarg. Dies war das Herz des Reiches, sein stolzestes Symbol.

Noch immer kommen Pilger aus allen Teilen des Landes. Gerade heute waren wenige zu sehen, aber viel Landvolk zog vorbei, zu Esel, auf bunten Satteltaschen sitzend, oder zu Fuß; auf galizische Art trugen die Frauen ihr Haar in einem herunterhängenden Zopfe. Die Gegend war schlicht und heiter: Erntefelder, Hecken, Mühlen, kleine Gehöfte, ein bewegtes Land.

Dann kam ein Eichenhain, rings von einer Mauer umgeben, über den Wipfeln ragte eine Kirche. Lange pochte ich an der verschlossenen Pforte, endlich öffnete ein Gärtnerbursche und geleitete mich umher.

In der Barockzeit wurde das frühgotische Kloster verbaut, doch führt noch das alte Portal in die Kirche. Diese, wie der Palast und der Eichenhain gehören der Herzogin von Medina Torres. Zu beiden Seiten schimmert weißer Marmor; schöne Grabdenkmäler lombardischer Meister aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Da kniete Don Francesco de Cuniga de Guzman, im sechsundzwanzigsten Lebensjahre gestorben. Jugendlich schön, mit lockigem, an der Schulter gerade abgeschnittenem Haar, in voller Rüstung. Gegenüber kniet seine Mutter, eine geborene Castro; matronenhaft verschleiert, eine vornehme Frau. Dahinter der goldbraune Pomp typischer Heiligenbilder der späteren spanischen Schule.

Eine Tür führte in den Kreuzgang des ehemaligen Klosters; jetzt der Patio des kleinen herzoglichen Palastes. Die Säulen waren von Glycinien und Rosen umrankt. Im Hofgarten umfaßten schwere, dunkelgrüne Buchshecken die Beete. Der Buchs wucherte, verdrängte, erstickte fast den Ritterspern, den Mohn. An der einen Seite führten bemooste Steinstufen hinunter. Da schwoll und rieselte eine Quelle. Durchsichtiges Wasser, tief von den herbaromatischen Buchshecken beschattet; Rosenblätter fielen von den Säulengängen nieder, kreisten langsam in der dunkelklaren, murmelnden Quelle. Gewiß rinnt sie hier seit unvordenklichen Zeiten; noch ehe der Marmorsarkophag mit den Gebeinen gefunden wurde, war dies ein geweihter Ort.

Draußen im Garten waren noch Reste der alten Anlage zu sehen. Terrassen, eine Laube von Madreselva, einer weißblühenden Kletterpflanze, umsponnen, oben auf der Mauer war ein Sitz, zu dem Stufen führten.

Viele Generationen haben dort gesessen und sahen auf die fernen Gebirge, auf die Pilgerzüge, auf die allerheiligste Wallfahrtskirche. Der Garten stößt an die Eichen, an den dunkelschattigen, geheimnisvoll durchwachsenen Hain.

XXVII. Das Kastell der Fonsecas.

Einem langsamen Kleinzug entstieg ich an der Halteſtelle Coca, nahm den Landweg, ging im durchsichtigen Schatten der Pinienwälder. Ein dürftiger Boden, blasse Gräser, Steinnelken, gelbliche Immortellen. Flackerndes Sonnenlicht fiel auf die lilagrauen Stämme. Gelegentlich wurde einer dieser angezapft, aus der klaffenden Wunde lief Harz in einen irdenen Krug. Da auf einmal sah ich Türme zwischen den Pinien. Ich stand am Abhang; unten ein sich schlängelnder Fluß mit Pappeln und Ulmen, eine alte gotische Brücke, auf der Höhe die in Sonne gebadete rötliche Burg mit Mauern und Türmen und Zinnen. Mir stockte fast der Atem.

Der Pfad machte einen weiten Bogen. Wieder kam ich in den herbduftenden Kiefernwald. Da, in der Einsamkeit, hörte ich Räder knarren, eine von Maultieren gezogene Postkutsche überholte mich und hielt an. Der Kutscher, ein Mann im malerischen Tuchbarett, im blauen Kittel, schwarzer Schärpe, graubraunen Samthosen, und noch zwei andere mitfahrende Männer baten mich, einzusteigen. Ich tat es, saß zusammengefaltet im niedrigen Gefährt. Als ich meinen etwas umfangreichen Hut abnahm, ging es schon besser. Ich bot Zigaretten an, und wir besprachen, wie es zu allen Zeiten und an allen Orten gebräuchlich ist, das Wetter. Natürlich hatte mein Aussteigen an der kleinen Halteſtelle lebhaft überrascht. Sehr selten käme ein Reisender; eine Estranjera, noch dazu allein, sei noch nie dagewesen. Die Mauern der Ortschaft traten in Sicht. Vor dem Eingang stieg ich aus, fragte, was ich zu zahlen hätte. Nichts, es wäre ihnen ein Vergnügen gewesen; ich dankte herzlich, drückte immerhin diskret eine Peseta in das harte Polster. An dem Stadttor zwischen einem Vorbau und dem nahen Turm war an diesem Sonntagnachmittag das uralte Pelotaballspiel im vollen Gange. Auf zwei gemauerten Sitzreihen, einer über der anderen, hatten die älteren Männer sich niedergelassen. Ich setzte mich zu ihnen; zuerst waren die Spieler zu verdutzt, um sich sammeln zu können, erst allmählich kam die Partie wieder zu Schwung. Es ist ein gutes Spiel, kräftigt die Muskeln, gibt geschmeidige Bewegungen — der gegebene Großstadtsport. Genügt doch ein jeder Schulhof, der kleinste freie Platz. Und darauf kommt man bei uns nicht!

Dann stand ich auf, grüßte und ging durch das Tor; „Silla de Coca“ stand darauf geschrieben, eine Kreuzigung des 15. Jahrhunderts war darauf gemalt. Weißgetünchte, niedrige Häuser, schmucklos, aber vor fast jeder Tür waren gemauerte oder steinerne Sitze. Es kam der Kirchplatz, in der Mitte erhoben sich grüne, schattige Ulmen, Bänke standen in ihrem tiefen Schatten und zogen sich um den Platz. Ich ging in die einfache gotische Kirche, die Vesperandacht war im Gang, vor dem hell mit brennenden Kerzen

umstrahlten Altar kniete der Priester und betete eine endlose Litanei herunter. Ringsumher knieten alle Frauen und Mädchen der Ortschaft. Hier waren einige schwarz verschleiert, in schwarzen Kleidern; hier eine Schar junger Mädchen in grünen und blauen Kleidern mit rosa oder weißen Kopftüchern. Ein heller Lichtstrahl fiel durch das Maßwerkfenster auf ein mit ihren Brüdern kniendes kleines Mädchen im bläulichen Röckchen mit gelbseidenem Kopftuch. Da ich, ohne zu stören, nicht an die Fonsecagräber gelangen konnte, wartete ich die Aufzählung aller noch fehlenden Heiligen draußen unter der Ulme ab. Bald umringten mich etwa zwei Dutzend Kinder, die sich von nun an, mit ganz artigem Benehmen, an meine Fersen kletteten. Endlich verstummte die Litanei, die Frauen kamen aus dem Portal, viele mit einem Lichtchen in der Hand.

Innen schliefen die Fonsecas den letzten Schlaf. Dies hier war der Gründer des Schlosses, der gewaltige Erzbischof von Sevilla. Ihm gegenüber liegt sein Neffe, der Bischof von Burgos. Dieser Bischof war erschreckend naturwahr, in seiner verbitterten Häßlichkeit wandte er den Kopf zur Wand. Als Präsident des Rates von Indien hatte er sich, wo er konnte, gegen Columbus und Magelhaen aufgelehnt, ja auch gegen den mächtigen Cortes. Der Conquistador von Mexiko hatte ihn beim König verklagt; der Prälat wurde getadelt. Vor den Comuneros mußte er fliehen; die Welt war ihm verhaßt. Ein anderer des Geschlechts war schonungslos gegen die Comuneros vorgegangen. Er ließ die Nachbarstadt Medina del Campo anzünden, war der verhaßteste Mann im Lande. Eine Inschriftplatte bezeichnet seine Grabstätte, sie ist leer! Wann hat man sie zerstört? Sind es rächende Comuneros oder deren Nachkommen gewesen?

Noch andere Fonsecas liegen dort in Stein gemeißelt; vornehm und schön in ihren Prachtgewändern träumen die toten Frauen. In Salamanca hatte ich ihre Stadtpaläste gesehen, einer hatte merkwürdigen plastischen Schmuck. Im großen Loggienhof dienten als Stützen unheimliche Gestalten: Jünglinge, Männer, Greise, alle gequält, verzerrt, angsterfüllt sich sträubend. Zu ihren Füßen Dämonen, schaurig-groteske, tierartige Teufel mit wildlachendem Ausdruck, vorquellenden Augen, Flossen, mit hängendem, aufgedunsenem Leib. War es Fegefeuerspuk? War es nur eine Mode, welche die Fonsecas mitmachten, oder freuten sie sich an dieser Schauerorgie?

Ich ging durch das Tor hinaus, vergebens hatte ich mich nach einer Wirtschaft umgesehen. Hier in einer Schenke bekam ich wenigstens ein Glas mit vorzüglichem Landwein und in Fett gebackene Kringeln. Von der Kinderschar umringt, ging ich unter dem Schatten einer prächtigen Ulmenallee nach dem Castillo. Das mächtige Schloß, das der Erzbischof sich erbaute, lag da, hellrötlichgrau verwittert. Große Türme erhoben sich an den Ecken, dazwischen kleine Seitentürmchen, in der Mitte ein Burgfried, oben mit runden Türmchen geschmückt, ein hierzulande oft vorkommendes, malerisches Motiv. Auch die äußere Mauer war ähnlich mit Turmbastionen versehen, und tief nach unten ausladend senkten sich die Mauern in den Graben. Alle Mauern, alle Türme hatten reich mit Blendsteinen und Grundsteinen versehene Zinnen,

kleine Arkadenfriese, verkrümelnde Stuckdekorationen, der strenge Typus der feudalen Burg war mit spätgotischem Schmuck schloßartig verziert. Auf gewaltigen Bogen ruhte die Brücke, das Brückenportal hatte pittoreskgraziöse Backsteinarkaden; rautenartige Stuckornamente.

Das Tor war verschlossen, ein Knabe trat aus der Kinderschar, hatte den Schlüsselbund in der Hand, ließ mich und auserwählte Freunde hinein. Darob Entrüstung der Ausgeschlossenen, vor allem der niedlichen kleinen Mädchen. Er ließ sich erweichen, und alles wimmelte herein. Der Wehrgang war erhalten, auch Treppen, unterirdische Gänge, Kasematten. Als ich die abschüssigen, zerbröckelnden Stufen des einen Turmes hinaufkletterte, jubelten die Kinder und schwärmten mir nach. Von oben sah ich die im duftenden Sommergetreide liegenden Reste der Außenbefestigung, bis zur Stadt haben sich die Mauern gezogen. In der Nähe erhob sich ein hoher romanischer Turm; wilde Tauben umschwirrten ihn, nisteten in den lockeren Quadern, eine hexenhäßliche alte Frau weidete ihre Ziegen und sammelte Kräuter. Die Kinder sprangen und stolperten zwischen den losen Steinen und Zinnen einher; ich war heilfroh, als sie ohne Absturz wieder unten waren. Wir kamen in den inneren Hof, sie sahen sich um und sagten: „Che hermosa plaza de toros", ein schöner Platz zu Stiergefechten!

Im Abendlicht ging ich durch den Pinienwald zurück. Die Sonnenstrahlen malten lange Schattengebilde auf den Boden. Hinter mir ging in diskreter Ferne einer der Knaben, anscheinend gehörte er zur Bahnwärterfamilie. Auch er setzte sich in den dürftigen Warteraum und verzehrte das ihm von der Mutter gegebene Abendessen: ein großes Stück Brot, dazu Wasser. Ich hatte nicht einmal das und hungerte. Es kam ein unglaublich malerischer Bettler, in den Mantel gehüllt, Schlapphut, Bastschuhe, gefüllte Ledertasche über der Schulter. Er rief zur Bahnwärterfrau hinauf: „Ave Maria!" Darauf erschien sie und reichte ihm ein großes Stück Brot.

Ich mußte in der Dunkelheit lange auf den späten Zug warten; die Bahnbeamten luden mich ein, in dem wenigstens erleuchteten Dienstraum Platz zu nehmen. Ich tat es, bot ihnen Zigaretten an, wir sprachen über alles Mögliche. Sie erwähnten die Armut einiger Gegenden, beklagten den dort herrschenden Großgrundbesitz. Der eine war früher in Valencia gewesen; dort sei es unendlich viel schöner, dagegen hier wären die Menschen besser, „gente muy buena". Für das junge Königspaar hatten sie freundliche Worte.

Im Mondschein ging ich nachher draußen auf und ab, der Pinienwald war feierlich schön. Als ich mich in dem endlich angekommenen Zug Medina del Campo näherte, erhob sich im weißen Licht groß und geheimnisvoll das Castillo la Mota.

XXVIII. Die Ruine von Medina del Campo.

Kreuzungspunkt der alten Heer- und Handelsstraßen, war es früher eine reiche Stadt, Stapelpunkt aller aus Portugal kommenden Waren. Jetzt ein ruhiges Städtchen; den weiten Platz umfassen Häuserchen mit Laubengängen,

oben auf dem Kirchturm standen zwei aus Eisen geschmiedete Gestalten, ein Mann und eine Frau, in ländlicher Tracht und schlugen dort oben die Glocke.

Außerhalb, auf einer Anhöhe, durch jetzt fast verschwundene Mauern mit der Stadt verbunden, liegt das zerfallene Castillo la Mota, das Lieblings- und Sterbeschloß der großen Isabella. Es erinnerte mich an Coca, war aber älter, einfacher und edler. Verblaßter Backstein, verwitterte graue Steinverzierungen, große und kleine Türmchen, Altane, Schießscharten, mächtige Portale. Über dem Eingang das mir nun schon so wohlbekannte, bedeutungsvolle Wappen von Ferdinand und Isabella: der aragonische Löwe, die kastilischen Türme.

Ein Wächter führte mich umher, hier war die Festung, hier der Palast. Die Innenmauern waren eingefallen, aber die Turmgemächer noch erhalten. Noch führte die alte ausgetretene Ziegelsteintreppe hinauf. Sie betrat Cäsar Borgia; als Gefangener hatte der berühmte, gestürzte Herzog das Heimatland der ehemaligen kleinen Hidalgofamilie wiedergesehen. Sein Gefängnis lag hier oben, aus diesem Fenster ließ er sich hernieder.

Isabella war fast seine Zeitgenossin, und doch trennt sie eine Welt. Sie weilte besonders gern in Medina del Campo, hatte jedoch Schweres hier durchlebt. Im Kastell kam der Wahnsinn ihrer Tochter Juana zum Ausbruch; immer düsterer wurde die Witwe des schönen Österreichers; eines Abends irrte sie, halb angezogen, in der Burg umher, stand, vor Kälte zitternd, auf dem Wall, wollte nicht zurück. Isabella war in Segovia, Boten wurden gesandt, sie ritt schweren Herzens herüber, sorgte sich um das Kind wie um das Reich. Juana war die Mutter des Knaben, der die Weltherrschaft antreten sollte. Als die Königin durch das Tor ritt, sah sie die junge Witwe wie eine Statue hier auf dem Festungswall stehen.

In diesem Kastell befiel Isabella ihre letzte Krankheit. Gelassen verfaßte sie ihr berühmtes Testament. Aus allen Bestimmungen spricht Bescheidenheit, Güte und staatsmännischer Verstand. Sie beschwor ihren Nachfolger, niemals Gibraltar aufzugeben, sie bat ihren Herrn und Gemahl, unter ihren Schmucksachen das ihm genehme sich zu wählen — „sie sollten ihn erinnern, daß ich in seltener Liebe bei Lebzeiten an ihm hing und in einer besseren Welt auf ihn warte". Keine Herrscherin der Welt kann sich mit Isabella von Kastilien messen; zu dem Liebreiz der frauenhaft mütterlichen Fürsorge kam Großherzigkeit und ein weitschauender Blick. Lebensfroh und doch unantastbar rein, demütig und doch die Verkörperung königlicher Würde. Künstlerisch gebildet, doch zu ernst, um sich dilettantenhaft zu ergehen. Der Venezianer Navagiero schrieb: „Eine seltene und vortreffliche Frau, so sprechen die Spanier auch viel mehr von ihr als vom König, war dieser auch ungewöhnlich und groß." Man nennt sie „die Katholische", darin liegt der einzige auf sie fallende Schatten. Weil sie von Herzen fromm war, ließ sie, die Wohlwollende, die Gerechte, sich durch fanatische Priester zu Grausamkeiten und Ungerechtigkeiten verleiten, handelte jedoch nur so, wie eben eine gläubige Herrscherin handeln mußte. Aus diesem Tor heraus schritt der Leichenzug, trat seine lange Wanderung an; sie wollte in ihrem Granada ruhen.

XXIX. Die Christusritter-Burg von Thomar.

Am Morgen hatte ich die portugiesische Grenze überschritten; ehe der Abend hereinbrach, war mir eine sensationell schöne Einführung in das Land geworden.

Schon in der ersten Stunde wurde die Gegend üppiger, freundlicher, es kam ein entzückendes Bild. Mitten im Tejo lag auf einer grünen Weideninsel die alte Burg Almurol; mit elf runden Türmchen ragte sie aus dem Mauernkranz. Auf dem breiten Flusse zogen schwere Kähne mit rotbraunen lateinischen Segeln vorbei.

An einem kleinen Bahnhofe stieg ich aus, setzte mich auf den dort haltenden Omnibus; er war mit kühnen Schnörkeln bemalt. Eine alte Bettlerin ging mich aufdringlich um Almosen an; daß ich nicht darauf einging, berührte zwei mitfahrende Bauern anscheinend peinlich, sie gaben ihr bereitwillig ein Kupferstück. Trotz der Sommerwärme hatten beide ihre großen, rotgefütterten, mit Pelzkragen versehenen Mäntel bei sich, sonst noch gefüllte Satteltaschen und lange Stäbe. Wir warteten und warteten, anscheinend war Zeit hier noch reichlicher als selbst in Spanien vorhanden. Der eine Bauer bot mir, wie allen anderen, einen Schluck Wein aus dem um seine Schultern geschlungenen Lederschlauch an; mein Danken wurde mir nicht verdacht.

Dann fuhren wir durch die fruchtbare, mit Olivenbäumen und Pinien bestandene hügelige Gegend. Halbwegs wurden frische Maultiere eingespannt. Das Wirtshaus lag am Weinberg, hatte eine Rebenpergola mit einer Kegelbahn. Landleute kegelten; der Kutscher, der Schaffner sprangen hinunter, nahmen sich die großen steinernen Kugeln und beteiligten sich am Spiel. Die Steinkugel mußte einen dünnen Stock treffen. Alle waren vergnügt, lachten und scherzten.

Dann waren die letzten Höhen erklommen; vor uns im Tal lag das Städtchen Thomar, mit alten Kirchtürmen, mit einer hochgelegenen Burg. Ein ganz netter kleiner Gasthof; von meinen Fenstern sah ich Rosen, persischer Jasmin rankte über die benachbarte Laube. Im Hintergrund erhob sich das Kastell, ein alter gepflasterter Weg führte hinauf, am Weg wucherten Aloen, Brombeerranken, Heckenrosen und Oliven durcheinander. Durch ein gotisches Tor betrat ich das Burggebiet. Eine Terrasse mit großen schattigen Laubbäumen, japanischen Mispeln mit ihren orangegelben Früchten im dunklen Laub, Weinreben, Rosenbüsche. Ein Weg führte an Geranien, Malven, roten Leinblumen vorbei; über den Wipfeln großer Nußbäume erhoben sich mächtige graustеinerne Türme.

Kein Mensch war zu sehen, ich ging wie im Zauberland weiter. Es kamen steinerne Brunnen; Balustraden und Steinstufen führten nach der oberen Terrasse. Dort saß ich im Schatten der alten Mauern. Vor mir, jenseits der Nußbäume, erhob sich das halbverfallene Kastell mit seinem Bergfried, seinen gezinnten Mauern, jenseits vom Tal lag ein Bergrücken dunkel gegen die lichte Luft. Ihn bedeckte geheimnisvolles Walddickicht mit Zypressen und

dunklen silbernen Oliven. Neben mir war ein verschwenderisch mit Krabben, Ranken und Arabesken geschmücktes Portal, um den äußeren Bogen zog sich spitzenartig ein Maßwerk aus steinernen stilisierten Lilien und Rosen. Die Wasserspeier hatten die Gestalt von Mönchen und Dämonen.

Dann erschien ein Wächter und öffnete mir die Tür der Templerkirche. Sie war eigenartig. In der Mitte des sechzehneckigen Raumes eingebaut eine achteckige Kapelle, Frührenaissance mit gotischen Erinnerungen. Hier leuchtete das rotseidene Gewand einer Christusgestalt, gotische Heiligenstatuen krümmten sich unter Baldachinen, die breiten Fensternischen waren mit reichen Reliefs geschmückt. Da spielten Putten mit Rankengewirr, und niederländische Bilder hingen an den verblichenen Wänden. Eine merkwürdige Stimmung.

Hieran grenzte der spätgotische Emanuelbau, zeigte den „stilo manuelino" in seiner Sündenblüte. Technisch glänzend und schmucküberladen, ist er natürlich überaus beliebt, gilt für einen Ruhm des Landes. Unerhört der Reichtum; phantastischer seltsamer indischer Wust, spätgotische Überlieferungen, klassizistische Phrasen, alles mit virtuosestem Geschick aus dem hellen, herrlichen Stein gehauen. Hier befand sich ehemals ein großartiger holzgeschnitzter Chor. Eine alte Abbildung zeigt die vergangene Pracht, darunter steht: „disparu dans les guerres de 1806". In Wirklichkeit haben die Franzosen diese Kunstherrlichkeit, wie unendlich viele andere, rücksichtslos vernichtet und verbrannt! In der Mitte war der Thron des großen Meisters der Christusritter, des reichsten Ordens der Welt. Zu beiden Seiten Heilige als reichgeschmückte portugiesische Ritter und Frauen. Im folgenden Kapitelsaal feiert der Stil seine ausgelassensten Orgien; Lotusblumen, Korbflechtenmotive, gewellte Algen, Taue, Astwerk, dazwischen die bekannten gotischen Knollen und Arabesken, eine Netzwerkdecke, steinerne Sitzbänke an den Fensternischen. Aber die Kritik entwaffnet der lebendig malerische Reiz, die von der Zeit getönte überquellende Fülle.

Eine Wendeltreppe führt auf die über dem Prunksaal gelegene Terrasse. Ich sah in verschiedene Höfe verschiedener Epochen hinein; ringsumher Türme, mannigfache alte Gebäude. Jener Säulenhof des 16. Jahrhunderts liegt im Palastkomplex des jetzigen Besitzers, des Grafen von Thomar; ihm gehört weit und breit alles, die pinienbedeckten Höhen, die Weinberge, das üppige Tal. In Berliner Gesellschaften traf ich im folgenden Winter seinen Diplomatenbruder. Es kam mir ganz unwahrscheinlich vor, einen aus dieser Märchenburg in altbekannter Umgebung zu sehen.

Es kam aber noch eine Steigerung: ein langer, kühler, fliesengeschmückter Klostergang, am Ende ein Altar mit herrlich geschwungenen Arabesken; Bogenfenster mit dem Blick auf Berg und Tal, mit traulichen Fensterbänken. Und daneben der vom Prinzen Heinrich dem Seefahrer erbaute gotische Kreuzgang. Eine vornehmere Lieblichkeit läßt sich nicht denken. Vorzügliche Blattkapitelle, steingefaßte Bogen, im Schatten ihrer Gänge der sanfte Farbenakkord orientalisch wirkender Azulejosfliesen. Diese Azulejos formen auch den einfachen sechseckigen Brunnen, aus Töpfen mit gelbgrünen und blauen

Glasuren quellen Levkojen, gelbe Skolzien, Lilienarten und Rosen. Reine Gotik, doch wüßte ich wenige Gebäude, die in ihrer lebendigen schlichten Schönheit so „klassisch" wirkten. Der Name des Prinzen klingt hier gut. Wie der „standhafte Prinz" war er Johanns des Großen Sohn, war seiner Eltern, seines Bruders würdig, ein glänzender Ritter, ein wissenschaftlich arbeitender Forscher, mit Gelehrten wie mit furchtlosen Seekapitänen in stetem Verkehr. Gelang ihm auch nicht die Entdeckung des Seeweges nach Indien, so hat er, und eigentlich er allein, dem Vasco de Gama den Pfad gewiesen.

Es war Markttag, eine bunte Menge füllte Straßen und Plätze. Die Frauen trugen bunte Kopftücher und Bolerohüte, große goldene Gehänge, schwere goldene Ohrringe. Oft sah man Männer in grün, rot und schwarz eingefaßten Zipfelmützen, oft trugen sie kurze Jacken, lange, seitwärts geknöpfte, gamaschenartig über den Füßen ausgeschnittene Beinkleider, sehr häufig einen Seitenbart mit ausrasiertem Kinn. Fast alle, Männer wie Frauen, hatten große Taschen aus buntem Kattun mit Quasten in der Hand. Es war erfreulich viel Tracht noch zu sehen, und trotzdem betrachtete ich mit wachsendem, peinlichem Erstaunen diese Menschheit. Seit zwei Monaten war ich in Spanien umhergewandert; dies hier war eine fremde Rasse. Dabei von Hause aus dieselben Kelt-Iberer; „Lusitanier" hat es ethnographisch, als Stamm, nie gegeben, darüber ist man jetzt vollständig einig. Portugal ist aus dynastischem Ehrgeiz entstanden, aus einer willkürlichen politischen Trennung hervorgegangen. Spanien, unchristlich intolerant, hat nach Möglichkeit die Mischung mit fremdem Blut beschränkt und ist eine vornehme Rasse geblieben. Portugal war christlich-tolerant, ließ die große jüdische Bevölkerung erst im Land, dann in Brasilien gewähren, ließ die Adoption von Kindern amerikanischer Sklavinnen zu, und als seine Männer hinauszogen, um neue Welten zu erobern, hat es Tausende von Negern eingeführt. Bereits zu Anfang des 16. Jahrhunderts haben Negersklaven den überwiegenden Teil ihrer Bevölkerung gebildet. Seitdem vermischten sich im Laufe der Jahrhunderte wohl fast ausnahmslos alle Kreise mit denen aus Afrika, Amerika und Asien. Ich will nichts gegen dieses ausländische Blut sagen, die Mischung ist jedoch zum Erschrecken. Es ist eine Bastardrasse.

Überaus stark war dieser erste Eindruck. Je länger ich im Land weilte, desto trauriger hat er sich mir bestätigt. Dabei hatte ich nur gute Erfahrungen, fand überall die Menschen angenehm im Verkehr. Sie können nichts dafür! Und alle Erwartungen übertraf die Schönheit des Landes. Hier in Thomar standen am Flußufer Granatbäume, Oleanderbüsche, ragten Zypressen zwischen großen Wasserrädern empor. Die alten Pfade führten durch duftende, blühende Dickichte: Aloen, Rosen und Lorbeerbüsche wuchsen baumartig in schweren Massen. Weit erstreckte sich vor mir, von blauen Höhen begrenzt, die gesegnete Flur. Eine vollständig unspanische Landschaft. Schließlich erkannte ich sie: dies war Italien, wie man es im 18. und 19. Jahrhundert malte und beschrieb, wie es kaum jemals vorkommt, die herb stilisierten Gebilde der Aloen und Zypressen von schmelzendster Üppigkeit umgeben.

XXX. Cintras alte Gärten.

Seitdem ich zurückdenken kann, habe ich vom berühmten englischen Garten Montserrate in Cintra gehört. Ich fand ihn stillos und nüchtern. Er wird von allen so ekstatisch bewundert, daß ihn diese Ansicht nicht zu kränken vermag. Dort in Cintra kam ich jedoch auf zwei fast niemals besuchte altportugiesische Gärten, bei deren Erinnerung mir das Herz höher schlägt.

Auf halber Höhe des Cintraberges führt ein herrlicher Weg; nicht zu Wagen, zu Fuß habe ich ihn langsam „en le savourant" genossen. Uralte Bäume beschatteten grünbemooste steinerne Sitze und stillfließende Brunnen; aus den hohen Terrassenmauern quollen Glockenblumen und wilde weiße Rosen. Die großen Stämme waren umrankt, von dichtem Unterholz umgeben, und immer wieder fiel der Blick auf die hellgrünblaue, weite Ebene, auf die Schlösser, auf die fernen Höhen.

Alte und neue Landhäuser, die letzteren neigten verhängnisvoll zum Emanuelstil; wie der in moderner Nachahmung wirkt, kann man sich schaudernd denken. Dann wieder dichter Wald, darauf ein großes herrschaftliches Portal, das Schloß Cascaes. Hier ließ sich der Engländer Dalrymple eine für die geschlagenen Franzosen überaus günstige Konvention abgewinnen. Die Tür des Triumphtores stand offen, ich ging hinein; zu beiden Seiten der großen Rasenstrecke alte Alleen, alte Mauern und Gittertüren, als Abschluß das gute Schloß aus dem 18. Jahrhundert. An der Seite fand ich einen von Steineichen tief beschatteten Weg, am Ende an der Terrasse ein efeuumwuchertes Steinbänkerondell. Hier saß ich und bewunderte die verloren gegangene Gartenkunst der Ahnen. Wie harmonisch, wie zweckentsprechend, wie geschmackvoll war dies alles. Dort vor dem Schloß der Blumengarten, in der Mitte ein steinerner Brunnen, Buchshecken mit Rosen, Nelken und Malven, hier Terrassenwege mit Hecken aus Flieder und Hollunder, immergrüne Bäume, im tiefen Schatten steinerne Bänke. Alles richtig geplant; an frischen Tagen konnte man zwischen den Blumenrabatten in der Sonne auf und ab gehen, konnte dort im Windschutz draußen sitzen oder beim Sonnenbrand den kühlsten Schatten genießen. Der Conde Azumbaja und seine Angehörigen haben es gut.

Buchshecken führten durch Obstgärten nach dem nahen Zitronenhain. Er war ummauert, von hohen Bäumen umstellt, unter den Zitronen standen Blumen am Weg: Veilchen, Rosen, Chrysanthemen blühen zu ihrer Zeit. Am Ende, hart am Pinienwald war eine große kunstvolle Zisternen-Anlage. Gelbe Rosen umrankten sie, spiegelten sich im Wasser, das Wasser kam aus der oberen, von Wein, Heliotrop und persischem Jasmin umblühten Terrasse, rieselte aus einem Wasserspeier herunter. Darüber eine steinerne Brüstung mit einem Rand farbensprühender Nelken, eine graupatinierte steinerne Wand mit einem Grotteneingang, und über diesem ein Gärtchen mit goldbraun herunterhängenden Calceolarien, blaulila Glockenblumen und weißen Nelken. Diese Blumen leuchteten da oben, standen vor dem Hintergrund der tiefdunklen Pinien. Es war eine wunderbare Anlage, anmutig und monumental.

Das 17. und 18. Jahrhundert hat in Portugal überaus Reizvolles an Bäumen, Terrassen, öffentlichen Plätzen, Gärten und Landhäusern hervorgebracht. Ein im übrigen Europa noch ganz unbekanntes, anziehendes Blatt der Kunst.

Der Pinienwald gehörte schon zu dem benachbarten Besitz, Penha Verde. Der heldenhafte Joao von Castro hat ihn im 16. Jahrhundert angelegt. Es ist also ein ungewöhnlich alter Garten; mag vieles auch der Barockzeit entstammen, im großen ganzen ist es die „Quinta" (Garten) des berühmten Vicekönigs von Indien, dessen Kriegsführung Karl V. bewunderte, der nächste Freund des heiligen Xaver, der in seinen Armen auch starb. Es mögen die alten Mauern des Palastes sein, alt auch wohl die über dem Absturz nach der weiten fruchtbaren Ebene zu liegende Loggia. Eine wahre Flut von Blumen: Georginen, Rosen, Verbenen, große Lavendelbüsche, Malven, Scabiosen, das Ideal eines alten Blumengartens. Und wie viele könnten auch heute einen ähnlichen haben.

Die zierliche Gärtnerstochter schnitt mir einen Strauß, führte mich in den Park, ein schmales, hügeliges Gebiet mit Oliven und Pinien. Auf verwitterten steinernen Stufen und Platten führte der Pfad hinauf. Graubemooste, steinerne Hermen standen im Schatten der Bäume, daneben die graubemooste Brücke. Hier kam ein klassizistisches Tempelchen, vielleicht noch aus der Frührenaissance, etwas weiter eine Brunnenanlage mit dem sanften Schimmer goldgrünblauer Azulejos. Dann Inschriftensteine, Brüstungen, Sitze, gefaßte Quellen, griechische Göttergestalten im Halbdunkel, alles verwachsen, verwildert, verträumt.

Dort aus der wundervollen Ebene erhob sich das Cintra-Schloß mit seinen maurischen Doppelfenstern, seinen sonderbaren Schornsteintürmen, ein malerischer Komplex. Zwischen dem Königsschloß und Penha Verde bestand freundschaftlicher Verkehr. Dom Luis, Herzog von Bejar, Sohn des Königs Emanuel des Glücklichen, Gatte der berühmt schönen Violante von Gomes, war sein, Joao von Castros, vertrautester Freund. Beide standen, wie das damalige Portugal, auf der Höhe der Kultur. Castro hatte einen weiten Blick, war wegen der makellosen Reinheit seiner Gesinnung berühmt. Sein Bild zeigt edle, feste Züge, eine kräftige Gestalt, er trägt die gestickten Kleider des reichsten Hofes der Welt.

XXXI. Die Burg des Königs Diniz.

Leiria war erstaunlich hübsch. Auf dem Hügel thronte die Burg mit ihren Palastruinen, mit ihren Türmen und Mauern, durch das Städtchen wand sich unter Bäumen die Liz, über den Wipfeln erhoben sich die Türme der Barockgebäude.

Neben dem kleinen Gasthof lag die Fonte grande. Aus ihren Löwenköpfen rauschte Tag und Nacht das Wasser, und unaufhörlich zogen dorthin Frauen und Mädchen; den klassischen rotbraunen Tonkrug auf dem Haupt, stiegen sie leicht und sicher die Stufen herunter, gingen mit leichtem sicheren

Schritt ihres Weges. Meistens trugen sie dunkelblaue Faltenröcke aus derbem, handgewebtem Stoff, ein buntes Kopftuch lose herunterhängend, eine Seite des Gesichts, des Nackens, beschattend, manchmal die Zipfel oben unter dem schwarzen Bolerohut. Dies gab eine vorzügliche Linie, wie bei Patriziern des florentinischen Quattrocentro.

Die Gesichter waren denkbar unedel, uneuropäisch. Doch war es ein kräftiger Menschenschlag; viele große, schlanke Männer, sie trugen Zipfelmützen, kurze Jacken, Schärpen. Der lange Stock, auf den sie sich beim Stehen und Schwatzen stützten, rief schöne Linien hervor.

Ein echt portugiesisches Städtchen, am Platz Laubengänge, oft fliesenbedeckte Häuser, hier und da hübsche Terrassen, Treppenaufgänge und Loggien. Durch diese freundlichen Gassen ging ich zum Kastell herauf, ging durch das Eingangstor auf den alten Stufenweg. Es kamen die Reste der Burgkapelle aus hellem, verbröckelndem Stein. Reine Gotik, etwa um 1300, besonders anziehend der Chor mit seiner strahlenförmigen Wölbung, mit guten Blattkapitellen, mit einem Efeufries. Der Sitzplatz des Königs Diniz ist nicht mehr erkennbar, durch diese Tür ist er immer geschritten, hier betete seine Gattin, die später heilig gesprochene Isabella von Aragonien. Eine sympathische Heilige (sie sind es ja nicht immer) mit klugem Kopf und warmem Herzen, vermittelte sie, stiftete Frieden, erschien sie zu Pferd auf dem tragischen Kampfplatz, als ihr Mann und ihr Sohn sich gegenüberstanden. Ein anderes Mal brachte sie eine schwierige Übereinkunft zwischen Portugal und Castilien zustande.

Dann betrat ich die Schloßruine. Noch läßt sich die einstige Schönheit hervorzaubern, ist auch vieles verfallen, verschwunden. Ein unwahrscheinlich „romantisches" gotisches Schloß; solche hat es, wie ich glaube, in Deutschland niemals, in anderen Ländern selten gegeben. Alles aus herrlichem, hellem Stein; gotische Fenster, gotische Loggien und Altane vor der gewölbten Halle Die anderen Räume kleiner, immer mit den schönen Bogenfenstern, mit den so vielsagenden Fenstersitzen. Hier saßen sie und dichteten und sangen und liebten. Die heilige Königin führte ihr zurückgezogenes Dasein, der König und sein Hof ergingen sich im glänzenden und verfeinerten Lebensgenuß.

Der Vater des Diniz hatte die nordfranzösischen Trouvères begünstigt. Diniz hielt sich zu den südfranzösischen Troubadours, hat dadurch die Bildung der portugiesischen Sprache stark beeinflußt. Nicht nur dichtete er selber, das taten damals zahllose vornehme Herren, er war ein Dichter, seine Lieder gehören zur portugiesischen Literatur. Gewiß ist der Einfluß der Provençalen nicht zu verkennen: „Seitdem ich zum erstenmal dich, hohe Frau, erblickte, liebe ich dich mehr als mein Augenlicht, mehr als mich selbst." Doch oft hat er einen eigenen Ton:

Auf ihrer Hand hielt sie einen Sittich,
Der sang lieblich, denn es war Frühlingszeit.
Traurig sagte sie: Sittich, du hast mich getäuscht.
Was wird aus meiner Liebe?
Und sie fiel zwischen den Blumen nieder.
Da sagte der Sittich: es wird gut gehen, hohe Frau.

In dem Umkreis dieses kühnen und glänzenden Herrn und seines Gefolges ist der Amadis von Gaul, Vorbild aller Ritterromane, entstanden. Es ging hier im Schloß romantisch zu. Die Schwester des Diniz, die junge Äbtissin des hochadligen Nonnenklosters Las Huelgas bei Burgos, liebte einen Zimmermann, gebar ihm einen Sohn, den späteren Großmeister von Calatrava (Peter der Grausame von Castilien ließ ihn enthaupten). Doch war Diniz nicht nur Dichterkönig, hat nicht nur Liebeshöfe in Portugal eingeführt, er trägt den ruhmreichen Beinamen „Rè Lavrador"! Eine prächtige Verbindung, ein großartig ernster Hintergrund dieser farbigen Ritterpoesie. Der gebildetste, fortschrittlichste Herrscher seiner Zeit, förderte er Gewerbe, Handel und Ackerbau. Er legte Weinberge und Mustergärten an, er pflanzte den gewaltigen Kiefernwald von Leiria, durch den ich vorhin gefahren war. Er gründete landwirtschaftliche Schulen, Waisenanstalten für Landleute, gründete auch die große Landesuniversität, die, zeitweilig nach Lissabon verlegt, jetzt wieder endgültig in Coimbra blüht. Troubadour-König und zugleich „Rè Lavrador"!

Schön erstreckte sich die Landschaft vor seinem Schloß. Von hier erhob sich ein von schweren Efeumassen umschlungener Turm, dort lag auch der alte Brunnen. Am schroffen Absturz wuchsen Aloen und Feigenbäume, blühten Scabiosen und Johanniskraut wirr durcheinander . . .

Schön sind die iberischen Lande, so in ihrer Herbheit, so in ihrer Üppigkeitspracht. Städte, Fluren und Schlösser erzählen von unvergessenen Söhnen und Töchtern, erzählen von der noch heute lastenden Vergeltung geschichtlicher Schuld, von ihrer noch heute sie verherrlichenden großen Zeit.

Vom Weſen der Kunſt.

Von
Heinrich Bulle.

Die Philoſophie hat dem Weſen der Kunſt auf mannigfaltigen Wegen nahe zu kommen geſucht, die unfruchtbar bleiben mußten, ſolange auf rein begriffliche Weiſe das zu faſſen verſucht wurde, was als eine ſelbſtändige Welt der Empfindung *neben* der Welt der abſtrakten Begriffe ſteht. Kunſt kann in ihrer eigentlichen Wirkung nur empfunden, niemals begrifflich verſtanden werden. Kunſt iſt ein unmittelbares, primäres Erlebnis, das zwar durch begriffliche Vorgänge ſekundär unterſtützt, gelenkt, vielleicht geſteigert, niemals aber hervorgerufen werden kann.

Wir faſſen das künſtleriſche Erlebnis als einen großen ſeeliſchen Komplex, der weſensgleich und gleichberechtigt neben den anderen großen Äußerungsarten des menſchlichen Geiſtes ſteht, neben Religion, Philoſophie, Naturerkennen, Geſchichtswiſſenſchaft. Mit jeder dieſer Betätigungsformen ſucht der Menſch auf eine beſondere Weiſe ſeine Stellung gegenüber dem Weltganzen zu finden. Denn alles in uns und um uns iſt Rätſel. Aber nichts iſt dem menſchlichen Geiſte unerträglicher als das Unbegriffene. Erkenntnisdrang iſt ſeine ſtärkſte Kraft. Und ſo ſind die Wege zahllos und ſehr verſchieden, durch die er ſich von der Qual des Rätſelhaften zu befreien ſucht. Auch die Kunſt iſt einer dieſer Wege.

Wir müſſen zunächſt etwas weiter ausholen. Im Daſeinskampfe hat der Menſch nicht, wie ſeine niederen Artgenoſſen, etwa die phyſiſche Kraft, die Schnelligkeit ſeiner Füße oder irgend eine andere äußere Anlage zu ſeiner Hauptſchutzwehr geſteigert, ſondern es iſt einzig die Spannkraft ſeines Gehirns, die durch das Handhaben des unerbittlichen Geſetzes von Urſache und Wirkung ihn zum ſtärkſten aller Tiere gemacht hat. Auch das Tier kennt jenes Geſetz, aber nur in beſchränkter, man möchte ſagen paſſiver Anwendung auf die Fälle, die für ſein eigenes Wohl und Wehe wichtig ſind. Das menſchliche Gehirn allein ſteigt zur Erkenntnis *allgemeiner* Zuſammenhänge auf. Und es bleibt nicht beim bloßen Wiſſen ſtehen, ſondern der Wille ergreift dieſen Erkenntnisſtoff und formt ihn für Zwecke, die über die unmittelbare Notwendigkeit hinausliegen. Die Energie der *aktiven Syntheſe* iſt es, die den Menſchen über die Stufe der Tierwelt emporhebt.

Dieſe geiſtige Energie aber reißt ihn über die nächſten, notwendigſten Ziele hinaus. Und ſie ſteigert ſich beſtändig aus ſich ſelbſt. Im Phyſiologiſchen

finden wir eine vollkommene Analogie dazu, die uns das Wesen dieser Steigerung erläutert. Bei jeder physischen Anspannung wird unwillkürlich und unabhängig von unserem Willen eine größere Menge von Kraft entwickelt, als zur Erreichung der unmittelbar geforderten Leistung nötig ist. Jede Anspannung bringt darum, sofern es sich um gesunde und nicht überanstrengte Organe handelt, einen Kraftzuwachs, eine Steigerung der Fähigkeiten mit sich. So können durch Schulung, d. i. durch bewußte Ausnützung des jeweiligen Kraftüberschusses, die Leistungen eines Läufers, eines Ringers, eines Kraftathleten bis zu einem Höchstmaß gebracht werden, das das Einzelwesen weit über seine Gattung erhebt. In gleicher Weise haben diejenigen menschlichen Rassen, die wir als Kulturvölker bezeichnen, ein geistiges Training an sich vollzogen, das sie zu Beherrschern, Führern oder Lehrern der anderen Völker gemacht hat. Die Fähigkeit zu dieser Entwicklung des menschlichen Gehirns ist bedingt durch eine Eigenschaft, die dem Tiere gar nicht oder doch in viel geringerem Maße eigen zu sein scheint: die individuelle Differenzierung aus eigenem Willen. Durch die verschiedenartige Ausbildung des Einzelnen aber wird erst die Arbeitsteilung möglich, die die Grundbedingung jedes äußeren Fortschrittes der Menschheit ist.

Man kann diese Tatsachen als das Gesetz von der Ausnützung des Kraftüberschusses bezeichnen und wird finden, daß alle höhere geistige Entwicklung in diesem Gesetz ihren Ursprung nimmt. Denn der menschliche Geist, sobald er das nur Notwendige, d. h. die zur Lebenserhaltung unentbehrlichen kausalen Zusammenhänge erkannt hat, drängt unaufhaltsam über dieses Ziel hinaus auf das größte, das er sich stecken kann: er will das Weltenganze und alle kausalen Zusammenhänge des Seienden erfassen. Dieser Drang nimmt auf verschiedenen Entwicklungsstufen verschiedene Formen an. Seine älteste Form ist die Religion. Der Mensch überträgt die Erfahrungen seines eigenen Wollens als unsichtbare Mächte nach außen, in seine Umgebung, in die Elemente, ja in das Leblose, und von überall her fühlt er die Wirkungen dieser Kräfte auf sich zurückkommen; er lernt sie zu seinen Gunsten wenden, durch Zauber, Opfer, Gebet. Ahnengeister, Heroen, Dämonen, Götter beleben die Erde; an ihre Stelle tritt der eine Gott, auch er in vielerlei Gestalt geglaubt; und endlich endet dieser Gedankenstrom in der Vorstellung des unpersönlichen Allgottes, der das Weltall durchdringt, in dem Begriff der Weltseele, die eins ist mit der Natur. Auch auf dieser höchsten Stufe aber bleibt das religiöse Denken anthropozentrisch, und der Gott des Pantheismus ist nichts als eine ins Ungemessene gedehnte Menschenpersönlichkeit. Es liegt im Wesen jeder Religion, daß sie das Fragen ausschließt und eine jeweils fertige Lösung für die letzten Probleme des Daseins bietet. — Die zweite Form des Erkenntnisdranges ist die Philosophie. Hier ist nichts Dogma, sondern alles Frage. Der Geist erkennt keine Antwort an außer der, die er durch eigene Kräfte erringt. Für alles, was ist, bildet sich ein Begriff, und neben die Welt des Seienden tritt die Welt des logisch Erkannten. Aber diese Begriffe sind nichts Wirkliches, sie sind nichts als die Hilfen, die der Geist sich schafft, um das Chaos der Erscheinungen zu ordnen, Formeln,

nach denen das Zahllose und ewig Wechselnde als ein Gesetzmäßiges und in sich Zusammenhängendes erkannt werden kann. Aber diese Formeln sind unvollkommen; mit jedem Vorwärtsdringen werden die eben erst gefundenen wieder unglaubhaft, und ununterbrochen werden die alten durch neue, abermals vergehende ersetzt. Hinter jeder Lösung erhebt sich der Zweifel, und so geht es ohne Ende einem unbekannten und unerreichbaren Ziele zu. Die Philosophie ist der reinste Ausdruck der ewig beweglichen, ewig unbefriedigten Menschennatur. — Der dritte und jüngste Weg, die Wissenschaft, führt vom Kleinen ins Große, von der Beobachtung und Zergliederung des Einzelnen zum Verständnis des Ganzen. Die Mathematik lehrt die Möglichkeiten des Meß- und Zählbaren, und die Naturwissenschaft wägt, mißt, beobachtet das Werden und Verhältnis aller Dinge, die den Sinnen erreichbar sind. Wie weit die Analyse zur Synthese führen, wie weit die Wege des Naturerkennens sich einst mit denen der Philosophie vereinigen werden, vermag niemand zu sagen. Eins aber ist schon erreicht: daß der Mensch von seiner stolzen Höhe als Mittelpunkt und Zweck der Schöpfung demütig herabgestiegen ist, daß er sich nur als Staubkörnchen im Universum, nur als zwar bevorzugten, aber doch nicht wesensverschiedenen Teil der organischen Welt zu fühlen gelernt hat. Auch im Naturerkennen bleibt der Staubgeborene der rastlose Frager, dem an keiner Stätte gegeben ist zu ruhen.

Aber da naht sich ihm die Kunst und erlöst ihn von der Qual des unbefriedigten Denkens. Sie bietet ihm Rast an auf dem endlosen Wege des immer erneuten Zweifels und führt ihn in eine Welt, in der alles klar, fertig, befriedigt ist. Hier ist nicht mehr unruhiges Streben sondern Vollendung, nicht Suchen sondern Erfüllung, statt trüben Rätsels heitere Klarheit.

Die Kunst hat mit der Religion gemein, daß sie stets ein Fertiges und in sich Geschlossenes bietet, aber nicht wie jene kraft einer dogmatischen Autorität mit Glaubenslehre und äußerer Vorschrift, sondern durch unmittelbare innere Wirkung. Das Kunstwerk, sofern es ein vollendetes ist — und nur von solchen gehen wir aus — bildet einen Ausschnitt des Weltganzen, aber einen, in dem nichts unsicher und bezweifelbar bleibt. Im Universum ist jeder Zustand ein Durchgang zu einem anderen; Gleichgewicht, Ordnung und scheinbare Ruhe sind nur das Ergebnis des nie endenden Kampfes, mit dem in jedem Augenblicke sichtbar oder unsichtbar alle Kräfte gegeneinander stehen. Der Kosmos des Kunstwerkes hingegen ist ein vollendeter, unveränderlicher, in allen seinen Teilen gesicherter, in dem für unser Empfinden alle Kräfte im wirklichen, im dauernden Gleichgewicht sind. Für unser Empfinden! Denn nur an dieses, an das unmittelbare Gefühl wendet sich die Kunst, und jede Einmischung des Intellekts, des logischen Schließens stört die künstlerische Wirkung oder vermischt sie mit Fremdartigem. Nicht als ob nicht auch im Kosmos des Kunstwerkes alles nach den Grundgesetzen der Kausalität, nach Kraft und Wirkung geordnet sein müsse. Dies ist vielmehr selbstverständlich und Grundbedingung. Aber das Arbeitsgerät des Intellekts bleibt dabei verborgen, beiseite gelegt, jenseits des Bewußtwerdens. Und darin eben liegt die spezifische Wirkung des künstlerisch Geformten. Es ist die Erlösung

vom Intellekt. Es führt über die Danaidenarbeit des Denkens hinaus zu Resultaten, die ohne Denkarbeit aufnehmbar, ohne Fragestellung erkennbar, ohne eine Zweifelsmöglichkeit glaubhaft sind. Dies wird möglich durch die Unwidersprechlichkeit der Form.

Kunst ist die Bezwingung der Welt durch die Form. Form aber ist eins mit unmittelbarer Empfindung. Man kann sie zwar verstandesmäßig beschreiben, messen, zergliedern, aber man tötet sie damit. Denn ihr eigentliches Wesen, ihre unmittelbare Wirkung kann nur gefühlt werden. Deshalb steht die Welt der Form unabhängig und selbständig neben den Gesetzen des Denkens und neben den religiösen Vorstellungen. Wohl kann sie beiden, dem Zwecke erfüllenden Verstand, wie der religiösen Begeisterung dienstbar und ein Hilfsmittel sein, aber dabei behält sie unvermindert ihre eigene Kraft und souveräne Stellung. Die Form wirkt noch, wenn der Zweck, dem sie diente, erfüllt ward oder längst nicht mehr gewollt wird.

Und wie die Wirkung der Form eine unmittelbar gefühlsmäßige ist, so auch ihre Entstehung. Lebendige Formen schaffen kann nur der Mensch, dem die Musen die Gabe des Künstlerischen in die Wiege gelegt haben. Die Künstler werden geboren, wie die großen Philosophen, die Staatsmänner, die Religionsstifter geboren werden. Die Natur ist zu sparsam, um allen von jeder menschlichen Gabe ein gleiches Teil zu gönnen. Nur wer mit Dürer „innerlich voller Figur" ist, kann ein Künstler werden, der aus freier innerer Synthese neue Welten offenbart, nicht bloß Geschaffenes nachschafft. Aber auch im Genießen, im passiven Aufnehmen und Erleben der Kunst unterscheiden sich künstlerische und nicht künstlerische Menschen. Es ist auffallend, daß in der Musik dieser Unterschied jedermann bewußt ist und man sich nicht vor dem Geständnis scheut, „unmusikalisch" zu sein. Wogegen der bildenden Kunst gegenüber sich jedermann gleichberechtigt glaubt. Wenn man aufachtet, so erkennt man den künstlerisch empfindenden Menschen sehr leicht an der Sicherheit seines Instinktes in allem, was Anschauung ist. Auch durch diese Scheidung der psychologischen Typen also bestätigt sich unser Ansatz, daß das Künstlerische ein selbständiges Urvermögen der menschlichen Seele ist.

Um das Wesen des Künstlerischen im einzelnen zu erfassen, müssen wir jede Art künstlerischer Betätigung in unseren Gesichtskreis ziehen, angefangen vom Gesang, Tanz und Körperschmuck bis zu den höchsten Leistungen der Musik, der darstellenden, der bildenden Kunst. Nur was allen diesen Betätigungen gemeinsam ist, kann die wahre Wurzel des Künstlerischen sein.

Wir beginnen mit Gesang und Tanz, wie sie der primitive Mensch übt, Kunstarten, die schon das Tierreich kennt. Der Tanz ist eine Unterwerfung der Persönlichkeit unter rhythmische Gesetze, unter Bewegungen, die nicht einem bestimmten intellektuellen Zwecke dienen, sondern welche gefunden und erfunden worden sind aus dem Kraftüberschuß physischer Organe heraus. Es ist eine der einfachsten physiologischen Erfahrungen, die man bei Kindern und naiven Menschen täglich neu machen kann, daß freudige Erregung sich unmittelbar in Körperbewegungen umsetzt. Umgekehrt aber erzeugt Körper-

bewegung, rhythmisch geordnet und nicht als Arbeit unter den Zwang eines intellektuellen Zweckes gestellt, die gleiche seelische Stimmung, worauf übrigens auch aller Zauber des Sports beruht. Aber diese Erregung schreibt sich jetzt nicht mehr aus einem beschränkten, nur für einen Individualzweck wichtigen Erlebnis her. Sondern der Tanz hebt das Einzelwesen aus sich selbst heraus und löst es von der übrigen Welt ab. Indem der Tänzer einzig und allein dem Rhythmus als einer in sich begründeten Notwendigkeit unterworfen ist, wird er zu einem in sich selbst vollendeten und für den Augenblick unwidersprechlichen Ding. Denn alle übrige Beziehung zur Welt fällt ab, ist tot, solange der Tanz dauert. Der Intellekt schweigt, und der ganze Mensch geht als lebendes Kunstwerk in unmittelbare Empfindung auf.

Der Gesang in seiner einfachen Form ist die Ergänzung des Tanzes und eine Parallelerscheinung zu ihm; er ist die früheste Form der Musik, die ihren Ursprung in ihm nimmt. Die Töne der Kehle, von der Natur geschaffen zur Verständigung über Notwendiges und schon den Tieren eigen zu Schreck- und Warn- oder Lock- und Liebesruf, beginnen ihr eigenes Leben zu leben genau wie die rhythmischen Körperbewegungen, sobald bei einem zeitweise beruhigten äußeren Zustand der Überschuß der Kräfte dem Individuum fühlbar wird. Der Gesang ist auch ähnlichen Entwicklungsgesetzen unterworfen wie der Tanz. Als die primitivste Form wird man sich die gleichmäßige Wiederholung desselben Elementes, einer einzelnen Körperbewegung, eines einzelnen Tones denken müssen. Darin liegt der Anfang aller Kunst: Rhythmus. Aus der Verknüpfung verschiedener Elemente, aus der Wiederholung gleichartiger solcher Verknüpfungen entsteht die „Form", die in allen ihren Erscheinungen abhängig ist von physiologischen Verhältnissen. Tanzbewegungen sind unmittelbare Anwendungen anatomisch-mechanischer Gesetze; man kann sagen, der Tanz ist in seiner objektiven Wirkung die Sichtbarmachung anatomischer Möglichkeiten. So ist auch der Gesang abhängig von den physiologischen Bedingungen der Gehörnerven, die für bestimmte Schwingungszahlen der Luftwellen eine leichtere Aufnahmefähigkeit haben als für andere. Helmholtz hat gezeigt, daß bestimmte mathematische Zahlenverhältnisse der Schwingungen als Wohlklang, andere, namentlich einander zu nahe liegende, als Mißklang empfunden werden. Die Kunst entdeckt hier Dinge, die zu den Bedürfnissen der Lebenserhaltung keinerlei Beziehungen mehr haben, sondern über sie hinausgehen und als etwas Selbständiges, als Werte von eigener, unabhängiger Art auftreten. Indem der Mensch diese Tonfolgen erzeugt oder in ihrem Anhören aufgeht, erfolgt wieder jene Loslösung sowohl von der eigenen Persönlichkeit als wollendem Einzelwesen, wie von der Arbeit des Intellekts.

Die Musik auf Instrumenten ist von gleicher Wesensart wie der Gesang. Tanz, Musik und Gesang treten in ihrer Ausübung bei primitiven Völkern meist zusammen auf, aber auch auf den höheren Stufen der Ausbildung bleiben sie eng verknüpft. Man wird sagen dürfen, daß selbst bei den höchsten Formen der Musik, etwa bei einer Beethovenschen Symphonie, ein bewußter oder unbewußter Rest von Körpergefühl im Hörer mitschwingt.

Die Tonverschiedenheit benennen wir als Höhe und Tiefe, im An- und Abschwellen der Dynamik fühlen wir Spannung und Lösung, und der Wirbel der Töne „reißt uns fort". Die Bilder, die die Sprache hier geschaffen, sind mehr als Bilder. Es sind die deutlichen Umschreibungen dafür, wie eng noch immer Muskelgefühl und musikalische Empfindung zusammenhängen.

Zu Tanz, Gesang und Musik treten als nächstverwandte und noch wesensgleiche Gruppen das Spiel, die Dichtkunst und die Schauspielkunst. Es wird verwundern, das Spiel als künstlerische Betätigung hier eingereiht zu finden. Aber es muß vielmehr Wunder nehmen, daß Philosophen und Physiologen es als etwas Besonderes abzutrennen pflegen, ja sogar den „Kunsttrieb" aus dem „Spieltrieb" ableiten wollen.

Spiel ist nichts weiter als diejenige Form der aktiven Synthese, die auf einer höheren Stufe zur Poesie und zur Schauspielkunst führt. Das Spiel — sei es ein Körperspiel wie Ballschlagen, ein Nachahmungsspiel wie „Räuber und Soldaten", ein intellektuelles Spiel wie das Schach — hat alle Merkmale künstlerischen Schaffens. Im Spiel wird über das Notwendige hinaus nach frei gefundenen Gesetzen eine Tätigkeit geübt, die ledig ist aller unmittelbaren Zwecke, und wo der einzige Antrieb der ist, daß das Einzelwesen sich und seine Kräfte innerhalb der neuen, selbstgeschaffenen Welt selbst genießt, genau wie beim Tanz. Auch hier ist die Loslösung von der realen, das heißt ausschließlich auf Zwecke der Lebenserhaltung gerichteten, Welt eingetreten, und jede Handlung hat den Wert einer unmittelbaren Empfindung. Es kann nicht irre machen, daß z. B. beim Schach das Spiel ja eben in höchster Anspannung des Intellekts besteht. Im Gegenteil ist gerade dieses Beispiel lehrreich. Denn nicht als Tötung oder völlige Ausschaltung des Intellekts kann unsere obige Definition der Kunst als „Befreiung vom Intellekt" aufgefaßt werden — denn natürlich bildet, wie bei allen Handlungen lebender Wesen, so auch beim künstlerischen Vorgang der Intellekt im Unterbewußtsein die unumgängliche Voraussetzung — sondern es ist eine Art „Isolierung" der logischen Gedankentätigkeit auf eine bestimmt begrenzte erreichbare Aufgabe, die mit den persönlichen Angelegenheiten des Einzelnen, mit der egoistischen Lebenserhaltung nichts zu tun hat, die als etwas Selbständiges, von eigenen Gesetzen Regiertes neben der Wirklichkeit steht. Es ist, als habe man von dem ungeheuren, ins Unendliche fließenden Strome des Intellekts ein Bächlein in ein enges Viereck geleitet, in dem nun das Spiel der Kräfte, übersehbar und in all seinen Wirkungen verständlich, für uns zu einheitlicher Anschauung und unmittelbarer Empfindung gelangt. Das Schachspiel und seine bescheideneren Verwandten sind aus einem ähnlichen Kraftüberschuß des Intellekts entstanden, wie der Tanz aus dem Überschuß des Körpergefühls, und wenn man sie als Geistesgymnastik bezeichnet hat, so ist auch das nicht nur ein Bild, sondern es trifft das Wesen.

Alle Körperspiele stehen auf einer Stufe mit dem Tanz.

Die dritte Gattung, die Nachahmungsspiele, sind in ihrer psychologischen Wesensart und Wirkung leicht zu durchschauen. Das Kind denkt

sich und die Gefährten in eine andere Form, es gestaltet sich und fühlt sich wie ein anders geartetes Wesen, wie ein anderer Mensch oder wie ein Tier, und vollzieht damit eine Neuschöpfung. Die Gesetze, nach denen es in seiner neuen Gestalt handelt, schreibt es sich selbst vor und befreit sich damit durch aktive Synthese von sich selbst, indem es sich zugleich auf einer anderen Stufe verwandelt wiederfindet. Und zwar auf einer höheren Stufe, denn für die Augenblicke des Spiels ist alles Fragwürdige und Unvollkommene aus seinem Dasein entfernt, es ist ein vollkommenes Wesen von besonderer, selbstgewollter Art. Auch Erwachsene können das Glück einer solchen Selbstbefreiung empfinden, wenn sie sich seelische Elastizität genug bewahrt haben, um den Sinn eines künstlerischen Maskenfestes innerlich zu erleben. Im Altertum führt vom kindlichen Nachahmungsspiel ein direkter Weg zur Schauspielkunst, nur daß der Einschlag religiöser Gedanken den primären Trieb befruchtet. Die Verschmelzung mit der Kunst des gebundenen Wortes, die ihrerseits inzwischen eigene Wege gegangen, führt dann im Athen des 5. Jahrhunderts zu der höchsten inneren und äußeren Durchbildung einer der mächtigsten Kunstformen, dem klassischen Drama, an welchem Spiel, Tanz, Gesang und Poesie gleichgroßen Anteil haben.

Die Poesie oder weitergefaßt die künstlerische Formung durch das Wort gehört ohne Zweifel zu den ältesten Besitztümern der Menschheit, denn auch die primitivsten Rassen benützen sie schon. Auch das Tier, wenigstens die uns nächstverwandten Säugetierarten, haben zweifellos eine Sprache, die zur Verständigung in allen praktischen Fällen, für Liebe, Drohung, Warnung und Lockung ausreicht, und diese Sprache nimmt im Gesang der Vögel schon künstlerische Formen an, die über die reine Notwendigkeit hinausgehen. Aber ebenso sicher dürfen wir annehmen, daß diese tierischen Verständigungstöne die vornehmste Eigenschaft der menschlichen Sprache nicht haben, nämlich Abstraktes auszudrücken, also eine Summe sinnlicher Vorgänge durch unsinnliche Symbole zusammenzufassen. Daß das höher organisierte Tier Begriffe wie Haß, Liebe, Feindschaft, Zuneigung, ferner Zeit, Raum und manches andere als Oberbegriffe benützt, unter die es die jeweilige sinnliche Erscheinung einreiht, geht wohl aus der Beobachtung gezähmter Tiere ohne weiteres hervor. Aber einen Ausdruck für diese Begriffe besitzt es zweifellos nicht. Auch der Mensch muß diese Stufe einmal durchlaufen haben. Die eigentliche Menschwerdung geschah in dem Augenblicke, wo die Differenzierung der Laute für jede einzelne sinnliche Erscheinung, unabhängig von der unmittelbaren Zweckmäßigkeit, begann, wo zu jedem Gegenstande ein bestimmter Laut sich einstellte und aufsteigend die Erscheinungswelt in große Begriffsgruppen gegliedert ward. Erst mit der Findung der Sprache hat dann jene Arbeitsteilung beginnen können, die das Menschengeschlecht so stark gemacht hat und die in beständigem Zunehmen begriffen ist. Sprach- und Begriffsbildung muß Hand in Hand gegangen sein. Aber diese vielleicht gewaltigste Schöpfung des Menschengeschlechts hat nicht den Charakter einer künstlerischen Leistung, sondern ausgesprochen den einer wissenschaftlichen. Sprache und Begriffe entstehen nicht durch Synthese, sondern durch kritische Analyse.

Die sinnenhafte Welt, die dem Ich zunächst als ungeheure Einheit gegenübersteht, wird zerlegt, gegliedert in Gruppen verwandter Dinge, die jede ihre Benennung erhalten und die wiederum in kleinere Gruppen zerfallen. Auch die Schöpfung der Abstrakta ist nicht Synthese, sondern nur eine höhere Art der kritischen Analyse; denn sie faßt nur das Gleichartige nach bestimmten Merkmalen zusammen, ohne daß etwas gedanklich Neues dadurch entstände. Es ist nur ein Handwerkszeug, freilich das wichtigste, zur Bewältigung der Welt, aber nicht die Neuschöpfung eines Kosmos.

Das künstlerische Leben der Sprache beginnt erst mit dem Augenblick, wo eine ausreichende Summe von Begriffen und Worten feststeht, um mit ihnen durch Verknüpfung eine gedachte, gedichtete Welt neben die reale stellen zu können. Daß das schon sehr früh, mit einem geringen Wortschatz kommen kann, lehrt die Beobachtung phantasiebegabter Kinder. Man könnte meinen, die erste Lüge, die gesagt worden ist, sei die erste künstlerische Leistung der Sprache gewesen; aber da sie zweifellos zu einem bestimmten intellektuellen Zwecke gesagt ward, so fehlt ihr das Merkmal der Loslösung von der Persönlichkeit. Erst die Lügen, die um ihrer selbst willen, aus Freude am selbstgeschaffenen Unwirklichen erzählt worden sind, waren die frühesten Kunstleistungen der Sprache.

Bei der Dichtkunst tritt eine Verwicklung des Problems hinzu, die sich bei den bildenden Künsten in noch höherem Grade wiederholt. Die bisher betrachteten Kunstbetätigungen, vor allem Tanz, Musik und die nicht imitativen Spiele, bis zu einem gewissen Grade auch der Gesang, vollziehen sich lediglich im Subjekt, als Übung physiologischer Kräfte, höchstens daß sie einiger äußerer nebensächlicher Hilfsmittel bedürfen. Es fehlt ihnen „der Gegenstand". Zwar hat auch die Sprache ihre physiologischen künstlerischen Werte, Wohlklang (Euphonie), Rhythmus, Metrum, in den germanischen Sprachen auch den Reim, und sie ist dadurch zu einem Teile ihres Wesens mit der Musik verwandt. Aber diese physiologischen Werte sind für die Dichtkunst bloße Hilfsmittel, und nur in dekadenten Zeiten werden bisweilen die physiologischen Mittel mit dem Ziel verwechselt — wie wir Ähnliches zu unserem Staunen ja heute auch in der bildenden Kunst erleben. Aber den eigentlichen Apparat der Dichtkunst bilden alle Erscheinungen der körperlichen und geistigen Welt, Dinge, Handlungen, Empfindungen und was nur überhaupt Gegenstand des menschlichen Denkens sein kann, also alles das, was Gegenstand der Sprache auch bei nichtkünstlerischem Gebrauche ist. Dadurch entsteht die Schwierigkeit, zu erkennen, was denn eigentlich das Wesen des Künstlerischen innerhalb der mit Worten arbeitenden Kunstarten sei. Man darf, um hier klarer zu sehen, sich nicht an die straff geformten Kunstarten halten, wie Epos, Lyrik, Drama, weil dort die äußere Form so eindringlich ist, daß man leicht das Mittel mit dem Wesen verwechselt. Vielmehr müssen wir uns klarmachen, daß neben der Poesie eine lange Reihe von Betätigungen der „redenden Künste" steht, die zwar mit praktischen Zwecken aufs engste verflochten sind, aber darum des Merkmals der künstlerischen Synthese keineswegs entbehren. An den Anfang kann man große Prosawerke, wie etwa

Herodots und Thukydides' Geschichtsbücher und Ähnliches stellen, sodann die ganzen Erzeugnisse der antiken Beredsamkeit, die mit Bewußtsein zu Kunstwerken gestaltet worden sind. Aber auch eine Reichstagsrede Bismarcks oder seine „Gedanken und Erinnerungen" werden durchaus als Kunstwerke empfunden. Ja ein Zeitungsartikel, eine wissenschaftliche Abhandlung können die gleiche Wirkung haben. Die Unterhaltungen in den französischen Salons des 18. Jahrhunderts müssen auf der höchsten Stufe künstlerischer Durchdringung gewesen sein, und noch heutzutage trifft man einzelne Menschen, wennwohl sie in Deutschland selten sind, die das Gespräch des Augenblicks zum Kunstwerk zu gestalten vermögen. Daß alles dieses in seinem innersten Wesen verwandt ist, liegt auf der Hand. Und ebenso wird deutlich, daß die Definition der älteren philosophischen Ästhetik, die Kunst sei das „zwecklos Schöne", durchaus unzureichend ist. Sie paßt auch auf die Architektur schon durchaus nicht, denn dort gehört nicht nur der griechische Tempel und der italienische Palast, sondern genau so die Hütte des Negers und das moderne Warenhaus, ja das Automobil und das Luftschiff in den Bereich der künstlerischen Leistung, und zwar immer dann, wenn diese Dinge nicht in ungeformter Zweckerfüllung stecken geblieben sind, sondern das Formproblem als solches völlig bezwungen erscheint, indem die immanenten Notwendigkeiten durch eine vollkommene Lösung zu einheitlicher Anschaulichkeit entwickelt sind. Für die redenden Künste stellt sich also die Formulierung so: sie sind die souveräne aktive Synthese alles Denkbaren, aller Denkmöglichkeiten, innerhalb von Formen, die diesem Gedachten den Stempel des selbständig Bestehenden geben. Diese Formen sind es, die die unmittelbare Relation jenes Gedachten zur realen Welt aufheben oder sie doch für seine Existenz unnötig machen. Eine Bismarcksche Reichstagsrede hat ihren unmittelbaren Zweck längst erfüllt und hätte an sich nur noch für den Geschichtsforscher Interesse, wenn nicht jener Gewaltigste aller Gestalter germanischer Rasse in der Formung von an sich jetzt gleichgültigen Tatsachen, im Aufbau der Gedanken und endlich in der Gestaltung des Wortes etwas Neues, dauernd und für sich Wirkendes geschaffen hätte.

Überblicken wir im Fluge die Geschichte des geformten Wortes, so finden wir es in den Anfängen der historischen Welt im Dienste des Staates, der Religion und der sozialen Ordnung. Älteste Gesetze und Anrufungen der Gottheit sind in Verse gefaßt, herrschende Geschlechter lassen die Taten ihrer Vorfahren besingen zum dauernden Nachweis ihres adligen Ursprungs. In entwickelteren Zeiten treten der Staat und der soziale Zweck mehr zurück, obwohl noch Solon zu seinem Volk in Versen spricht und die attischen Junker das Lied vom Mord des Tyrannen Hipparchos sangen. Aber allmählich kommt die rein zweckmäßige Prosa zur Herrschaft, und nur Völker, Zeiten und Männer von besonderer schöpferischer Kraft gestalten auch sie künstlerisch. Dafür löst sich andrerseits die Kunst des gebundenen Wortes mehr und mehr los vom realen Zweck. Am deutlichsten ist der Vorgang beim griechischen Drama. Aus dem Gottesdienst erwachsen und in der schöpferischsten Periode des griechischen Volkes durchaus noch als solcher geübt, tritt es schon im Verlauf der griechischen Kulturgeschichte kraft seiner Form als selbständiger Wert auf.

Die Lyrik hatte sich schon viel früher vom äußeren Zweck befreit. Zwei Triebkräfte führen zu solcher Entwicklung: die Übung des gewonnenen Könnens wird zum höchsten Reiz für die Könnenden, und die Freude am Geformten wird als eine Erregung edelster Art empfunden, weil sie das Einzelwesen vom individuellen Egoismus befreit.

Spiel, Tanz, Gesang, Poesie und Schauspiel sind Kunstbetätigungen, die am Menschen selbst als handelndem und empfindendem Subjekt haften. Sie wirken unmittelbar von Mensch zu Mensch und bedienen sich der äußeren Dinge nur als nebensächlicher oder untergeordneter Hilfsmittel. Musikgerät, Gewandung, Bühne sind dienende Dinge, die für die Wesenheit des Musikstückes oder des Dramas keine entscheidende Bedeutung haben, wie man ja dieselbe Melodie auf beliebigen Instrumenten spielen kann und das „Kostüm" eines Dramas eine Äußerlichkeit bleibt. Alle diese Künste schaffen nichts objektiv Bestehendes, sondern bedürfen zu ihrer Verwirklichung stets von neuem der menschlichen Psyche. Und sie bedürfen eines Zeitablaufes. Auch das gelesene Drama kann nur im Nacheinander als ein Geschehnis erfaßt werden. Das Auge ist bloß der äußere Vermittler. Nur im Tanz, sofern er eine Schaustellung ist, sowie in der Schauspielkunst sind selbständige Augenwerte in Wirksamkeit, und in dieser Beziehung berühren sich jene Kunstarten mit der zweiten großen Gruppe, zu der wir uns nun wenden.

Die bildenden Künste, die man auch die Augenkünste nennen könnte, sind vom Zeitablauf und von der subjektiven Verwirklichung unabhängig. Ihr wichtigstes Unterscheidungsmerkmal von jenen ist: sie schaffen dauernde Gestaltungen äußerer Dinge. Ihr Ursprung liegt wohl kaum in einem so primären Betätigungsbedürfnis des menschlichen Organismus, wie Tanz und Musik, aber dennoch auch in Bedürfnissen, und zwar in der ungeheuren Menge der äußeren Notwendigkeiten. Auf der Höhe ihrer Entwicklung entfernen sich diese Künste zwar scheinbar immer mehr oder gänzlich von dem unmittelbaren Bedürfnis, so daß man sie sogar als die Verkörperung des „zwecklos Schönen" hat ansprechen wollen, aber dies ist wie gesagt nur scheinbar oder ist doch nur in dekadenten Epochen der Fall. In Wahrheit ist eine Kunst, die nicht mit einem objektiven Bedürfnis zusammenhängt, ein ungesunder Schoß an dem lebendigen Baum und zum Absterben verdammt.

Jedoch kann man immerhin zwei Grade des Abhängigkeitsverhältnisses unterscheiden, die wir wiederum am klarsten erkennen, wenn wir von den primitiven Stufen der Menschheit ausgehen. Die Formungen, die der Mensch zuerst vollzieht, beziehen sich auf Schutz und Erhaltung des Körpers. Die Not schafft Waffen, Kleidung, Behausung; die Nahrungsbereitung erfordert Gerät. Aus der Masse der natürlichen Gestaltungen oder des Ungestalteten werden Stoffe herausgesucht, die durch die menschliche Hand gewandelt werden können. Neben die Naturform tritt zum ersten Male die vom Menschen gewollte Form. Der Mensch zwingt der Natur seinen Willen auf, die zweite große Tat der Menschwerdung neben der Heranbildung der Sprache zum Ausdruck des Abstrakten. Die ersten Versuche dieser Art, die wir kennen, die Steinwerkzeuge der paläolithischen Zeit, haben

zwar in ihrer Einfachheit etwas Rührendes, aber trotzdem sind sie bereits vollkommene Kunstwerke in unserem Sinne. Denn gegenüber dem rohen Stein, den auch der Affe als Waffe führt, hat sich hier die aktive geistige Synthese des Stoffes bemächtigt und ihn zum Zweck gestaltet, geformt. Zweckerfüllung und Form fallen noch völlig zusammen, sie gehen ineinander auf, und doch ist eine vollkommene künstlerische Wirkung vorhanden, auch ohne daß irgend eine Schmuckform hinzuzutreten braucht. Denn die rein erfüllte Zweckmäßigkeit ist bereits Kunst, ist die Schöpfung eines Gebildes, das in seiner Art und in seiner Stufe ein Fertiges bedeutet, vor dem der Intellekt als vor einem durch innerliche Notwendigkeit Gewordenen zur Ruhe kommt. Man kann einen Feuersteinmeißel wohl verwerfen als unpraktisch für uns und längst überwunden, aber man kann an ihm, wie er ist, nichts mehr ändern, ohne sein Wesen zu zerstören. Für ihn wie für jedes wirkliche Kunstwerk gilt das sit ut est, aut non sit. Und zu seiner Zeit bedeutete jener einfache Meißel keine geringere Leistung und erweckte nicht weniger beglückende Erregung als heute ein fein geformtes venezianisches Glas oder eines jener wundervollen japanischen Schwerter, die in der drohenden Schwingung ihrer Klinge furchtbar und schön zugleich sind.

In die gleiche Reihe wie das Beispiel dieses einfachen Werkzeuges gehört alles übrige Hausgerät, gehört die Tracht, die Bewaffnung, endlich die Architektur. Auf allen Kulturstufen lassen sich Beispiele aus diesen Kunstarten finden, wo die reine zweckmäßige Form ohne jede „schmückende" Zutat ein Kunstwerk bildet. Denn — das muß mit allem Nachdruck betont werden — niemals wird ein Gegenstand durch den Schmuck, das Ornament zum Kunstwerk, wenn er das nicht durch die Folgerichtigkeit seiner Zweckform schon ist. Diese allein ist das Ausschlaggebende. Das wird von der philosophischen Ästhetik in der Regel nicht erkannt, da sie die „Handwerkskünste" meist außerhalb ihrer Betrachtung läßt. Für den historisch Denkenden ist dies unmöglich. Denn, um ein Beispiel zu nennen, es führt von der schmucklosen Lehm- oder Reisighütte des Primitiven bis zu den höchsten Schöpfungen der Baukunst eine ununterbrochene Entwicklungslinie, eine Kontinuität der künstlerischen Gedanken. Jene wie diese sind genau den gleichen psychischen Vorgängen, dem gleichen Formenwillen entsprungen, und sie sind — cum grano salis — auch in ihren Wirkungen gleich, nur daß natürlich die Stärke der Wirkung für uns Heutige bei einem prähistorischen Lehmbau und einer Negerhütte anders ist als bei einem romanischen Dom oder einem Renaissancepalast. Wenn wir also die restlose „Formung zum Zweck" als Ausgangspunkt und Grundlage aller künstlerischen Gestaltung und Wirkung erkennen, so dürfen wir folgerichtig auch die Erzeugnisse der modernen Technik nicht aus dieser Sphäre ausschließen. Und es ist in der Tat so: die Formen einer Schnellzugslokomotive, eines gutgebauten Automobils, eines Luftschiffes, ja die reinen Gebrauchsmaschinen, wie etwa die gewaltigen Schwungräder der elektrischen Induktionsmaschinen oder die riesigen Dampfhämmer der Eisenwerke, sie alle enthalten neue künstlerische Werte, die freilich zurzeit erst in der Entwicklung begriffen sind. Denn hier werden die zweckmäßigsten

Formen nicht sogleich, sondern erst allmählich gefunden. Man braucht nur Stevensons Lokomotive, ein mühsam auf Räder gesetztes Dampfmaschinchen, mit dem geschlossenen und doch in seinen wirkenden Teilen so klar übersehbaren Körper einer heutigen Schnellzugsmaschine zu vergleichen. Oder man erinnere sich, wie die ersten Automobile nichts anderes waren als Droschken ohne Deichsel, die liefen, man sah nicht weshalb — und welche Verständlichkeit und Geschlossenheit der Teile sie heute zeigen. Was wir an diesen Werken „schön" nennen, ist nichts als die vollkommenste Zweckmäßigkeit; jede Schmuckzutat, die nicht mit den Zweckformen innerlich zusammenhängt, empfinden wir als unnütz und störend. Als letztes Beispiel das Schiff. Der Rumpf eines guten Segelbootes oder eines Ozeandampfers, der das Laienauge durch seine wundervollen Linien erfreut, zeigt dem Kenner sofort das Können des Schiffes an; es sind Linien, die durch unablässiges Ausproben der günstigsten Kurven endlich gefunden worden sind.

Aber diese Handwerkskünste, die im unmittelbarsten Zusammenhang mit dem Bedürfnis stehen, haben nun über die nackte Notwendigkeit hinaus ein Element hervorgebracht, das wir wieder als Erzeugnis des „Kraftüberschusses" erkennen, eines Überschusses des einmal in Bewegung gesetzten Formtriebes, so wie wir die gesamten subjektiven Künste, Tanz, Gesang usw., als Erzeugnis des organischen Kräfteüberschusses verstanden haben. Der Formtrieb bleibt nicht bei der Erzeugung der vollendeten Zweckform stehen, sondern er erfindet die Schmuckform, das Ornament. Schmuck ist Gliederung und Bereicherung. Die zunächst gleichgültig erscheinende Fläche der Zweckform wird geteilt und wird mit Einzelformen gefüllt, die in einem bestimmten Verhältnis zur Zweckform stehen. Dies Verhältnis ist ein dienendes, ein untergeordnetes. Niemals darf das Ornament zur Hauptsache werden, wenn nicht die künstlerische Wirkung vernichtet werden soll. Wie diese Schmuckformen zum Teil aus der Zweckform herauswachsen, wie namentlich bei der Architektur — wo ursprünglich technische Formen häufig zu Schmuckformen werden —, wie dann bei der Kleinkunst ebenso die technischen Verhältnisse den Ausgangspunkt bilden, aber sogleich auch ein freieres Spiel reiner Schmuckformen eintreten kann, das braucht hier nicht ausführlicher verfolgt zu werden. Es genügt wiederum ein Blick in die ersten Anfänge. Schon bei den früheſten Erzeugnissen der paläolithischen Zeit macht sich in der Anordnung der „Schlagmarken" am Feuersteingerät der Sinn für rhythmische Reihung bemerkbar, und in dem Knochengerät dieser Epoche sehen wir den Schmucktrieb bereits zu ganz bestimmten geometrischen Ornamentsystemen gelangen. Die Zweckform z. B. eines Pfriems, einer Lanzenspitze erhält durch Kerbung und Ritzung Einteilungen, die sie gefällig beleben, weil das Auge in dem Ablesen dieser Einteilungen eine Lust empfindet.

Die paläolithische Epoche führt uns aber auch schon auf die zweite freiere Stufe, wo das Verhältnis zwischen dem äußeren Bedürfnis und der Kunstform ein weniger unmittelbares ist, wo die Kunstleistung zunächst als unabhängig von jeder Zweckform erscheinen könnte. Wir haben bereits hier inmitten der primitivsten Lebensverhältnisse plastische, gezeichnete und gemalte

Darstellungen von Menschen und Tieren, die durch ihre unmittelbare Kraft, Klarheit und häufig auch Richtigkeit aufs äußerste überraschen, ja entzücken. Diese zweite Stufe der bildenden Kunstarten wird im Gegensatz zur „angewandten" oder „Handwerkskunst" wohl die „reine" oder „freie" oder „hohe" Kunst genannt, deren Hauptmerkmal nach den älteren Definitionen der Ästhetik die Zwecklosigkeit, die Freiheit von einem unmittelbaren praktischen Interesse sein soll. Sie sei die „zweckfreie Nachahmung der Natur" oder „die Darstellung des Schönen" oder „der schönen Erscheinung" oder endlich „die Darstellung der Idee" oder „des Absoluten". Diese Definitionen treffen nirgends den Kern der Sache, weil sie über das Wesen der künstlerischen Betätigung nichts aussagen. Und es ist ein Grundirrtum, diese „freie Kunst" als frei von jedem realen Zweck zu bezeichnen. Der Irrtum konnte nur in einer so kunstblinden, so rein von intellektuellen Gedanken beherrschten Zeit wie dem 19. Jahrhundert entstehen, wo die Auflösung des Realen in Begriffe das Denken beherrschte. Die historische Betrachtung ergibt, daß in allen kunststarken Epochen kein einziges Kunstwerk ohne sachliche Bestimmung geschaffen worden ist, voran in der griechischen. Zuerst ist dort die Religion die große Auftraggeberin gewesen, es folgte der Staat mit seinen Zwecken, und schließlich stellte sich der private Bedarf ein, der für Gärten, Häuser und Paläste Schmuck verlangte. Die „freie" Kunst spielt dabei die gleiche Rolle wie die Ornamentform bei der Zweckform des einzelnen Gerätes: sie tritt als dienendes Glied in einen größeren zweckbestimmten Rahmen und gewinnt dadurch die innere Notwendigkeit und Berechtigung und damit ihre beste Wirkungskraft. Sie ist eine Notwendigkeit von freilich höherer Art, entstanden aus dem geistigen Kraftüberschuß, den die menschliche Gesellschaft als Ganzes produziert. Aber es ist, um es zu wiederholen, dem Wesen nach kein anderer Vorgang, als den die paläolithische Kunst uns schon am Gerät des täglichen Lebens hat erkennen gelehrt.

Die Wege, die dieses neue psychische Bedürfnis der Menschheit geht, sind lange und mannigfaltige. Aber sie führen alle zu dem gleichen Ziele, das wir auch bei den musischen Künsten und bei der Handwerkskunst als das letzte erkannt haben: zu der Schöpfung geschlossener Gebilde, in denen ein Wille eine Form zu einem eigenen, in sich selbst gegründeten Leben zwingt.

Aber gerade wie bei der Dichtkunst, und noch stärker als dort, verwickelt und vervielfältigt sich bei den bildenden Künsten das Problem. Es handelt sich hier nicht mehr bloß um Formen, deren Aufgabe so begrenzt und so klar erkennbar ist wie beim Ornament, wo der „Gegenstand" an sich gleichgültig ist oder bleiben kann. Sondern diese höheren Künste entstehen nur an Stoffen, nur durch die Bearbeitung von Gegenständen, die sie aus dem ganzen Umkreis sowohl der sichtbaren Natur wie der menschlichen Vorstellungen schöpfen. Und zwar sind diese Künste gegenüber der Dichtkunst noch reicher, weil sie nicht allein über das gebieten, was Gegenstand des Denkens, Wollens, Handelns sein kann, sondern in erster Linie auch über alles, was sinnenhafte Anschauung ist. Die Anschauung ist die Grundlage und der Ausgangspunkt dieser Künste, und wir müssen daher zunächst darüber Klarheit

haben, welche Rolle die Anschauung im Dasein des Menschen spielt, wie sich der Mensch ihr gegenüber verhält. Zuvörderst ist sie die Grundlage jeder Erfahrung und die Nährquelle unseres Intellekts. Auf dieser ersten Stufe dient sie für Tier wie Mensch als wichtigste Helferin bei allen Vorgängen der Lebens- und Arterhaltung. Beim Menschen als einem sozialen Wesen komplizieren sich diese Vorgänge und sind nur noch mit Hilfe geistiger Oberbegriffe — Religion, Moral, soziale Ideen, Wissenschaft, Technik — zu regeln, die alle in letzter Linie auf sinnenhafter Erfahrung sich aufbauen und sich dauernd ihrer mehr oder minder bedienen müssen, sei es zu bloßer Vermittlung, sei es als der sichtbaren Trägerin der Ideen und Absichten. Hier steht also die sinnliche Anschauung im unmittelbaren Dienste bestimmter egoistischer oder sozialer Zwecke.

Auf einer zweiten Stufe jedoch wird die sinnliche Anschauung ein Gebiet, das von jedem egoistischen Ziele unabhängig sein *kann*. Unter den tausendfältigen täglichen Eindrücken des Auges ist es nur ein bestimmter Teil, der den egoistischen Willen in Bewegung setzt; der andere Teil bleibt objektiv für uns, wir verhalten uns ihm gegenüber rein aufnehmend, beobachtend, und zwar mit einer Fülle von Abstufungen, von voller Gleichgültigkeit — wobei der Eindruck bis an die Schwelle des Bewußtseins oder unter sie sinken kann — bis zu starker innerer Anteilnahme, zum seelischen Mitempfinden, Mitleiden, wo dann die Umsetzung zu persönlichem Handeln, also die erste Stufe, nicht mehr weit ist.

Auf der geschilderten zweiten Wirkungsstufe der sinnlichen Anschauung bewegt sich die bildende Kunst. Sie stellt die Dinge der Natur so vor uns hin, daß zwar unsere Anteilnahme erregt wird — und je stärker, desto besser —, daß aber unser Wille, unser Handeln in keiner Weise durch sie in Bewegung gesetzt wird. Die Frage ist nun: wodurch unterscheidet sich eine durch die Kunst hervorgerufene Anschauung in ihrer psychischen Wirkung von einer beliebigen zweckfreien Anschauung des täglichen Lebens? Oder gibt es Anschauungen der zweitgenannten Art, die den künstlerischen Wirkungen gleich sind oder nahe kommen?

Die Antwort kann für die zweite Frage aus der unmittelbaren Erfahrung gegeben werden, wenn wir die oben gewonnene Einsicht in das Wesen des Künstlerischen uns gegenwärtig halten. Es gibt in der Tat überall und täglich Anschauungskomplexe, die durch den Anschauenden so aus ihrer Umgebung losgelöst und als „selbständige, innerlich notwendige Synthesen" erfaßt werden können, daß sie annähernd die Wirkung eines Kunstwerkes haben. Dies ist die Art, wie die Künstler kraft ihrer Begabung und Durchbildung überhaupt sehen. Und auch der Nichtkünstler, falls er sich durch Umgang mit Kunstwerken auf diese Art des Sehens und Empfindens eingestellt hat, kann täglich eine Fülle neugeborener Kunstwerke in sich erzeugen und empfinden. Bei manchen Dingen und Vorgängen der Natur, die zur künstlerischen Synthese besonders herausfordern, gelingt dies auch den künstlerisch nicht Gebildeten. Ein Sonnenuntergang, ein Wasserfall, eine liebliche oder großartige Landschaft

pflegen meist auch vom Laien als eine künstlerische Einheit empfunden und genossen zu werden.

Der Unterschied zwischen solchen nur empfundenen und den zur Objektivierung gelangten Anschauungen braucht nicht näher erläutert zu werden. Im fertigen Kunstwerk ist die Synthese, die sich in der Seele des Schaffenden vollzogen hat, mit äußeren Hilfsmitteln der verschiedensten Art festgehalten. Die Wahl dieser Hilfsmittel ist an sich gleich, obwohl allerdings das Auffinden und Verbessern der Ausdrucksmittel zu wichtigen Etappen in der Entwicklung der Kunst wird und obwohl die verschiedenen Arten der Kunstmittel jede ihre eigenen Lebensbedingungen, Gesetze und Wirkungen haben. Daher wir bei manchen und meist gerade den stärksten Künstlern finden, daß sie sich nach Bedarf plastisch, malerisch oder graphisch aussprechen, wie etwa Pheidias, Lionardo und Michelangelo, während schwächere oft in der einseitigen Pflege einer einzelnen künstlerischen Ausdrucksweise befangen bleiben.

Wir fragen nun für diejenigen Zweige der bildenden Künste, die sich mit der Darstellung von „Gegenständen" befassen (also ausschließlich der Ornamentkunst und der Architektur):

1. *Worin besteht die Verarbeitung eines sinnlich Geschauten zum Kunstwerk?*

2. *Und welches ist die Wirkung dieses künstlerisch Verarbeiteten auf den Betrachter?*

Dies sind die beiden Hauptfragen, die für das Wesen der bildenden Kunst entscheidend sind. Die Antworten lauten nicht anders als die, welche wir für die musischen Künste und für das Künstlerische überhaupt, als eine besondere Art unserer Seelenbetätigung, gefunden haben.

1. *Die künstlerische Arbeit* schafft Werke, die der realen Welt — der in steter Wandlung begriffenen, stets unvollkommenen, den Willen und Intellekt zu steter Zweckarbeit zwingenden — gegenüberstehen als etwas Unveränderliches, als in sich allein begründete, aus sich selbst heraus verständliche Gebilde, die von der unmittelbaren Zweckarbeit der Lebenserhaltung losgelöst sind und über sie hinausreichen. Künstlerische Arbeit ist also nicht „Nachahmung der Natur", sondern sie ist Neuschöpfung. Diese Neuschöpfung gründet sich zwar auf die aus der Natur gewonnenen Vorstellungen, aber sie verändert sie, indem sie ihnen den Charakter innerer Notwendigkeit und Folgerichtigkeit aufdrückt, Züge, die zwar in der Natur auch vorhanden sind, aber selten zu unmittelbarer und überzeugender Anschaulichkeit gelangen. Im Kunstwerk dagegen sind die Erscheinungen und Triebkräfte der Natur zu der vollkommensten Anschaulichkeit, Klarheit und Verständlichkeit gebracht. Das *Mittel*, wodurch dies geschieht, ist die *Form*. *Kunst ist Formung.*

2. *Die Wirkung der bildenden Kunst* auf den Betrachter ist eine besondere Art der Erregung, die positiv und negativ umschrieben werden muß. Negativ gesehen erscheint jede Art des persönlich interessierten Wollens ausgeschaltet. Ebenso ist die *kritische* Arbeit des Intellekts ausgeschlossen, da sich derselbe einer in sich vollendeten und begründeten, unveränderlichen, ohne

kritische Analyse nur durch Anschauung verständlichen Welt gegenüber findet. Positiv setzt sich die künstlerische Erregung aus zwei Elementen zusammen, aus einer reinen Gefühlserregung durch angenehme Verhältnisse, Linien, Farben — der spezifischen Hauptwirkung aller Kunst — und aus einer Anregung des Intellekts, die jedoch nur sekundär bei den höheren Kunstarten hinzutritt. Das erste Element, die Gefühlserregung, ruht durchaus auf physiologischer Grundlage, auf der harmonischen Reizung von Ohr, Auge und Körpergefühl (jeweils in Musik, bildender Kunst, Architektur). Das Wesen dieser harmonischen Reizungen erfährt seine besondere Untersuchung neuerdings in der experimentellen Psychologie. Die intellektuelle Anregung ist, wie eben negativ gesagt, ohne jede kritische Färbung; sie ist eine rein betrachtende. Denn der Intellekt hat Dinge vor sich, die außerhalb des wirklichen Geschehens gerückt sind, verhaltene Kräfte, die im Gleichgewicht und daher ohne Widerspruch und ohne Tendenz sind. Die einzige Arbeit des Intellektes ist, das vorhandene Gleichgewicht gewissermaßen nachzuprüfen, eine Arbeit, die, weil sie immer wieder zu dem gleichen erfreulichen Ergebnis führt, eine lustvolle ist, selbst dann, wenn der Gegenstand — nichtkünstlerisch betrachtet — Unlust erregen würde (Tragödie, das Häßliche in der Kunst usw.). Die künstlerische Wirkung ist daher unabhängig von der „Schönheit" des Stoffes.

Das Ergebnis dieser Vereinigung gefühlsmäßiger und intellektueller Erregung ist eine harmonische Gesamtstimmung des ganzen Menschen, die nicht aktiv, sondern genießend ist. Sie spannt seine Gefühls- und Seelenkräfte an, ohne sie auf ein Ziel zu lenken. Sie befreit ihn dadurch von dem Druck und der Peitsche des egoistischen intellektuellen Wollens, sie befreit ihn bis zu einem gewissen Grade von sich selbst. Aber sie gibt ihm mehr dafür wieder, nämlich ein Lebensgefühl, das über die Sphäre der individuellen Beschränktheit erhoben ist, ein ins Allgemeine gesteigertes, unpersönliches, daher zugleich sowohl beruhigendes wie beglückendes Lebensgefühl. Man kann es paradox ausdrücken: die Kunst bereitet uns eine beruhigende Erregung oder eine erregte Beruhigung.

Quer durch Bulgarien.

Vom

Grafen Vay von Vaya und zu Luskod. E.A.S.M. A.P.

I. Rilo, die geistige Hochburg.

Wundervolle Urwälder umgeben mich nach allen Seiten hin. Riesige Eichen, Ulmen und Kastanien bilden eine undurchdringliche Wildnis von dunklem, dichtem Grün, die mir noch alles verbirgt, was dahinter liegt: das ganze mir noch unbekannte Bulgarien.

Diese Gegend an der Grenze von Mazedonien wirkt außerordentlich: die Berge nehmen die phantastischsten Formen an. Verheerende vulkanische Feuer, furchtbare Umwälzungen und Ausbrüche haben einst diesen Boden zerrissen und zerwühlt und tiefe Spalten am Fuße der gewaltigen Berge gebildet, über die sich jetzt unbegrenzte Waldungen ausbreiten.

Inmitten der schützenden Forsten erheben sich die stolzen Mauern von Rilo, einem der bedeutendsten orthodoxen Klöster der Balkanhalbinsel.

Der kolossale Steinblock ist schon in architektonischer Hinsicht einzig in seiner Art. Unzählige übereinander gelagerte Stockwerke bilden ein Sechseck oder besser gesagt einen Rundbau, der tatsächlich einer Festung gleicht. Zur Vervollständigung des Eindrucks einer bewehrten Burg tragen ringsum laufende tiefe Gräben und eine Zugbrücke bei.

Die den Ort umgebende Natur blieb in ihrer wilden Großartigkeit noch unberührt von den menschlichen Einrichtungen der Neuzeit. Keine Hand zerstörte das gewaltige Werk der Schöpfung, innerhalb deren der mächtige Klosterbau eine feierliche Wirkung ausübt. Im ersten Augenblick bleibt man völlig überrascht davor stehen. Es erscheint geradezu märchenhaft, in dieser Einsamkeit, weitab von jeder anderen menschlichen Ansiedelung, eine derartige Gebäudemasse auftauchen zu sehen.

Ist man über die aus schweren Balken bestehende Brücke und durch den langen, wie ein unterirdischer Gang finsteren Türbogen geschritten, so befindet man sich einer leuchtenden, von fünf goldenen Kuppeln überwölbten Kathedrale gegenüber. Männer mit wallendem, schwarzem Bart und langen Haaren, eingehüllt in weite, schwarze Talare, mit kronenartiger Kopfbedeckung, von der ebenso schwarze Schleier fließen, wandeln überall plaudernd umher. Alle gleichen einander, alle bewegen sich und reden auf dieselbe Art, wie Automaten.

Erst jetzt bemerke ich, daß ich mich im Innenhof befinde. Um einen Begriff von seiner Ausdehnung zu geben, mag der Hinweis genügen, daß die geräumige Kathedrale in seinem Mittelpunkt errichtet ist und daß sie sich dort wie ein reizendes Spielzeug in einem großen Schmuckkasten ausnimmt. So ungeheuer weit ist der Hof, und so hoch aufgeführt sind die Klostermauern.

Die Zellen der Mönche münden alle hier. Zu ihrer Verbindung dienen lange, hölzerne, mit Geländern versehene Stege. Diese Außengänge bieten die einzige Abwechselung, eine Art Verzierung neben den eintönigen, weiß beworfenen Mauern.

In den Ecken führen hölzerne Treppen nach den zahlreichen Hauptstockwerken, zwischen denen verteilt sich hier und da noch einzelne Zellen befinden. Man gelangt zu manchen nur auf Leitern, und was nach oben geschafft werden soll, muß in Körben an Seilen heraufgezogen werden, ganz wie bei dem Heiligtum auf dem Berge Athos.

Auch die Klosterregeln, die Ordnung, das ganze Leben, wie es sich in seiner Einförmigkeit abspielt, gleichen sich hier wie dort. Abgeschieden von der Welt, führen die Mönche ein beschauliches Dasein. Theologische und liturgische Übungen werden nach dem orientalischen Ritus ausgeführt. Die materielle Fürsorge ist den Ordensbrüdern anvertraut. Sie arbeiten in den Wirtschaftsräumen, die im unteren Stock einen großen Raum einnehmen, sie sägen das Holz und bereiten die Nahrung. Die mächtige Küche ist eine Sehenswürdigkeit. Der beständig sie durchziehende Rauch läßt die ungeheure Halle noch umfangreicher erscheinen. Offene Feuer brennen darin gleich Scheiterhaufen. Die wie Baumstämme dicken Holzklötze sind zu hohen Haufen geschichtet, deren flackernde Flammen die düstere Stätte erhellen.

Über diesen Herden hängen an schweren Ketten riesige Kessel, in denen, wenn nötig, ein ganzer Ochse gekocht werden könnte. Siedendes Öl erfüllt den Raum mit einem scharfen Geruch. Er breitet sich über alles und durchdringt alles. Bei der Ankunft schon strömte er uns entgegen, während unseres ganzen Aufenthaltes bemerken wir ihn, und noch lange nach der Abreise verfolgt er uns.

Das Leben der Brüder von Rilo verläuft ruhig und sehr geregelt. Zur gleichen Stunde wiederholen sich dieselben Dienste, Andachtsübungen und Beschäftigungen. Glockenschläge geben die Zeichen, denen die zahlreichen schwarzen Klosterbewohner folgen. Der lange Zug der fliegenden Talare nimmt alltäglich zur gleichen Stunde seinen Weg nach der Kapelle, nach dem Refektorium oder nach der Rekreationshalle.

Die Mönche haben reichlich Zeit, sich an die strenge Ordnung zu gewöhnen. Da sie meistens sehr jung eintreten, wird das Kloster ihre Welt. Noch als Kinder leisten die kleinen Famuli den Vätern ihre Dienste und durchwandeln so die langen Etappen der Hierarchie. Die sorglosen Kinder mit den lachenden Augen wachsen heran und werden ihrerseits ernst, um an die Stelle derer zu treten, die das Kloster für immer verlassen. Die einen gehen, die anderen kommen. Ohne Lärm, ohne merkliche Änderung findet der

Personenwechsel statt. Die gleiche Anzahl fliegender schwarzer Talare bewohnt unverändert das weite Kloster. Man teilt mir mit, daß der Einfluß von Rilo auf die ganze Bevölkerung bedeutend ist und diese Gegenden sehr fanatisch geblieben sind. Es scheint, daß bei den beständigen Kämpfen an der mazedonischen Grenze die von hier aus angestifteten Banden eine wohlbekannte Rolle spielten, wie denn bei den fortgesetzten Aufhetzungen gegen die Türken die Propaganda der orthodoxen Synode sehr rege war.

Man sollte glauben, daß die alten Mauern und die schweigsamen Bewohner von Rilo wenig Interesse und Ehrgeiz für irdische Eitelkeiten besäßen. Weitab vom Treiben der Welt, von aller Menschheit durch die undurchdringlichsten Wälder getrennt und hier auf dem Gipfel der Berge über alle Leidenschaften des Lebens erhaben, hätte man wohl annehmen dürfen, daß alles, was menschlich und vergänglich ist, drunten im Jammertal zurückgeblieben wäre.

II. Auf dem Wege nach Sofia.

Unsere Wanderung nach der Hauptstadt ist sehr eigentümlich. Wir bilden eine ganze Karawane. Das Gepäck, Zelte, Möbel, Gerätschaften aller Art, um die Rasten in der Wildnis angenehm zu machen, sind den Tieren aufgeladen. Eine große Schar Führer, Träger und Diener folgt uns. Dabei werden wir noch von einer Abteilung Soldaten durch die Berge begleitet.

Wir haben endlose Wälder und immer wieder Wälder zu durchqueren, bis allmählich die Berge niedriger und die Waldungen weniger dicht zu werden anfangen und plötzlich sich eine Lichtung öffnet. Grüne Täler mit friedlich weidenden Herden erscheinen, und zu meiner Freude bemerke ich die freundlichen Hütten eines Dörfchens, von einer schönen alten Moschee mit schlankem Minarett überragt.

Wir sind also wieder in einen bewohnten und kultivierten Landstrich gelangt. Je weiter wir vorankommen, desto gepflegter zeigen sich die Felder, desto häufiger die Hütten und desto zahlreicher die Bewohner. Viele unter ihnen sind, nach ihrem orientalischen Aussehen zu schließen, Muselmanen. Aber auch die Bulgaren tragen die bequemen und schönen bunten Gewänder, die farbenfrohe Punkte in der lachenden Landschaft bilden. Die Bebauung des Bodens ist überraschend gut. Die Ortschaften sind umgeben von blühenden Gemüsegärten, die nach alter orientalischer Methode auf sinnreiche Weise berieselt werden. Während der trockenen Jahreszeit wird vermittels eines großen hölzernen Rades das Wasser aus dem Brunnen geschöpft und in einen äußerst primitiven Trog gegossen, der es nach den gewünschten Stellen leitet.

Die bulgarischen Gemüsegärtner sind übrigens weltberühmt und leben einzeln oder in Gruppen in allen Nachbarländern zerstreut. In Kroatien, Ungarn, selbst bis gegen Wien pachten sie Grundstücke, auf denen sie mit

hervorragender Geschicklichkeit und bewundernswertem Fleiß prächtige Erzeugnisse zu ziehen vermögen. Bei ihrer Unermüdlichkeit und mäßigen Lebensweise haben sie überall Erfolg. Gewöhnlich bilden sie ganze Kolonien in der Nähe bedeutender Orte. Mit den Einwohnern vermengen sie sich wenig und halten an ihren Gewohnheiten fest. Sobald sie eine gewisse Summe erworben haben, kehren sie in die Heimat zurück. Diese unvergleichlichen Arbeiter, tätig, sparsam und schweigsam wie die Chinesen, könnte man mit Recht die Kulis des Balkans nennen.

Von dem landwirtschaftlichen Reichtum des Landes konnte ich mich auf einer in Philippopel veranstalteten Ausstellung überzeugen. Sie bildete ein bemerkenswertes Ereignis in den Annalen der damals kaum von der türkischen Herrschaft befreiten Nation. Es lag ihr daran, Beweise von ihren natürlichen Hilfsquellen, ihren vielfachen Bemühungen zu geben, und so bescheiden, fast kindlich in ihrer Anordnung die Ausstellung auch war, gab sie doch einen ausgezeichneten Überblick über die unerschöpflichen Reichtümer des größtenteils noch nicht ausgebeuteten Gebietes. Zudem lenkte sie die Aufmerksamkeit des Auslandes nach dem jungen Reich. Auf den großen Weltmärkten wurde allmählich bekannter, welch ungewöhnlich günstigen Boden für den Handel das lange vernachlässigte Land barg, das bevorzugteste des ganzen so fruchtbaren orientalischen Europas. Bulgarien ist fähig, das Wertvollste an Weizen zu erzeugen. Reis, Tabak, Oliven wachsen im Überfluß. In manchen Gegenden gibt es sogar zwei Ernten[1]).

Unbestreitbar darf das junge Königreich als eines der glücklichsten betrachtet werden. Abgesehen von der fruchtbaren Erde, den bewaldeten und Schätze an Metallen und Mineralien enthaltenden Bergen hat es ein vortreffliches Klima. In dem langen heißen Sommer erfrischen häufig Niederschläge und Winde. Der Herbst ist gewöhnlich sehr schön und der, wenn auch strenge, Winter bald beendet. Unter so günstigen Umständen erwuchs ein Volk, das längst als stark und widerstandsfähig bekannt ist. Die Lastträger von Konstantinopel, die seit undenklichen Zeiten das städtische Transportmittel bilden, genießen eines Weltrufes. Es zählt zu den charakteristischen Anblicken des Bosporus, einen langen Flügel oder sonst irgendein Möbel durch einen hamal tragen zu sehen. Die Mehrzahl dieser Titanen und Vollführer herkulischer Arbeiten sind gebürtige Bulgaren.

Bei meiner Ankunft in Sofia finde ich die Stadt im Begriff, ihr orientalisches Aussehen mehr den gegenwärtigen Bedürfnissen entsprechend umzuwandeln. Ihre alten Winkel sind teilweise niedergerissen, um Platz für Neubauten zu gewinnen. Die Basare verschwinden vor den entstehenden Boulevards. Überall wird umgeändert und neu errichtet. Schulen wie Kasernen und Amtsgebäude aller Art steigen aus dem Boden.

[1]) Von den 9 Millionen Hektar Landes sind gegen 4 Millionen bebaut. Die Ausfuhr an Korn beträgt 3—5, an Mais 1—5 und an Gerste 0,5—1 Millionen Meterzentner.

Doch sind die Neuerungen hier viel glücklicher als in dem benachbarten Belgrad. Die Gebäude sind weniger anspruchsvoll, und darum fügt sich die Stadt besser in das Landschaftsbild ein, zumal sie eine größere Anzahl öffentlicher Plätze und Anlagen besitzt, die schließlich den Reiz jedes Ortes ausmachen und manchen architektonischen Fehler verbergen.

Das alte Serail, jetzt das Königsschloß, im Mittelpunkt der Stadt, ist rings von Gittern umgeben. Seine Gärten bilden immer noch den schönsten Anziehungspunkt. Das Gebäude selbst, nicht so prunkhaft wie der Palast des Königs von Serbien, wirkt deshalb auch weniger abstoßend. Es wurde durch einen kunstverständigen Architekten einst den Bedürfnissen des Prinzen Alexander von Battenberg angepaßt. Von der Eingangshalle führt eine Ehrentreppe mit doppelter Wendung zu den Gesellschaftsräumen, und wenn auch die Einrichtung aus Mangel an Mitteln einfach gehalten werden mußte und außerdem Prinz Alexander wenig Muße für Äußerlichkeiten hatte, so waren die Empfänge doch tadellos. An genügender Zahl von Dienern hat es ja im Orient nie gefehlt. Die riesigen Kawasse in ihrer reichgestickten albanischen Tracht, mit damaszierten Waffen im buntfarbigen Gürtel, konnten nicht verfehlen, gut zu wirken, und die rote Leibwache, deren leuchtende Uniform eine Nachahmung der ungarischen Garde in Wien ist, vervollständigte das malerische Bild.

Ganz überraschend ist das große Anpassungsvermögen der Bulgaren. Wenige Jahre haben genügt, um sie von einfachen Arbeitern unter türkischem Joch zu Hofleuten, Diplomaten, Politikern oder welchem Beruf immer in den neuen Verhältnissen umzubilden. Daß sie auch gute Soldaten sein würden, sah jedermann voraus.

Diese ungewöhnliche Gelehrigkeit bildet die hervortretendste Eigenschaft des begabten Volkes. Ich habe einfache Bauernkinder gesehen, die nach etlichen in der Fremde zugebrachten Schuljahren mit allen erforderlichen Eigenschaften für ihre höhere Laufbahn zurückkehrten. Zudem hatten sie sich den nötigen Schliff angeeignet, um in jedem gesellschaftlichen Kreis zu erscheinen.

Mit großem Scharfsinn aber hat es die Regierung in Bulgarien auch verstanden, die guten nationalen Eigenschaften und vielleicht mehr noch die nationalen Fehler auszunützen.

Zur Befriedigung der kriegerischen Gelüste des Volkes fehlte es nie an Gelegenheit. Wenn weiterhin keine Ursache zum Kämpfen vorlag, so gab das naheliegende Mazedonien den Vorwand für beständige heimliche Angriffe. Nach der Annexion des östlichen Rumeliens wurde die südliche Nachbarschaft zum nächsten Eroberungsgebiet ausersehen, und als höchstes Endziel schwebt Konstantinopel vor Augen. Mit allen Mitteln wurde unermüdlich daran gearbeitet, Haß gegen die Muselmanen zu erwecken. Jeden Augenblick kamen unheilvolle Botschaften aus Mazedonien. Geschickt eingeleitete Metzeleien wurden unaufhörlich verübt und danach die Rache der Bulgaren angerufen. Solche durch die türkischen Einwohner begangenen Grausamkeiten mußten, wie in der Vergangenheit, auch in der Gegenwart als casus belli dienen.

III. Die Gründer des heutigen Bulgariens.

Soldaten in der nationalen Bluse, mit weißen Leinwandmützen bedeckt, marschieren in langem Zuge durch das grünende Buschwerk. Gleich einer Riesenschlange bahnt sich die Abteilung ihren Weg in endlosen Windungen den Abhang entlang. Von Zeit zu Zeit verschwindet sie hinter dem dichten Gebüsch, dann wieder tauchen die hellen Uniformen hier und da auf. Waffen blinken im Sonnenschein, und die Berge hallen wider von fröhlichen Kriegsliedern.

Ich könnte mir einbilden, mitten im Kaukasus zu sein, so russisch mutet das Bild an. Die bulgarische Armee ist ganz nach Moskauer Muster gebildet worden. Nach dem sogenannten Befreiungskrieg wurden die Schüler des berühmten Siegers Skobeleff als Lehrer berufen. Der ganze Plan wurde bis in die geringsten Einzelheiten nach russischen Vorschriften ausgeführt. Kurz, die bulgarische Heeresmacht kann als eine Art Abteilung der russischen Armee selbst angesehen werden.

Unstreitig ist damit ein bemerkenswertes Werk geschaffen worden. In kurzer Zeit errang sich das bulgarische Heer die Hochachtung aller Strategen und entsprach nach wenigen Jahren seines Bestehens den darein gesetzten Erwartungen vollständig. Der Zusammenstoß mit den Serben im Jahre 1885 endete mit einem glänzenden Erfolg für die Bulgaren. Das ganze Serbien würde in ihre Hände gefallen sein, wenn Österreich-Ungarn nicht dazwischen getreten wäre. Übrigens ist diese Vermittlung seitdem oft bedauert worden.

Der erste Herrscher der Bulgaren gab den eigentlichen Impuls zu den Fortschritten der neuen Armee. Alexander von Battenberg besaß seltene militärische Befähigung. Er war Soldat und Feldherr mit Leib und Seele. Sein Wohlwollen, seine Kenntnisse, seine Zeit waren ganz seinen Soldaten gewidmet, und vollstes Vertrauen schenkte er seinen Offizieren, die er zu den Siegen führte.

Daher mußte dem unglücklichen Fürsten die Täuschung über die Anhänglichkeit der geliebten Armee auch tiefen Schmerz bereiten. Sich von denen verraten zu sehen, welchen er das größte Vertrauen geschenkt hatte, traf ihn härter als der Verlust des Thrones. Die Art und Weise, wie er in einer Nacht unerwartet überfallen und über die Grenze gebracht wurde, die niedere Gesinnung seiner Umgebung, die unerhörte Undankbarkeit von seiten derer, die ihm hätten alles sein sollen, konnte er bis zu seinem Tod nicht verwinden.

So traurig indessen die Verschwörung auch war, sie gab der neuen Dynastie ihre Richtung. Diese wußte nun, woran sich zu halten.

Zu Beginn der gegenwärtigen Dynastie bildete zweifellos die hervorragende Persönlichkeit der Prinzessin Klementine den Mittelpunkt. Sie war mit Intelligenz und außerordentlichem Scharfblick für die Schwierigkeiten der Lage, denen sie auch zu begegnen verstand, begabt. Ihre Menschenkenntnis und ihr Pessimismus ließen sie Geringes von den Untergebenen erwarten. Auch baute sie weniger auf deren Dankbarkeit oder Treue, als daß sie trachtete, sie durch persönliche Auszeichnung und Belohnung zu gewinnen.

In ihrer Jugend schon aus den Tuilerien verjagt, hatte sie Gelegenheit, die Unbeständigkeit der Dinge und Menschen kennen zu lernen. Ihre ersten Illusionen wurden früh zerstört. Sie mußte das Reich ihrer Vorfahren verlassen, nachdem ihr Vater entthront worden war. Als Königstochter dünkte ihr die Heirat mit einem nicht regierenden Prinzen weit unter ihrem Range. Zudem verursachte ihr die vollständige Taubheit, die ihr die Tage verdüsterte, fortdauernden Kummer.

Verletzungen der Eigenliebe und des Ehrgeizes mußten für eine stolze und hochmütige Natur, wie die ihre, besonders schwer zu ertragen sein. Aber eine noch härtere Prüfung mag es für ihren scharfen, aufgeweckten Geist gewesen sein, nicht mehr zu vernehmen, was in ihrer Umgebung gesprochen wurde, keinen Ton mehr zu hören. Andererseits wurde eben durch die Abgeschlossenheit ihre Gedankenwelt bereichert, ihr Nachdenken angeregt; die Bücher bildeten von nun an ihre ständige Gesellschaft. Unermüdlich verschlang sie gleichsam die Bände. Alle wichtigeren Neuerscheinungen waren bei ihr zu finden. Wie ihr Bruder, der Herzog von Aumale, behielt sie diese Vorliebe für Literatur bis in ihr hohes Alter.

Solch reiche Bildung konnte nicht verfehlen, auf die Bulgaren Eindruck zu machen. Wenn sie sich einerseits geschmeichelt fühlten, sich vor dem Sproß eines alten Königshauses zu verneigen, so flößte ihnen andererseits die geistige Überlegenheit große Achtung ein. Die Matrone mit den weißen Haaren erschien bei den Militärparaden in der Uniform ihres Regiments. In ihrem ausdrucksvollen, hochgetragenen Kopf, in den energischen Zügen, dem vorspringenden Kinn und der scharfgeschnittenen, starken Nase lag ihr ganzer herrschsüchtiger Charakter ausgeprägt.

Franz Lenbach, der ein ebenso bedeutender Porträtist als tiefer Psychologe war, schuf eines seiner Meisterwerke in dem Bild der Prinzessin, großzügig und wundervoll getreu. Die Siebzigerin ist mit allen stark ausgedrückten Merkmalen ihrer langen, bewegten Lebensjahre wiedergegeben. Energie spricht selbst aus den Faltenlinien ihres Gesichtes. Die Lippen sind fest geschlossen, die Augen blicken durchdringend, die Hand faßt mit hoheitsvoller Gebärde das Hörrohr, ganz wie wir auf den alten Bildern im Louvre die Könige von Frankreich das Zepter halten sehen. Ich konnte mich seinerzeit nicht enthalten, dem Künstler zu bemerken, daß, wie uns beim Studium der Charaktere der spanischen Geschichte die Gemälde von Velasquez als die ausgezeichnetsten Dokumente dienen, so auch dieses Meisterwerk für die Geschichte der Dynastie der Koburger ein wertvolles Hilfsmittel sein wird.

Die hervorragendste Rolle bei der nationalen Wiederherstellung des Reiches spielt jedoch Stambuloff. Er ist als eigentlicher Urheber des gegenwärtigen Bulgariens zu betrachten. Dieser Mann aus dem Volke, mit außergewöhnlichen Eigenschaften begabt, stellte sich an die Spitze des Landes, um es durch die gefährlichsten Krisen zu endlichem Erfolg zu leiten.

Nach Vertreibung des Fürsten Alexander fiel das kaum gegründete Reich einem beklagenswerten Zustand anheim. Die Ereignisse nahmen eine derartige Wendung, daß niemand voraussehen konnte, was kommen würde.

Im Ausland hatte Bulgarien jedes Wohlwollen und Vertrauen verloren, im Innern drohte vollständige Anarchie. Nur die starke Hand Stambuloffs war imstande, die Ordnung aufrechtzuerhalten, und er war allein befähigt, sich Gehorsam zu verschaffen.

Von niederer Herkunft, vermochte er sich schon infolge seiner persönlichen Eigenschaften durchzusetzen, durch eigene Kraft die Stufen der gesellschaftlichen Leiter emporzuklimmen. Als Druckerlehrling begann er seine Laufbahn, stieg allmählich zu der Stellung eines Premierministers und schließlich zu der eines allmächtigen Diktators empor. Mehr zu seinen Gunsten als alles übrige in seiner Laufbahn spricht, daß er immer und überall gleich ausgezeichnet auf seinem Platze war.

Obwohl von Natur friedliebend, besaß er eine außerordentliche Energie. Sobald ihm ein Gedanke kam, ruhte er nicht, bis er ihn ausgeführt hatte. Je schwerer ein Plan zu verwirklichen schien, je mehr Hindernisse sich ihm entgegenstellten, desto eifriger machte er sich ans Werk, seinen Zweck zu erreichen. Als erprobter Patriot schreckte er aber auch nie davor zurück, persönliche Opfer für das öffentliche Wohl zu bringen. Nichts wäre leichter gewesen, als sich in einem gegebenen Augenblick zum Präsidenten wählen oder, dem Beispiel der Karageorgevich und Obrenovich folgend, sich krönen zu lassen. Aber er erachtete es für die Nation günstiger, einen Herrscher außerhalb des Landes zu suchen.

Wie schwierig diese Aufgabe war, ist noch lebhaft in Erinnerung. Stambuloff, von zweien seiner Mitarbeiter begleitet, fand an allen europäischen Höfen verschlossene Türen. Kein Prinz wollte den wenig sicheren Thron in dem unbeständigen Balkanland annehmen. Die unermüdlichen Patrioten ließen sich nicht entmutigen. Sie setzten ihre Schritte zu den großen Herren und Magnaten fort, jedoch lange Zeit ohne jeden Erfolg. Die Zeitungen brachten unaufhörlich Karikaturen über die umherziehenden Ausbieter des Thrones des erhabenen Zaren Simeon.

Das alles, was sich vor nicht viel mehr als einem Vierteljahrhundert ereignete, scheint weit zurückzuliegen. Durchgreifende Änderungen haben sich inzwischen vollzogen. Stambuloff wollte offenbar im Hintergrund bleiben. Eher eine stoische Natur, verachtete er jeden eitlen Pomp und fand seine Befriedigung in der Arbeit. An Beschäftigung fehlte es ihm auch nie. Außer den Verpflichtungen des Ministerpräsidenten kamen alle wichtigen Fragen an ihn, die die Entwicklung des Landes betrafen, und er widmete sich ihrer Behandlung unermüdlich von früh bis spät.

Der „Bismarck des Balkans", dieser Beiname war wohl begreiflich. Wie der eiserne Kanzler als der eigentliche Gründer des mächtigen deutschen Reiches angesehen wird, so mag die Geschichte einst Stambuloff unleugbar als Schöpfer Bulgariens anerkennen. Merkwürdig ist die Ähnlichkeit zwischen den beiden gewaltigen Staatsmännern — auch in Beziehung auf das Ende ihrer glänzenden Laufbahn. Nachdem sie ihr großes Werk vollendet hatten, mußten beide als überflüssig und vielleicht sogar als hinderlich zurücktreten.

IV. In Ostrumelien.

Die herrlichsten Gegenden des an Naturschönheiten so reichen Bulgariens dehnen sich nach der Küste des schwarzen Meeres hin aus. In der Tat werden schwerlich entzückendere Landstriche zu finden sein. Eine abwechselungsvolle Aussicht bietet sich dem Beschauer dar, oft äußerst wilden Charakters, oft einem Garten gleich. Hier erheben sich hohe Berge gegen die Wolken, dort schimmern die tiefblauen Fluten des Meeres bis in unendliche Fernen.

In dem östlichen Rumelien besitzt Bulgarien einen kostbaren Schatz. Fruchtbar, von einer arbeitsamen Bevölkerung bewohnt, weist das Gebiet außerordentlichen Wohlstand auf. Wenn der Boden auch in ganz primitiver Weise bebaut wird, so gibt er doch gute Ernten. Jeder Samen bringt reichlich Früchte. Die an der Scholle hängenden Bauern führen seit Jahrhunderten ihr gleiches Dasein.

Dieses ursprüngliche Landleben trägt viel zu der Anziehungskraft der Orte bei. Alles scheint daselbst noch zu schlummern und in der Ruhe des Vorfrühlings zu liegen. Alles drückt wundervolle Geduld und vollendete Unterordnung aus. Das Kismet ist der einzige Trost der zum Teil noch muselmanisch gebliebenen Bevölkerung.

Durch den Berliner Kongreß wurde das östliche Rumelien zur autonomen Provinz erklärt. Anfangs wurde sie von Aleko, dann durch Gavril Pascha regiert. Die Autonomie war von kurzer Dauer. Sieben Jahre nach der Errichtung, im Jahre 1878, hörte Rumelien auf, ein Teil des ottomanischen Reiches zu sein. Eine Neigung, die beiden so getrennten Teile wieder zu vereinigen, machte sich von Anfang an bemerkbar. Der im Jahre 1885 in Philippopel ausbrechende Aufstand gab Fürst Alexander die Gelegenheit, sich die Provinz anzueignen und sie Bulgarien einzuverleiben.

Sowohl der von Seiten der Pforte wie von Serbien dagegen erhobene Widerspruch war vergeblich. Letzteres, auf die Erfolge seines Nachbarn eifersüchtig, erklärte ihm den Krieg, wurde jedoch auf der ganzen Linie geschlagen. König Milan kam in große Gefahr, den eigenen Thron zu verlieren. Der Sultan gewährte Alexander selbst in friedlicher Lösung der Frage den Titel eines Gouverneurs des östlichen Rumeliens. Die türkische Macht hatte sich kaum zurückgezogen, als ich zum erstenmal nach Bulgarien kam. Eisenbahnen waren noch nicht durch das Land gebaut, ich mußte die Linie nach Konstantinopel verlassen, um ins Innere zu gelangen.

Philippopel, die Stadt der sieben Hügel, hat sich ihr orientalisches Aussehen bewahrt. Man könnte behaupten, daß sie in einzelnen Punkten noch an ihren griechischen Ursprung erinnert. Die Silhouette der Felsen mit der alten Akropolis zeichnet sich in edlen Umrissen vom Horizont ab.

Wie in Rom, geben auch hier die sieben Hügel der selten besuchten Stadt ihr charakteristisches Aussehen. Einige derselben bilden steil abfallende Wände, an deren Hängen sich hier und da kleine, mit lebhaften Farben gestrichene Holzhäuser abheben. Von ihren Gipfeln bietet sich ein entzückender Rundblick dar.

Um meine Wanderung nach Burgas und Varna fortzusetzen, mußte ich mich wieder der Gnade von Vierfüßlern anvertrauen, kleinen, ziemlich widerspenstigen und lebhaften Pferden, wild anzusehen, die aber ihre guten Eigenschaften haben. Von früh bis spät unterwegs, zeigen sie nicht die geringste Ermüdung und verlangen zudem wenig Pflege. Da selten ein wirklicher Stall zu erreichen ist, verbringen sie die Nächte unter freiem Himmel und begnügen sich mit außerordentlich wenig Nahrung.

Die gewaltige Kette des Balkans, des majestätischen, bewaldeten Gebirgsstocks, der der ganzen Halbinsel den Namen gibt, bleibt zur Linken. Streng und finster wirkt dieser Teil des Landes, der die Wiege der Nation ist. Hierher zogen sich die Bewohner von Pannonien, gedrängt durch die Völkerwanderung, die Donau entlang zurück und fanden in den Tälern der wilden Berge eine Zufluchtsstätte. Die Gegend erinnert im allgemeinen sehr an ihr Ursprungsland, das ferne Uralgebirge.

Ziemlich in der Mitte erhebt sich das historische Tirnowo, die Residenz der alten Herrscher, die Krönungsort und zweite Hauptstadt geblieben ist. Hier hielten Zar Boris und später der gewaltige Simeon Hof. Um jene Zeit, im neunten und zehnten Jahrhundert, stand das Land auf dem Höhepunkt seiner Macht, nahmen die Herrscher das Christentum an und erhielt das Volk die Taufe.

Bulgariens Größe war jedoch nicht von langer Dauer, sie mußte der Übermacht von Byzanz, das im Osten wieder mächtig geworden war, zu Beginn des elften Jahrhunderts erliegen. Beim Niedergang des byzantinischen Reiches gelang es Bulgarien, sich wieder zu erheben. Im dreizehnten Jahrhundert, nachdem sich die Dynastie der Asen in der alten Hauptstadt Tirnowo aufs neue eingesetzt hatte, erreichte das Land seine früheren Grenzen wieder. Es dehnte sich im Osten bis an das Schwarze Meer und im Süden bis zur ägäischen Küste aus.

Das nächste Jahrhundert bezeichnet den Anfang seines Endes. Gedrängt und zerstückelt durch die Serben, überfallen von den Türken im Jahre 1396, hörte das Bulgarenreich auf zu bestehen. Ein Teil der Bevölkerung wanderte aus; größer noch war die Zahl derer, die Mohammedaner wurden und, um ihr hartes Schicksal zu verbessern, sich mit ihren Eroberern verschmolzen. Lange noch scheinen alle Balkanvölker türkisch gesinnt gewesen zu sein, ohne Energie oder ein Gefühl von Patriotismus.

Die starken Erschütterungen bei Beginn des achtzehnten Jahrhunderts machten sich jedoch auch bis zu den entlegensten Bergen und Tälern der unterjochten Halbinsel fühlbar. Von der orthodoxen Geistlichkeit geschürt, gelang es namentlich den Anstrengungen von Sofroni und Paisi, das nationale Gefühl zu beleben, und das bisher vollkommen ruhige Volk begann sich gegen die Oberherrschaft des Halbmondes aufzulehnen.

Die Unduldsamkeit der Türken hatte seine Geduld erschöpft. Die Verwaltung der alten Paschas ist zu wohlbekannt, als daß es notwendig wäre, Einzelheiten darüber zu erwähnen. Man darf sagen, daß Mr. Gladstones berühmte, 1876 erschienene Schrift: „Turkish atrocities and Bulgarian horrors“

den Stein ins Rollen brachte. Sie bezeichnet den eigentlichen Ausgangspunkt der neuen Ära. Der russisch-türkische Krieg, der furchtbare Feldzug von 1877, die denkwürdige Belagerung von Plewna, das Erscheinen der moskovitischen Truppen vor Konstantinopel sind noch lebendig in aller Gedächtnis.

Plewna, die schwer heimgesuchte, von dem heldenmütigen Osman Pascha so kühn verteidigte Festung, erscheint auf den entfernten Hügeln. Zugleich führt der Weg durch den berühmten Schipkapaß. Die schweren Kämpfe, die daselbst stattfanden, wurden durch den Pinsel Wereschtschagins, der im russisch-japanischen Krieg auf so tragische Weise sein Leben verlor, für die Nachwelt mit einem grausigen Realismus auf der Leinwand festgehalten. Nur mit Erschütterung kann man die Gemälde betrachten, auf denen der große Künstler die fürchterlichen Schlachtszenen dargestellt hat.

Auf den einst blutgetränkten Auen blühen heute die schönsten Centifolien. Die herrlichsten der berühmten Rosenfelder von Bulgarien sind in Kazanlik. Nur ein persischer Dichter vermöchte diesen verlorenen Gärten Edens Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Zur Zeit der Blüte sind weite Strecken mit den prachtvollen Blumengarben überdeckt, und die ganze Gegend wird von ihrem Duft erfüllt. Aus Kazanlik kommt das beste orientalische Rosenöl.

Der wichtigste Hafen des Landes ist Burgas. Ich erreiche ihn abends todmüde, nach einer langen Tagreise quer durch das Land, auf schlechten Wegen. Der vom Kamm des Balkans bis zum Schwarzen Meer zurückgelegte Weg ist reich an Überraschungen. Auf den Höhen alles unfruchtbar und öde, an der Küste alles in üppigem Blühen. Aus den kalten Regionen gelangt man unmittelbar mitten in den ewigen Frühling.

Burgas erinnert mich, in verkleinertem Maßstabe, an Saloniki. Es ist ebenfalls Handelsstadt, und der eine wie der andere Ort verdankt sein Gedeihen den aus Spanien vertriebenen Juden. Viele dieser Flüchtlinge fanden ihre Zufluchtsstätte im ottomanischen Reiche, in jedem geringen Dorfe trifft man sie an. Die meisten jedoch ließen sich in den Hafenstädten nieder, wo sie durch den Handel vermögend und einflußreich wurden. Die Türken, lässig und gleichgiltig in allen Lebensfragen, ließen es geschehen, daß die Geschäfte durch Fremde, die Djauren, besorgt wurden. So kam es, daß die Armenier, die Griechen und die Juden auf dem Balkan wie in allen anderen ottomanischen Besitzungen das ganze Handels- und Finanzwesen monopolisierten.

In einigen Teilen von Burgas ebenso wie in Saloniki könnte man sich nach Andalusien versetzt wähnen, das Andalusien von ehemals. Überall wird noch altspanisch, mit einigen arabischen Worten vermischt, gesprochen, und der Kaftan ist lange Zeit üblich geblieben.

Ob die so für sich abgeschiedenen, ihre Freiheit genießenden Gemeinden mit dem Niedergang des Halbmondes zufrieden sein werden, ist kaum anzunehmen. In Saloniki z. B. waren sie Herren, nicht nur der Börse, sondern auch der Stadtverwaltung. Nach dem Vali war der Rabbiner das eigentliche Haupt der jüdischen Bevölkerung, die unter dem Kaiser Murad einwanderte und das überwiegende Element in der mehr als 20 000 Einwohner zählenden Stadt wurde.

Saloniki ist vielleicht die einzige Stadt der Gegenwart von vollständig mosaischem Aussehen. Am Samstag sind die meisten Läden geschlossen, und der Hafen liegt fast verlassen da. Denn die Träger, die Kutscher sind Juden, die um nichts in der Welt das Gesetz, das den Ruhetag zu heiligen gebietet, übertreten würden.

Während der hohen Feste, wie dem Laubhüttenfest, verlassen die Bewohner der dumpfen Gassen ihre Häuser, um in Zelten vor der Stadt eine Woche im Freien zu verbringen. Die Ufer des Vardar sehen dann wie ein Feldlager aus. Der Platz ist anmutend, die Landschaft wundervoll. Im Vordergrund dehnt sich die Meeresbucht in ihrer ganzen Schönheit aus, hinter den grünen Hügeln erglänzt der schneeige Gipfel des Olymps im Sonnenschein.

Sobald der erste Stern erscheint, werden die kleinen Lampen auf den Gräbern des Friedhofes ringsum angezündet. Sie leuchten überall auf, winzige flammende Zungen nah und fern. Seit langen Jahrhunderten die Wächter der ruhenden Toten, blitzen die flimmernden Lichtchen gleich ebensovielen Sternen über den Gedenksteinen. — — —

Von jeher war es das Bestreben Bulgariens, Saloniki zu gewinnen. Ob es ihm jetzt gelingen wird?

V. Am Schwarzen Meere.

Varna ist der zweite Hafen von Bedeutung an der gleichen Küste wie Burgas. Anstatt zur See dahin zu gelangen, hatte ich Gelegenheit, den Weg durch die berühmten Wälder, die die ganze Küste bedecken, zurückzulegen. Kurz vorher wurde eine ausgezeichnete Straße durch die unzugänglichen Regionen vollendet. Ich benützte die freundliche Einladung, an der feierlichen Eröffnung teilzunehmen.

Die strahlende Sonne hat sich kaum über dem Spiegel des Meeres erhoben, als schon Gefährte von jeder Form, mit fünf und vier kleinen, schnellen Pferden bespannt, sich vor der Wohnung des bedeutendsten Kaufmannes sammeln, der uns mit außerordentlicher Liebenswürdigkeit während unseres kurzen Aufenthaltes Gastfreundschaft anbot. Sie wurde von mir um so mehr geschätzt, als mir dadurch Gelegenheit gegeben war, den „Palast" und das häusliche Leben eines der reichen Handelsherren des Landes kennen zu lernen.

Das kleine Haus hatte nur ein Stockwerk und war, wie alle alten Gebäude, auch in Konstantinopel, aus Holz und Lehm errichtet. Mit dünnen Wänden und niedrigen Zimmern glich es einem Puppenhaus oder Kartenschloß. Auch das Meublement war das denkbar einfachste. Es bestand, wie in türkischen Häusern, aus einer Art Bänken, die den Wänden entlang laufen und ebenso wie der zum darauf Hocken dienende Fußboden mit Teppichen bedeckt sind.

Diese Häuser stellen den Übergang vom mohammedanischen Stil zum abendländischen dar. Was sie anziehend macht, liegt nicht in der Anstrengung, durch einige geschmacklose Möbel den Fortschritt zu zeigen, sondern in dem, was sie noch Ursprüngliches haben, und dessen sich die Eigentümer schämen.

Malerisch wirken die kleinen Höfe mit den zierlichen Brunnen, die mit Holzläden geschlossenen Fenster; dann reizende Ecken und Winkel, trauliche Gärten mit blühenden Lauben und Gehängen von saftigen Weintrauben.

Die kleinen Pferde stampfen ungeduldig, die umfangreichen Kutscher verhalten sich um so unbeweglicher auf ihren Sitzen. Sie haben offenbar ihren schönsten Kaftan angetan. Einige tragen den mächtigen Turban in leuchtenden Farben. Die Wagen sind für die feierliche Gelegenheit ebenfalls mit lebhaft farbigen Überzügen bedeckt und wie für eine Blumenschlacht mit Blütenbüscheln geschmückt.

Nachdem endlich jedermann seinen Platz eingenommen hat, wird das Zeichen zur Abfahrt gegeben. Schüsse dröhnen, Trompeten schmettern. Die Bevölkerung winkt mit Hüten und Taschentüchern, und wir setzen uns in Trab. An der Spitze eine berittene Gruppe von Bürgern in reichem Nationalkostüm, dann die lange Reihe der Wagen. Den Schluß des ungewöhnlichen, aus so verschiedenartigen Elementen zusammengesetzten, aber trotzdem einen wohlgelungenen Allgemeineindruck hervorrufenden Zuges bildet eine Abteilung Kavallerie.

Die Wälder, durch die wir fahren, gehören zu den schönsten der ganzen Halbinsel. Sie sind von einer unglaublichen Üppigkeit der Vegetation. Jeder Baum scheint eine Ausnahme seiner Art, und das tiefgrüne Buschwerk schimmert in einzigartigem Glanz.

Unser Zug macht in der vollkommenen Einsamkeit einen eigentümlichen Eindruck. Die seltsam geschmückten Wagen, die wehenden Fahnen verleihen dem unerwarteten Einfall ein beinahe wildes Aussehen. Beim Schall der Trompeten und dem Klingeln der an dem bunten Sattelzeug hängenden Glöckchen und Schellen fliegen die Raben und Geier, die Herren dieser von Menschenhand noch unberührten Gegenden, erschrocken in die Höhe und ziehen beständig ihre Kreise über uns.

Wir treffen weder auf Ortschaften noch Gehöfte. Für unsere Aufenthalte sind in den Lichtungen Zelte oder Kioske von Holz errichtet worden, alle mit Zweigen und Laub auf die anmutig-kindliche Weise geschmückt, die nur einfachen Menschen eigen ist.

Die Gewaltigen aus den entfernten Dörfern haben sich hier vereinigt, um uns zu empfangen. Ortsvorsteher in ihren malerischen Trachten halten Reden. Geistliche bieten uns auf altertümlichen Platten Salz an, und Kinder überreichen Blumensträuße in Spitzenpapierhüllen. Endlich ist alles erledigt, und die offiziellen, endlosen Mahlzeiten folgen. Immerhin geben sie mir Gelegenheit, die nationalen Gerichte kennen zu lernen, worunter der Hammel stets das Hauptstück bildet. Ihm folgen der unvermeidliche Pilav, allerlei stark mit Pfeffer gewürzte Speisen und endlich Nougat und sonstiges, außerordentlich süßes und wohlriechendes Zuckerwerk, alles sehr türkisch.

In diesem Teil des Landes haben die alten Überlieferungen sich am ursprünglichsten erhalten. So nahe dem Bosporus, fand eine ständige Berührung durch Barken und Boote mit dem Goldenen Horn statt, und so geht mir denn auch vollständig das Gefühl dafür verloren, daß ich mich noch in Europa be-

finde. Ich glaube, längst die Dardanellen überschritten zu haben und die Wälder Kleinasiens zu durchqueren.

Zu unserer Überraschung erwartet uns eine feenhafte Beleuchtung in Varna, als wir am späten Abend dahin kommen. Beim Scheine der Freudenfeuer gibt die alte Stadt mit ihrem Häusergewirr, ihren winkligen Straßen und tiefdunkeln Plätzen ein phantastisches, geheimnisvolles Bild.

Mit dieser Apotheose endete die abwechselungsreiche Fahrt, die sich mit ihren unzähligen, panoramenartigen Bildern wie eines jener textlosen, langen Erinnerungsalbums vor mir entrollte. — — —

Die heißen Strahlen einer glänzenden Sommersonne erwecken mich am nächsten Morgen. Mein Balkon mündet über einem steilen Absturz. Tief unter mir schimmert der Spiegel des ruhigen Meeres bis in unendliche Fernen.

Ich frage mich, ob sich der Zauber des gestrigen Abends fortsetzen will, ob der Ausblick Wirklichkeit und kein Traum sei.

Die Beschaffenheit meiner Behausung trägt dazu bei, mich in ein Märchenreich versetzt zu glauben. Sie ist ein verlassenes Kloster, von Weinland umgeben. Das uralte Gebäude hängt über dem Abgrund wie ein Schwalbennest. Gleich einem Leuchtturm der Seeräuber aus vergangenen Zeiten krönt es den steilen Felsen.

Diese Lage zwischen Himmel und Meer, über den Wellen, unter den Wolken ist unvergleichlich. Ich verstehe, daß Fürst Alexander, der große Naturfreund, sich hier ein Schloß erbauen ließ. Nahe dem alten Kloster, auf einem Felsvorsprung, wählte er den Platz. Orangen und Zitronenhaine blühen ringsum, und die dunkeln Zweige des Lorbeers vermengen sich mit den silbernen Büschen der Oliven. Man könnte denken, in einem Lande des ewigen Frühlings oder in den Gärten der Hesperiden zu sein.

Die blühende Krim, das Kleinod an Naturschönheit, Sebastopol, Yalta, die ganze gesegnete Halbinsel liegt gegenüber, und Segler mit großen weißen Flügeln gehen und kommen beständig.

Varna hat in der Geschichte häufig eine hervorragende Rolle gespielt. Während des Zuges der Türken nach dem Abendland bildete es eine der wichtigen Stationen. Die große Armee wurde oft hier ausgeschifft, um ihren Weg der Donau entlang fortzusetzen. Später sah Varna als bedeutender Handelshafen auch friedlichere Tage. Ein Teil der auf der Donau beförderten Waren wurde zu Land von Rustschuk hierher befördert. Die erste Eisenbahn auf dem Balkan ist hier gebaut worden; auch die nach Konstantinopel fahrenden Reisenden benutzten sie vor Vollendung der direkten Linie.

Seit der Unabhängigkeit Bulgariens ist Varna dessen wichtigster Hafen geworden. Holz, Korn, Wein werden in bedeutenden Mengen verschifft, wie sie schon im Mittelalter Ausfuhrartikel waren. Venezianer und Genueser Kaufleute kamen häufig hierher. Später vermittelten hauptsächlich dalmatiner Schiffe den Verkehr.

Auf den Besitz von Varna erhob einst sowohl Byzanz wie Bulgarien Ansprüche. Nachdem es abwechselnd dem einen und dem anderen der beiden

Reiche gehört hatte, bemächtigten sich die Türken zu Ende des 16. Jahrhunderts seiner und behielten es bis nach dem Kongreß von Berlin im Besitz. Die fünfhundert Jahre der Herrschaft des Halbmondes haben tiefe Spuren in Land und Volk zurückgelassen. Alles, was ich um mich her sah, war türkisch und veraltet.

Euxinograd[1]), das Schloß des Fürsten Alexander, erinnert mit seinem dunklen Turm an jene gewaltigen Grabmäler, die die alten Völker zum Gedächtnis an irgend ein geschichtliches Ereignis zu errichten liebten, damit sie von weit her gesehen würden. Euxinograd könnte als Trauerdenkmal für die kurze Regierung Alexanders von Battenberg gelten.

VI. Entlang der Donau.

Ein Telegramm reißt mich aus meinen Betrachtungen und vergegenwärtigt mir plötzlich wieder die Schönheit des Ortes, der ebenso wundervoll für die Ruhe, wie für die Arbeit geschaffen scheint. Weitab von der Bewegung und dem betäubenden Lärm des Alltagslebens eignet er sich wohl für ein Dasein stiller Sammlung. Die Zahl der Bevorzugten, die sich hier Villen rings um die sonnige Bucht errichten, um den Rest ihres Lebens darin zu verbringen, nimmt sichtlich zu. Auch mir vergingen in dem kleinen Holzhaus hoch über dem Meer die Tage friedvoll und sorgenlos. So von oben herab, von meiner kleinen Altane betrachtet, erschienen mir die Dinge der niederen Welt unwesentlich. Alles verlor an Wichtigkeit. Jede eingebildete Bedeutung verminderte sich auf ihre Nichtigkeit, und wie bedauerte ich, daß der Draht bis hierher reicht!

Unser Sonderzug nach Rustschuk, der nur aus einem Personen- und einem Gepäckwagen besteht, durcheilt malerische Gegenden. Auch hier ist die Landschaft anmutig; bewaldetes, mannigfaches Hügelland. Dörfer tauchen häufiger auf, als in anderen Teilen Bulgariens. Chumla und Razgrad, zwei bedeutendere Orte, liegen abseits zur Linken; eine Nebenbahn verbindet diese Gegenden mit Tirnowo und dem Herzen des Landes.

Je mehr wir uns der Donau nähern, desto gepflegter wird der Boden, desto zahlreicher die Bevölkerung. Die Gesamtzahl der Einwohner auf den beinahe hunderttausend Quadratkilometern, die Bulgarien mit dem östlichen Rumelien zusammen innehat, beträgt zwischen drei bis vier Millionen Seelen. Nahezu dreiviertel davon sind orthodoxe Bulgaren. Die stetig sich vermindernden Mohammedaner zählen nur noch annähernd sechshunderttausend. Unter den Fremden nehmen die überall zerstreuten Griechen die erste Stelle ein, sie können nicht weit von hunderttausend entfernt sein. Zigeuner, von denen viele noch ein unstetes Leben führen, übersteigen sicher fünfzigtausend Köpfe. Die Anzahl der Juden wächst infolge ihrer Auswanderung aus Rußland fortgesetzt. Andere Nationalitäten bilden keine für sich geschlossenen

[1]) Das Schloß wurde eines der ersten Opfer der türkischen Beschießung.

Kolonien. Einige Tausend Deutsche, Österreicher und Russen wohnen in den Handelsstädten zerstreut.

Seit fünf Tagen schwimme ich auf den Wellen der „blauen Donau", die hier jedoch richtiger mit grau bezeichnet würde. Gegen den Strom kommen wir langsam vorwärts; aber das Schiff, das mich trägt, ist neueren Typs, geräumig und bequem, wenigstens für balkanische Bedürfnisse. Verglichen mit den überseeischen Luxusdampfern, ist es allerdings bescheiden. Die Einrichtung beschränkt sich auf das Notwendigste. Die Kabinen sind kahl, und die Einfachheit des Tisches mag vielen Reisenden zu streng sein.

Allmählich überwinden wir doch immer weiter den des Reizvollen und der ansprechenden Lokalfärbung keineswegs entbehrenden Flußweg.

Rustschuk überrascht mich. Vielleicht weil ich mit geringen Erwartungen herkam. Ich finde eine rege Handelsstadt mit lebhaft tätiger Bevölkerung. Überall Läden und Schuppen. Das Gewerbe muß hier blühen. An den Ufern des Flusses sind Waren aufgehäuft, bei der Landungsbrücke liegen Handelsschiffe aus den Donauländern vor Anker, aus Rumänien und Serbien. Die zahlreichsten und auch die stattlichsten gehören Österreich-Ungarn.

Die Donau, die hier sehr breit ist, fließt mit einer gewissen Trägheit. Ihre Ufer sind flach, die Landschaft wirkt einförmig. Die rumänische Küste erscheint glatt, wie ein ungeheures Brett — ein goldenes, denn sie ist überdeckt von reifem Korn. Diese ausgedehnten fruchtbaren Ebenen tragen mit Recht den Namen der europäischen Kornkammer.

Es wird kaum ein für den Ackerbau bevorzugteres Land geben. Alle Bedingungen sind vorhanden, um die besten Erfolge zu erzielen, und zwar mit verhältnismäßig wenig Mühe und Kosten. Trotz der vor kurzem ziemlich erhöhten Steuer bringt der Boden leicht vier bis fünf Prozent Nutzen.

Größere Sorge verursacht die Frage der Arbeiter, die immer teurer werden und schwerer zu beschaffen sind. Während der Ernte sieht man auch hier solche aus aller Herren Ländern, Ungarn, Polen, Schlesier. Sie bleiben während einiger Monate und bilden einen Staat im Staat. Man fragt sich, wie diese Leute Kenntnis von den entfernt liegenden Orten haben können, welche Art von Vermittlern sich mit ihrer Anstellung befaßt, wer über diese Entwurzelten wacht.

Das Dasein des Wanderarbeiters ist sicherlich eine der schwierigen soziologischen Fragen unserer Zeit. Tausende und Abertausende von Personen gehen von einem Land in das andere, um ihr Brot zu gewinnen. Ohne über die Fremde unterrichtet zu sein, ohne eine andere als ihre eigene Sprache zu sprechen, wandern sie über ganz Europa oder schnüren ihr bescheidenes Bündel und fahren nach der neuen Welt.

Weit von der Heimat entfernt, ohne unmittelbare Beaufsichtigung werden diese Leute häufig anstatt Hilfsquellen wahre Plagen. Die in den letzten Jahren häufigen Landwirtschaftsstreike und Arbeiterunruhen an der unteren Donau wurden hauptsächlich durch sie verursacht.

VII. Erwachen des Volkes.

Die weitabgelegenen Balkangegenden beginnen plötzlich zu erwachen. Entfernungen gibt es nicht mehr. In Giurgevo, Rustschuk gegenüber auf dem linken Donauufer, kommen die Expreßzüge direkt aus Wien und Paris. In Sistovo, Rahova, Lom-Palanka, Widin, an allen Hafenplätzen bemerke ich die gleiche emsige Tätigkeit. Weizen und andere landwirtschaftliche Erzeugnisse bilden mit Holz die hauptsächlichsten Ausfuhrartikel. Eingebracht werden namentlich Eisen und Maschinen aller Art.

Wenn die am Ufer liegenden Städte auch kaum Sehenswertes bieten und ihr Anblick ziemlich gewöhnlich ist, so geben sie doch ein schönes Zeugnis von landwirtschaftlicher Arbeit. Der Bulgare ist geschickt und strebsam. Er trachtet, Vermögen zu erwerben, und scheut vor keiner Anstrengung zurück. Ich bin in der Tat erstaunt, zu sehen, was aus dem unter den Türken so geringwertigen Volke in wenigen Jahren für wohlhabende Bürger geworden sind.

Die Lebensführung blieb überall einfach. Alle diese Städte sind eigentlich größere Dörfer von unscheinbarem Aussehen, und noch bescheidener spielt sich das Dasein der Einwohner ab.

Ohne die wirklich hervorragend günstige natürliche Veranlagung der Bevölkerung hätten ihre guten Eigenschaften sich nicht so rasch entwickeln können.

Dieses Volk, ursprünglich turanischen Stammes, verließ seine hinter dem Uralgebirge verborgene Wiege erst zu Beginn der christlichen Ära. Während eines langen Zeitabschnittes bewohnte es die Ufer der Wolga, wo es zu Wohlstand kam und sich in mehrere Zweige teilte. Einer derselben setzte die Wanderung bis zu der unteren Donau fort und ließ sich in den römischen Kolonien von Thracien und Moesien nieder, die Slawen, die diese Gegend überschwemmt hatten, unterjochend. Das tartarische Element wurde die herrschende Klasse, aber es ging durch die Berührung mit den in der Überzahl gebliebenen Unterjochten im Slawentum unter. König Boris, dessen Erscheinung malerisch aus den alten Aufzeichnungen der Geschichte hervorragt, nahm im Jahre 867 das Christentum an. Dieses Datum kann als Beginn für die Kulturgeschichte der Bulgaren gelten. Die Nation erreichte ihren Höhepunkt unter Zar Simeon, dem großen Eroberer, der von 893 bis 927 regierte. Er hielt an der Spitze seiner siegreichen Armee feierlichen Einzug in Konstantinopel.

Diese glänzende Epoche blieb lebendig im Gedächtnis des Volkes. So weit zurückliegend und unklar sie auch ist, in der Phantasie der Bulgaren besteht sie doch fort. Die von ihren Rhapsoden unter Begleitung des schwermütigen Tones der Guzla vorgetragenen Heldenerzählungen aus jener Zeit nahmen nahezu mythische Gestalt an. Was daran Tatsache, was Erdichtung, würde schwer festzustellen sein. Es ist auch unwichtig, denn der Glaube daran hat sich erhalten, und während langer Jahrhunderte der Unterdrückung gewährte die Erinnerung an die ehemalige Größe den einzigen Trost. Je härter das byzantische, serbische oder türkische Joch drückte, desto mehr

erwachte das nationale Bewußtsein und erstarkte die Hoffnung auf endliche Befreiung.

Der unantastbare Glaube daran gab den Bulgaren die Kraft, alles zu ertragen, was ihnen auferlegt wurde. Es ist beinahe unbegreiflich, wie diese Leute fähig waren, einem derartigen beständigen Druck zu widerstehen und sich ihr nationales Empfinden und politisches Bestreben zu bewahren.

Diese bemerkenswerte Widerstandskraft ist vielleicht die größte Eigenschaft der turanischen Rasse. Je mehr sie verfolgt und unterdrückt wird, um so fester schließt sie sich zusammen. Ihre natürliche kriegerische Veranlagung mußte durch die andauernden Reibungen mit den Nachbarn geübt werden. So erstarkte das Volk unter dem Joch, bis es plötzlich die ganze Welt durch seine kriegerischen Erfolge in Erstaunen setzte.

VIII. Nationale Ideale und Utopien.

Alle Balkanvölker, die Bulgaren, Serben, Montenegriner, Albanesen, Macedonier und Griechen, haben ruhmreiche Zeiten in ihrer Geschichte, die jedes von ihnen abermals erleben möchte. Aber so schön diese patriotischen Bestrebungen auch sind, so offenbar ist ihre Verwirklichung unmöglich. Wie könnten die Grenzen eines jeden dieser Reiche wieder hergestellt werden, ohne die Nachbarn zu stürzen, die ihrerseits noch größere Ansprüche machen? Mit dem besten Willen würde es für jeden der Bewerber ausgeschlossen sein, das politische Ideal zu verwirklichen, es sei denn um den Preis von beständigen Kämpfen und blutigen Kriegen.

Hierin liegt die Gefahr für die Zukunft. Man fragt sich mit Recht, ob die gegenwärtige Vereinigung der Balkanvölker eine Gewähr für den Frieden sein kann. Nach dem Rückzug der Türken wird ihnen keine Beschränkung mehr für ihre Angriffspolitik auferlegt sein. Die heute gegen Konstantinopel gekehrte Mißgunst und der Haß aller wird nur die Richtung wechseln. Leidenschaft für den Kampf und Eroberungslust werden noch lange vorwiegen und Befriedigung suchen.

Alle Balkanbewohner sind, oder besser gesagt, ihre Kultur ist noch sehr jung. Sie konnten sich während der vergangenen Jahrhunderte nicht frei und in höherem Sinne entwickeln, und so lobenswert nun die Fortschritte bisher waren, die die Welt auch anerkennt, es ist doch nicht zu leugnen, daß sie beinahe ausschließlich materielles Gebiet betreffen.

Bildung aber ist das Ergebnis beharrlicher geistiger Arbeit. Auch wo uns einzelne ausgezeichnet unterrichtete Individuen begegnen, dürfen wir doch das Land selbst nicht danach beurteilen. Ausnahmen oder bevorzugte Klassen gibt es überall. Damit ein ganzes Volk als gebildet anerkannt werden kann, muß seine Mittelklasse es sein.

Die diplomatischen Schachzüge Bulgariens in den letzten Jahren sind überraschend. Unermüdlich klopfte es überall an und bemühte sich, allen Nachbarn seine Freundschaft anzubieten, gemeinsame Interessen selbst den Gegnern nahezulegen. Bald war es Österreich ergeben, bald versprach es

Rußland Vergünstigungen, immer aber, so veränderlich und oft widersprechend die Mittel auch waren, ihr Zweck blieb immer derselbe. Die ersten Jahre der jetzigen Regierung wurden ausschließlich der Bemühung gewidmet, der neuen Dynastie Anerkennung zu verschaffen. Angesichts der allgemein unfreundlichen Stimmung bedurfte es unendlicher Geduld und Beharrlichkeit, um durchzudringen. Die Verkündigung des Königtums war das nächste Ziel, dessen Erreichung übrigens leicht gelang. Die Mächte stimmten ohne vielen Widerspruch der Krönung von Tirnowo bei. Die dritte Absicht — „nach Byzanz" —, im Begriff ausgeführt zu werden, ist offensichtlich schwerer zu verwirklichen und fordert mehr Blutvergießen.

Die Balkanvereinigung wurde zweifellos mit seltener Geschicklichkeit ins Werk gesetzt. Jedem der Beteiligten ward ein Gewinn zugesichert. Der eine konnte sich gegen das adriatische, der andere nach dem ägäischen Meer hin ausdehnen. Der dritte sollte seinen Anteil nach Norden zu bekommen, vorausgesetzt, daß die Bulgaren sich Konstantinopels bemächtigen könnten. Byzanz hieß der geheime Wunsch. Der feierliche Einzug in die Sophienkirche bildete eine lockende Versuchung. Den Fußtapfen des Zaren Simeon II., des Siegreichen, zu folgen, war der Ehrgeiz. Indessen, wenn die bulgarischen Truppen auch Konstantinopel noch nicht nehmen konnten, so haben sie doch weite neue Landstriche und alle Häfen gegen den Bosporus zu besetzt. Der Krieg hat ihnen zwar noch nicht die Hauptstadt selbst ausgeliefert, aber doch die Schlüssel dazu.

Der Frieden, auch unter den günstigsten Bedingungen geschlossen, kann nicht als endgültig angesehen werden. Die geringste Kenntnis dieser Länder läßt kaum einen Zweifel daran bestehen. Einmal, in vergangener Zeit, haben die Bulgaren Konstantinopel bereits besessen. Vergessen wir aber nicht, daß ihre Herrschaft am Bosporus nur von kurzer Dauer war. Nach Besiegung der Byzantiner zeigten sich die Serben als gefährlichste Feinde. So tapfer und kriegerisch die Bulgaren auch waren, der slawischen Übermacht konnten sie nicht widerstehen.

Nirgends während des ganzen Mittelalters wurde der Kampf zwischen den verschiedenen Rassen erbitterter als auf dem bergigen Boden der Balkanhalbinsel geführt. Serben, Kroaten, Dalmatiner, Albanesen, Griechen bekriegten sich, wie wir wissen, ohne Ende. Der Haß unter den Nachbarn war ebenso leidenschaftlich wie unversöhnlich. Der geringste Zwischenfall genügte um die ganze Halbinsel zu entflammen.

Wird die Geschichte, in der sich alles wiederholt, in der die gleichen Ursachen stets die gleichen Folgen hervorrufen, in der Zukunft dem Balkan dieselben Kämpfe bringen, dieselben Heimsuchungen?

Literarische Rundschau.

Anton v. Werner.

Erlebnisse und Eindrücke 1870—1890. Von Anton v. Werner. Mit 342 Textillustrationen. Berlin, E. S. Mittler und Sohn. 1913.

Das Buch hat jenen besten Stil, den persönlichen; genau, scharf und deutlich wie Anton v. Werner die Gestalten seiner Bilder entwirft, beschreibt er die bemerkenswerten Eindrücke seines Lebens. Auch uns sind sie bemerkenswert. Wer, wie er, mit dem großen Kaiser, dem Kronprinzenpaar, mit Bismarck und Moltke im näheren Verkehr stehen durfte; wer, wie er, in so vielen dramatischen Augenblicken unserer Geschichte, bei der Proklamierung des Deutschen Reiches und dem Berliner Kongreß, am Sterbelager der zwei ersten Kaiser zugegen war, kann uns Wertvolles erzählen.

Manchmal sind es nur kleine Stimmungsbilder. A. v. Werner gibt Andreas Achenbach zu Ehren eine Tischgesellschaft, zu der, neben maßgebenden Berliner Künstlern, Moltke erscheint. Zur allgemeinen Überraschung erhebt sich der große Schweiger: „Meine Herren, ich trinke auf das Wohl derer, deren Werke reden." Werner hebt hervor, daß Moltke keineswegs, wie das oft (zum Ärger des Strategen) behauptet worden, schulmeisterhaft wirkte, sondern „als vornehmer Offizier von verbindlichsten Umgangsformen und ungezwungener Haltung". Am 26. März begegnet er dem Wagen, der den Fürsten Bismarck von der Abschiedsaudienz beim jungen kaiserlichen Herrn zurückbrachte. Er saß in einer Ecke, „gedrückt, ernst und blaß, eine Maréchal-Niel-Rose an die Lippen gepreßt, die Linden in schnellem Tempo unter stürmischen Zurufen der ihm zujubelnden Menge hinunterfahrend. Blumen wurden ihm zugeworfen, eine große Menschenmasse, und selbst Damen liefen seinem Wagen nach, er schien keine Notiz davon zu nehmen".

Die Aufzeichnungen lassen den alten Kaiser prächtig hervortreten. Nach Schwierigkeiten wegen der Allegorien am Siegesdenkmal spricht der hohe Herr selber vor. „‚Nun, wir haben einige kleine Differenzen miteinander, wollen mal sehen, ob wir uns einigen können' . . . man muß den Kaiser und den Zauber, den er persönlich ausübte, gekannt haben." Der Kaiser erzählt ihm von Sedan, vom General, der ihm den Brief Napoleons überbrachte, äußert dazu mit einer Art von Entrüstung oder Entsetzen: „Und denken Sie, dabei hatte er den Uniformrock ganz aufgeknöpft und man sah darunter seine weiße Weste." Richtig empfand der Kaiser die überladene Dekoration von Kränzen und Palmen am Lessing-Denkmalentwurf. „Ein Kranz ist für einen Dichter mehr als die vielen, das paßt besser für einen Schauspieler." Unmittelbar nach dem letzten Atemzuge Wilhelms I. trat A. v. Werner in das Sterbezimmer. „Es war von größter Einfachheit, mit schlichten, altmodischen Möbeln ausgestattet, an einer Wand waren Neu-Ruppiner Soldaten-Bilderbogen angeheftet, in einer Ecke befand sich ein Ständer für die Säbel und Degen." Während er beim matten Lampenlicht zeichnete, füllte sich der Raum mit schluchzenden Menschen, Generäle mit rot-

geweinten Augen küßten die Hand ihres toten Herrn. — Deutlich für alle, die vorurteilslos verstehen wollen, tritt die Gestalt der nicht immer ohne eigene Schuld Verkannten, der Kronprinzessin, hervor. Seine hier wiedergegebene Porträtskizze (im Tizian-Kostüm S. 127) zeigt wie kaum eines ihrer Bildnisse das Bestechende, das Liebenswürdige ihres Ausdrucks. Und aus der Schilderung seiner in Venedig mit ihr und der Gräfin Marie Dönhoff (Fürstin Bülow) verlebten Tage spricht ihre sonnige, lachfrohe Heiterkeit, die ansteckende Lebenskraft ihres Wesens. Dann das spätere Trauerspiel, ihre „grenzenlose Liebe" zu dem ihr entrissenen Mann. Diese Berichte und in der Buchholtzschen Biographie den San Remo-Brief des Geheimrats v. Bergmann vom 13. Februar 1888 sollte man mit den Anschuldigungen des „Ilse-Buches" vergleichen!

Natürlich wird das Berliner Kunstleben jener Zeit oft erwähnt. Manche seiner Leser werden ihm auf kritischem Gebiete nicht immer folgen. Sie werden den Zeichner Allers weniger warm und Manet günstiger einschätzen, werden sich wundern, daß in seinem Buche Liebermann auch nicht einmal erwähnt wird, und werden, im Gegensatz zu A. v. Werner, der Tätigkeit Tschudis eine Anerkennung nicht versagen. Aber wohl alle werden die verschiedenen Einblicke in die — damalige — bürokratische Kunstpflege interessieren. Allerdings reinigt seine Darstellung der Forderungen, die Anselm Feuerbach in Karlsruhe stellte, die dortigen Behörden von oft erhobenen Beschuldigungen; aber in Berlin kam Sonderbares vor. Zur Enthüllungsfeier des Siegesdenkmals wurde A. v. Werner mit dem Bemerken eingeladen, „daß die Aufstellung der beim Bau des Monuments beteiligten Herren Künstler und sonstigen Ouvriers vor den Stufen des Denkmals zu erfolgen hat". In der Akademie besaßen untergeordnete Beamte, so der seither wegen betrügerischer Unterschlagungen flüchtig gewordene Inspektor Schuppli, eine patriarchalische Gewalt, schlugen die Auszuzeichnenden vor. Der Direktor der Nationalgalerie nahm Anstoß am „krassen Naturalismus" des blauen Lichts in dem bekannten Bild des Kaisers im Charlottenburger Mausoleum. Daß die Zahl der Studierenden, seitdem A. v. Werner an der Spitze der Akademie stand, sich beträchtlich steigerte, hielten Geheimräte ihm tadelnd vor. Beamte aus dem Ministerium kamen ins Atelier und rügten die „volkstümlichen Typen" im Saarbrücken-Bild.

Mit noch größeren Schwierigkeiten, mit den Eitelkeiten der Staatsmänner hatte er beim Malen des Kongreßbildes zu schaffen. Dieses Kongreßkapitel liest sich besonders gut. Andrassy fand sich karikiert, der greise Fürst Gortschakow wünschte dringend eine Milderung der Runzeln, beschwerte sich beim Reichskanzler über unfreundliche Behandlung. Höheren Ortes wurde dem Künstler nahegelegt, die Unterlippe des empfindlich berührten Lord Beaconsfield abzuschwächen.

Sein Lebtag über hat A. v. Werner mit namhaften Menschen verkehrt. Scheffel war sein Freund, oft besuchte er ihn am Bodensee, aber über Politik ließ sich nicht leicht mit ihm sprechen. Noch im Dezember 1870 schien ihm die „Kaiserkrone auf dem Haupte eines Hohenzollern eine ganz unmögliche und unnatürliche Sache". A. v. Werner dachte anders; in seiner genauen sachlichen Art bringt er Beachtenswertes aus jener Zeit, die er im Hauptquartier verlebte. Ein herrliches Dokument ist folgender Satz: „Auffallend war es, daß von unseren Siegen in Versailles sowohl als im Hauptquartier so gar kein Aufhebens gemacht wurde, kein Festmahl, kein Toast, kein Viktoriaschießen, kein Zapfenstreich, nichts! Schon gelegentlich der Kapitulation von Metz war mir das aufgefallen, und die Versailler sagten uns geradezu, daß sie deshalb überhaupt nicht an unsere Siege glaubten." Das ist beste preußische Überlieferung.

Für alle diese lebensvollen und zuverlässigen Berichte jener großen Zeit werden wir, und die nach uns kommen, A. v. Werner dankbar sein.

M. B

Pro Graecia.

Der Philhellenismus einst und jetzt. Von A. Heisenberg. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. 1913.

Als vor sechzehn Jahren das Königreich Griechenland in seinem Kampf gegen die Türkei politisch und militärisch so kläglich versagte, war es für einen Freund und Kenner des griechischen Volkes recht schwer, den Glauben an dessen Zukunft öffentlich zu vertreten. Was ich damals in der „Deutschen Rundschau" (Mai 1897) über die heutigen Griechen sagte und zwar nicht aus philhellenischer Schwärmerei, sondern auf Grund ernster Studien und wohlerworbener Erfahrung, schien durch die Tatsachen widerlegt. Die öffentliche Meinung Deutschlands höhnte über das unglückliche Volk, das sich vermaß, durch einen Krieg mit der Türkei ein abgerissenes Glied seines Volkstums zu gewinnen, und das so rasch von dem mächtigeren Gegner — oder vielmehr vom preußischen Generalstab, wie man damals zu hören bekam und wie die Griechen selbst gern glaubten — niedergestreckt wurde. Nirgends bei uns Mitgefühl oder gar Verständnis. Die wenigen Gebildeten, die sich bei einer von der „Gegenwart" (1897 Nr. 40) veranstalteten Rundfrage zugunsten der Griechen äußerten, machten in der breiten Öffentlichkeit keinen Eindruck. In voller Unkenntnis des neugriechischen Volkes, seiner Kultur und Geschichte holte man alte Requisiten aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts hervor, um den Griechen einen Hieb zu versetzen, so die Hypothese Fallmerayers, daß die heutigen Griechen überhaupt keine Griechen, sondern nur ein minderwertiges slawisches Mischvolk seien. So ist es im ganzen bis in die jüngste Zeit geblieben. Die übrigen Nationen — vor allem England, Frankreich, Italien — haben niemals so völlig wie die Deutschen die philhellenische Tradition aufgegeben und haben sich wenigstens bemüht, den Griechen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, während in Deutschland nur ein verschwindend kleiner Kreis sich das Recht wahrte, unbeirrt durch das Geschrei der öffentlichen Meinung eine eigene, durch Sachkenntnis gewonnene Meinung zu haben, die Vorzüge und Schattenseiten des neugriechischen Volkes gerecht abwog. Auch in der Politik spielten Sympathien und Antipathien gegenüber Griechenland eine nicht unbeträchtliche Rolle. Denn während in Deutschland das Wort gesprochen wurde, daß Kreta „niemals" den Griechen zufallen werde, haben England, Frankreich und Rußland unmittelbar nach dem griechisch-türkischen Kriege ihr Wohlwollen für Griechenland von neuem gezeigt, indem sie Kreta, den Kampfpreis des Krieges, von der Türkei lösten und unter dem Prinzen Georg von Griechenland nahezu selbständig machten, so selbständig, daß nur noch die türkische Flagge auf der kleinen Insel in der Suda-Bay an die türkische Oberhoheit erinnerte, während die Kreter selbst ihre Insel gleichsam im Namen des Königs der Hellenen verwalteten (führten doch z. B. alle Gendarmeriestationen das griechische Wappen, und am Kopf des Regierungsblattes prangte der Titel „Königreich Griechenland"). So hat philhellenische Gesinnung der „Schutzmächte" dem Griechentum Vorteile verschafft — zwar nicht ganz uneigennützig, aber immerhin, das griechische Volk hatte Grund, dafür dankbar zu sein. Wir dürfen uns füglich wundern, daß die Griechen die feindselige Stimmung Deutschlands nicht mit Haß vergolten haben, da sie fortfuhren, in deutscher Kultur ein Vorbild zu sehen und ihre Söhne an unsere Universitäten zu senden. Die griechenfeindliche oder gleichgültige Stimmung Deutschlands hatte sich bis zum Ausbruch des jetzigen Krieges nicht geändert; erst die jüngsten Erfolge der Griechen und der tragische Tod des Königs Georg scheint eine Umstimmung der öffentlichen Meinung anzubahnen. Der eben hingemordete König beklagte sich mir gegenüber im vergangenen Jahre bitter darüber, daß die deutsche Presse beständig das griechische Volk mit Geringschätzung behandle. Gerade

die kleinen und kleinsten Provinzblättchen gefallen sich in griechenfeindlicher Pose. Und doch hätte schon die Schar von deutschen Reisenden, die alljährlich nach Hellas ziehen und dort Gelegenheit haben, die liebenswürdige Gastlichkeit des griechischen Volkes kennen zu lernen, allmählich einen griechenfreundlichen Einfluß ausüben müssen — aber freilich, die wenigsten unterziehen sich der Mühe, dem griechischen Volke näher zu treten: man beschränkt sich auf den Verkehr mit Barkenführern oder Droschkenkutschern, mit Fremdenführern und dem Personal internationaler Hotels und leitet daraus die Berechtigung ab, auf griechische Zustände zu schimpfen, die für den vernünftigen Reisenden in mancher Hinsicht angenehmer und genußreicher sind als diejenigen „moderner" Kulturländer mit trinkgeldbegieriger, gewinnsüchtiger Fremdenindustrie.

Warum aber hat sich Deutschland so ganz jener Gesinnung entfremdet, die im Philhellenismus der zwanziger Jahre des verflossenen Jahrhunderts die erlesensten Geister unseres Volkes beseelt hat? Professor Heisenberg, der Vertreter der mittel- und neugriechischen Philologie an der Universität München, will in dem oben genannten Schriftchen (einem Vortrag zum Besten der im Felde stehenden griechischen Krieger) eine Antwort darauf geben. Er schildert im Flug die philhellenische Bewegung jener Zeit, da sich das Griechenvolk zum Freiheitskampf erhob. Der Philhellenismus Europas überwand Metternichs Utilitätspolitik und führte den griechischen Freiheitskampf zum erfolgreichen Ende. Der junge Staat konnte zwar nicht die überschwenglichen Hoffnungen erfüllen, die seine Freunde auf ihn setzten, indem sie ihr antikes Griechenideal mit dem realen Bild eines lebenden Volkes verwechselten; aber daß Griechenland im Verlauf von noch nicht hundert Jahren heiß und mit Erfolg bemüht war, aus den schrecklichen Zuständen der Türkenherrschaft herauszukommen und sich zu einem modernen Kulturstaat zu entwickeln, das muß jeder zugeben, der sich in objektiver Unbefangenheit die Mühe macht, den Zustand einer türkischen Provinz mit demjenigen des freien Griechenland zu vergleichen. Ich müßte wiederholen, was ich schon früher in dieser Zeitschrift ausgeführt habe. Aber eine neue Erfahrung drängte sich mir auf, als ich im vergangenen Jahre Kreta bereiste: schon nach fünfzehnjähriger Freiheit zeigt sich dort der Segen eines europäischen Regierungssystems; so ist z. B. der Bau trefflicher Straßen in Angriff genommen worden, während die Türken in einem Zeitraum von mehr als zweihundert Jahren (seit 1669) nichts, aber auch gar nichts taten, um die reiche Insel wirtschaftlich und kulturell zu heben, sie vielmehr so herunterbrachten, daß sie heute nicht einmal die Hälfte der Bevölkerung venezianischer Zeit besitzt. Das türkische Volk hat sich in dem halben Jahrtausend, seit es nach Europa gekommen ist, als kulturfeindlich bewiesen — es hat die Zeit verpaßt, sich in Europa einzuleben, und daran geht es heute zugrunde, während die von ihm unterdrückten Völker sofort mit europäischer Kulturarbeit einsetzten, nachdem sie das türkische Joch abgeschüttelt hatten. So wird auch Mazedonien sich entwickeln, sobald es einen nichttürkischen Herrn erhält; ja selbst von Albanien, das wirtschaftlich und kulturell am tiefsten steht, ist mit Bestimmtheit zu erwarten, daß es nur besser, nicht schlimmer gehen kann, wenn sein Schicksal nicht mehr von den Türken bestimmt wird. Unter den freien Balkanstaaten ist Griechenland nach Bildung und Gesittung am weitesten voran. „Die Griechen sind selbst zur Zeit ihrer schlimmsten Herrschaft ein Kulturfaktor im Orient gewesen; sie sind es heute wieder mehr als je; unter allen Stämmen des osmanischen Reiches nehmen sie durch Geschichte, Kultur und geistige Fähigkeiten die erste Stelle ein." So schrieb ich 1897, und ich habe keinen Anlaß, diese Worte heute zurückzunehmen. Freilich ist in Griechenland noch nicht alles so vollkommen und so schön geregelt wie etwa bei uns (wenn anders bei uns alles vollkommen ist), aber die fortschrittliche Entwicklung des Landes hat auch in neuerer Zeit niemals still gestanden. Ein erneuter Aufenthalt in Athen zeigte mir, wie die Stadt sich weiter verschönert, wie der Sinn für Ordnung deutlich zugenommen hat. Treffliches Organisationstalent, unterstützt durch angeborene

gastliche Gesinnung, hat sich z. B. bei den Jubiläumsfestlichkeiten der Universität Athen und beim Orientalistenkongreß von 1912 so musterhaft bewährt, daß sich die Leitungen deutscher Kongresse manches zum Vorbild nehmen könnten.

Wenn trotzdem Griechenland bei uns so wenig Sympathien findet, so kann das doch wohl an dem griechischen Volke allein nicht liegen. „Wir müssen die Gründe bei uns selber, in Deutschland suchen", so bemerkt Heisenberg mit Recht. Und die Gründe hierfür scheint mir der Münchener Gelehrte richtig erkannt zu haben. Der Philhellene alten Stils „wähnte in romantischem Traume, es müsse sogleich das alte Hellas wieder entstehen, wenn der Druck der Tyrannei beseitigt wäre"; er übersah, daß das heutige griechische Volk nicht nur auf der antiken, sondern auch auf der byzantinisch-christlichen Kultur beruht; diese Eigenart wirklich zu studieren, fällt nur sehr wenigen ein: es ist bequemer, bei Vorurteilen zu beharren. Außerdem aber war der alte Philhellenismus ein Ausdruck jener politischen Stimmung, die das liberale Bürgertum nach den Freiheitskriegen beherrschte: Enttäuschung über die Reaktion im eigenen Lande, Sehnsucht nach „Verwirklichung des Ideals", das ein fremdes Volk erstrebte. Seitdem aber unsere eigenen nationalen Wünsche in Erfüllung gegangen, sind wir Utilitaristen geworden: man glaubt die Türkei aus politischen und wirtschaftlichen Gründen zu brauchen — was kümmern den Realpolitiker die Nöte eines kleinen Volkes, das ihm keinen positiven, in Ausfuhrzahlen und Soldaten berechenbaren Gewinn verheißt? Daß es sich gerade um das griechische Volk handelt, dessen Vorfahren wir für unsere eigene Kultur so viel verdanken, will heute nicht viel heißen; denn die humanistische Bildung steht nicht mehr so hoch im Kurse wie ehedem: der Name Griechenland weckt im Zeitalter der Technik und der Weltwirtschaft nicht mehr jenen Widerhall, der einst das Volk der Dichter und Denker bewegte. Und doch ist es mindestens zweifelhaft, ob wir mit unserer griechenfeindlichen „Realpolitik" gut fahren werden. „Vielleicht wäre es weisere Politik" — ich schließe mich den Worten Heisenbergs an —, „die Griechen jetzt nicht mit Gewalt in das Lager von Osteuropa, in die slawische Welt hinüberzudrängen; sicher könnte uns ein starkes Griechentum im Südosten Europas, ein Staat, der die ganze Griechenwelt auf dem Festlande und auf den Inseln umfaßte, uns bessere Dienste auch politisch leisten als die Türkei, deren Zusammenbruch wir jetzt erleben." Das wäre eine Politik ähnlich, wie sie Österreich Albanien gegenüber verfolgt; sie schiebt dem Panslawismus auf der Balkanhalbinsel einen Riegel vor, indem sie ein kräftiges nichtslawisches Volk, das in Serben und Montenegrinern seinen schlimmsten Gegner sieht, in der Erhaltung seiner alten Nationalität unterstützt. Und die Griechen haben ebenso wie die Albanesen, als die beiden einzigen autochthonen, seit prähistorischer Zeit ansässigen Bewohner der Balkanhalbinsel, allen Grund, beizeiten dafür zu sorgen, daß sie nicht von der slawischen Flut wie ehedem überschwemmt werden und in Gefahr kommen, ihr Volkstum zu verlieren.

Straßburg im Elsaß. A. Thumb.

Die Meister des Farbenstichs.

Der französische Farbenstich des 18. Jahrhunderts. Von Julius Model und Jaro Springer. Mit 50 Tafeln. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlagsanstalt. 1912.

Seit einiger Zeit bildet sich eine neue Form, Kunstgeschichte zu schreiben, heraus. Diese Form ist der Katalog. In den letzten Jahren ist eine ganze Reihe kostbarer Katalogwerke erschienen. Ein solches ist eigentlich auch das vorliegende, wenngleich es infolge seines entwicklungsgeschichtlich fest zusammenhängenden

Materials durchaus den Charakter einer Spezialgeschichte hat. Einzig der Umstand, daß dem Namen des Gelehrten, der den Text verfaßt hat, der Name eines Privatmannes voransteht, macht darauf aufmerksam, daß wir es hier mit einer Arbeit zu tun haben, die einen Doppelzweck erfüllt, indem sie zugleich als Kunstgeschichte des französischen Farbenstichs wie als Führer durch die Sammlung des Berliner Kunstfreundes Julius Model dient. Diese Sammlung ist auf ihrem Gebiete eine der besten des Kontinents. Sie umfaßt nur Drucke von tadelloser Frische und Prägnanz, was den Abbildungen außerordentlich zugute kommt. Die Abbildungen, für deren Herstellung der Verlag bezw. die mit der Ausführung betraute graphische Kunstanstalt von Gustav Dreher in Stuttgart keine Mühe scheute, sind denn auch hervorragend schön geworden. Sie geben den ganzen Charme und die subtile Delikatesse des Kolorits der Originale wieder.

Jaro Springers Text beschäftigt sich ausführlich sowohl mit der Geschichte als mit der Technik des Farbenkupferstichs und ebenso mit der biographischen und künstlerischen Würdigung der einzelnen Stecher. Der Farbenkupferstich hat seine Vorgänger in den verschiedenen Versuchen des Farbendruckes. Farbendruck finden wir bereits in den Initialtypen des Psalters der Mainzer Offizin von Fust und Schöffer vom Jahre 1457 angewandt. Zwei Jahrzehnte später erscheinen in Venedig farbige Holzschnitte. In dieser Zeit kam es gelegentlich vor, daß man Kupferstiche kolorierte, aber an die Anwendung farbiger Platten dachte man noch lange nicht. Die Erfindung des Farbenkupferdruckes ist in der Nähe des flämischen Barockmeisters Rubens zu suchen, da in der Rubens-Schule verschiedene Farbendrucke auftauchen. Zur völligen Ausbildung aber gelangte diese Kunst erst im 18. Jahrhundert durch den Frankfurter Jakob Christoffel Le Blon in Amsterdam. Es geschah in Zusammenhang mit Newtons Theorie der Herkunft aller Farben aus den drei Grundfarben Blau, Gelb, Rot. Da entstand der Dreiplattendruck. Er eroberte sich gleichzeitig England und Frankreich, vervollkommnete sich bald durch die neu hinzutretende Aquatinta- und Tuschtechnik und wurde in Frankreich in einem Maße populär, daß ohne ihn jede Schilderung der französischen Rokokokultur eine erhebliche Lücke aufweisen würde. Le Blon und die Stecherfamilie Dagoty sind die ersten Meister dieses Genres, Janinet und Debucourt die bedeutendsten. Janinet wurde berühmt durch seine reizvollen Stiche nach Mignard, Fragonard, Lavreince und den Aquarellen des Adriaan van Ostade, denen er mit seiner eleganten Tuschmanier die spezifischen Nuancen ablauschte; Debucourt durch seine selbsterfundenen, nicht selten pikanten Motive aus dem galanten Leben der Zeit. Zwischen beiden steht der geistreiche Descourtis, der besonders Volksszenen im Freien interessant zu schildern wußte. Alix schuf Bildnisse und Darstellungen antiker Legenden. Demarteau und Bonnet erscheinen zwar nicht, wie sie sich rühmten, als die Erfinder, wohl aber als die Vervollkommner und besten Vertreter der sogenannten Crayonmanier, deren Methode in der Nachahmung der Handzeichnung liegt. Alle diese Stecher sind reproduzierende Künstler. Einige von ihnen erfinden wohl gelegentlich selbst einige Motive; aber die meisten beschränken sich auf die Wiedergabe beliebter Werke berühmter Künstler. Von der älteren Kunst werden mit Vorliebe die großen Niederländer des 17. Jahrhunderts gewählt; von der zeitgenössischen die galanten Franzosen. Für den farbigen Kupferstich kam es nicht darauf an, inhaltlich eine neue Kunst zu schaffen, sondern vielmehr nur der vorhandenen den Weg zu ebnen in den Salon. Der Salon ist die Erfindung der Pariser Rokokokultur. Er ist der eigentlichste Inbegriff dieser Kultur. Man kann streiten, ob sie ihn oder er sie geschaffen hat. Mit dem Salon bildet sich eine neue Form des gesellschaftlichen Lebens. Der Salon diktiert die Kleidermode, er diktiert die Umgangsformen, den schöngeistigen Verkehr. Gepuderte, geschminkte, in helle Farben zierlich gekleidete Menschen bewegen sich in ihm. Demnach muß auch die Ausstattung des Salons wie die des noch intimeren Boudoirs einen entsprechenden Rahmen bilden: helle

Räume in den heitersten Farben, Weiß, Gold, Rosa, Hellblau. In solchen Räumen würden Schwarzweiß-Blätter schlecht aussehen. Dagegen war der farbige Kupferstich mit seinen feinen, delikaten Farben ein ausgezeichnetes Dekorstück. Daher seine ungeheure Verbreitung und Beliebtheit. Es sind die zarten und geistreichen Klangnuancen, die uns an diesen Stichen fesseln, die unserem Farbengefühl schmeicheln und uns mit suggestiver Kraft in die Stimmung ihrer Zeit versetzen. Wir fühlen den Duft dieser Boudoirs, wo sich die reizenden Szenen schwesterlicher Geständnisse abspielen; die matte Schwüle kostbarer Badezimmer, wo schöne Nacktheit ihre koketten Siege feiert; die lauschige Stimmung grüner Parkwinkel, wo Liebende zärtliche Schwüre tauschen. Nach unserem heutigen Geschmack war die Kunst jener Zeit unglaublich raffiniert. Wir müssen ein Stück unseres modernen Empfindens preisgeben, um sie würdigen zu können. Alles ist Berechnung, pikante Wendung. Man wählt nur Motive, die sich in diesem Sinne ausbeuten lassen. Wo zwei Frauen auf der Szene erscheinen, geschieht es nur, um sie einander Intimitäten sagen zu lassen. Fast stets ist die Art des Gespräches so, daß die eine zudringlich ermuntert, die andere tief errötet oder erschrocken beteuert. Sie wissen alle nur — Janinet ist darin der bezauberndste Plauderer! — von ihren galanten Abenteuern, Erfolgen oder auch — und dann schwenkt die Situation in das so beliebte moralisierend pikante Genre hinüber — Fehltritten zu erzählen. Und diese galante Pointe ist auch das tonangebende Moment in den Bildnissen, diesen geistreichen kultivierten Männer- und Frauengesichtern, deren Reiz etwas Zugespitztes hat, hinter deren Lüsternheit das Lächeln des Wissenden, hinter deren Koketterie der Sarkasmus der Überkultur steht.

Das treffliche Werk ist sehr kostbar geworden. Um seinen Wert zu erhöhen, erscheint es nur in einmaliger Auflage, so daß es wohl in einigen Jahren schon Liebhaberpreise erreichen wird. Solche Unternehmungen sind zu begrüßen. Man pflegt unseren deutschen Verlegern im allgemeinen ein gewisses Phlegma in der Buchkultur vorzuwerfen. Derartige Neuerscheinungen beweisen aber doch wohl, daß wir hinter den hierin viel gerühmten Engländern nicht mehr zurückbleiben.

Mela Escherich.

γ. **Vom Kongo zum Niger und Nil.** Von Adolf Friedrich, Herzog zu Mecklenburg. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus. 1912.

Der tapfere deutsche Fürst, der vor kurzem zum Statthalter von Togo ernannt worden ist, bietet in diesen zwei, mit vielen Bildern und mit Karten geschmückten und schön ausgestatteten Bänden eine Beschreibung der Reisen der deutschen Zentralafrika-Expedition, deren erste 1910 vom Kongo zum Shari und Tschadsee, von da durch Deutsch-Borku zum Niger, von hier nach Hamburg in die Heimat zurückführte; eine zweite ging 1911 von Fort Lamy am Shari nach dem Bahr-el-Ghazal am Nil über Khartum nach Hause; eine dritte hatte die Erforschung des Kongogebietes zum Ziel. Man darf sagen, daß in diesen zwei Bänden über die Geographie und Völkerkunde der genannten afrikanischen Gegenden die reichhaltigsten und neuesten Aufschlüsse geboten werden. Die Darstellung ist um so belehrender, als unter der obersten Leitung des Herzogs eine Reihe von Männern stand, welche für die ihnen gestellten Aufgaben wohl vorbereitet waren und nun über ihren Anteil an den Reisen eingehend und auf Grund eigenster Beobachtung berichten. Die Abbildungen sind meist auf Grund von Lichtbildern, die an Ort und Stelle gemacht wurden, dargeboten; einige sind Werke des Kunstmalers Heims, der die Expedition begleitete; vom Tschadsee und dessen wunderbaren Landschaften erhalten wir von Heims' Hand vortreffliche Aquarelle. Alles in allem läßt sich sagen, daß trotz vieler Barbarei auch wieder mancherlei unverächtliche Kultur in den von Adolf Friedrich und seinen Begleitern erforschten Gegenden besteht. Von den Zuständen des Kongostaats, welche von gewisser Seite so düster geschildert werden, hat der Herzog (I, 17) eine weit bessere Meinung gewonnen; über König Albert war alles des Lobes voll, und die Eingeborenen erfreuen sich wenigstens an der Küste sogar einer so höflichen Behandlung, daß der Kenner der Negerpsyche es mit Sorgen sieht.

γ. **Kriegsbriefe des Leutnants Wilhelm Alberti aus den Befreiungskriegen.** Bearbeitet von Rudolf Brieger. Breslau, Ferdinand Hirt. 1913.

Der Verein für die Geschichte Schlesiens bringt seinen Mitgliedern diese Schrift als Festgabe zur Jahrhundertfeier der Freiheitskriege dar. Der Leutnant Wilhelm Alberti war der Sohn des Waldenburger Leinwandfabrikanten Gustav Alberti, eines unternehmenden und hochgebildeten Handelsherrn, der fast achtzigjährig 1837 gestorben ist. Wilhelm Alberti, 1794 geboren, war Schüler des Hirschberger Gymnasiums, das unter der tüchtigen Leitung des Rektors Körber des allerbesten Rufes genoß, und trat mit neunzehn anderen Schülern der Anstalt 1813 als freiwilliger Jäger in das ostpreußische Kürassierregiment ein. Er focht bei Lützen, Bautzen, Hainau, Dresden, Kulm, Leipzig, ward dann Offizier im 6. Reserve-Infanterieregiment und nahm an den Belagerungen von Luxemburg, Thionville, Metz und an den Schlachten von Laon, Paris und Belle-Alliance teil; bei Lützen wurde er leicht, bei Belle-Alliance schwer verwundet. In dem reichhaltigen Familienarchiv der Alberti zu Waldenburg hat sich eine große Anzahl von Briefen und Tagebuchnotizen Albertis gefunden, welche uns von einem seiner Urenkel, Rudolf Alberti, nun mit einer sehr interessanten Einleitung und guten Anmerkungen vorgelegt werden; auch zwei überaus ansprechende Bildnisse Albertis sind beigegeben. Die Briefe führen uns sehr lebensvoll die Zeit von vor hundert Jahren vor, den allgemeinen patriotischen Aufschwung, in den sich nur selten Mißklänge mischen (so wollten nach S. XXVII einige Hirschberger den Rektor Körber durchprügeln, weil er seine Primaner zum Ergreifen der Waffen ermunterte), die Überzeugung, daß der Kampf gegen Napoleon ein Kampf gegen Satan sei (S. 61), der ungebrochene Mut, der nach Lützen und Bautzen bei Hainau „dem allzu frech gewordenen Feind einige Furcht einzujagen" sich freut, die furchtbaren Strapazen, bei denen „jedes Knöchlein im Leibe schmerzt und Hemd und Strümpfe zuschanden gehen", und ihre ausdauernde Ertragung.

σ. **Gedichte** von Udo Brachvogel. Leipzig u. New York, B. Westerman & Co. 1912.

Wenige Monate nach Erscheinen dieser Gedichte, im Januar 1913, ist ihr Verfasser gestorben, so daß ihre Anzeige zugleich sein Nekrolog ist. Nahezu fünfzig Jahre war er, Karl Schurz besonders nahestehend, in Amerika als Journalist, Kritiker und Herausgeber von Zeitschriften tätig gewesen, und die Verdienste, die er sich dabei um die Verbreitung deutscher Kultur und deutscher Gesinnung im Westen erworben hat, wollen wir ihm nicht vergessen. Der germanische Idealismus verband sich in Brachvogel sehr glücklich mit dem vorwärtsstrebenden amerikanischen Geiste der Tat, der rastlosen Arbeit, und in seinen Gedichten lebt eine höchst anziehende, beinahe jugendliche Begeisterungsfähigkeit. Sie vornehmlich ist es, diese leidenschaftliche Teilnahme an den großen politischen und sozialen Ereignissen der Zeit, die seiner Dichtung den Stempel aufdrückt. Das rein Lyrische war Brachvogels Stärke nicht, und so begegnet uns in der ersten Abteilung des Buches, in der die Stücke dieser Art vereinigt sind, nicht allzu vieles, das sich über den Durchschnitt erhebt. Es sind Gefühle und Empfindungen, in zum Teil gute, zum Teil weniger gute Verse gebracht, es ist der ansprechende lyrische Feuilletonismus des gebildeten Mannes, der uns entgegentritt, nicht aber Kunst im vollen und tiefen Sinne des Wortes. Dafür finden

wir eine Reihe sehr gelungener, kraftvoller, auch in der Form durchaus glücklicher Stücke in den Abteilungen „Geschichtliches und Verwandtes", „Episches" und „Amerikana". Die „Römische Nacht", „Der Fall Zions", vor allem „Adam Mickiewicz" atmen eine nicht alltägliche Glut und zeigen eine Plastik der Gestaltung und eine Üppigkeit des Farbentones, wie sie nicht allzu oft vorkommen. Auch einzelne Zeitereignisse bieten dem Dichter willkommene Vorwürfe, und Gedichte wie „La Cuba libre", die „Maine", auch das „Titanic-Requiem" gehören zu den besten Gelegenheitsgedichten der letzten Jahre. Ein gleiches können wir vom dritten Teil: „Aus anderen Sprachen" leider nicht sagen; hier reicht Brachvogel an seine Vorgänger nicht heran. Indessen enthält der Band des Guten und Erfreulichen genug, um für einen nicht einseitig artistisch fühlenden Leser ein Übergewicht zugunsten des Dichters herzustellen. Seine Persönlichkeit, wie sie hinter diesen Gedichten steht, ist so sympathisch, daß man solche Mißgriffe dem Andenken eines Mannes nicht nachtragen wird, der dem deutschen Namen in jedem Betracht Ehre gemacht hat.

ϱω. **Der Tyrann.** Von Heinrich Lilienfein. Ein Drama in vier Akten. Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. 1913.

Das mit Sorgfalt aufgebaute und ausgearbeitete Jambendrama von Heinrich Lilienfein bedeutet einen Versuch, eine königliche Gestalt auf die Bühne zu stellen in der Person des griechischen Tyrannen Periander, der trotz seines erwiesenen Gattenmordes, trotz Verschwörungen und des Rächerdranges seines Sohnes, ja trotz der Gewissensqualen seines eigenen Herzens der König und Herrscher bleibt, an dem alle Angriffe zuschanden werden. Das Drama ist eine solide Arbeit ohne Geschmacksverstöße; die Handlung geht folgerichtig, die Charaktere sind aus einigen wenigen Eigenschaften verständig zusammengesetzt. Aber in einer bewegten Zeit, die Dramenstoffe die Fülle bietet, fragt man sich, ob es nicht Fälle gibt, in denen die Wahl einer antikisierenden Handlung auf einem zeitlich und räumlich entfernten Schauplatze einer Verlegenheitsflucht ähnlich sieht. Immerhin nötigt das Drama Achtung ab in seiner gewissenhaften und geschickten Führung.

γ. **Paul Heyse.** Von Artur Farinelli, Professor an der Universität Turin. München, Süddeutsche Monatshefte. 1913.

Es wird den Dichter, der Italien so sehr in sein Herz geschlossen und ihm so manchen schönen und tiefen Vers gewidmet hat, und es wird des Dichters zahlreiche Verehrer innig erfreuen, daß hier ein italienischer Gelehrter die Summe von Heyses Leben und Dichtung zieht, verständnisvoll, liebevoll, feinsinnig. Auch Farinelli denkt an Goethe, und ohne den Abstand zu verkennen, wiederholt er von Heyse die Worte: „Er hatte die Augen, die sonnenhaften, gewohnt ins Helle zu schauen, und gleich den Königskindern im Märchen, vor ihm Tag und hinter ihm Nacht, durchschritt er das Leben leuchtenden Auges." Was Heyse an Geibel lobte: „In tosendem Hader der Parteien fuhr er fort, auf die Stimme seines Genius zu horchen, um sich von seinem Weg weder rechts noch links abdrängen zu lassen," das darf von ihm selber gesagt werden.

γ. **Deutsche Erde.** Bücher der Heimat. Herausgegeben von Eva v. Arnim. Berlin, Fontane. 1912.

Mit wirklicher Freude zeigen wir das Erscheinen dieser Sammlung an, welche in hervorragendem Maße geeignet ist, die Kenntnis unserer deutschen Heimat und die Liebe zu ihr zu wecken und zu vertiefen. Hier ist nicht eine trockene statistische Aufzählung von so und so viel einzelnen Daten, sondern eingehende warme Schilderung, durchweg auf Grund von Selbstschau, Ertrag fröhlicher, behaglicher Wanderung durch deutsche Gaue, Städte, Häuser. Der erste und der dritte Band handeln vom Jülicher Land und vom heimischen Grenzland gegen Belgien und Luxemburg, von der hohen Venn, Montjoie, Euskirchen, Zülpich, Jülich, Erkelenz, Remagen, Neuenahr, Echternach, Malmedy, Moresnet, vor allem von der Kaiserstadt Aachen; verfaßt sind diese Teile von Hermann Ritter. Der zweite Band führt uns nach Mecklenburg, Neustrelitz, Hohenzieritz, Neubrandenburg, Gadebusch, Wismar, Dolman, Ludwigslust. Diese „Wanderungen unter wendischer Krone" stammen von Helene v. Krause, geb. v. Boddien, und sind getragen von herzlicher Liebe zum Mecklenburger Volk, das, wie die Verfasserin sehr hübsch sagt, liebenswert ist, wenn auch nicht liebenswürdig, kernig, tüchtig, verschlossen, aber treu wie Gold und anhänglich bis zur Aufopferung. Dem ganzen Unternehmen gebührt Anteilnahme und Förderung durch alle, welche unser deutsches Land lieb haben.

βλ. **Briefe aus alter Zeit 1794—1903.** Von M. Eckardt. Hannover, E. Geibel Verlagsbuchhandlung. 1913.

Zwei verlockende Namen, Heynes, des Göttinger Humanisten; Bürgers, des Dichters, stehen auf dem Titelblatt. Diese Väter sind durch ihre miteinander korrespondierenden Töchter vertreten, richtiger gesagt durch eine derselben, Wilhelmine Heyne, die 1796 des Historikers Herren Gattin wurde. Von Marianne Bürger liegt nichts vor als das Konzept eines Briefes an die Freundin, um das jahrelange Schweigen zu entschuldigen, über das diese sich fortwährend in Scherz und Ernst beklagt. Es macht ihrem edlen, liebevollen Charakter alle Ehre, daß sie der vom Schicksal hartgeprüften, vereinsamten und

in kleinlichen Verhältnissen gebannten Tochter Bürgers so treu zur Seite zu stehen suchte, bis der zum Monolog verurteilte briefliche Verkehr endlich doch einschlief. Wir wollen nicht leugnen, daß er über Göttinger Verhältnisse einiges Wissenswerte enthält. Das meiste betrifft häusliche und persönliche Angelegenheiten von recht geringem Wert. Die Schreiberin, die sich mit pflichtfroher Hingebung in einer kinderlosen, weder glücklich noch unglücklich zu nennenden Ehe zurechtfand, hatte Alltagsschicksale, wie sie in vergilbten Blättern in den Schubfächern so vieler Familien aufbewahrt liegen. Man sollte sich doch bedenken, derartige Mitteilungen auf den Büchermarkt zu werfen. Unter den vielen, dem Text beigefügten Noten enthält eine derselben (S. 80) über Marschall Berthier die überraschende Mitteilung, er habe sich 1815 in Bamberg aus dem Fenster gestürzt, „als er die Napoleonischen Truppen aus Rußland wiederkehren sah!" Das würde den Lauf der Weltgeschichte geändert haben: es waren russische Truppen, und sie kamen aus Frankreich.

βλ. **Chateaubriand. Pages choisies.** Par Victor Giraud. Paris, Hachette & Cie. 1911.

Einer der besten Kenner Chateaubriands hat ihm mit dieser Auswahl aus seinem vielbändigen Lebenswerk den guten und doch zweifelhaften Dienst erwiesen, ihm das Denkmal zu setzen, unter welchem Klassiker in den Bibliotheken schlummern. Nicht als ob das sein Zweck gewesen wäre; in der vortrefflichen Einleitung zollt Giraud nach wie vor dem Genius Chateaubriands den Tribut, er sei „der größte Einfluß seines Jahrhunderts" gewesen. An dieser Größe läßt sich nicht rütteln. Sehr wichtig zur Kenntnis seines Werdeganges und seiner Wandlungen sind die verschiedenen „Vorworte" zu seinen Werken, die nicht miteinander in Einklang zu bringen sind. In diesen Auszügen sind sie abgedruckt und vor allem lesenswert. Die Bibliographie ist nahezu vollständig in bezug auf das Wichtigste, was über den Dichter und Schriftsteller geschrieben wurde, dem die französische Literatur in allen ihren besten Vertretern gehuldigt hat, auch wenn sie ihn kritisierte. Unter seinen Biographen ist ein einziger nichtfranzösischer Name: es ist der von Lady Blennerhassett, die sich in „Chateaubriand, Romantik und Restaurationsepoche in Frankreich" fast allein der Aufgabe unterzogen hat, sowohl die schriftstellerische als die politische Laufbahn Chateaubriands gleich eingehend zu schildern. Englische Essays über ihn hat Giraud nicht erwähnen zu müssen geglaubt.

βλ. **Armand Carrel.** Von Georg Brandes. Autorisierte Übersetzung von Erich Holm. Stuttgart und Berlin, Cottasche Buchhandlung Nachf. 1913.

John Stuart Mill hat Armand Carrel den größten politischen Schriftsteller des Zeitalters, Chateaubriand ihn einen jungen Löwen, Lafayette den Beherrscher seiner Generation genannt. Unantastbar und ritterlich in seinem Charakter, mit liebenswerten Eigenschaften, stets bereit, für seine Sache einzustehen, besaß Carrel die glänzenden Gaben, die ihn zum mächtigsten Publizisten der ersten sechs Jahre des Julikönigtums erhoben. Er gehörte zu jenen, die es gemacht haben, ist hierauf zur republikanischen Sache übergetreten und hat es zu stürzen versucht. Seine erste Äußerung in der Presse schlug den Ton an: „Die Arbeiter sind nicht eine Klasse der Gesellschaft, sie sind die Gesellschaft selbst; die Arbeit wird der letzte Reformator Europas sein." Dabei bekannte er sich zum Heroenkultus und verherrlichte den Krieg. Seine Schule, so sagt er, sei die Napoleons, des Konvents, Ludwigs XIV., Richelieus, Heinrichs IV. Das alles war so widerspruchsvoll, wie möglich. Ein zusammenhängendes System ist in dieser glänzenden Polemik nicht zu finden. Die Gegensätze stoßen aufeinander. Mit vollem Recht hat die Demagogie dem Herrenmenschen mißtraut, dem Aufstände und Attentate, Militärrevolten und Pöbelherrschaft ein Greuel waren. Er wollte ein starkes, kriegerisches Frankreich. Die Erinnerung an seine Laufbahn im Heere ist bestimmend für den einstigen Offizier geblieben, der die Feder wie einen Degen gebrauchte, und jeden Gegner, der ihn zu beleidigen wagte, vor die Klinge des Journalisten forderte. Im letzten seiner Duelle fiel der Sechsunddreißigjährige, tödlich von der Kugel eines dieser Journalisten getroffen, zur Ehrenrettung einer Frau. Georg Brandes nennt seinen Namen vergessen. Von Publizisten wie von Schauspielern erhält die Nachwelt nur ein verblaßtes Bild, das die Wirkung ihrer Kunst nicht mehr erkennen läßt.

γ. **Ernst Curtius.** Ein Lebensbild in Briefen. Neue Ausgabe von Friedrich Curtius. Berlin, Karl Curtius. 1913.

Im Jahre 1903 erschien die erste Ausgabe dieses Lebensbildes des großen Hellenisten. Man nahm es mit begreiflichem Interesse auf und erquickte sich an dem reichen und vielseitigen Geistesleben, das dem Leser an der Hand der ersten Quellen sich erschloß, und an dem frischen Idealismus und Optimismus, mit dem Ernst Curtius ausgerüstet war — „ja, geliebte Eltern," schreibt er am 13. April 1840 aus Athen, „ich habe viel, viel Freude, der Himmel meint es gut mit mir; ich weiß nicht, wie ich es verdient habe. Gott gebe, daß ich mich nicht undankbar und unwürdig zeige." Manche Beurteiler fanden nur, daß Curtius' Verhältnis zum preußischen Königshaus und die Ereignisse des Jahres 1848 nicht vollständig genug dargestellt seien. Diesen Wünschen ist in der neuen Ausgabe Rechnung getragen, und um das zweibändige Werk nicht zu sehr anschwellen zu lassen, ist dafür an den griechischen Jugendbriefen manches gestrichen worden. Wer damit nicht einverstanden ist, wird sich und

kann sich an die erste Ausgabe halten, welche neben der neuen zu haben ist.

γ. **Die Klassiker der Religion.** Herausgegeben von Lic. theol. Gustav Pfannmüller. Berlin-Schöneberg, Protestantischer Schriftenverlag. 1912.

Unter obigem Titel erscheint eine auf viele Bände berechnete Sammlung, die den Zweck verfolgt, erstlich in einer kurzen Darlegung zu zeigen, welche Bedeutung der einzelne „Klassiker der Religion" für deren Ausgestaltung und Wirksamkeit geübt hat, dann ihn selbst in einer Auswahl seiner wichtigsten Äußerungen zum Wort kommen zu lassen und so ein anschauliches Bild von ihm zu vermitteln. Der erste Band handelt von Jesus; Professor Weinel entwirft auf 20 Seiten ein ergreifendes Bild von dem, was wir von Jesus wissen — er verkündigt das Kommen des Gottesreiches, einer herrlichen Zeit, in der Gott herrscht, in der Gottes Wille geschieht, und er bringt damit eine neue Religion, die sittliche Erlösungsreligion, in deren Kraft der Mensch, der Gottes Vergebung erfahren hat, Kraft zu einem neuen Leben, zu allem Guten, Schutz vor allem Argen gewinnt. Jesus hatte das Los aller Propheten, und er sah das voraus; seine Jünger flohen, und er starb allein — weil man die furchtbare Wahrheit nicht ertrug, hat die Phantasie Mutter und Jünger sein Kreuz umstehen lassen. Dann folgen Worte Jesu, wie sie Weinel auf Grund seiner kritischen Prüfung für echt ansieht, mit wertvollen Erläuterungen. Im zweiten Band führt Lic. Wilhelm Kösy den Klassiker des Pietismus vor, Johann Arndt, dessen „wahres Christentum" im 17. Jahrhundert fast in keinem evangelischen Haus fehlte, der eine neue Gläubigkeit für das erstarrte Luthertum schuf und aus alten Kammern kostbare Schätze hob. Der dritte Band ist ganz der Gegenwart gewidmet, den katholischen Modernisten, welche einer von ihnen, der tapfere Münchener Professor Joseph Schnitzer, schildert. Unter den Klassikern des Modernismus ragt der Engländer Tynell hervor, aus dessen Schriften erschütternde Abschnitte mitgeteilt werden.

βλ. **La Chalotais Éducateur.** Par Jules Delvaille. Paris, Félix Alcan. 1911.

La Chalotais, Generalprokurator des Parlamentes von Rennes, verdankt seinen Platz in der Geschichte des 18. Jahrhunderts den Berichten, Comptes rendus, über Wirksamkeit und Organisation der Jesuiten, die zum Sturz der berühmten Gesellschaft beitrugen. Wer veranlaßt ist, sie zu lesen, wird wenig darin finden, was nicht hundert Jahre früher und besser in den „Provinzialbriefen" gesagt worden wäre. Da jedoch die Mehrzahl der jungen Franzosen in den 150 Kollegien herangebildet wurde, die der Jesuitenorden 1760 im Lande besaß, mußte nach Schließung dieser Schulen für Ersatz gesorgt werden. An dieser Aufgabe hat sich La Chalotais während mehrerer Jahre und mit Erfolg beteiligt. Weder ihm jedoch noch seinen Freunden fiel es bei, die Reorganisation des Unterrichts auf das Volk auszudehnen. Bildung war für eine Elite gedacht: Voltaire applaudierte, und selbst d'Alembert widersprach sehr schwach; der Zweck ihrer Reform war die Verweltlichung der Erziehung.

βλ. **L'Honneur sentiment et principe moral.** Par Eugène Terraillon. Paris, Félix Alcan. 1912.

Die Ehre — man kann das Wort nicht gleichgültig aussprechen; es hat, wie kein anderes, einen gewissen Klang, und wem es verlangt, den Begriff dessen, was darunter verstanden ist, in eine Formel zu fassen, der wird sie vielleicht am besten bei dem Dichter und Soldaten Alfred de Vigny ausgedrückt finden: „Die Ehre ist die bis zur Leidenschaft gesteigerte Selbstachtung." Sie ist nicht die Pflicht, denn sie handelt sehr oft in direktem Widerspruch zu ihr, sie entspringt dem unstillbaren Bedürfnis des Menschen, sich die Anerkennung derer, die er für die Besten hält, noch über das Grab hinaus zu sichern. „Die Liebe zu unsterblichen Dingen," so bezeichnet Sokrates diese Triebfeder der edelsten Taten. Montesquieu nennt die Ehre das Prinzip der Monarchien; Calderon läßt im Drama seinen Helden zur geliebten, unschuldigen, aber in ihrer Ehre verdächtigten Gattin sprechen: „Das Herz betet dich an, die Ehre verabscheut dich, du hast noch zwei Stunden zu leben." Er ist entschlossen, sie einem Vorurteil zu opfern. Die Pflicht bedarf keines solchen, sie muß bereit sein, auf der Höhe sittlicher Vollendung selbst dem Ruhm zu entsagen, sie rechnet mit einem Ausgleich der Gerechtigkeit, der nicht von dieser Welt ist. Die Ehre aber ist von dieser Welt und gibt selbst das Leben preis, um auf fleckenlosem Schild zu fallen. Ihre Richter sind ihresgleichen; wir sprechen von Familien-, von Standes-, von Berufs-, von nationaler Ehre und bezeichnen damit die zur Solidarität verbundenen gesellschaftlichen Gruppen, die sich selbstgegebenen Gesetzen unterwerfen. Sie sind Bollwerken vergleichbar, die schon der primitive Mensch um den häuslichen Herd und zum Schutz gegen äußere Angriffe errichtet; sie verfeinern sich mit den Ansprüchen gesteigerter Kultur, sie ändern ihr eigentliches Wesen nicht; sie gewähren dem einzelnen den Schutz der Gesamtheit unter der Bedingung, sich dieses Schutzes würdig zu erweisen. Wir vermögen den vom verdienten Verfasser dieser vortrefflichen Abhandlung ausgesprochenen Zweifel, als ob die Nivellierung der Gesellschaft und die Aufhebung der Klassenunterschiede den Ehrbegriff entbehrlich machen könnten, in keiner Weise zu teilen. Er ist, wie der Unterschied der Geschlechter, der Menschheit mit der Gewalt eines Naturgesetzes mit auf den Weg gegeben und wird nur mit ihr untergehen.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. Mai zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Aman-Jean. — Velazquez. Par Aman-Jean. Avec 24 planches hors texte. Paris, Félix Alcan. 1913.

Bartels. — Der deutsche Verfall. Vortrag, gehalten am 21. Januar 1913 zu Berlin von Adolf Bartels, Professor in Weimar. Leipzig, Armanenverlag Robert Burger. 1913.

Bernhard. — Die politische Kultur der Deutschen. Festrede, gehalten auf dem Bismarck-Kommers zu Berlin am 29. März 1913 von Ludwig Bernhard, Professor der Staatswissenschaften an der Universität Berlin. Berlin, Julius Springer. 1913.

Blume. — Die Wehrkraft Deutschlands im Vergleich mit der der anderen europäischen Großmächte. Ein Vortrag, gehalten am 28. März 1913 im staatswissenschaftlichen Fortbildungskursus zu Berlin von W. von Blume, General der Infanterie z. D. Berlin, E. S. Mittler und Sohn. 1913.

Čech. — Die Adamiten. Von Svatopluk Čech. Aus dem Böhmischen übersetzt von Josef Weinberger. Dresden, „Die Sonne", Belletristische Verlagsanstalt. 1912.

Christ. — Lausdirndlgeschichten. Von Lena Christ. München, Martin Mörikes Verlag. 1913.

Clasicos Castellanos. — Cervantes Don Quijote de la Mancha VI. Madrid, La lectura. 1913.

Collet. — Le mysticisme musical espagnol au 16. siècle. Par Henri Collet. Paris, Félix Alcan. 1913.

Crisenoy. — Le sens intime de la tétralogie de Richard Wagner. La Chute. La Rédemption. Par Carl de Crisenoy. Paris, Perrin et Cie. 1913.

Dedieu. — Montesquieu. Par Joseph Dedieu, professeur à la faculté libre des lettres de Toulouse. Paris, Félix Alcan. 1913.

Deledda. — In der Wüste. Roman von Grazia Deledda. München, Albert Langen. O. J.

Deutschland im neunzehnten Jahrhundert. Fünf Vorlesungen von J. H. Rose, E. C. K. Gonner, M. E. Sadler und C. H. Herford. Mit einem Geleitwort von Viscount Haldane. Herausgegeben von C. H. Herford. Ins Deutsche übertragen von Karl Breul. Berlin, Karl Siegismund. 1913.

Diersburg. — Zur Gleichstellung der Altpensionäre und ihrer Hinterbliebenen mit den Neupensionären auf Grund des letzten Offizier-Pensionsgesetzes. Von Hermann Freiherr Röder von Diersburg, Oberstleutnant z. D. Dresden, E. Heinrich. 1913.

Dietze. — Der wirtschaftliche Imperialismus und die Trusts. Vortrag, gehalten im Verband D. H. zu Leipzig. Von M. Dietze. Berlin, Cordel und Renné G. m. b. H. 1913.

Domanig. — Tyroler Hausgärtlein. Ein Volksbuch von Karl Domanig. Zweite, viel vermehrte und veränderte Auflage. Kempten und München, Jos. Kösel'sche Buchhandlung. 1912.

Dresch. — Le Roman social en Allemagne (1850—1900). Gutzkow — Freytag — Spielhagen — Fontane. Par J. Dresch. Paris, Félix Alcan. 1913.

Fehrs. — Holstenart. Auswahl aus den Dichtungen von Johann Hinrich Fehrs. Für den „Quickborn" in Hamburg herausgegeben von Jacob Bödewadt. Hamburg, Alfred Janssen. 1913.

Fenollosa. — Ursprung und Entwicklung der chinesischen und japanischen Kunst. Von Ernest Fenollosa. Ins Deutsche übertragen von Fr. Milcke. Durchgesehen und bearbeitet von Shinkichi Hara, wissenschaftlichem Assistenten am Museum für Kunst und Gewerbe in Hamburg. Erster Band: Mit 78 zum Teil farbigen Tafeln und zwei Zeichnungen im Text. Zweiter Band: Mit 113 zum Teil farbigen Tafeln. Leipzig, Karl W. Hiersemann. 1913.

Freißler. — Schwefelblüte. Novelletten von Ernst W. Freißler. München, Albert Langen. O. J.

Goethe. — Goethes Sämtliche Werke. Zwanzigster Band. (Propyläen-Ausgabe.) München, Georg Müller. O. J.

Goethe. — Goethes italienische Reise. Leipzig, Insel-Verlag. 1913.

Gorion. — Die Sagen der Juden. Gesammelt und bearbeitet von Micha Josef bin Gorion. Von der Urzeit. Jüdische Sagen und Mythen. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt Rütten und Loening. 1913.

Granier. — Publikationen aus den kgl. preußischen Staatsarchiven. 88. Band: Berichte aus der Berliner Franzosenzeit 1807—1809. Nach den Akten des Berliner Geheimen Staatsarchivs und des Pariser Kriegsarchivs. Herausgegeben von Herman Granier. Leipzig, S. Hirzel. 1913.

Grothe. — Durch Albanien und Montenegro. Zeitgemäße Betrachtungen zur Völkerkunde, Politik und Wirtschaftswelt der westlichen Balkanhalbinsel von Hugo Grothe, Dr. jur. et phil. Mit 71 photographischen Originalaufnahmen, 2 Skizzen und 2 Karten im Text. München, Martin Mörikes Verlag. 1913.

Gründorf. — Memoiren eines österreichischen Generalstäblers 1832—1866. Von Wilhelm Ritter Gründorf von Zebegény. Herausgegeben von Adolf Saager. (Memoiren-Bibliothek IV. Serie 12. Band.) Stuttgart, Robert Lutz. O. J.

Halbwachs. — La théorie de l'homme moyen. Essai sur quetelet et la statistique morale. Par Maurice Halbwachs. Paris, Félix Alcan. 1913.

Hallström. — Ein Schelmenroman. Von Per Hallström. Autorisierte Übersetzung aus dem Schwedischen von Marie Franzos. Leipzig, Insel-Verlag. 1913.

Hauschner. — Die große Pantomime. Roman von Auguste Hauschner. Berlin, Egon Fleischel und Co. 1913.

Hebbel. — Hebbels Briefe. Ausgewählt und eingeleitet von Theodor Poppe. Mit zwei Porträts in Kunstdruck und einer Faksimilebeilage. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong und Co. O. J.

Höcker. — Kleine Mama. Von Paul Oskar Höcker. Berlin, Ullstein und Co. 1913.

Hoffmann. — Briefe der Liebe. Dokumente des Herzens aus zwei Jahrhunderten europäischer Kultur. Gesammelt von Camill Hoffmann. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong und Co. O. J.

Jarotzky. — Zur Reform der Mittelschule. Gedanken und Vorschläge. Von A. Jarotzky, o. ö. Professor der klinischen Medizin an der Universität Dorpat. Reval, Franz Kluge. 1913.

Katalog der Berliner Stadtbibliothek. Elfter Band. Abteilung XV: Pädagogik. Abteilung XVI: Theologie. Abteilung XVII: Militärwissenschaft. Berlin, Otto von Holten, Kunst- und Buchdruckerei. 1913.

Koch. — Katholizismus und Jesuitismus. Von D. Dr. Hugo Koch, Universitätsprofessor. München, Martin Mörikes Verlag. 1913.

Koch. — Konstantin der Große und das Christentum. Von D. Dr. Hugo Koch, Universitätsprofessor. München, Martin Mörikes Verlag. 1913.

La Tour. — Journal d'une femme de cinquante ans 1778—1815. Par Marquise de La Tour du Pin. Publié par son arrière petits-fils le Colonel Comte Aymar de Liedekerke-Beaufort. Deux tomes. Paris, Librairie Chapelot. 1913.

Lindenmayr. — Das Gifttrias. Arsen, Blei und Quecksilber, die Erwürger der gewerblichen Arbeiter. Eine Flugschrift technischen und sozialpolitischen Inhalts. Von Dr. med. Josef Lindenmayr, mit Vorwort von Dr. Georg v. Schulpe, kgl. ung. Hofrat. Dresden, „Globus", Wissenschaftl. Verlagsanstalt. 1912.

Merkl. — Der Gutsbesitzer von Holderau. Roman von Kaspar Ludwig Merkl. München, Albert Langen. O. J.

Messer. — Geschichte der Philosophie vom Beginn des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart. Von Dr. August Messer, o. Professor an der Universität Gießen. Leipzig, Quelle und Meyer. 1913.

Muret. — Jérémie Gotthelf. Sa vie et ses œuvres. Par Gabriel Muret, agrégé de l'université. Paris, Félix Alcan. 1913.

Noorden. Harun der Sarazene. Roman von Elly von Noorden. Leipzig, Xenien-Verlag. 1913.

Osten-Sacken. — Kaiser Wilhelm II. und sein Heer. 1888—1913. Eine Gedenkschrift zum 25jährigen Regierungsjubiläum unseres Kaisers. Von Ottomar Freiherrn von der Osten-Sacken und von Rhein, Oberstleutnant a. D. Berlin, E. S. Mittler und Sohn. 1913.

Paasch. — Gesundheit und Lebensklugheit. Ärztliche Betrachtungen und Anregungen. Von Dr. Richard Paasch, Geheimer Sanitätsrat. Leipzig, Quelle und Meyer. 1913.

Philippi. — Monica Vogelsang. Vier Novellen von Felix Philippi. Berlin, Märkische Verlagsanstalt. O. J.

Piat. — La personne humaine. Par l'abbé C. Piat. (Ouvrage couronné par l'académie des sciences morales et politiques.) Deuxième édition, revue et augmentée. Paris, Félix Alcan. 1913.

Pic. — Les assurances sociales en France et à l'étranger. Par Paul Pic. Paris, Félix Alcan. 1913.

Plays. — Plays of to-day and to-morrow. 8. This generation. By S. M. Fox. London, T. Fisher-Unwin. 1913.

Pröll. — Karl Prölls Vermächtnis. Ausgewählte Gedichte und Denksprüche. Mit einer Einleitung von Heinrich Gutberlet. Berlin, Thormann und Goetsch. O. J.

Propertius. — Propertius' Elegien. Deutsch von Paul Lewinsohn. Leipzig, Dr. Werner Klinkhardt. 1913.

Radbruch. — Einführung in die Rechtswissenschaft. Von Gustav Radbruch, a.-o. Professor in Heidelberg. Mit 2 Bildnissen. Zweite Auflage. Leipzig, Quelle und Meyer. 1913.

Rampe. — Die Rampe. Almanach des Verbandes deutscher Bühnenschriftsteller auf 1913. Berlin, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt G. m. b. H. 1913.

Reventlow. — Herrn Dames Aufzeichnungen oder Begebenheiten aus einem merkwürdigen Stadtteil. Von F. Gräfin zu Reventlow. München, Albert Langen. O. J.

Rolland. — Les tragédies de la foi: Saint Louis. — Aërt. — Le triomphe de la raison. Par Romain Rolland. Paris, Hachette et Cie. 1913.

Ropschin. — Als wär es nie gewesen. Roman aus der russischen Revolution. Von W. Ropschin. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt Rütten und Loening. 1913.

Rouveyre. — Visages des contemporains. Portraits dessinés d'après le vif (1908—1913). Par André Rouveyre. Préface de Remy de Gourmont. Paris, Mercure de France. 1913.

Schimberg. — L'éducation morale dans les collèges de la compagnie de Jésus en France, sous l'ancien régime (16. 17. 18. siècles). Par André Schimberg. Paris, Honoré Champion. 1913.

Schimberg. — Les fragments philosophiques des Royer-Collard. Réunis et publiés pour la première fois à part. Avec une introduction. Par André Schimberg. Paris, Félix Alcan. 1913.

Schnellbach. — Aus Schacht und Scholle. Gedichte von Peter Schnellbach. Altes und Neues in Auswahl. Karlsruhe, Friedrich Gutsch. O. J.

Sombart. — Die deutsche Volkswirtschaft im neunzehnten Jahrhundert. Von Werner Sombart. Dritte, durchgesehene und bis auf die Gegenwart weitergeführte Auflage. Volksausgabe. Berlin, Georg Bondi. 1913.

Stauf. — Wir Deutschösterreicher. Notwendige Ergänzungen zur deutschen Literaturgeschichte der Gegenwart. Von Ottokar Stauf von der March. Mit 70 Bildnissen. Wien, Heinrich Feige und Co. 1913.

Steinhausen. — Geschichte der deutschen Kultur. Von Prof. Dr. Georg Steinhausen, Bibliotheksdirektor in Cassel. Zweite, neubearbeitete und vermehrte Auflage. Erster Band. Mit 86 Abbildungen im Text und 10 Tafeln in Farbendruck und Kupferätzung. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.

Streicher. — Schillers Flucht von Stuttgart und Aufenthalt in Mannheim von 1782 bis 1785. Von Andreas Streicher. Eingeleitet und erläutert von Prof. Dr. Georg Witkowski. Mit zahlreichen Bildern aus Schillers Zeit. (Hausbücherei Band 46.) Hamburg-Großborstel, Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung. 1912.

Sütterlin. — Werden und Wesen der Sprache. Von Dr. L. Sütterlin, Professor an der Universität Freiburg i. Br. Leipzig, Quelle und Meyer. 1913.

Tagore. — Gitanjali (song offerings) by Rabindranath Tagore. A collection of prose translations made by the autor from the original Bengali. With an introduction by W. B. Yeats. London, Macmillan and Co. 1913.

Thoma. — Das Säuglingsheim. Burleske in einem Aufzuge von Ludwig Thoma. München, Albert Langen. O. J.

Thüringen. — Ein Berater für Wanderungen, bei Auswahl von Sommerfrischen und Kurorten sowie bei dauernder Ansiedlung in Thüringen. 1.—25. Tausend. Mit 140 Abbildungen und einer Karte. Gotha, Thüringer Verkehrs-Verband. 1913.

Trebitsch. — Erkenntnis und Logik. Vortrag, gehalten in der Philosophischen Gesellschaft zu Wien, 20. Dezember 1912. Von Arthur Trebitsch. Wien, Wilhelm Braumüller. 1913.

Urkunden. — Urkunden der deutschen Erhebung. Originalwiedergabe in Faksimiledrucken der wichtigsten Aufrufe, Erlasse, Flugschriften, Lieder und Zeitungsnummern. Als Ergänzung aller Erinnerungsschriften herausgegeben von Dr. Friedrich Schulze. Leipzig, Georg Merseburger. 1913.

Vaerting. — Max Theermanns erste Liebe. Roman von Marie Vaerting. München, Albert Langen. O. J.

Vaillant. — La visite du berger. Poèmes. Par Paul Vaillant-Couthurier. Paris, Temps présent. 1913.

Voigt. — Exkursionsbuch zum Studium der Vogelstimmen. Praktische Anleitung zum Bestimmen der Vögel nach ihrem Gesange. Von Prof. Dr. A. Voigt. 6. Auflage. Leipzig, Quelle und Meyer. O. J.

Wasow. — Borislaw. Historisches Schauspiel in fünf Aufzügen. Von Iwan Wasow. Autorisierte Übersetzung aus dem Bulgarischen von J. Zobel. Dresden, „Die Sonne", Belletristische Verlagsanstalt. 1912.

Werner. — Der Höhe zu. Betrachtungen von Rudolf Werner. Dresden, „Die Sonne", Belletristische Verlagsanstalt. 1912.

Werner. — Erlebnisse und Eindrücke 1870—1890. Von Anton von Werner. Mit 342 Textillustrationen. Berlin, E. S. Mittler und Sohn. 1913.

Wernle. — Lessing und das Christentum. Von D. Paul Wernle. Tübingen, J. C. B. Mohr. 1912.

Wertheimer. — Graf Julius Andrássy. Sein Leben und seine Zeit. Nach ungedruckten Quellen von Eduard von Wertheimer. Band II/III. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1913.

Wertheimer. — Deutsche Leistungen und deutsche Aufgaben in China. Von Dr. Fritz Wertheimer. Mit zwei Kartenskizzen. Berlin, Julius Springer. 1913.

Widmann. — Ausgewählte Feuilletons. Von J. V. Widmann. Herausgegeben von Dr. Max Widmann. Frauenfeld, Huber und Co. 1913.

Wiegershaus. — Segel im Winde. Gedichte von Friedrich Wiegershaus. Leipzig, Xenien-Verlag. 1912.

Wilamowitz-Moellendorf. — Reden und Vorträge. Von Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff. Dritte, vermehrte Auflage. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1913.

Wittkowsky. — Vom andern Ufer. Dichtungen von Carl Wittkowsky. Berlin, Felix Lehmann Verlag. O. J.

Wolff. — Henneken. Ein Buch der Armut und Arbeit von Johanna Wolff. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt Rütten und Loening. 1913.

Wolff. — Shakespeare. Der Dichter und sein Werk von Max J. Wolff. In zwei Bänden. Dritte, durchgesehene Auflage. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. 1913.

Wolzogen. — Eine fürstliche Maulschelle. Spiel in fünf Aktussen. Aus des schlesischen Ritters Hans von Schweinichen eigner Lebensbeschreibung gezogen durch Ernst Ludwigen Freiherrn von Wolzogen. Berlin-Grunewald, Friedrich Fontane und Co. 1912.

Wulffen. — Frau Justitias Walpurgisnacht. Roman von Erich Wulffen. Berlin, Carl Duncker. 1913.

Xenienbücher. Band 1: Schiller, Goethe und die Xenien. Von Dr. Hanns Holzschuher. — Band 2: Briefe eines ehrlichen Mannes bey einem wiederholten Aufenthalt in Weimar. — Band 3: Kunst und Kirche. Offener Brief an Houston Stewart Chamberlain. Von Hans von Wolzogen. — Band 4: Beobachtungen über das Gefühl des Erhabenen und Schönen. Von Immanuel Kant. — Band 5: Parsifal und der Gral in deutscher Sage des Mittelalters und der Neuzeit. Von Prof. Dr. W. Golther. — Band 6: Berlin. Von Heinrich Spiero. — Band 7: Der Hof der Königin Luise. Von Herman von Petersdorff. — Band 8: Der Dolch der Lady Arundel. Von Wilhelm Arminius. — Band 9: Das Wunder von Oberpurzelsheim. Das Recht auf den Tod. Zwei Novellen von Georg Hirschfeld. — Band 10: Der Centaur. Von Maurice de Guérin. Übertragen von E. L. Schellenberg. — Band 11: Ein Ring. Novelle von Georg von der Gabelentz. — Band 12: Die Hochzeitsnacht. Die schwarze Fahne. Zwei Novellen von Hugo Salus. Leipzig, Xenien-Verlag. O. J.

Ziemssen. — Familien- und Lebenserinnerungen. Von Otto Ziemssen. Gotha, E. F. Thienemann. 1913.

Verlag: Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. Druck: Plererſche Hofbuchdruckerei, Altenburg.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

AP
30
D4
Bd.155

Deutsche Rundschau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY